‚Verbriefte' Heimat.
Neubeheimatung und sprachliche Heimatfindung im Spiegel zweisprachiger Privatbriefe vertriebener Deutscher aus Ungarn in Baden-Württemberg (1946–1956)

‚Borítékolt' kötődés.
Kitelepített magyarországi németek hazáratalálása Baden-Württembergben írott kétnyelvű leveleik tükrében (1946–1956)

Értekezés a doktori (Ph.D.) fokozat megszerzése érdekében
a néprajz tudományágban

Írta: Schell Csilla okleveles néprajz mesterszakos bölcsész

Készült a Debreceni Egyetem Történelmi és Néprajzi doktori iskola Néprajz programja keretében

Témavezető: Prof. Dr. ……..
(olvasható aláírás)

A doktori szigorlati bizottság:
elnök: Dr. ……
tagok: Dr. ……
Dr. ……...

A doktori szigorlat időpontja: 20... .....

Az értekezés bírálói:

Dr. .....
Dr. ……
Dr. .....

A bírálóbizottság:
elnök: Dr. .....
tagok: Dr. ……...
Dr. ……..
Dr. ……..
Dr. ……..

A nyilvános vita időpontja:……..

Doktorjelölti nyilatkozat:

Én Schell Csilla teljes felelősségem tudatában kijelentem, hogy a benyújtott értekezés önálló munka, a szerzői jog nemzetközi normáinak tiszteletben tartásával készült, a benne található irodalmi hivatkozások egyértelműek és teljesek. Nem állok doktori fokozat visszavonására irányuló eljárás alatt, illetve 5 éven belül nem vontak vissza tőlem odaítélt doktori fokozatot. Jelen értekezést korábban más intézményben nem nyújtottam be és azt nem utasították el.

Freiburg im Breisgau. 2024, november 4.

Schell Csilla s. k.

INHALT

0. Einleitung, Gegenstand, Erkenntnisziel und Herangehensweise 7

Einführende brieftheoretische Ansätze 12

„und so bekommen wir Täglich tausend solhe Briefen“ – Vertriebenenbriefe im Schatten Briefforshung. Ein Problemaufriss 17

I. DER BRIEFBESTAND ALS KOMMUNIKATIONSKANAL 22

1.1 ÜBERLIEFERUNG, ENTSTEHUNG UND KOMMUNIKATION 22

1.1.1 „*Mein Mann sagt immer wir haben doch Glück gehabt das wir einander gefunden haben wenigstens Brieflich*“ – Zum Kontext der Entstehung 22

1.1.2 „*Sie schreiben das Sie mir allerlei Fragen zusammenstelen werden*“ – 24

1.1.3 „*Endweder sehr beschäftigt? oder fileiht Krank*, […]. *Oder sogar auf uns fergesen*“ – Kontaktbedürfnis 27

1.1.4 Ethische Fragen, Anonymisierung und Zitierweise 30

1.2 ÄUβERE MERKMALE DES KOMMUNIKATIOSKANALS 33

1.2.1 „*Post – damit wir uns besser verstehen*“ – Die Post kommuniziert mit 35

1.2.2 „*Schön geschrieben habe ih niht*“ – Die Schriftform 36

1.2.3 „*da die Tinte und das Papier so schlecht ist*“ – Schreibutensilien 38

1.2.4 *„Wichtig“* – Vorfrankierte, an sich selbst adressierte, wichtige und unwichtige Briefe 40

1.2.5 „*Ich hätte schon Geschrieben aber ich wuste nicht in was für einen Krankenhaus*“ – Übermittlungsmodalitäten und der Weg des Briefes 41

1.2.6 Mehr als ein Brief 42

1.2.7 *„so stand es auf der Karte u. /so schrieb ich’s Wort wörtlich ab“* – Brief im Brief. Einen Brief weiterleiten, Information in Zirkulation bringen 47

1.2.8 „*Es hat sie auserordentlich gefreut für Ihre so freundliche Aufmerksamkeit“* – Einen Brief nicht selber schreiben 50

1.2.9 „*der Brief ist geöfnet worden*“ – Überwachte Briefe 53

1.3 BRIEFE UND BRIEFSCHREIBENDE 61

1.3.1 „*Wir sind 125 Budaörscher hier da gibd verschidene Sorten*“ – Briefe nach Herkunftsorten der Schreibenden 61

1.3.2 Die zeitliche Dimension: Korrespondenzverlauf, Periodizität 62

1.3.3 Zwei Hauptphasen der Briefkommunikation 65

1.3.4 *„einer amtlichen Stelle öffnet man nicht auch sein Herz“* – Vertrauensverhältnis zwischen Schreibenden und Adressaten 68

1.3.5 *„sonst wird es Ihnen zu dum daß Lessen“* – Ungleiche Parteien in den Kommunikationssystemen 81

1.3.6 Zu Eugen Bonomis Biographie und Forscherprofil 97

II. BRIEF UND SPRACHE – DIE SPRACHE DER BRIEFE 102

2.1 BRIEF, SPRACHE UND SPRACHERWERB 102

2.1.1 Spracherwerb in der alten Heimat. Zu den schulischen Erfahrungen der Schreibenden 103

2.1.2 Die schulische Logistik und der Kampf um die Sprache(n) 103

2.1.3 Sprachgebrauch und Mehrsprachigkeit 108

2.1.4 Die in die neue Heimat mitgebrachte(n) Sprache(n) 112

2.2 DER TEXTBESTAND ALS SPIEGEL DER ZWEISPRACHIGKEIT – DIE WAHL DER SPRACHE, BILINGUALISMUS UND SPRACHKONTAKTPHÄNOMENE 126

2.2.1 Zur sprachlichen Ausgangssituation 126

2.2.2 „*und die hat mihr meine Feler forgehalten, und dan hab ich mih geschemt und habe mich nicht mehr schreiben getraut*“ – Briefeschreiben und Scham 128

2.2.3 Die ungarndeutschen Vertriebenen in einer sprachlichen Umbruchsituation 133

2.2.4 Offener Sprachwechsel ins Ungarische in den Briefen der Budaörser 142

2.2.5 Sprachwechsel in den Vertriebenenbriefen aus Ungarn – Versuch einer Bilanz 179

III. INTEGRATION IM SPIEGEL DER BRIEFE 184

3.0 Einführung: Zur Geschichte der Vertriebung in Budaörs 184

3.1 Theoretische Grundlagen und Vorgehensweise der Analyse der Vertriebenenbriefe 186

3.2 ANKUNFT 190

3.2.1 Ankunft 1: „*Also sind wir so schnel nach Deutschland gekommen*“ 190

3.2.2 Ankunft 2: „*Ich habe keine zwei Kleider noch Koffer* […]. *Der /liebe Gott* 196

hat es gegeben u. hat es wieder von uns genommen“ 196

3.2.3 Ankunft 3: „*so ein leben is eine elende Fercveiflunk*“ – Schwierige Ankunft 199

3.2.4 Ankunft 4: *„Ich kann mih niht in das hinein fügen“* – Gar nicht erst ankommen (können) 204

3.3 WEGE INS NEUE LEBEN FINDEN. KONTAKTE UND KONFLIKTE 206

3.3.1 „*was sol man den da machen? Hier ist garkeine/Arbeitz gelegenheit*“ – Der praktische Weg: Wie zu existieren? Wo wohnen? Wovon leben? 207

3.3.2 „*Es ist bei mir* […] *von keinem Lohn die Rede, sondern von der Heimat*“ – Briefschreiber Nr. 2 will die seelische Heimat finden 229

3.3.3 *„Wen Er nur seinem Weinkeller dabei hätt dan währs reht“* – Verlust der heimatlichen Nahrungsmittel, Verlust der Geselligkeit 247

3.3.4 „*Die Mussikanten gaben Ihr/bestes. So eht Budaörscherisch*“ – Aufschaukelung des Heimatlichen..... 253

3.3.5 „*Die hier wollen doch alles besser können*“ Konfrontationen im Alltag..... 258

3.4 ZERRISSEN ZWISCHEN UNGARN UND DEUTSCHLAND 263

3.4.1 „*viel schaff ich mir nicht an weil ich doch gar nihts weiß was mit uns noch geschiht*“ – Dauerhafte Unsicherheit..... 264

3.4.2 *„sie sagen das ist kein Leben zaus in Ungarn“* – Allerlei Nachrichten aus der alten Heimat 272

3.4.3 „*Einer der ist hiher gekommen von der Gevangen/schaft und seine Frau ist Zuhaus* […] *was wird denn mit denen werden?*“ – Krisen im herkömmlichen Wertesystem 288

3.4.4 *„Mir kam es so for wie wenn schon alle spinen möchten. In Ungarn waren Sie Deutsche, und hier sind Sie Ungarisch“* – Deutschgesinnte versus „Magyaronen“. Mitgebrachte Gegensätze, Spaltung und innere Identitätskrise der Gemeinschaft 294

3.4.5. *Magyar Hüség Mozgalom* – Versuch, die Treuebewung in Württemberg zu installieren. Zündstoff in der Heimatgemeinschaft 296

3.4.6 „*Und jezt mit der Volkszählung, Hier hat man ja noch nicht angefangen, aber sie sind alle gans Nervös*“ – Trauma-Thema Volkszählung und ihr langer Schatten 302

3.4.7 „*Prédikacio mise és stb. az mint magyarul ment. Was sagen Sie dazu*?“ – Identitätskrisenmanagement mittels Sprache 303

3.4.8 *„Das Heimweh hat in algemeinen nachgelassen “* Übergangszeit und Loslösung von der alten Heimat 310

3.4.9 „*es wird langsam ein Städthen* […] *man mus es lieb haben*“ – Zuwendung zur neuen Heimat und Stilllegung der Briefkommunikation 320

IV. FAZIT 322

V. LITERATUR..... 334

VI. ANHANG..... 351

6.1 Tabellarischer Erfassung der Sprachwechselstellen in den Briefen von Vertriebenen aus Budaörs 351

6.2 Ungarndeutsche Treubewegung in Herbrechtingen e. V. (Satzung)..... 400

6.3 Ein Beispiel für die Schwabensatirik: „Taszajtó Nagy Gergely esete a helyes kiejtéssel“ [Der Fall von Gregor dem Riesengroßen mit der richtigen Aussprache]..... 402

0. Einleitung, Gegenstand, Erkenntnisziel und Herangehensweise

Die vorliegende Abhandlung versteht sich als Beitrag zur europäischen Migrationsgeschichte. Sie soll eine Lücke in der Integrationsgeschichte der heimatvertriebenen Deutschen aus Ungarn nach dem Zweiten Weltkrieg im heutigen Bundesland Baden-Württemberg der Bundesrepublik Deutschland schließen. In der Arbeit wird eine kaum beachtete *differentia specifica* einer historischen Migrantengruppe beforscht: der Prozess der Neubeheimatung, mit Fokus auf die „sprachliche Heimatfindung", die anhand der Analyse von Privatbriefen der Vertriebenen aus Ungarn dargestellt wird, die nach der Ankunft in der neuen Heimat entstanden sind (1946–1956). Die Arbeit basiert auf Quellen, die sich im Besitz des „Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa Freiburg" (IVDE), in dem hier aufbewahrten Nachlass von Eugen Bonomi (1908–1979) befinden, und fügt sich zugleich in dessen Forschungstradition.

Der aus Ungarn stammende[1] Volkskundler und Linguist Eugen Bonomi hatte 1977 in einem Testament verfügt,[2] dass seine diversen volkskundlichen Materialien dem damaligen „Institut für ostdeutsche Volkskunde" vermacht würden:

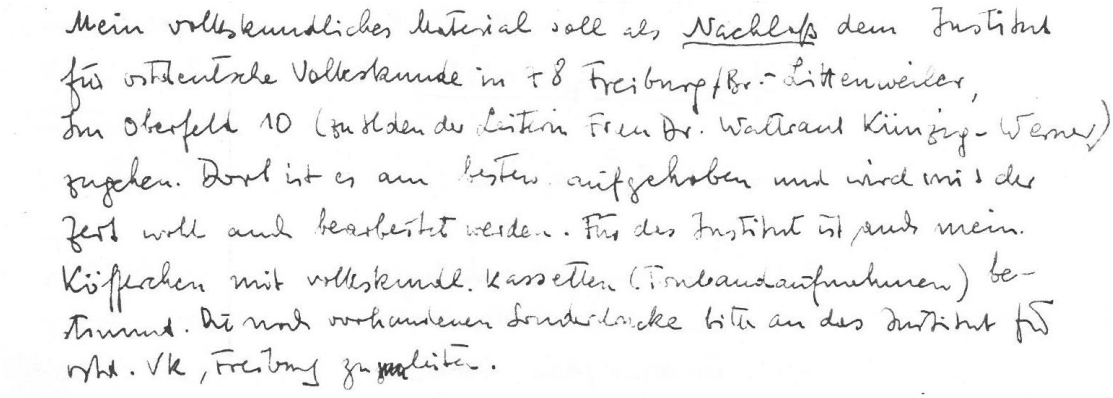

Mein volkskundliches Material soll als Nachlaß dem Institut für ostdeutsche Volkskunde in 78 Freiburg/Br.-Littenweiler, Im Oberfeld 10 (zu Händen der Leiterin Frau Dr. Waltraud Künzig-Werner) zugehen. Dort ist es am besten aufgehoben und wird wie bisher weiter und bearbeitet werden. Für das Institut ist auch mein Köfferchen mit volkskundl. Kassetten (Tonbandaufnahmen) bestimmt. Die noch vorhandenen Sonderdrucke bitte an das Institut für ostd. Vk, Freiburg zu senden.

Abb. 1. Aus dem Testament Bonomis

[1] Bonomi wurde in Orșova (Serbien) geboren. Seine Familie übersiedelte 1923 nach Székesfehérvár (Ungarn), wo er sein Abitur absolvierte. 1927 zog er nach Budapest, wo er bis zu seiner Übersiedlung nach Deutschland (1944) wohnhaft war.

[2] Eugen Bonomi (1977): Mein letzter Wille. Handschriftlich verfasstes Dokument v. 31.07.1977. 4 Seiten. Sign.: 3/012. Hervorh. im Orig. Im 1980 erschienenen Nekrolog von Anton Tafferner wird auf ein bereits 1976 verfasstes Testament Bezug genommen, in dem die Institutionen angegeben werden, an die weitere Nachlassteile gehen sollten; z. B. sollten die siedlungsgeschichtlichen Unterlagen dem Südostdeutschen Kulturwerk in München und der Südostdeutschen Historischen Kommission zugeführt werden. Vgl. Retterath/Schätzle 2007, 203; Tafferner 1980, 296. Vgl. auch den Brief des Notars Herkommer, Schorndorf, an das Johannes-Künzig-Institut v. 9.7.1979, IVDE Korrespondenzarchiv.

Im Nachfolgeinstitut, im heutigen IVDE, ist Bonomis Nachlass aufbewahrt[3] und erfasst[4] worden. Der an das IVDE fallende Nachlassteil umfasst außer dem hier behandelten Briefbestand wissenschaftliche Arbeiten, Tonbandaufnahmen, kleinere Sammlungen und einige wenige Lebensdokumente. Zum Nachlass gehört auch ein Tonmaterialbestand von insgesamt 26 Tonbandkassetten mit Aufnahmen von informellen Gesprächen, die Bonomi in den letzten Lebensjahren mit seinen ehemaligen Kontaktpersonen („Gewährspersonen") führte. Beim vorliegenden Bonomi-Nachlass handelt es sich um überwiegend in der neuen Heimat erhobenes Material. Bonomi hat im Laufe seiner Feldforschungen, die er vor der Vertreibung im Ofner Bergland etwa zehn Jahre lang betrieb, zwar ein umfangreiches Erhebungsmaterial zusammengetragen, von diesem konnte er aber auf seiner Flucht nach Deutschland nur einen Bruchteil mitnehmen. Der Rest wurde noch in Ungarn vernichtet bzw. ist unterwegs in Österreich verschollen.[5]

Die Briefe von seinen – auf Feldforschungen kennen gelernten – heimatvertriebenen Landsleuten, die sog. ‚Bauernbriefe', wurden von dem Adressaten Bonomi selbst als eine separate Sammlung behandelt. In dem (einzigen) dieser Briefsammlung gewidmeten Aufsatz kündigte Bonomi eine wissenschaftliche Bearbeitung dieser Briefe an. Da sie „dokumentarischen Wert haben und für das Denken des Volkes aufschlußreich sind, bewahre ich [sie] auf, um sie einmal auszuwerten", schrieb er,[6] und obwohl er über das Vorhaben seinem Freund Anton Tafferner bereits Jahre zuvor berichtete ([2/2/024 = 09.04.1962] u. [2/2/029 = 26. 07.1962]), er verwirklichte diesen Plan nie.

Mit der vorliegenden Arbeit wird nicht nur dem Auftrag des Nachlassgebers, sondern vor allem einer in mehrerer Hinsicht unikalen Briefsammlung und einer raren Textsammlung Rechnung getragen. Die hier untersuchten Zeugnisse halten den mitgebrachten Sprachzustand der vertriebenen Deutschen aus Ungarn auf eine einmalige Art fest, nämlich in ihrer

[3] Hinweise bezüglich des Weges des Nachlasses in das Institut verdanken wir einem heute in Schwetzingen lebenden Vertriebenen aus Budaörs, dem Lehrer Herrn Andreas Ritter. Ihm gilt an dieser Stelle großer Dank. Vgl.: Ritter, Andreas: Gedächtnisprotokoll zum Auffinden des Bonomi-Nachlasses, Brief v. 01.07.2016., Archiv des IVDE.
[4] Zur Inventarisierung des Nachlasses s. Retterath/Schätzle 2007.
[5] Bonomis Materialien sollen in seiner Wohnung vernichtet worden sein. Seine letzte Wohnadresse war Budapest XI. Bezirk, Horthy Miklós u. (1945 umbenannt, heute Bartók Béla út) 86/9 [2/1/052]. Unterwegs auf seiner Flucht nach Deutschland schrieb Bonomi am 12.04.1945 in St. Lambrecht (Steiermark) einen Brief, in dem er eine kurze Bestandsaufnahme gibt, welche Materialteile seiner Sammlungen unterwegs sind, und versucht deren Unterbringung für den Fall seines Todes zu regeln. Brief an Anton Tafferner [12.04.1945 = 2/2/107].
[6] Bonomi 1961/64, 157.

‚donauschwäbischen Schriftsprachlichkeit' und ihrer Bilingualität. Darüber hinaus geben sie einen Einblick in den Alltag und deren Wahrnehmung nach der Vertreibung; sie spiegeln ein gemeinschaftliches Gruppenbewusstsein wider, sie zeigen deren Wandlung und nicht zuletzt stellen sie – aus der Sicht der kulturanthropologisch orientierten Briefforschung – wertvolle Zeugnisse der Briefkultur der unteren Bevölkerungsschichten der Nachkriegsgesellschaft dar. Dabei wird das fast gänzlich unveröffentlichte[7] Briefmaterial in einem ersten Schritt als Kommunikationsmedium, in einem zweiten als sprachliche Quelle und in einem dritten als soziokulturell betrachtete Quelle gezielt auf die Fragestellung hin erschlossen, welche Momente und Phasen sich in der Ankunftszeit und im Laufe des Integrationsprozesses in der persönlichen und der kollektiven Wahrnehmung der Heimatvertriebenen anhand dieser Selbstzeugnisse abbilden.

Insgesamt versucht die vorliegende Arbeit zur Beantwortung jener Fragen beizutragen, die Elisabeth Pfeil in ihrem Buch *Der Flüchtling. Gestalt einer Zeitenwende* 1948 einfühlsam in den Raum stellte: „Was ging in den Menschen vor, die die Fluchtstraßen entlangzogen? Was geschieht an ihnen, indem sie auf diese Weise entwurzelt wurden? Nicht nur die Leiden gehen uns was an", schreibt sie, „sondern fast mehr noch, was an Veränderungen vor sich geht, die Wandlungen im Bilde, das wir von dieser Welt haben, in unserem Verhältnis zum Schicksal und zu den Menschen, die Wandlungen auch in den objektiven Lebensordnungen und sozialen Strukturen"[8] – Fragen, die sich bis heute, auch im Bezug auf die in unseren Tagen wieder virulente Flüchtlingskrise in Europa nicht von ihrer Aktualität verloren haben.

Erkenntnisziel

Eine zentrale Fragestellung dieser Arbeit ist, welche Rolle der Briefkommunikation unter den vertriebenen „Bauersleuten", die kaum an Briefeschreiben gewöhnt waren, in der Ankunftssituation zukommt und welche Bedeutung und Funktion dabei dem Sprachwechsel zufällt. Meine Hypothese hierzu ist, dass es in dieser Korrespondenz unter dem Druck der eingeschränkten Austauschmöglichkeiten, einer instabilen sozialen Lage und des gleichzeitig bestehenden großen Kommunikationsbedarfs zu einer „*erzwungenen", d. h. der historischen*

[7] In seiner Publikation zum Briefbestand veröffentlichte Bonomi im Anhang 19 Brief(segment)e und verfasste eine thematische Skizze zu deren Inhalt. Vgl. Bonomi 1961/64, 176–187. Einige Briefe werden ferner zitiert: Beer 2004.
[8] Pfeil 1948, 6.

Ausnahmesituation geschuldeten besonderen Briefkommunikation und Schriftlichkeit kam. Die ‚Extremsituation' der Vertreibung und der Ankunft, in der sich die Menschen zum Schreibenden überwinden mussten, brachte eine authentische, oft spontane, der Gefühlswelt unmittelbar entsprungene, für die Schreibenden typische, nicht selten überraschend offene und ungefilterte Kommunikation zu den verschiedensten Themen bezüglich alter und neuer Heimat hervor, deren Alleinstellungsmerkmal das gelegentliche Hin- und Herwechseln zwischen der deutschen und der ungarischen Sprache (unter Einbezug der deutschen Dialektvarietät) eigen ist. Gleichzeitig ist eine grundsätzliche Scheu vor dem Briefeschreiben zu beobachten.

Gegenstand

Ziel der hier vorliegenden Arbeit bildet die aus drei Perspektiven erfolgende analytische Zusammenschau der Briefe von Vertriebenen im Bonomi-Bestand. Die Analyse nähert sich von den physischen Gegebenheiten der Briefkommunikation (Kapitel I) über die Aufschlüsselung des Kommunikationskanals Sprache (Kapitel II) hin zu den thematisch fokussierten Brieftextinhalten und erläutert dabei auch deren Kommunikationsfunktion (Kapitel III). Untersuchungsgegenstand sind die Briefe selbst, ihnen wurden lediglich einige weitere ergänzenden Briefbelege und vergleichbare Ego-Dokumente an die Seite gestellt, die bestimmte Briefinhalte zu beleuchten helfen.[9]

Entsprechend der dreifachen Gliederung dieser Arbeit werden die theoretischen Grundlagen an drei Stellen erörtert. Während zunächst eine allgemeine theoretische Einführung zum Kommunikationsmittel „Brief" folgt, werden die Grundlagen zur sprachlichen Erschließung des Briefbestandes in Kapitel II dargelegt und zum Thema Brief und Integration die theoretischen Grundsätze eingangs des Kapitels III eingeführt.

Herangehensweise

[9] Diese sind im Einzelnen: Briefe des Nachrichtenblattes *Értesítő* und sowie der Zeitschrift *Unsere Post*, Briefzeugnisse im Nachlass von Anton Reppmann (IVDE Freiburg), Briefe des Rechtsanwaltes Dr. Béla Gödrösy (Nachlass Gödrösy, Budakeszi), ferner ausgewählte Ego-Dokumente u. a. folgender Werke: Riedl 1952, Warneken 1987, Schmidt 2002, Tóth 2008, Steinhauser 2011 (Régi budaörsi családok III), Treier 2012, Elisch-Drexler 2014, Ritter 2020, Pfundt 2022.

Die erwähnten drei Einheiten dieser Arbeit gehen mit jeweils unterschiedlichen Herangehensweisen einher:

Kap. I: Im ersten Kapitel werden die Briefe zunächst holistisch betrachtet in ihrer Funktion als Kommunikationskanal untersucht, beginnend mit den durch ihre physische und haptische Erscheinung vermittelten Informationen.

Kap. II: Die zweite Einheit zielt auf die sprachliche Erschließung der Brieftexte; dabei wird insbesondere der Sprachwechsel in den Blick genommen. Dieser sprachlichen Aufschlüsselung wird ein heranführendes Kapitel vorangestellt, welches einige bildungsgeschichtliche Gegebenheiten bei den Schreibenden diskutiert; u. a. geht es um Fragen zu Schriftrealisierung, Spracherwerb, Zweisprachigkeit und zu der/den mitgebrachten Sprache(n).

Kap. III: Der dritte Abschnitt analysiert schließlich die Briefinhalte nach ihren inhaltlichen Aussagen. Hier werden individuelle und kollektive Wahrnehmungen von aktuellen Ereignissen, Einstellungen, Meinungen, Befindlichkeiten und Empfindungen bezüglich des subjektiv erlebten mehrstufigen Integrationsprozesses analysiert. Dabei treten neben individuellen auch gemeinschaftliche Phänomene zutage, in dem Sinne, wie es Walter Uka auslegte: „Durch jede Individualität eines Briefes scheint ein Allgemeines hindurch, spiegelt sich ein Teil der gesellschaftlichen Totalität wider“[10].

Einen sich über drei Jahrzehnte hinweg erstreckenden Korrespondenzverlauf sowohl synchron als auch diachron zu betrachten, erforderte aus Umfangsgründen eine Fokussierung, die vorgenommen werden musste. Dabei wurde die Analyse räumlich und zeitlich eingeschränkt, nämlich auf Briefe von Schreibenden aus Budaörs[11] und schwerpunktmäßig auf das Ankunftsjahrzehnt, den Zeitraum 1946-1956, eingegrenzt. Da jedoch die Briefe der Budaörser nicht nur quantitativ überwiegen, sondern auch qualitativ das Herzstück der Briefsammlung bilden, denn hier finden sich die wichtigsten ‚Vielschreiber-Protagonisten‘, leidet die Analyse

[10] Uka 2004, 118.
[11] Budaörs ist eine der zentralen Vertriebenengemeinden Ungarns, da es eine Schlüsselposition in der ungarischen Erinnerungskultur der Vertreibung einnimmt. Da die Vertreibung 1946 in Budaörs begann, wurde das zentrale Vertriebenendenkmal des Landes hier aufgestellt. Darüber hinaus wurde das Datum der Ausweisung aus Budaörs (19. Januar) zu einem neuen nationalen Gedenktag erkoren, den das Ungarische Parlament 2012 beschloss.

m. E. nicht durch diese Einschränkung. Im Gegenteil: Die Fokussierung auf eine begrenzte Anzahl von Schreibenden erlaubt es, individuelle Integrationsverläufe anhand von Einzelschicksalsmomenten in den Briefserien der Vielschreibenden vertieft zu betrachten.

Einführende brieftheoretische Ansätze

Beim Privatbrief kann kaum von einem kanonisierten Wissen gesprochen werden. Die Vielschichtigkeit der (Privat-)Briefe ist in mehreren Disziplinen hinreichend diskutiert, in der Epistolografie, in der (germanistischen) Linguistik, in mehreren Richtungen innerhalb der Sozialwissenschaften und selbst in der modernen Medienwissenschaft setzt man sich neulich wieder intensiv in der populären elektronisch vermittelten Briefkommunikation einer neuen E-Mail-Schreibkultur auseinander.[12]

Der deutsche Begriff „Brief“[13], der im heutigen Sinn seit dem 18. Jahrhundert, mit dem Erscheinen vom „Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste“ des Buchhändlers und Verlegers Johann Heinrich Zedler existiert, wird definiert „als eine kurze, wohlgesetzte und von allerhand Sachen handelnde Rede, so man einander unter einem Siegel schriftlich zuschickt, wenn man nicht mündlich miteinander sprechen kann“.[14] Der Privatbrief entwickelte sich „im Schatten des öffentlich-urkundlichen Schreibens“ und ab dem Hochmittelalter fand der – mittlerweile nicht mehr latein-, sondern deutschsprachige – Privatbrief immer mehr zu einer eigenständigen Form und einem freieren Schreibstil. Die reiche Korrespondenz von Martin Luther gilt als Höhepunkt der deutschen Briefgeschichte.[15]

Nachdem bereits das 18. Jahrhundert als das Jahrhundert des „deutschen Briefes“ deklariert wurde,[16] als zunächst die bürgerliche Schicht begann „ihre Gedanken- und Gefühlswelten“

[12] Der von Theodor W. Adorno vorausgesagte (und nach ihm immer wieder zitierte) Untergang des Briefes lässt auf sich offenbar warten. Adorno 1965, 117.
[13] Das Wort *Brief* kommt vom vulgärlateinischen *brevis* und stand für ein kurzes Schreiben oder eine Urkunde. Es fand im Althochdeutschen als *briaf* und im Mittelhochdeutschen als *brief* Aufnahme, dabei umfasste es zunächst alles Niedergeschriebene (Schriftstücke, Urkunden, Verträge, Erlässe, usw.) bis es sich auf schriftliche Nachrichten begrenzte. Zit. n. Etymologisches Wörterbuch des Deutschen 1989, 214–215 u. Uka 2004, 110.
[14] Johann Heinrich Zedler: Großes vollständiges Universallexikon. Band 4, Bl – Bz. Zit. n. Füsselberger 2013, 24.
[15] Nickisch 1991, 30–35.
[16] Dies wird vor allem durch Christian Fürchtegott Gellert, den bedeutendsten Brieftheoretiker dieser Zeit markiert. Sein Werk *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* (1751) gab Beispiele für eine neue Art des Briefschreibens, u. a. werden Formulierungen und Fehler vorgegeben, damit der Leser und zukünftige Briefschreiber an seinem eigenen Stil üben kann. Mit seinen Hilfestellungen stand Gellert für neue Grundsätze und wendete sich damit gegen die ihm vorangegangenen Briefsteller. Gellert trat mit

mitzuteilen, und zwar nicht nur „für die Öffentlichkeit, sondern für jene, die ähnlich empfanden“,[17] stellte sich am Ende des 19. Jahrhunderts jene Wende ein, die ein neues Interesse am Briefeschreiben bei den mittleren und unteren Sozialschichten brachte. Für die Briefgeschichte beschreibt Briefforscher Reinhard Nickisch diese Zeit als Meilenstein:

> „Im Kontext der gesellschaftsgeschichtlich so überaus folgenreichen Massenauswanderung des 19. Jhs. (die in knapp hundert Jahren nahezu sechs Millionen Deutsche in die Vereinigten Staaten führte) haben erstmals Angehörige der Unterschicht in einer Menge, wie sie nie zuvor im deutschen Sprachraum zu registrieren gewesen war, Beiträge zur Briefliteratur geliefert.“[18]

Dabei ist nicht nur die versandte Briefmenge beachtlich (100 Millionen Privatbriefe von 280 Millionen Briefsendungen, die zwischen 1820 und 1914 aus den USA nach Deutschland gingen), sondern vor allem, dass diese als „Dokumente eines sozialgeschichtlich hochrelevanten Emanzipationsvorgangs“ anzusehen sind, die erkennen lassen, wie sich Menschen aus der unteren Bevölkerungsschicht anlässlich ihrer Auswanderung „über ihre einstmalige niederdrückende soziale Lage erhoben hatten“[19]. Damit gilt als nachgewiesen, wie hoch der Dokumentationswert von Briefen von ‚Alltagsmenschen‘ sind, die durch (Zwangs-)Mobilisierung verschiedende Kulturräume berühren.

Die Idee eines „repräsentative[n] Materialkorpus aus Briefen und Karten des sog. ‚kleinen Mannes’“ zusammenzutragen, „dessen Auswertung zu gesicherten Aussagen über alle massenhaft vorkommenden Brieftypen unserer Zeit führen könnte“, steht dementsprechend bereits länger auf der Agenda der Briefforschung,[20] blieb jedoch unrealisiert. Dies sicher auch aus dem Grund, da die Briefschreibekultur einem permanenten Funktionswandel unterzogen ist. Pionierarbeit in der sozialwissenschaftlichen Erforschung von Briefen leisteten Thomas und Znaniecki, die Briefe polnischer Emigranten untersuchten (1. Auflage 1919-1921).[21]

---

seiner Schrift dafür ein, dass der Brief eine Nachahmung des Gesprächs wird. Er stellte als Forderungen an den Brief: Natürlichkeit, Deutlichkeit, persönliche Färbung, geschmacksvolle Ausdruckweise und Gesprächscharakter. Zusammenfassung n. Füsselberger 2013, 38.

[17] Nickisch 1991, 44.

[18] Nickisch 1991, 211.

[19] Nickisch 1991, 212.

[20] Nickisch 1991, 64.

[21] Über die Entstehungsgeschichte dieses ersten beeindruckenden Migrantenbriefprojektes schreibt Nadja Messerschmidt: „Im Rahmen der *Studies of Americanization* der Carnegi Corporation, war es, das William I. Thomas 1913, ein Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, nach Ost- und Südosteuropa brachte, um Materialien über polnische, russische, ungarische und jüdische Emigranten in ihren Herkunftsländern zu sammeln. In Warschau trat er in Kontakt zu einer Emigrantenorganisation, deren Direktor, Florian Znaniecki, er zur Mitarbeit gewann. Die Warschauer Emigrantenorganisation verfügte über eine eigene Poststelle, und so waren es Hunderte von Briefen, zwischen Familienangehörigen in Polen und den USA geschrieben, die zur hauptsächlichen Forschungsquelle über ihre Assimilierung in den USA wurden. Fünf Quellen waren es insgesamt, auf die sich die *Polish-Peasant-Study* stützte: über 700 Briefe in 50 Briefserien angeordnet, sogenannte *bow-letters*, die immer zugleich über eine ganze Familie und das Schicksal eines jeden Einzelnen ihrer Angehörigen berichten; Lebensgeschichten (drei werden detailliert wiedergegeben und interpretiert);

Dieses in der Forschungsgeschichte erstaunlich früh ins Leben gerufene und bahnbrechende Großprojekt wird immer wieder zitiert, jedoch kaum rezipiert. Ich schließe mich Ina Dietsch an, wenn sie fordert: „Bis heute existiert keine Übersetzung, und an die Idee von damals, Briefe als Quelle subjektiver Erfahrung […] zu nutzen, wurde nur sporadisch angeknüpft“.[22] Dabei wurden Briefe in der Edition von Thomas und Znanieckis zum ersten Mal „als Zeugnisse sozialen Handelns in Interaktionen“ betrachtet.[23]

In der 1988 erschienenen Edition der deutschen Auswandererbriefe nach Amerika setzten sich die HerausgeberInnen Wolfgang Helbich, Walter D. Kamphoefner und Ulrike Sommer fundiert und zielbewusst mit Briefen der Unterschicht auseinander. Wenn sie ihre Arbeit als „Beitrag der ‚Sprachlosen‘, einer Geschichte von unten, einer Alltagsgeschichte“ verstehen, wollen sie der Tatsache Rechnung tragen, dass bei den deutschen Auswandererbriefen bis dahin vorerst die Korrespondenz von Intellektuellen ein Übergewicht gehabt habe, sie hingegen betonen die subjektiven Erfahrungsdimensionen von Alltagsmenschen. Eine wichtige Qualität dieser Edition ist, dass sie ihre

> „Zeugnisse nicht von Angehörigen der schreibgewandten Mittel- und Oberschicht sind, sondern der Unter- und unteren Mittelschicht, die so gut wie nie zur Feder gegriffen hätten, wenn sie an ihrem Heimatort geblieben wären. […] Was die Darstellung der amerikanischen Gesellschaft und des Anpassungsprozesses betrifft, wird sehr deutlich, daß Unwissenheit und Naivität Einsichten und Empfindungen ermöglichen, wie sie dem gebildeten, dem ‚geschulten‘ Beobachter verschlossen bleiben müssen.“[24]

Der Ansatz der Untersuchung von norwegischen Auswandererbriefen des Kulturwissenschaftlers Knut Djupedal bildete wichtige Inspirationen in der vorliegenden Untersuchung. Für Djupedal war der Brief nicht nur ein geschriebenes Dokument als Artefakt, Autobiographie und Element eines Kommunikationsprozesses, sondern sein Verdienst war es, darin auch Ausdruck eines gemeinsamen Referenzrahmens[25] zu erblicken,[26] d. h. er sah in den Briefen einen gemeinsamen Wissens- und Erfahrungsraum der Schreibenden, welcher – im Gegensatz zu Tagebüchern – z. B. bei einer durch Auswanderung entzwei gebrochenen Gemeinschaft zum Tragen kommt. Bei den norwegischen

Zeitungsberichte über persönliche Geschichten; Protokolle von Gerichtsverhandlungen und Sozialeinrichtungen – den Schnittstellen sozialer Konflikte.“ Messerschmidt, 2013, 179. Hervorh. im Orig.

[22] Dietsch 2004, 15. Auch Götz/Speckle/Löffler 1993, 165 (Anm. 2), Keszeg 2008, 229.

[23] Dietsch 2004, 17. Keszeg 2008, 229.

[24] Helbich u. a. 1988, 33f.

[25] Djupedal 1989, 51.

[26] Dietsch 2004, 17f, Götz/Speckle/Löffler 1993a, 174f.

Korrespondierenden in der Relation von alter Heimat (Norwegen) und neuer Heimat (Amerika) beobachtete er:

> „Writing personal letters presupposes a common found of knowledge, a common frame of reference. The choice of subjects, people, places, and things mentioned, makes it clear that letters between Norway and Amerika are based on a frame of reference. […] It seems to be the rule that 'if you haven't been there, you won't understand, and if you have been there, you don't need a lengthy explanation'."[27]

Damit ist zugleich ein adaptierbares zentrales Konstitutionsmerkmal des hier untersuchten Briefbestandes angesprochen: jener gemeinsame Referenz- bzw. Erfahrungsraum, der in der Zeit Bonomis zehnjährigen Feldforschungen bei den Ofner Berglanddeutschen in der alten Heimat gebildet wurde. Diese sind Personen, Geschichten, Ereignisse, Glaubenssysteme, politische Entwicklungen u.v.m. – jene gemeinsame Wissensbasis, die in der altheimatlichen Begegnungszeit angelegt worden war und auf die in den Briefen zurückgegriffen wird.

In ähnlichem Sinn, wenn auch aus anderer Sicht, nämlich im Zusammenhang eines „Brieftext der Kultur" unter Miteinbezug von einer unter sich kodierten Sprache betrachtet Moritz Csáky das Verhältnis von Brief, Sprache, Code und Kultur. Das beginne schon damit, so Csáky, dass

> „Schreiber und Empfänger sich ein und derselben konkreten Sprache bedienen, dass die Vokabeln ihre Interaktionen mit anderen als Signifikanten ‚gelesen', die Codes dekodiert und das Signifikat, das z.B. mit einer Metaphorik benannt wird, entschlüsselt werden können. Darüber hinaus ergeben sich die sprachlich vermittelten Bedeutungen eines Briefes auch aus dem ‚Text der Kultur', in welchem sich der Schreiber und der Rezipient befinden."[28]

Anders und etwas freier und bildlicher formuliert mit Csáky: „Der Brief aktiviert also jenen weiten Spielraum an Bedeutungen bzw. ‚sozialer Energie', die ihm voraus gehen und die im ‚kulturellen Text' schon vor der Niederschrift eingebettet sind."[29] Der inspirative Ansatz von Csáky mit den hier erwähnten Schreibenden und dem Empfänger, die „sich ein und derselben Sprache bedienen", und zwar auch, wenn sie die Sprache wechseln, kommt gerade in unserem Briefbestand bei den Sprachwechselstellen auf eine essentielle Art zum Tragen: Auch wenn die Sprache gewechselt wird, bleibt der „Text der Kultur".

Briefe interessieren die ethnographische Forschung in der neueren Zeit als Spiegelungen des gesellschaftlichen, gemeinschaftlichen und politischen Agierens. In den Untersuchungen zum „Bürgerbrief" (Harm-Peer Zimmermann)[30], zu Briefen als Medien politischer Kultur (Michela

[27] Djupedal 1989, 60.
[28] Csáky 2005, 22.
[29] Csáky 2005, 22.
[30] Zimmermann 1982.

Fenske)[31] sowie bei den deutsch-deutschen Briefen im Ost-West-Zusammenhang (Ina Dietsch)[32] werden Briefe nicht als Quellen untersucht, die – anderswo und anderswie beschriebenen – historische Ereignisse verifizieren. Bei der ethnographisch-kulturanthropologischen Herangehensweise sollen Briefe nicht „entweder schon bekannte historische Fakten illustrieren oder lediglich sich wiederholende, marginale Einzelheiten liefern“,[33] vielmehr sollen sie als Ego-Dokumente sowie als Gemeinschaftszeugnisse durch die in ihnen spiegelnden Wahrnehmungen beschrieben werden.

Für das Fach Europäische Ethnologie definierte Silke Göttsch federführend in ihrer Zusammenschau den Brief unter den Ego-Dokumenten als ein „Konzept“, das „inhaltlich gefaßt und alle Quellen [meint], in denen ein Subjekt Aussagen über sich selbst macht“.[34] Diese grundlegende Festlegung wurde im Modell der kontextorientierten Auswertung der Briefe als „Medium von Alltagskommunikation“ von Irene Götz, Klara Löffler und Birgit Speckle erprobt. In ihrer Analyse bezüglich Soldatenbriefe stellten die Autorinnen fest, dass Briefbestände „sich nicht unter dem ‚Alltags-Paradigma im engeren Sinn‘ betrachten [lassen], eignen sich also nicht dafür, alltägliche ‚relativ dauerhafte Lebens- und Arbeitsweise(n)‘ zu beschreiben“. Sie legten ferner klar, dass ihr Wert „nicht auf der Faktenebene, sondern auf der subjektiv-gedanklichen, der Erfahrungs- und Beziehungsebene“ liegt.[35] Daraus folgt ein eine wichtige Leitlinie, die auch für die vorliegende Arbeit gilt – die der Nicht-Repräsentativität. Es handelt sich bei den Privatbriefen der heimatvertriebenen Deutschen aus Ungarn, wieder mit Silke Göttsch, um eine Auswertung archivalischer Quellen, bei denen „Repräsentativität im sozialwissenschaftlichen Sinne […] kaum herstellbar [ist], da „jede Analyse nur exemplarisch sein [kann]“.[36]

Ein Ausgangspunkt dieser Arbeit ist es, den Brief zunächst im Gefüge des Kommunikationsgeschehens zwischen Schreibenden und Adressaten zu betrachten, da die Briefinhalte ohne fundierte Kenntnisse von diesen – manchmal wörtlich – nicht zu verstehen sind. In ähnlichem Sinne forderten Götz, Löffler und Speckle, dass Briefe als „das betrachtet werden sollen, was sie für deren Verfasser in erster Linie darstellen: ein Mittel der Kommunikation“ und beklagten, dass „Forschungen, in denen es um die Charakteristika des

[31] Fenske 2013, Fenske 2014.
[32] Dietsch 2004.
[33] Götz/Löffler/Speckle 1993a, 171.
[34] Götsch 2001, 22.
[35] Götz/Löffler/Speckle 1993a, 172.
[36] Göttsch 2001, 26.

Briefes als Kommunikationsmittel und um eine daran anschließende grundsätzliche Auslotung seines Quellenwertes geht, ein immer wieder beklagtes Desiderat dar[stellen]“.[37] Im selben Beitrag wurde vom Autorenteam das von Djupedal geschaffene kontextorientierte Untersuchungsmodell an den Feldpostbriefen modellhaft weiterentwickelt, was in der vorliegenden Arbeit auch im Blick behalten wurde. Dabei wurden Kontextinformationen benannt, die das Zustandekommen eines Referenz- bzw. Erfahrungsrahmens gewährleisten und Voraussetzung für die Auswertung sind: der biographische, der soziale, der historische und der kulturelle Kontext, die auf den drei Einheiten der Arbeit verteilt wurden.

„und so bekommen wir Täglich tausend solhe Briefen“ – Vertriebenenbriefe im Schatten Briefforshung. Ein Problemaufriss

Reinhard Nickisch wies bereits darauf hin, dass dort, wo unmittelbare Begegnungen von Menschen durch soziale Bedingungen „willkürlich eingeschränkt werden“, der Brief und das Briefschreiben „unversehens wieder wichtig“ wird. Er folgt Georg Jappe,[38] indem er betont, dass der Brief nicht nur „die Reserve der persönlichen Bewegungsfreiheit“ ist, sondern folgt der These, dass die „menschlich beeindruckendsten Briefe“ in unserem Zeitalter in der Tat von Menschen geschrieben worden sind, die „sich in einer Notlage, in einer extremen Situation befanden“. Pointiert und wieder mit Jappe gesprochen: „nach wie vor bedarf der Brief, um zu gedeihen, nicht einer allgemeinen Humanität und schon gar nicht der Post – er bedarf der krassen, gefährlichen Ausnahmesituation“.[39] So eine Ausnahmesituation sei auch der Erste Weltkrieg, der Millionen zum Briefeschreiben veranlasste und so sei nach dem ungarischen Briefforscher Vilmos Keszeg der Brief durch diesen Krieg zu einer demokratischen Gattung geworden und zugleich in die Sphäre der lebendigen Sprache und der Alltagskommunikation gehoben worden.

Während Auswandererbriefe,[40] v. a. die millionenfachen Briefe der Amerika-Auswanderung und Feldpostbriefe der beiden Weltkriege zu den gut erforschten Bereichen der

[37] Götz/Löffler/Speckle 1993a, 165.
[38] Jappe 1969, Hier zit. n. Nickisch 1991, 64.
[39] Jappe 1969, 361, hier zit. n. Nickisch 1991, 64.
[40] Große deutsche Auswandererbrief-Sammlungen finden sich in der Forschungsbibliothek Gotha. Hier sind unter den über 11.000 Auswandererbriefen rund 450 Briefserien zu finden (eine Serie zählt mind. 3 Briefe), zu denen biographische Daten gesammelt wurden (Heimatort und amerikanischer Wohnort usw.). https://www.uni-erfurt.de/forschungsbibliothek-gotha/sammlungen/handschriften-und-nachlaesse/auswandererbriefe (letzter Zugriff: 30.07.23.)

Geschichtswissenschaft zählen,[41] werden Briefe, die nach dem Zweiten Weltkrieg, in der Zeit von Flucht und Vertreibung geschrieben wurden, und die in der Zeit von Ankunft und Integration, ggf. im Rahmen der Kommunikation mit der alten Heimat entstanden, weit weniger beachtet.[42] Gleichwohl ist davon auszugehen, dass die Millionen Heimatvertriebenen in der Zeit der Heimatfindung mit Schicksalsgenossen in intensiver Korrespondenz gestanden haben und/oder dass sie sich brieflich auch an andere, z. B. an politische Entscheidungsträger wandten. Die hier untersuchte Briefsammlung erbringt einen klaren Nachweis, dass die hier gegebene „krasse Ausnahmesituation" von Flucht und Vertreibung sogar Menschen einer sozialen Schicht zum Schreiben bewegte, die ohne diesen Zwang nie zur Feder gegriffen hätten. (Eine letzte, mit Krieg freilich nicht vergleichbare, dennoch krisenhafte „Ausnahmesituation", die in der Zeit der Entstehung dieser Untersuchung zu beobachten war, war die Zeit der COVID-Pandemie. Da startete beispielsweise die Wochenzeitung „Zeit" ihre Serie „Corona-Briefe", die mit den Zeilen eingeleitet wurde: „Die Gedanken sind frei, die Menschen sind es nicht. Schlechte Zeiten? Gute Zeiten für das Schreiben von Briefen".[43])

Eine der wenigen Briefausgaben, wie die Briefsammlung von Konrad Adenauers Korrespondenz mit Vertriebenen[44] mag veranschaulichen, dass sich die Heimatvertriebenen mit ihren Fragen, Problemen und Hoffnungen an den früheren Kölner Bürgermeister und späteren Kanzler wandten. Der schmale Band stellt zwar eine kleine Auswahl dar, er bildet aber die in der popularen Schriftlichkeit grundlegendes, althergebrachtes Kommunikationsgefälle exakt ab: wie sich „der kleine Mann" in einer prekären Lage an eine einflussreiche Führungspersönlichkeit wendet, um nach dessen Rat und Orientierung bietender Einschätzung zu fragen – eine in der Forschung bekannte und beobachtete Konstellation,[45] die auch bei dem hier behandelten Briefbestand eine konstituierende Rolle spielt.

In der 2013 vom Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östliche Europa edierten „Materialsammlung zu Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa"

[41] Die deutsche Historiographie geht davon aus, so Meinrad Pichler, dass allein zwischen 1939–1945 nur von Deutschland ausgehend ca. 40 Mrd. Briefe unterwegs waren, während die Briefmenge der Amerika-Auswanderung (1820–1914) auf mind. 100 Mio. beziffert wird. S. Pichler 2003, 164f.
[42] Habel schreibt hierzu: „Die Ursache der langen Vernachlässigung ist wohl […] in der jahrzehntelangen Tabuisierung der Vertriebenenthematik zu suchen". Habel 2000a, 148.
[43] *Die Zeit*, Nr. 34/2020, https://www.zeit.de/2020/34/coronavirus-pandemie-deutschland-roger-willemsen-publizist. Letzter Zugriff: 10.05.23.
[44] Mensing 1999.
[45] Hanák 1973, 62.

sind Briefe unter den Quellenbeständen unterrepräsentiert – obwohl, wie es in den Richtlinien dieser „Kommentierten Edition ausgewählter Zeitzeugenberichte“ eingeräumt wird, Briefe „aus den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg wichtige Funktionen im internen Diskurs der Flüchtlinge und Vertriebenen wahr[nehmen]“ würden.[46]

Auch die ungarische Briefforschung befasste sich fundiert mit der popularen Schriftlichkeit. Neben Péter Hanák[47] leistete Vilmos Keszeg nicht nur bezüglich der Geschichte der Alphabetisierung,[48] sondern in der Darlegung umfassender theoretischen Ansätze Pionierarbeit, darüber hinaus edierte er modellhaft die Korrespondenz einer siebenbürgischen Bauersfrau.[49] Neue Ansätze, wie die Erforschung von Ego-Dokumenten und die der Gedächtniskultur werfen innerhalb der ungarischen ethnographischen Briefforschung ein neues Licht auf das Medium Brief.[50] Mit Blick auf die oben beschriebenen Relation von Briefforschung und Massenmobilität, verhält es sich in Ungarn ähnlich: während zu den Kriegsbriefen zahlreiche Veröffentlichungen vorliegen und neulich auch die Auswandererbriefe ins Interessenfeld rücken,[51] werden Briefe von Vertriebenen, wie die in den Beiträgen von Erika Vass[52] und von Kristóf Salga[53] eher als Zufallsfunde vorgestellt.

Einige „alternative Briefeditionen“ inspirierten die vorliegende Arbeit. Die praktisch im Selbstverlag veröffentlichten Briefe einer aus Kasachstan 1994 eingewanderten russlanddeutschen Lehrerin sind Beispiele für den brieflich abgebildeten Lebensweg einer mutigen osteuropäischen Migrantenfrau.[54] Die von Bernd Jürgen Warnekens 1987 veröffentlichte Dokumentation zur poplaren Brief-Schreibkultur, die Erhebung und deren Analyse in einem Band fasst, gibt vielschichtige Impulse für die Schreibkultur des Alltagsmenschen, da die gesammelten Berichte die eigene Schriftlichkeit zum Gegenstand haben.[55]

---

[46] Meindl o. J., 9. https://www.bkge.de/download/Meindl_Edition.pdf, letzter Zugriff: 17.06.23.
Meindls Ausführungen beziehen sich auf das Projekt des Bundesinstitutes für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, vgl. https://www.bkge.de/Projekte/Zeitzeugenberichte/Forschungsbeitraege.php, letzter Zugriff: 17.06.23.
[47] Hanák 1970, Hanák 1973.
[48] Keszeg 2008.
[49] Keszeg 1996, Keszeg 2008ff.
[50] Keményfi 2017, Keményfi 2020.
[51] Vgl. u. a.: Szili 2001.
[52] Vass 2018.
[53] Salga 2019.
[54] Majer 2004. Es handelt sich um zehn an ihre in Kasachstan lebende Freundin geschriebene Privatbriefe, die im Zeitraum 1995–2003 entstanden sind.
[55] Warneken 1987.

Abschließend sei die Frage gestellt, ob und welche Beobachtungen „unsere“ Schreibenden selbst zum Thema Briefeschreiben beisteuern. Wir lassen hierzu Briefschreiberin Nr. 1 zu Wort kommen, die in einem Brief die Rede von Ludwig Leber[56] nacherzählt; dieser soll sich beklagt haben, dass er „täglich tausend“ Brief bekomme, „nur klagen“ [05.09.1947 = 2/1/258]. Die Briefschreiberin aus Budaörs berichtet Bonomi, wie sie eine Vertriebenenversammlung erlebte und was sie dabei von Ludwig Leber hörte. Dieser habe eine Küchenszene zwischen Einheimischen und Zwangseingewiesenen geschildert:

(1)
„Ich selber sagte Er wohne in einer Tehstube [Teestube]
in Einer schöne Willa mus hundertmal in
Tag fragen frau …Darf ich den Topf neh-
men darf ich in da herstellen, darf ich herunder
oder herein, und so bekommen wir Täglich tausend
solhe Briefen nur klagen und klagen.“
[05.09.1947 = 2/1/258]

Darüber hinaus sind zahlreiche Passagen zu finden, in deren Nebensätzen auf eine Art gemeinschaftlich „verarbeiteten“ Briefe die Rede ist (in Gänze oder teilweise weitergeleiteten, zum Lesen ausgeliehenen, kommentierten, paraphrasierten oder auch vorgelesenen Briefe). Dies führt zu den gemeinschaftlichen Merkmalen des hier diskutierten Briefbestandes. Das Konzept des gemeinschaftlichen Briefes wurde bereits in der ersten, oben erwähnten Briefdokumentation von Thomas und Znaniecki[57] angelegt, bei dem von „bowing letter“

[56] Der in Törökbálint geborene und von dort vertriebene Ludwig (Lajos) Leber (1903–1974), einst Generalsekretär des Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins (UDV) und Mitvertreter der Politik Jakob Bleyers, setzte sich auch in der neuen Heimat von der ersten Stunde für die Ungarndeutschen ein. Sein Arbeitskreis wird in der *Dokumentation* (Schieder u.a, 1956) gewürdigt. Leber war mit der Verteilung und Sesshaftmachung der Ungarndeutschen amtlich betreut. Er arbeitete, so liest man in seinem Nekrolog, an einem „völlig befriedete[n] Verhältnis der Deutschen zur alten Heimat und ihre vorbildlich korrekte Haltung (und Zurückhaltung) gegenüber dem neuen ungarischen Regime“ – was „alle westdeutschen Presseorgane der Ungarndeutschen spiegeln“. Leber avancierte zum Leiter der Landsmannschaft der Ungarndeutschen in Baden-Württemberg und der Ungarndeutschen Abteilung der Caritas-Flüchtligshilfe in Suttgart. Er organisierte Wallfahrten nach Mariazell, die selbst nach seinem Tod fortgeführt wurden. In seiner Würdigung ist folgendes zu lesen: „In einer Zeit des Zerfalls aller Werte und Auflösungserscheinungen der Gesellschaft ist das ein nicht zu unterschätzender moralischer Beitrag für die Zukunft, der sich freilich, wie schon in der alten Heimat, nicht in großen Schlagzeilen manifestiert“. Seine Öffentlichkeitsarbeit habe sich „mehr nach innen“ ausgewirkt. Außer den schon genannten Ämtern war Leber „CDU-Abgeordneter im Landtage, Mitglied des Rundfunkrates beim Süddeutschen Rundfunk, Leiter der Heimatortskartei der Deutschen aus Südosteuropa, langjähriges Mitglied des Katholischen Flüchtlingsrates, Gründungsmitglied und langjähriger Leiter des (nach dem Missionar Ungarns benannten) Gerhardswerks Südostdeutscher Katholiken und Mitglied der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in München. Er war Inhaber des Großen Verdienstkreuzes des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland, des päpstlichen Ehrenzeichens Pro ecclesia et pontifice sowie des Komturkreuzes des Gregoriusordens. Die Stadt Maria-Zell verlieh ihm den goldenen Ehrenring und die Ehrenbürgerschaft der Stadt und benannte eine Straße nach ihm.“ Leber sei „in seiner ganzen leib-seelischen Erscheinung wie ein Vater seiner Ungarndeutschen“ gewesen. Nach Kronfuß 1974–75, 315.

[57] Thomas/Znaniecki 1918–20, Bd. I. 303, hier zit. n. Dietsch 2004, 23.

gesprochen wird. Den Begriff verwertete u. a. Ina Dietsch im Kontext von Freundschafts- und Familienbriefen zwischen Ost- und Westdeutschen, in denen „im Brief ein Bogen geschlagen“ wird. In der Bezeichnung des des *bowing letter* „verbindet sich das Aufrechterhalten individueller Beziehungen mit kollektiven Definitionen von Beziehungen im Briefwechsel, die dem Handeln Regeln und Strukturen geben.“[58] Bowing letters seien „selten wirklich persönliche Briefe, die sich nur auf zwei InteraktionspartnerInnen beziehen. Oft sind sie nicht einmal nur Familienbriefe“; allgemeiner formuliert, sie sind Gemeinschaftsbriefe, bei denen auch folgendes gilt: „Wer zur Gemeinschaft gehörte, war berechtigt, es zu lesen“[59] und es trifft ebenso zu, dass in einem Brief mehrere Schreibende interagieren. Wie noch zu zeigen sein wird, finden sich zahlreiche Hinweise in den Briefen, dass Briefinhalte nicht nur zitiert und paraphrasiert nacherzählt werden, sondern dass sie gegenseitig gezeigt, vorgelesen und sogar zum Vorlesen geschrieben wurden und/oder geradewegs an die ganze Schicksalsgemeinschaft adressiert wurden. Bonomi schrieb hierzu: „Eingedenk dessen, daß meine Zeilen nicht nur vom Empfänger gelesen, sondern häufig auch anderen Dorfgenossen vorgelesen wurden, war ich womöglich bestrebt, einen größeren Kreis anzusprechen“.[60]

[58] Dietsch 2004, 23.
[59] Dietsch 2004, 23.
[60] Bonomi 1961/64, 159.

I. DER BRIEFBESTAND ALS KOMMUNIKATIONSKANAL

1.1 ÜBERLIEFERUNG, ENTSTEHUNG UND KOMMUNIKATION

1.1.1 „*Mein Mann sagt immer wir haben doch Glück gehabt das wir einander gefunden haben wenigstens Brieflich*“ – Zum Kontext der Entstehung

Die in zwei Erwerbsphasen[61] an das IVDE gekommene, 2007 inventarisierte und EDV-erfasste Briefsammlung enthält überwiegend in deutscher sowie teilweise in ungarischer Sprache geschriebene, aus Württemberg-Baden bzw. Baden-Württemberg nach Schorndorf, an den lebenslangen Wohnort von Eugen Bonomi versandte Briefe. Unter dem Sammelbegriff Brief werden variierende postalische Sendungen subsummiert, die in fast allen Fällen mit einem dazugehörigen Briefkuvert überliefert sind und mindestens ein handgeschriebenes Schreibstück und / oder eine bebilderte (Motiv-)Karte, Postkarte, Trauerkarte, Telegramm oder ausgefüllter Fragebogen beinhalten.

Die aufgefundene Brieffolge[62] entspricht der Ordnung der vom IVDE vergebenen Signaturfolge. Die insgesamt 834 Titeln lassen sich in drei Gruppen einteilen:

I.	691 Briefe	[2/1/01 bis 2/1/691]	an Bonomi geschrieben
II.	132 Briefe	[2/2/01 bis 2/2/132]	von Bonomi geschrieben
III.	11 Briefe	[2/3/001 bis 2/3/11]	diverse Adressaten und Absender

I. In der ersten Gruppe lassen sich die Briefe in zwei ungleiche Gruppen einteilen:

1. Briefe, die von heimatvertriebenen ehemaligen Landsleuten und Kontaktpersonen („Gewährspersonen“) an Bonomi geschrieben worden waren, die das Untersuchungsmaterial der vorliegenden Arbeit bilden. Dies umfasst verschiedene postalische Sendungen von Einzelpersonen und Familien, die im Raum Baden-Württemberg ansässig wurden, von denen Bonomi im Zeitraum 1945 bis zum

[61] Zu dem zuerst vermachten Nachlassteil kam noch ein zweiter Bestand wesentlich später (2007) hinzu, übereignet durch Lioba Tafferner (Nichte von Anton Tafferner, der Bonomis Freund und Weggefährte war). Bei den neuen Briefen handelt es sich jedoch um dieselbe Entstehungszeit (1945–1979). Beide Zugänge wurden zusammengelegt und in einem Arbeitsprozess 2006–2007 im IVDE Freiburg inventarisiert und elektronisch erfasst. S. Schätzle/Retterath 2007.

[62] Der Briefbestand befand sich einige Zeit außer Hauses.

Todesjahr 1979 Briefe erhalten hat. Sie tragen Signaturen im Signaturbereich 2/1/001 bis 2/1/517.[63]

2. „Professionelle“ Briefe an Bonomi von seinen Kollegen (Linguisten und Ethnographen im In- und Ausland), Heimat- bzw. Laienforscher-Kollegen sowie ein publikationsbezogener Briefverkehr mit Bibliotheken, Archiven und Forschungseinrichtungen. Innerhalb dieser Gruppe sind nicht nur Briefe aus Deutschland, sondern auch aus dem Ausland, überwiegend aus Österreich und dem sozialistischen Ungarn zu finden.

Da die Briefe der Gruppe II und III an eine abweichende Klientel geschrieben worden sind als die an die Vertriebenen, werden sie in dieser Untersuchung außer Acht gelassen. Die von Bonomi geschriebenen Briefe der Gruppe II geben zwar ein Bild darüber, wie Bonomi selbst korrespondierte, jedoch war seine Kommunikation mit seinen „Gewährsleuten“ in jeder Hinsicht von einer unvergleichlich anderen Art (Art der Beziehung, der Zugewandtheit und der Briefsprache).

Eine grundsätzliche Funktion für das Briefeschreiben stellte das Kontakthalten in der heimatlichen Gemeinschaft dar, die v. a. im ersten Jahrzehnt nach Ankunft in der neuen Heimat, in der Zeit der erschwerten Reisemöglichkeiten besonders zum Tragen kommt. Der dringende Kommunikationsbedarf sorgte, ja erzwang die schriftliche Kommunikation, sodass hier auch von einer erzwungenen Schriftlichkeit der ansonsten kaum Schreibenden gesprochen werden kann, in der Funktion eines neuen, behelfsmäßig in Schrift gewechselten virtuellen Kontaktgeflechts.

Es handelt sich bei dem hier untersuchten Briefbestand um eine weitgehend einseitige Kommunikation, d. h. in der hier untersuchten Gruppe I.1 sind nur die Antwortbriefe von Vertriebenen an Bonomi zu finden. Vonseiten des Adressaten sind lediglich einige wenige zurückversandte und „zufällig“ unter die Briefe gemischten Schriftstücke erhalten.[64] Meine bisherigen Bemühungen, bei Nachkommen der Adressaten Briefe ausfindig zu machen, waren

[63] Bonomi selbst sortierte seine Briefe, sodass er die Vertriebenenbriefe voranstellte. Er versuchte die zusammengehörenden Briefe einer Schreiberin, eines Schreibers bzw. einer Familie in einen Block zu bringen. Das gelang ihm aber nicht konsequent, d. h. die Briefsignaturen spiegeln weder die chronologische Ordnung noch die Zusammengehörigkeit der Briefe wider.

[64] Hier handelt es sich auch um keine Antwortbriefe, sondern um vorab zugeschickte Bögen und Blätter u. ä., die die Schreibenden zurücksandten.

ohne Erfolg. Dabei ist davon auszugehen, dass Bonomi selbst alle Briefe beantwortet hat. Nicht nur, weil er dies in seinem Rückblick selbst behauptete,[65] sondern auch, weil es durch zahlreiche Rückverweise in den Briefen selbst auf ein sehr dichtes, thematisch stark ineinandergreifendes, teilweise kodiertes Kommunikationsgeflecht geschlossen werden kann. Auf der anderen Seite lassen sich Bonomis Antwortbriefe anhand der Inhaltsanalyse teilweise rekonstruieren.

1.1.2 „*Sie schreiben das Sie mir allerlei Fragen zusammenstelen werden*“ – Kontaktaufnahme zwecks Volkskundliche Erhebung

Bonomi stellte seinen Briefwechsel eine Zeit lang in den Dienst seiner Erhebungen. Dass er seine Materialien, die er über ein Jahrzehnt sammelte, verlor, teilte er den Familien mit und die Kontaktpersonen zeigten Mitgefühl:

> „…Um ihre Sahen dut es uns auh wirklih Leid das sie dass alles verloren haben. Wo sie noch so vile vile Jahre gesammelt mit so einer Grossen geduld sie sind oft niht dem vergnügen nach und zu unz einfahen Leute gekommen und uns damid unter halten und ein fergnügen gemaht. Oft hat es sih garniht gelond den Weg zu mahen so was Dumes wurde geschwezt, und sie sagten halt geduldig schon gud, schon gud… (23.2.47)“[66]

Nun erstellte Bonomi einige Fragebögen und versuchte „auf diesem Wege noch einiges zu ermitteln“; dabei bemerkt er bei den Befragten: „Fragebogen lagen ihnen nicht –, aber ihr Eifer war rührend“.[67] Bei der Beantwortung dieser waren die Angesprochenen bemüht, alle Fragen zu Bonomis Zufriedenheit zu beantworten:

> (2)
> Sie fragen mich ob ich nihts weiß
> von familie […]? ich hab mich erkundigt
> der Alte Herr ist vor trei Jahre gestorben bevor
> der Russe nei kommen ist. Und der Junge der
> wo Richter wahr, der ist auch da. Er wohnt bei […].
> Wenn ich seine adresse erfare dan werd ich es
> Ihnen schreiben.
> [20.03.1947]

Die Kontaktpersonen bemühten sich nach bestem Wissen zu antworten, teilweise aus der Haltung einer Verbundenheit:

> (3)

[65] „Alle an mich gerichteten Schreiben beantwortete ich auch“, schrieb er. Bonomi 1961/64, 159.
[66] [23.02.1947 = 2/1/310], vgl. auch Bonomi 1961/64, 174.
[67] Bonomi 1961/64, 173f.

In der Hoffnung, daß ich alles gut beantwortet
habe, verbleibe ich für weiterhin wieder Ihr treuer
aufrichtiger Begleiter u. Mithelfer wie in der alte
Heimat u. grüße Sie vielmals in der größten Ehrfurcht
als Ihr dankbarer In Gebet verbunden
[04.11.1953 = 2/1/049]

Wenn die Angeschriebenen keine Informationen liefern konnten, machten sie sich oft auf die Suche nach Informanten. Sie vermittelten auf Anfrage hin oder spontan weitere Adressen:

(4)
Eine Freude war es mir, daß Sie wieder mit
meiner Antwort soweit zufrieden waren, trotzdem [trotzdem = obwohl]
es sehr wenig war. Leider konnte ich mit dem besten
Willen nicht mehr herausfinden, weil hier mir die
Alten die so langsam wegsterben abgehen.
[30.11.1953 = 2/1/038]

Bonomi hatte die Inhalte der angeforderten (in der Anzahl wenigen) volkskundlichen Fragebögen in seine Veröffentlichungen weitgehend eingearbeitet. Für den Kommunikationsfluss spielen sie eine untergeordnete Rolle, da es sich um Abfragung von Wissen bzw. Angaben handelt, in Form von vorgefertigten Formularen. So unterbreitete er z. B. Anfragen vor allem bezüglich seiner gerade vorbereiteten Publikation u. a. der Gassennamen von Budaörs, der Musikkapellen im Ofner Bergraum, der Menschen- und Tierheilkunde. Auch ließ er sich bestimmte Brauchhandlungen und -gesänge aus dem Gedächtnis niederschreiben (z. B. Herbergsuche). In manchen Fällen wurden Namen von Familienmitgliedern und Verwandtschaftsverhältnissen abgefragt.

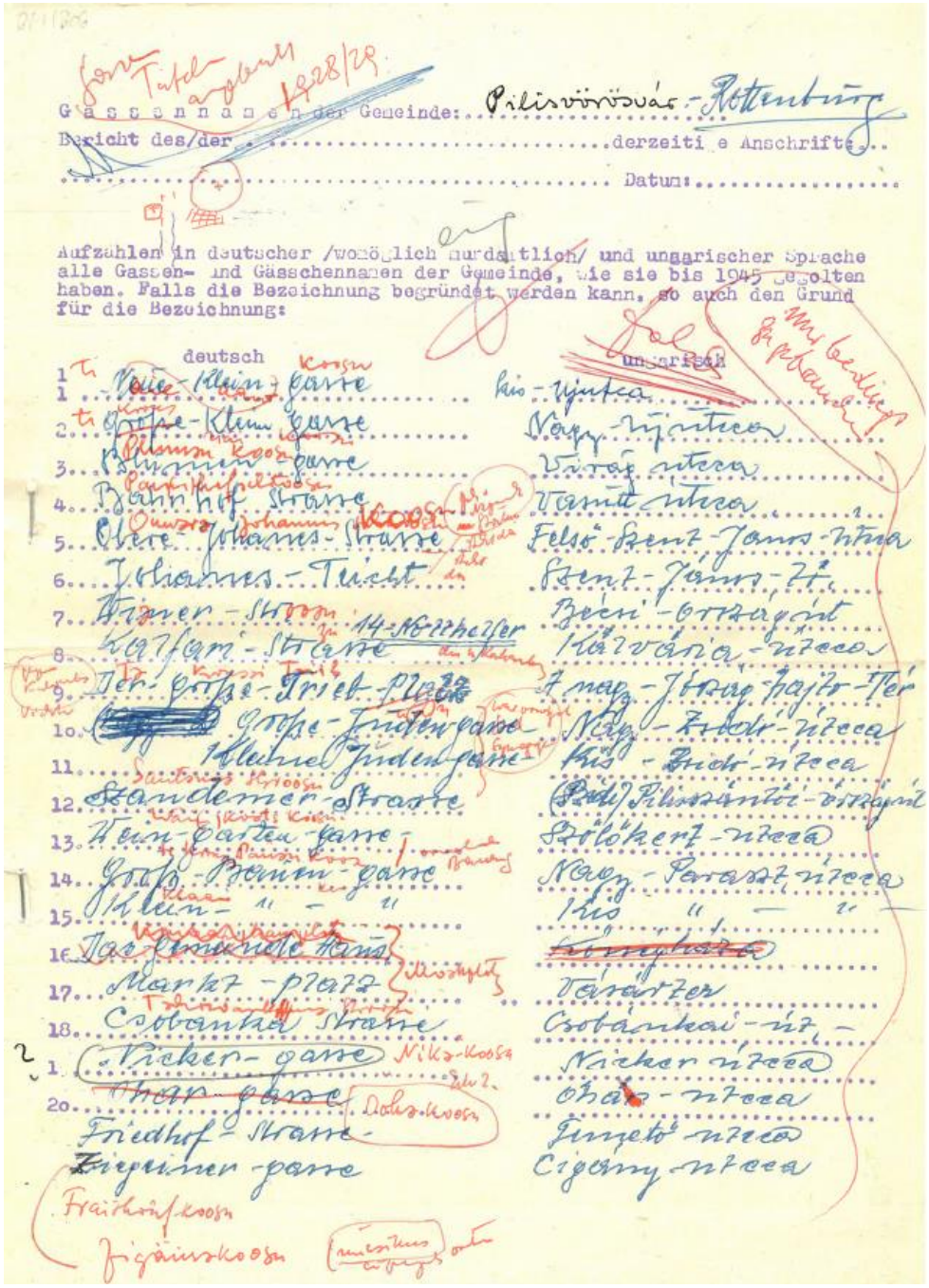


Abb. 2. Fragebogen, in dem Bonomi Angaben zu Straßennamen in Pilisvörösvár erhebt, in zwei Sprachen, o. D.

„Auch unaufgefordert teilte man mir schon dies und jenes mit, wovon man meinte, daß ich es verwenden könnte“, berichtete Bonomi.[68] Ein besonders eindrückliches Beispiel ist dafür die Nacherzählung eines Wunderereignisses und ihrer gewaltsamen Unterdrückung durch Kommunisten im ungarischen Ort Leányvár. Diese Beschreibung eines Volksfrömmigkeitsereignisses, das von Bonomi publiziert worden ist, gilt als markantes

[68] Bonomi 1961/64, 173f.

Zeugnis aus der Konfliktzone der kommunistischen Machtergreifung und der Frömmigkeitspraxis. Dass der Erzählstoff von Ungarn nach Deutschland „importiert“ wird, zeigt das Potenzial des Mediums Brief:

> „In […] hat eine von unseren Frauen ein schreiben aus Ungarn bekommen das sol in *Leányvár* vor gekommen sein ich glaub es ja auh niht, da ist eine Frau Täglich in die Mariahilfskirche gegangen b(eten) und hat der Muttergottes eine Blume in die Hand gegeben und die ist niht welk worden, das hat die Frau weiter erzelt, dan sind schon viele hin Wahlfarten. Das ist den Kom. (Kommunisten) auf gefalen, und haben es verboten, da haben Sie eine Wache hin gestelt Tag u. Nacht und auf einmal hörte Ehr Ave Maria Singen hatte gleih die Kom. alarmirt und ein ganzes Autovol Kom. ist gekommen und hat die Kirhe eingegreist, und haben nach der Singenden gesucht und nimand gefunden. Dan hat einer der Muttergottes die Blume aus der Hand gerissen und ist herundergefalen dan habens ihn ins Krankenhaus geführt und weil ehr zusich kam hat Ehr sich bekert gesund wird ehr nicht mehr. Was dafon wahr ist weis ich nicht.“[69]

Das hier wiedergegebene neu geschöpftes Erzählgut einer Marienerscheinung im Grenzbereich von Volksfrömmigkeit und Aberglaube zeigt den Brief als Medium in einer seiner Schlüsselfunktionen. Ebenso wurden Bonomi spontan nicht nur kollektiv erzählte, sondern selbst geschaffene Gedichte und Lieder zugesandt, die eine individuelle schöpferische Verarbeitung des Heimatverlustes darstellen. Dafür soll als Beispiel die letzte, siebte Strophe eines Gedichts der Briefschreiberin Nr. 3 angeführt werden, die sie Bonomi 1946 unaufgefordert zusandte und welches Bonomi auch publizierte:

> (5)
> „Einmal kommt der Tag, der unser Sehnen stillt,
> Unserer Herzen grossen Wunsch erfüllt,
> Alles wird verschwunden und vergessen sein,
> Wenn die Stund‘ wird kommen, dass wir kehren heim.“[70]

1.1.3 „*Endweder sehr beschäftigt? oder fileiht Krank*, […]. *Oder sogar auf uns fergesen*“ – Kontaktbedürfnis

Doch aus der ursprünglich ethnographischen Befragung ist ein Kommunikationsstrom entwachsen, der weit über die Vermittlung von Daten lag. „Volkskundliche“ Beiträge wichen – unter dem Gewicht des Klage- und Mitteilungsdranges – schnell und automatisch privaten Berichten, Fragen, Mitteilungen und Meinungen, bis hin, dass die Schreibenden von sich aus ihre Sorgen, Nöte und Anliegen an den vertrauten Adressaten herantrugen oder bei Handlungsbedarf konkrete Hilfestellung und Ratschläge ersuchten (z. B. beim Ausfüllen von Anträgen). Dabei spielte das bereits in der alten Heimat angelegte Vertrauensverhältnis und

[69] Bonomi 1961/64, 175. Hervorh. im Orig. Die Ergänzungen in Klammern stammen von Bonomi.
[70] Bonomi 1961/64, 174.

der Adressat als zuverlässige Respektperson eine entscheidende Rolle. Fragen und Antworten, v. a. in dichter zeitlicher Folge, erinnern manchmal an Gespräche. Vilmos Keszeg definierte den Brief als Kommunikationsart, die in naher Verwandtschaft mit der Nachricht, mit dem Verbreiten von Gerüchten und dem Telefongespräch steht.[71] Seine Definition verortet den Brief als Ersatz von oralen Kommunikationsgattungen, deren Züge auch in unserem Briefbestand zu beobachten ist.

Der Briefwechsel mit Bonomi wurde in hohem Maße wertgeschätzt, seine „Treue" wurde als Ehre empfunden und seine Ansichten galten in manchen Situationen nicht selten als Wegweiser („vielen Dank für den Trostreichen Brief nach Bayreuth. ich habe daran halt gefunden in manchen trostlosen Situationen" – schrieb eine junge Frau [31.01.1956 = 2/1/165]. Und Briefschreiberin Nr. 1 gestand: „wen Sie Herr Professor Zeit haben schreiben Sie uns halt wieder einen langen Brief wir Lesen in so lange bis wir in auswendig kennen" [14.11.1951 = 2/1/293].

Hier ein Brief einer Frau, die nach Hilfe sucht:

(6)

„wir haben, So bögen bekomen.	[Wir haben so Bögen gekommen
Zum ausfülen, Vielleicht haben	zum Ausfüllen, vielleicht haben
Sie auh Schon, gehört dafon,	Sie auch schon gehört davon,
die Hausrathielfe, Schon, aber die.	die Hausratshilfe. Schon, aber um die
wo, es, get, um den lasten ausgleih.	es geht, um den Lastenausgleich,
Da weis man niht, Sol man oter,	da weiß man nicht, soll man oder
Sol man niht. vielleicht kont doh noh.	soll man nicht. Vielleicht kommt doch noch
Einmal die stunde. dan Stehen wir.	einmal die Stunde, dann stehen wir
da, u. darfen niht mer mit.	da und dürfen nicht mehr mit
In die Heimat. vielleicht, So. u. So.	in die Heimat. Vielleicht so oder so
auh niht.	auch nicht.
[Seite 3]	
Nun Möhte ih sie noh Einmal.	Nun möchte ich Sie noch einmal
bitten, um einen Rat.	bitten, um einen Rat,
wen es Möglih ist, das ich inen.	Wenn es möglich ist, dass ich Sie
niht Störe. In Irer Schule.	nicht störe in Ihrer Schule.
o wen wir Nur Näher bei Inen.	Oh, wenn wir nur näher bei Ihnen
Wären, oder So weis man nie niht.	Wären, aber so weiß man nie,
wo man hin Sol. wen Man So.	wo man hin soll, wenn man so
Dum ist."	dumm ist.]
[Erwerb 01.12.1952]	

Die kontakterhaltende Funktion stellt eine zentrale Funktion im Briefwechsel dar. Sowohl für die Schreibenden als auch für den Adressaten scheint der Austausch Halt gegeben zu haben,

[71] Keszeg 1996, 11.

sodass aus dem imaginären sozialen Nachrichten- und Kontaktnetz scheinbar niemand herausfallen wollte. Es finden sich zahlreiche bestätigende Aussagen, wie von dem betagten Vertriebenen aus Weindorf/Pilisborosjenő: „es ist meinne gröster freude wein ich von ein aufrichtigein freund Schreibein bekom“ [21.12.1951 = 2/1/018]. Der Briefschreiber Nr. 2, der ja selbst seine Treue Bonomi gegenüber versichert [z. B.: „Ihnen Herr Bonomi als der aufrichtigste Heimatlose, bleibe ich bis uns der Tod trennt Treu u. dankbar immer“ [08.05.1950 = 2/1/051] bittet ganz offen um die Treue seines Briefpartners: „Ich bitte Sie Herr Bonomi bleiben Sie mir immer treu!!!“ [17.04.1950 = 2/1/055]

Dass dies jahrzehntelang so blieb, dazu trug Bonomi mit seinen konsequenten Antwortbriefen in hohem Maße bei, aber auch die Schreibenden wollten den Kontakt zu Bonomi zu behalten. Die junge Briefschreiberin Nr. 3, die ihre Briefe häufig mit der damals modischen Brieffloskel „Antwort macht Freude“ beendete, klingt etwas beleidigt, wenn sie fordert:

(7)
„Lieber Herr Profesor!
Mein warten auf eine Antwort
dauert diesmal zulang.
  Das ich in zwischen Sich wieder
mit einige zeilen aufsuche.
  Kans niht anderst denken Endweder
sehr beschäftigt? oder fileiht Krank,
[…]. Oder sogar auf uns fergesen,
den es gibt schon noch wihtigre sachen
die foruns gehen müssen.“
[27.02.1947 = 2/1/004]

Bei manchen Briefschreibenden konnten besorgte Rückfragen vor Kontaktverlust aufkommen: „Wir meinen halt wen Sie jezt auh Ferien haben, würd doch Ihnen sofiel Zeit übrig bleiben das Sie uns einmal wieder ein Brieflein schreiben. hoffentlich haben wir Sie doch nicht beleidigt“ [10.08.1949 = 2/1/255]. Selbst Jahrzehnte später wird nachgefragt, v. a. wenn man regelrecht an die Kommunikation gewöhnt war:

(8)
„Da ich auf meinen letzten Brief
keine antwort bekam, was bei
Ihnen noch nicht vorkam. Es wirt
Ihnen doch nichts basirt sein oder
ob Sie vielleicht krank sind?“
[22.08.1971 = 2/1/108]

Gelegentlich beschaffte sich Bonomi Informationen nicht nur von Heimatvertriebenen, sondern ließ das Erfahrene von weiteren Ortskundigen ergänzen. Die Suche nach Informanten war nicht nur für die Anfangszeit charakteristisch, sondern brach praktisch nie ab. Z. B. hat

Bonomi bei dem einst in Budakeszi tätigen Rechtsanwalt Dr. Gödrösy nach potentiellen Informanten von Budakeszi angefragt. So entstand 1965 ein Beitrag von einem Briefschreiber, der zwanzig Jahre Gemeindearzt in Bia war und so die dort benutzten Gassennamen auflistet. Seinem maschinenschriftlich geschriebenen Brief hat er durch handschriftliche Notiz seine persönliche Beobachtung zum Sprachgebrauch der ethnisch gemischten Gemeinde nachgetragen:

(9)
[handschriftliche Notiz zum getippten Brief]
Bia war eine gemischte Gemeinde, Deutsche-Katholiken,
Ungarn-Kalviner, so ist es auch schwer zu entscheiden
welche Gassenbezeichnung deutscher Abstammung ist, welcher
nicht, jedenfalls hat die gemischte Bevölkerung, die
Gassen so genannt und die deutschen haben auch
meistens die ungarische Bezeichnung genannt.
Bei der Szél utca ist es nur nicht klar, ob diese Windgasse
genannt wurde, oder nur, darum Szél utca, weil es das
Dorfende – „Falu széle“ war. [„Dorfende“]
[13.02.1965 = 2/1/426]

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass für die in der neuen Heimat zersplitterte Heimatgemeinschaft das briefliche Kontakthalten eine sehr wichtige soziale Funktion innehatte. Dies wird – um eins der vielen Beispiele herauszugreifen – von einer Briefschreiberin explizite ausgedrückt: „Mein Mann sagt immer wir haben doch Glück gehabt das wir einander gefunden haben wenigstens Brieflich“ [20.03.1951 = 2/1/305]. Dabei spielt die persönliche Verbundenheit eine große Rolle. Der Brief ersetzt spürbar den mündlichen Austausch.

1.1.4 Ethische Fragen, Anonymisierung und Zitierweise

Briefe können sehr viel Informationen aus dem privaten Leben der Schreibenden preisgeben (so auch aus dem des Adressaten). Das aus dieser Tatsache resultierende Dilemma zwischen der wissenschaftlichen Ertragsmaximierung auf der einen Seite und der ethisch verlangten Sensibilität auf der anderen Seite wurde in der volkskundlichen Briefforschung von Götz, Löffler und Speckle thematisiert.[72] Auch im Falle der Vertriebenenbriefe stellte die Aufhebung der Erkennbarkeit von Personen ein oberstes Gebot dar.

[72] Götz /Löffler/Speckle 1993b.

Für diese Arbeit wurde eine von den personenbezogenen und für Veröffentlichung nicht geeigneten Daten eine gesäuberte Version des Gesamtbriefbestandes benutzt. Im Einzelnen bedeutete dies folgende Schritte: Die Schreibenden haben eine ‚Briefschreiber-Nummer' erhalten. Personenbezogene Daten wurden anonymisiert: Alle Angaben bezüglich des Wohnortes (in der neuen Heimat) sind getilgt worden, in der Analyse der Briefzitate wurden Angaben auch der Familienangehörigen bezüglich Wohnort, Beruf und Alter entfernt und das Geschlecht wurde, wenn möglich, neutralisiert, z. B. durch Benutzung von *Enkelkind* statt *Enkelin* oder *Enkel*. Des Weiteren wurden konkrete Benennungen und Beschreibungen von Krankheiten entfernt und nur allgemeine, nicht personentypische (Grippe u.ä.) belassen. Ortsangaben, auf die in den Briefen Bezug genommen wird, wurden belassen, wenn diese nicht zugleich der Wohnort der Schreibenden waren. Ortsangaben zu den Durchgangslagern bzw. Wohnstationen bei Bauern oder vorübergehend aufgesuchte Orte (Wallfahrten) wurden belassen. Persönliche Ansichten, Äußerungen über Vorgänge, Ereignisse oder über Personen des öffentlichen Lebens sind als wichtige Aussagen belassen worden, aber ausschließlich auf private, sensible Familienzusammenhänge eingehende Briefstellen (z. B. Familienkonflikte) wurden bis auf bei einer Person entfernt: Das private Leben und persönliche Befindlichkeit tangierende Passagen des Adressaten Eugen Bonomi wurden belassen, nicht nur, da der Nachlassgeber nichts Gegenteiliges verfügte, sondern auch weil er durch das Vermachen der Briefsammlung deren Auswertung in Auftrag gab, sodass sein Einverständnis mit der so vorliegenden Form[73] vorausgesetzt werden kann.

Der Schutz der Person stellte nicht nur aus rechtlichen Gründen, sondern auch und vor allem aus ethisch-moralischen Gründen ein oberstes Gebot dar, zumal der hohe Wert des hier untersuchten Briefbestandes sich gerade aus der authentischen, in Bezug auf Inhalt, Sprache und Stil stellenweise faszinierend lebensahen und offenherzigen Art des Briefeschreibens ergibt, was einen respektvollen Umgang abverlangt.

Nicht anonymisiert wurden die in den Briefen und in den sonstigen Publikationen namentlich erwähnten Personen des (Budaörser) öffentlichen Lebens sowohl aus der alten Heimat (z. B. der Schuldirektor, die Ordensschwester oder der Pfarrer) als auch in der neuen (Ludwig Leber, Pfarrer Lorenz Ritter, Pfarrer Dr. Nikolaus Aubermann usw.). Die von Bonomi bereits veröffentlichten Briefpassagen wurden, sofern sie nicht vollständig anonymisiert wurden,

[73] Es gibt im Briefbestand nicht wenige Hinweise auf Briefe, die in der Sammlung heute nicht mehr vorhanden sind. Diese können verloren gegangen sein, sie können aber auch von Bonomi bewusst entfernt worden sein.

unkenntlich gemacht. In einem Fall wurde eine Publikation von Bonomi rezipiert, aber aus dem Grund, der die Anonymität heute erfordert, nicht nach den üblichen wissenschaftlichen Regeln zitiert. Hier stand die wissenschaftlich korrekte Zitierweise, die manche personenbezogenen Daten von den Korrespondenzpartnerinnen und Korrespondenzpartnern nicht so streng gehandhabt hatte wie die heutige Regelung, mit dem Schutz von Daten in Konflikt, sodass eine Entscheidung getroffen werden musste – zugunsten der letzteren. In eckigen Klammern stehen Informationen, die aus Gründen der Anonymität nicht zu veröffentlichen sind […], stellenweise wurden aber, wenn zum Verständnis nötig, vertretende allgemeine Angaben eingefügt, z. B. [Verwandtschaftsgrad] oder [Geschlecht].

Bei den Briefzitaten wurde der Zeilenbruch des Originaltextes belassen. Schwer verständliche Passagen bzw. erklärende Deutungen wurden rechts an entsprechenden Stellen auf Hochdeutsch wiedergegeben. Die den Briefzitaten vorangestellten laufenden Nummern verweisen auf Textstellen, die denselben Brief unter einem anderen Gesichtspunkt analysieren. Sprachwechselnde Passagen wurden nicht nur in Kapitel 2 sondern im ganzen Text markiert, indem die ungarischen Textstellen unterlegt wurden. Diese ungewöhnlich markante Hervorhebung wurde angewendet, um eine der wichtigsten Merkmale der vorliegenden Briefsammlung unabhängig vom Analysekontext deutlich herauszustellen.

Das Prinzip der buchstabengetreuen Transkription hatte oberste Priorität beim Zitieren.[74] Fehler sämtlicher Art, sei es Rechtschreibfehler oder versehentlich doppelt geschriebene Wörter, vertauschte Buchstaben o.ä. wurden belassen – und im Falle von zwei ‚Vielschreibenden' (Briefschreiberin Nr. 1 und Briefschreiber Nr 2) auch die Autokorrekturen angezeigt. Die den Alltagsmenschen und Alltagsthemen bescherte Aufmerksamkeit mag übertrieben erscheinen. Es entstanden dabei auch stellenweise etwas schwerer lesbare Textstellen. Aber eine absolute Texttreue wurde als nötig erachtet, um die speziell in diese Schrifttexte gegossene ungarndeutsche Schriftlichkeit beobachten zu können.

[74] Die Brieftexte werden im Originalwortlaut und -zeilenumbruch und mit Seitenangaben wiedergegeben. Das Datum der Briefe findet sich vereinheitlicht jeweils am Ende der Zitate, bei mehreren zitierten Briefpassagen jedoch nur einmal; und zwar beim letzten Zitat des betreffenden Briefs. Bonomis meist mit Bleistift vorgenommene Randmarkierungen werden wiedergegeben, da sie die „Wichtigkeit" (die Bedeutung für ihn) anzeigen, was als wichtige Angabe zur Geschichte des Briefes aufgefasst wird. (Bonomi hat ansonsten nie in die Brieftexte eingegriffen; mit Ausnahme eines von ihm abgetippten Briefes, bei dem er Korrekturen vornahm [o. D. 1949 = 2/1/172].)

1.2 ÄUβERE MERKMALE DES KOMMUNIKATIOSKANALS

Nicht nur die Inhalte der Briefe, sondern auch ihre haptische und visuelle Beschaffenheit werden als wichtiger Teil der Kommunikation erachtet. Diese transportieren über den Text hinausgehende kontextuelle Informationen.

Bonomi bewahrte die Briefe grundsätzlich mit den Briefumschlägen auf, nur einige wenige Briefe bilden eine Ausnahme. Die Briefhülle ist nicht nur „ein Anzeichen für die ‚Briefhaftigkeit' des in ihr enthalteten Textes insofern, als ihre Existenz aus den technischen Gegbenheiten der Briefkommunikation folgt"[75], sondern ein zusätzliches Kommunikationsmedium: Hier kommuniziert Bonomi mit sich selbst und mit uns, die die Briefe heute auswerten. Briefumschläge können darüber hinaus – insbesondere in einem langen Zeitraum – als Produkte der Sachkultur betrachtet werden, die Veränderungen von der Mangel- bis zur Wohlstandsgesellschaft nachzeichnen. Anfängliche historische Briefumschläge, die Papier und Hülle kombinieren [14.05.1947 = 2/1/096], werden durch die für die aktuelle Zeit typischen handelsüblichen Briefumschläge abgelöst. Ab den 1960er und v. a. in den 1970er Jahren werden sie ihr aufwändig verarbeitetes, ästhetisch anspruchsvolles Format (z. B. gemusterte, feine Strukturpapierfütterung) erhalten. Eine wichtige Funktion des Briefumschlages ist die Privatsphäre des Briefes zu schützen.

Eine Postkarte stellt im Vergleich zum Brief eine vereinfachte Kommunikationsform dar. „Die Postkarte dient zur Entlastung alles unnötigen Schreibeballastes; sie beansprucht keinerlei prunkvolle Titulatur oder ausführliche Ehrungsbezeugung, keine weitschweifigen Mitteilungen. Sie erlaubt und bedingt kurze, knappe, sachliche Fassung" steht es in einem Benimmbuch aus dem Jahr 1908.[76] Betrachtet man die Briefsorten im Längsschnitt, so zeichnet sich klar ab, dass bebilderte Postkarten und Kartensendungen zunehmend zum Tragen kommen. Sie fallen in die Zeit des zweiten Kommunikationsabschnitts (nach der „Zäsur", vgl. Kap 1.3.3), somit in die zweite Hälfte des Briefzulaufs. Die häufig standardisierten (Anlass-)Kartentexte mit wenig vorgesehenem Schreibraum ersetzen in manchen Fällen die früher längeren Brieftexte und haben häufig eine reduzierte, lediglich pathische (kontakterhaltende) Funktion. Doch es gibt individuelle Unterschiede: Während der Briefschreiber Nr. 2 grundsätzlich keine Postkarte verwendet, schreiben seine Schwestern

[75] Ermert 1979, 111.
[76] Kronoff 1908, o. S., https://www.projekt-gutenberg.org/kronoff/lebensar/chap033.html, letzter Zugriff: 17.06.23.

Postkarten, ebenso die Briefschreiberin Nr. 1. Ihre Postkarten kommen zwischen 1967 und 1979 in Einsatz (von 20.12.1967 = 2/1/285 = bis 12.02.1979 = 2/1/365); wobei der Postkartenverkehr früher „eingeleitet“ wird, indem einem Brief an Weihnachten eine Karte als Briefzusatz beigefügt wird [20.12.1966 = 2/1/287].

Die Bildmotivik, der Stil und das Design der kommerziellen Postkarten wandelt sich enorm in drei Jahrzehnten. Mit zunächst schwarz-weißen, später farbigen Bildern fügen sich die Anlass-Karten in die gängige Postkarten-Ästhetik und -Ikonographie der 1950er, der 1960 und der 1970er Jahre. Die Beschaffenheit der Postkarten ist sehr unterschiedlich, sie reicht von einfachen Ausführungen bis hin zu üppigen, goldverzierten Bildern der weihnachtlichen oder österlichen visuellen Mode-Bild-Topoi. Mit zunehmendem Angebot dürfte die Auswahl der Karten den Geschmack der Absendenden spiegeln, die sich eher an klassischen Motiven orientieren. Eine lustige Postkarte ist unter den klassischen etwas „auffällig“, diese ist von einer Einheimischen versandt, dabei handelt es sich um den Abdruck des Dialektliedes „Auf de schwäb’sche Eisebahn“ in Begleitung einer Karikatur [2/1/246].

Im Bestand finden sich auch Namenskarten [z. B. 19.09.1966 = 2/1/105], die anlässlich Bonomis Namenstag geschrieben worden waren. Auch in den Briefen wird auf den Namenstag Bezug genommen. Der noch nahe Bezug der katholischen Heimatvertriebenen zum namensgebenden Patron ist v. a. im ersten Jahrzehnt nach Ankunft durch den Gestus, eine Namenskarte zu schicken, erkennbar. In ihrer katholischen Sozialisation war der Vorname nicht ohne Bedeutung: In der Namenswahl drückte sich ein Bezug zum Glauben und zum namensgebenden Heiligen aus, der durch die Feier des Namenstages im Laufe des Lebens erinnert werden soll. Der Namenspatron sollte lebenslang Vorbild, Helfer und Fürsprecher bei Gott fungieren.



Abb. 3. Anlasskarte zum Namenstag [o.D. 2/1/105]

Zum Erscheinungsbild des Umschlags gehören auch Briefmarken, die „mehr sind als reine Gebührenbelege“, denn auch hier gilt: „mit dem Bildmedium Briefmarke werden Haltungen, Ansichten und Wertvorstellungen transportiert“.[77] Somit markieren die Briefmarken den Brief in der Tat. Die Historiographie der deutschen Briefmarken verknüpft sich auf eine besondere Art mit der Vertreibung, da es zur Vertreibungsthematik eigens herausgegebene Sonderbriefmarken gegeben hat.[78] Unter den Briefmarken sind etliche sog. Sonderbriefmarken zu finden, wie z. B. beim Brief vom 13.10.1953 = 2/1/057: „Gedenket unserer Gefangenen“ – Deutsche Bundespost. Zahlreiche Briefe tragen die sog. „Notopfer-Briefmarken“ für Berlin, eine Steuermarke für 2 Pfennig, die der West-Berliner Bevölkerung zugutekam [z. B. 2/1/375] (vgl. Abb.).

1.2.1 „*Post – damit wir uns besser verstehen*“ – Die Post kommuniziert mit

Der Briefumschlag war nicht nur Transporteur des Briefes, sondern zugleich ein potenzielles Kommunikationsmedium für die Deutsche Post (vgl. den Slogan: „Post – damit wir uns

[77] Fendl 2015, 54f.
[78] Fendl 2015, 55f.

besser verstehen“, z. B. [04.07.1974 = 2/1/497] oder „Damit Sie in Verbindung bleiben“ [2/1/372]) bzw. für die Lokalität, von wo aus der Brief versandt wurde.

Zu der Kategorie kommerziellen Werbestempeln gehören u. a. Werbesprüche von Kurorten[79] in den 1960er und 1970er Jahren, z. B.: „Bad Mergentheim heilt Galle, Leber, Magen, Darm, Zucker, Fettsucht, chron. Verstopfung“ [Erwerb, 12.02.1979 = 2/1/365]. Manche Stempel warben für den in Gang kommenden Inlandtourismus, z. B.: „Steig aus in Stuttgart“ [Erwerb, 20.03.1978 = 2/1/367], „Heilbronn / Im schönen Neckarland / viel gerühmt – gern besucht“ [07.02.1976 = 2/1/248]. Andere warben für Alleinstellungsmerkmale oder besondere Konsumgüter des betreffenden Ortes, z. B.: „Giengen – Die Wiege des Teddy-Bären“ [Erwerb, 03.11.1969 = 2/1/226], „Seit 25 Jahren Ausstellungs- und Höhenpark Stuttgart-Killesberg“ [12.11.1967 = 2/1/114], „Neckarsulm /Deutsches Zweiradmuseum“ [30.10.1975 = 2/1/246], „Nürtingen – Stadt der guten Strickwaren“ [12.12.1967 = 2/1/113], „Ludwigsburg – Stadt der Schlösser und Gärten“[03.03.1974 = 2/1/119], „Kirchheim unter Teck – Tor zur Schwäbischen Alb“ [12.05.1977 = 2/1/115].

1.2.2 „*Schön geschrieben habe ih niht*“ – Die Schriftform

Vertriebenenbriefe sind handschriftlich geschrieben. Kollegen, studierte (vertriebene) Weggefährten korrespondierten vorzugsweise per Schreibmaschine, wie auch Bonomi in vielen Fällen selbst. Der Einsatz einer Schreibmaschine bei einem Brief war nicht nur ein vornehmer Gestus und Hinweis für einen gehobenen Anspruch, sondern konnte auch als – gewollter oder nur so empfundener – Abstand gedeutet werden. Als Briefschreiber Nr. 2 sich in seiner Not an den einflussreichen Landsmann Ludwig Leber wandte, in der Hoffnung, durch ihn Arbeit zu bekommen, war er etwas enttäuscht, keinen eigenhändig geschriebenen, sondern einen „halb kameradschaftlichen“ Brief bekommen zu haben:

(10)
„Meine Karte
hat Lajos schon erhalten u. habe jetzt am 9. d. [Ludwig]
M. seine Antwort von Ihm, was leider halb Amt-
lich halb Kameradschaftlich mit Maschinschrift
war, was Er bisher nicht getan hat; aber trotzdem
bin ich Ihm dankbar u. hoffe von Ihm die Hilfe“
[1~~0~~[3].09.1948 = 2/1/036]

[79] Es handelt sich bei den aufgeführten Orten um Beispiele, die nicht zugleich die Absendeorte waren.

Handschrift ist hingegen persönlich und selbst bei größtmöglicher Anpassung an die Norm bleibt sie eine persönliche Legierung des schreibenden Menschen. Sie gibt manches von der Persönlichkeit und der aktuellen Befindlichkeit der Schreibenden preis. Durch die offengelegte (mehr oder weniger vorhandene) Schreibfertigkeit wird ein Bild vom Bildungsstand vermittelt, denn der Leser erhält unwillkürlich einen unmittelbaren Abdruck davon.

Schreiben ist ein körperlicher Akt, dementsprechend kann die Schrift körperliche Veränderungen der Schreibenden spiegeln: der Verlust des Sehvermögens, der Körperstabilität und -haltung u.v.m. prägt im wörtlichen Sinn das Schriftbild. Selbst graphologisch nicht Geschulte können im Briefbestand in manchen Fällen leicht auf die Befindlichkeit des Schreibenden schließen, z. B., wenn jemand seine angestrengte Sonntagsschrift auf einmal durch lässige Krakelei ersetzt. Einander gut kennende, im vertreaulichen Verhältnis stehende Korrespondierende können – wie auch wir, die heutigen Leser – einen Eindruck anhand des Schriftbildes gewinnen.

Eine möglichst schöne Schrift war grundsätzlich angestrebt. In einem Benimmdich-Buch ist nachzulesen, welche Erwartungen bei einem Alltagsmenschen bezügl. Schönschreiben bestanden:

> „Schon im privaten Verkehr ist eine klare, schöne, charaktervolle Handschrift Haupterfordernis. Wer diese nicht besitzt, schreibe wenigstens deutlich, denn es ist nicht jedermanns Sache, schwierige Schriften zu entziffern. Besonders Name und Adresse muß schön und deutlich geschrieben werden. In der Unterschrift ganz ausdrücklich stehst du selbst vor dem Adressaten. Wenn berühmte Männer das Vorrecht haben, ihren Namen möglichst unleserlich zu schreiben, so wird dies gewöhnlichen Sterblichen gewiß nicht verziehen. Orthographische Fehler sind heutzutage unverzeihlich.“[80]

Entschuldigungen wegen unschöner oder schwer lesbarer Schrift sind in den Briefen – neben dem Bedauern der Fehlerhaftigkeit – musterhaft häufig zu finden. Bonomi führt diesbezügliche Zitate an: „Besonders stört sie es, wenn ihre Schrift nicht mehr schön ist“ (‚Ser wenig Zeit, auh niht Schön geschrieben‘ – ‚Sie müssen halt schaun wie Sie mit den Lessen zurecht kommen es geht halt nicht mehr anderst bei uns alte Leute‘ – ‚Schön kann ich niht mer Schreiben, weil, ich niht mer gut Seehe es ist halt schon der 70 Geburtztag vorüber u. da Komt halt schon alerhant‘ – ‚Schön geschrieben habe ih niht aber lesen kan man es doh‘ – ‚Jetzt was ih niht gutt geschrieben habe das Mus sih halt der Herr Togtor Tengen‘).[81]

[80] Kronoff 1908, o. S.
[81] Bonomi 1961/1964, 158f, Anmerkung 5.

Die meisten Briefe weisen dennoch ein sorgfältiges, oft mühsam und durch Selbstüberwindung erstelltes Schriftbild auf, was an sich die hohe Wichtigkeit und Wertigkeit des Schreibens widerspiegelt. Das fleißige Bemühen bringt auch den Respekt dem gelehrten Adressaten gegenüber zum Ausdruck. Die ungeübten und kaum geschulten Bauersleute versuchten eine gleichmäßige, gepflegte und bestmöglich lesbare Schrift zu produzieren. Bei manchen Schreibenden zeigt sich, insbesondere über eine lange Zeit hinweg, die Abnahme der körperlichen Schreibfähigkeit, aber das beeinträchtigte, zittrige Schriftbild wird oft mit Bemühen wettgemacht.

Ein korrektes und schönes Schriftbild liefern zu wollen ist auch in der späteren Korrespondenzphase (nach der Zäsur) charakteristisch. Ein Briefschreiber ließ seine Briefe durch seine einheimische Ehefrau korrigieren und nur als diese dann ins Krankenhaus kam, schrieb er selber. Da entschuldigt er sich für seine Fehler am Ende des Briefes und erklärt in PS: () An meine viele fehler wo ich in mein schreiben/ gemach habe wer den sie bemergen das meinne noch in Heidelberg ist [11.04.1975 = 2/1/386].

Die Schreibenden bleiben in der Regel bei der in der Schule erlernten Schrift, aber in einem Fall, bei der Vielschreiberin Nr. 1z, vollzieht sich das Abwählen der Kurrentschrift in einer Art, die auf eine bewusste Entscheidung schließen lässt. Vergleichbar, wie etwa das Ablegen der althergebrachten Tracht, weil sie nicht mehr passt, benutzt die Briefschreiberin in ihrem Brief Anfang 1948 noch die Kurrentschrift [28.01.1948 = 2/1/296]. Drei Monate später schreibt sie den nächsten Brief in lateinischer Schrift [17.04.1948. = 2/1/294] und ab da an wird von ihr nur noch diese benutzt.

Gelegentlich werden grapho-stilistische Mittel zur Betonung oder Anzeige von Emotionalität eingesetzt, am häufigsten Ausrufezeichen, Unterstreichungen mit einer einfachen oder einer doppelten Linie. Auch kann das Versetzen einer Textstelle quer an den Rand nicht nur aus Platzgründen erfolgen, sondern eine thematische Sonderposition markieren.

1.2.3 „*da die Tinte und das Papier so schlecht ist*“ – Schreibutensilien

Das Briefpapier ist als Träger des Textinhaltes relevant, da „der Umfang des Textes durch die Wahl des Formats bestimmt wird, denn viele Briefverfasser organisieren ihr Schreiben nach Maßgabe des zur Verfügung stehenden Raums“.[82] Dies gilt insbesonders bei Papiermangel. In Zeiten, in denen es an Briefpapier mangelte, griff man notgedrungen zu verschiedenen Alternativen. Im ersten Jahrzehnt sind herausgerissene Blätter aus Schreibblocks, Schulhefte u.ä. keine Seltenheit. Die Schreibenden scheinen sich dieses Schreibetikettenverstoßes jedoch bewusst zu sein. Der Briefschreiber Nr. 2 macht seiner Unzufriedenheit Luft: „Nun schließe ich, da die Tinte und das Papier so schlecht ist, dass ich fast zerschpringe vor Ergernis“ [06.06.1947 = 2/1/027].

Die verwendeten Briefpapiere in dem hier diskutierten Zeitraum von dreißig Jahren könnten kaum unterschiedlicher sein. Anfangs kommen karierte Büro-Blockblätter, gegebenenfalls mit Serienstempel, herausgerissene Schulheftblätter oder Notizzettel unterschiedlicher Größe zur Verwendung. Die Veränderung der Aufmachung der Briefe entspricht in Langschnitt der Wandlung der individuellen, meist steigenden Ansprüche der Autorinnen und Autoren und widerspiegelt die Anpassung an die neuen Normen der Schreibkultur. Dadurch wird die Veränderung insbesondere im Fall der lang anhaltenden Kommunikation materiell und haptisch nachvollziehbar. Die Wahl der Materialien variiert individuell selbst in der späteren Phase; sie reicht von einfachen Zetteln bis hin zu kostbareren Wasserzeichenpapiersorten. Eine einheimische Schreiberin, die einmal nicht von zu Hause aus, sondern bei den vertriebenen Schwiegereltern einen Brief schreibt, rechtfertigt sich für ihr Schreiben, welches auf einem Vokabular-Zettel geschrieben werden musste: „Entschuldigen Sie bitte die schlechte Schrift und das mangelhafte Papier – hier in H[...] gibt es leider nichts anderes zum/Schreiben“ [13.10.1975 = 2/1/498].

In einem Briefumschlag sind manchmal mehrere Sorten von Briefpapieren vorzufinden. Bei Briefschreiber Nr. 2 finden sich manchmal solche ‚Briefmontagen‘, d. h. verschiedene Briefpapiere, von mehreren Briefen, die nachträglich entweder vom Autor oder dem Adressaten zusammengelegt wurden. Es kommt auch vor, dass Briefpapiere auf dem Weg zum Bestimmungsort beschädigt (beschnitten) wurden [z. B. 21.10.1946 = 2/1/071].

[82] Giuriato 2008, 5.

1.2.4 *„Wichtig“* – Vorfrankierte, an sich selbst adressierte, wichtige und unwichtige Briefe

Briefpapier und Briefmarke haben nicht nur einen ideellen, sondern auch einen materiellen Wert, daher steuerte Bonomi mehreren seiner Partnern regelmäßig nicht nur freigemachte Kuverts, sondern auch Briefpapiere bei. Seine mit Briefmarken versehenen Umschläge adressierte er in diesen Fällen selbst maschinen- oder handschriftlich, und auf der Rückseite gab er ggf. auch die Absender an, wobei er den gefalzten Kuverts seinen eigenen Brief beilegte.

Für die in der Mitte gefalzte, von Bonomi vorab frankierte und adressierte Kuverts wurde häufig gedankt. Während die Zusendung dieser bei Briefen mit auszufüllenden Fragebögen als selbstverständlich anzusehen ist, erstaunt es, wie viele freigemachten Umschläge Bonomi doch seinen ehemaligen Gewährsleuten zuschickte – wohl um den Adressaten den Aufwand zu ersparen und sie für die Beantwortung zu motivieren. Es gibt zwei Phasen, in denen Bonomi die Kommunikation auf diese Weise zu begünstigen versuchte; v. a. in Verbindung mit seiner Fragebogenbefragung.[83] Dem Briefschreiber Nr. 2 schickte Bonomi regelmäßig auch Geldbeträge zu.

Die Praxis des Vorfrankierens zur Förderung der Kommunikation war nicht neu für die Briefpartnerinnen und Briefpartner. Während seiner Feldforschungen in der Zwischenkriegszeit dürfte Bonomi seine häufigen Besuche auch durch Postkarten angekündigt haben – das legt eine wohl zufällig erhalten gebliebene, an sich selbst adressierte (Ngs. Dr. Bonomi Jenő tanar úrnak [An Gn. Herrn Lehrer Dr. Eugen Bonomi]) Postkarte aus dem Jahr 1940 jedenfalls nahe [13.03.1940 = 2/1/493].[84]

Das Vorfrankieren von Eugen Bonomi ist selbstverständlich kein singuläres Phänomen in der Geschichte der Brieferhebungen. Ähnlich verfuhr 1981 Bernd Jürgen Warneken, als er seine Kontaktpersonen ansprach und zur Anregung des Rücklaufs seines Fragebogens zum Thema „Meine Erlebnisse mit dem Schreiben“ vorab zugeschicktes Rückporto beilegte, die für acht

[83] Z. B. bei Briefschreiberin Nr. 1 verteilen sich die insgesamt 17 Falzbriefumschläge auf den gesamten Schreibzeitraum: Bei drei Briefen im Jahr 1947 und bei vier im Jahr 1949 ist das der Fall, während der Rest auf die Zeit nach 1974 fällt.
[84] Die Anrede („Herr Lehrer“) war bei Universitätsangestellten gewöhnlich. Das Datum wurde verkehrt (auf die in Ungarn übliche Art) gesetzt: 1940.03.13.

Seiten (plus Umschlag) reichten. „Zurückzusenden brauchen Sie die Marke in keinem Fall!“ – versicherte er.[85]

Die Briefumschläge wurden nicht nur vor dem Versenden, sondern auch nach Erhalt von Bonomi „bearbeitet“. Auf den Umschlägen befinden sich zahlreiche Kommentare, die verschiedene Funktionen haben: Sie sollten den Briefsammler an die Relevanz des Inhalts markieren. Die Anmerkungen lassen sich von den sachlichen Mitteilungen (a) über publikations- oder vortragsbezogene Passagen (b) bis hin zu subjektiven Anmerkungen (künftiges Arbeitsvorhaben, Anmerkung persönlicher Art) (c) einordnen. Hier einige Beispiele:

a)
„Hochzeit mit Musik nach Bö [= Budaörser] Art“ (2/1/256)
„sehr wichtig [eingekreist], [Hinterseite]: Bericht über Fronleichnam“ (2/1/272)

b)
„VK [= Volkskundliches], Straßennamen von Budaörs! ev alles abdrucken“ (2/1/325)
„Besuch aus Ungarn, hier ev. ganzen Brief abdrucken“ (2/1/324)
„abdrucken, Volkskundliches“ (2/1/313)
Ein Unglück von Schorndorf, [Verkehrt und quer notiert:] Herrn Dr. (?) Bausinger Tübingen [weiter unleserlich] (2/1/284)
„Telepesek, für Verhalten auswerten“ [„Telepesek“ eingekreist] (2/1/301)

c)
„aufheben, beantwortet, Volkskundliches aber auch, auch über mich!“ [doppelt unterstrichen] 23.12.59
„Kondolenzbrief“ 2/1/043 = 07.08.1946 [erhalten anlässlich des Todes des Vaters von Bonomi]

1.2.5 „*Ich hätte schon Geschrieben aber ich wuste nicht in was für einen Krankenhaus*“ – Übermittlungsmodalitäten und der Weg des Briefes

In den allermeisten Fällen erfolgte die Zusendung – das ist ersichtlich durch die mitüberlieferten Umschläge – auf postalischem Weg; in einigen wenigen Fällen erfolgte die Briefzustellung durch einen weiteren Brief oder persönlich. Die meisten Briefe gingen jeweils an Bonomis Privatadresse(n) bzw. an sein eingerichtetes Schließfach. Es kommt jedoch vor, dass vorübergehende Aufenthaltsorte adressiert werden, z. B. ein Krankenhaus oder ein Erholungsort (z. B.: Z. Zt. Hotel Ochsen, Bad Liebenzell [2/1/265], Gasthaus zum Lamm, Welzheim [29.12.1948 = 2/1/056]), was auf den relativ engmaschigen Briefwechsel hinweist. Der Adressat war auch gelegentlich aufgefordert, von Wallfahrten oder aus dem Krankenhaus

[85] Warneken 1987, 16.

zu schreiben („Ich hätte schon Geschrieben aber ich wuste nicht in was für einen Krankenhaus“ [12.02.1979 = 2/1/365]) oder von seinen sonstigen längeren Aufenthaltsorten: „Auf der Kur Denken Sie Bitte auch an uns mitt einige Zeilen“ [12.02.1979 = 2/1/365].

Ab 1951 (beginnend mit dem Brief 20.03.1951 = 2/9/305) benutzte Bonomi ein Schließfach, sodass auf den Briefumschlägen keine Privatadresse mehr zu lesen ist und sein Wohnort somit anonymisiert wird. Ob das auch damit zusammenhängt, dass er nach der kommunistischen Machtübernahme in Ungarn nachweislich wenige Informationen von sich preisgeben wollte (u. a. weist er seine Briefpartnerinnen und Briefpartner mehrfach an, über ihn z. B. nach Ungarn keine Informationen weiterzuleiten, vgl. Kap. 1.2.9), bleibt eine offene Frage. Gleichzeitig ist es im ersten, an die neue Adresse kommenden Brief zu lesen: „Wir Freuen uns das Sie so eine schöne Wohnung gefunden haben“ [20.03.51 = 2/1/305].

Bonomi regte nicht nur seine Briefschreibenden an, viel Persönliches zu erzählen, sondern war scheinbar selbst auch bereit, über sich offen zu schreiben – denn so konnte er Offenheit am besten von anderen erwarten. So werden bezüglich seiner Person die unterschiedlichsten Themen angesprochen, angefangen von seinen neuen Schuhen, über seine ‚Problemzone‘ Schule, seine gescheiterte Beziehung und seine Einsamkeit bis hin zu seinen Krankheiten. Als er in eine Mietwohnung kam, bekommt er folgende beglückwünschende Worte: „Den Hauseigentümern werden Sie sicher keinen überlast machen. […] das sonnige Zimmer sol Sie Gesund erhalten“ und erfährt Mitgefühl: „Das es auh eine Große Sorge wahr wen man so allein steht, mit dem übersiedeln, aber Hauptsache ist es wen es besser ausgefalen ist wie man sihs forstelte“ [20.03.1951 = 2/1/305], auch bezüglich seiner Arbeit:

(11)
„Freut mich wirklich sehr, daß Sie in die Kranken-
kasse wiederum aufgenommen wurden u. es Ihnen ge-
sundheitlich besser ergeht. Der Unterricht hat ja nun auch
schon eine Zeit lang her begonnen, und es wird bei Ihnen
somit kaum an Arbeit u. Sorgen fehlen.“
[18.09.1949 = 2/1/050]

1.2.6 Mehr als ein Brief

Heute sind in den Briefumschlägen nur Schriftstücke vorhanden – Ausnahme bilden mitversandte bebilderte Motivkarten oder einige wenige Fotos.[86] Doch zu einer Briefsendung zu seiner Zeit gehörten in vielen Fällen zusätzliche Briefbeigaben verschiedener Art.

1.2.6.1 „habe ich Ihren lieben Brief erhalten u. die liebe Muttergottes Medeile" – Briefbeigaben

Neben Familienfotos und Bildern (vorzugsweise bei Vielschreibenden) sind es verschiedene Druckerzeugnisse (Caritas-Rundschreiben, Kalender, Zeitungsausschnitte), Wallfahrtskarten oder Sterbezettel, letzteres ggf. mehrfach, zum Weiterschicken in der Heimatgemeinschaft.

Bonomi selbst schickte seinen Landsleuten nicht nur seine eigenen Sonderdrucke, Publikationen, bzw. Rundbriefe und die von ihm bereits gelesene *Unsere Post* zu, sondern in den späteren Jahren, in denen kein Informationsmangel vorherrschte, Heimatlektüren, Kochbücher oder Schallplatten [28.03.1977 = 2/1/169]. Die Briefpartnerinnen und Briefpartner bedankten sich dafür des öfteren: „Nun zum Schluß möchte ich vielmals Danken für die Häfter und Zeitung" [30.03.1969 = 2/1/306]; „Wir danken zugleih auh für das Rundschreiben wo Sie so Lieb sind und uns so bünktlih schicken" [18.12.1948 = 2/1/251]; „und jezt noch einen dank führ das Caritas schreiben wo si unz immer schiken" [15.11.1948 = 2/1/179]. Da das Zusenden recht einseitig ist, formuliert die Briefschreiberin Nr. 1 in einem Brief verlegen, dass sie die Geschenke ihrerseits nicht erwidern kann, obwohl sie das gern täte:

(12)
„Noch einmal einen schönen dank für das
schöhne Buch es freude mich sehr. Abber wir kön-
nen Ihnen nihts tun, wir solten halt näher bei-
samen sein, dan könten wir Ihnen auh manhmal
etwas tun."
[16.01.1949 = 2/1/292]

[86] Bonomi beschreibt: „Als Anlagen gingen mir im Laufe der Jahre zu: Photos aus der alten Heimat, Lichtbilder, die meine Gewährsleute und ihre Angehörigen darstellen, Bilder von Erstkommunikanten, Hochzeitsbilder, Briefe von Verwandten aus Ungarn zur Einsichtnahme, Ausschnitte aus ungarischen Zeitungen. Neuerdings sind Aufnahmen von Eigenheimen gang und gäbe". Bonomi 1961/1964, 159. In Anmerkung führt er fort: „Eine Zeitlang las man noch ungarische Zeitungen, die man aus Budapest bezog oder sich von Verwandten zuschicken ließ. Die ungarische Presse berichtete nämlich oft über die Verhältnisse in den ehemals deutschen Dörfern, was die Leute begreiflicherweise interessierte". Ebd. Anm. 7. Die im Zitat erwähnten Anlagen sind heute bis auf einige sehr wenige Ausnahmen nicht mehr aufzufinden.

Zeitungsartikel oder -ausschnitte verschiedener Couleur können manchmal mitversandt werden. Im folgenden Fall schickte die Briefschreiberin einen importierten Witz aus der bekannten satirischen Zeitung: „Wir senden Ihnen noh den Witz von Ludasch“ [24.04.1947 = 2/1/262], vgl. dazu Anhang, 6.3. Gerne werden Presseerzeugnisse bezüglich alter Heimat unter sich weiterverteilt:

(13)
Haben Sie Herr Proffesor das
gelesen in der Fränkischen nachrichten am
17 ten Juli. Zigeuner Wein und Mädchen
mit Temperament. Eigenbericht der FN aus [Fränkische Nachrichten]
Ungarn
Wenn nicht dan schneid ich es aus
[18.07.1948 = 2/1/254]

Bis in die 1960er Jahre wird im Briefbestand belegt, dass Totenzettel auch als Briefbegaben versandt werden in der Gemeinschaft. Eine Todesnachricht in Form eines versandten Sterbezettels weiterzuleiten kommt einem ‚verbrieften‘ Gedenken von einem Mitglied in der Gemeinschaft gleich; wie im folgenden Fall bei Lorenz Ritter [2/1/105], der zusammen mit einem weiteren Sterbezettel von einem Briefschreibenden versandt wurde.[87]


Zur frommen Erinnerung im Gebete
an den in Gott entschlafenen
Lorenz Ritter
geb. am 8. Juli 1882 in Budaörs,
gest. am 12. Januar 1963 in Ingelfingen.

Unser geliebter Vater ist verschieden
Trauernd sind wir zurückgeblieben.
Arbeitsam im ganzen Leben,
Wahrer Frömmigkeit ergeben,
Und voll Liebe und Erbarmen,
Gegen die Kranken,
Gegen die Armen,
Hat er in schweren Leidenstagen,
Mit Geduld sein Kreuz getragen.
Nun wirst Du mit Himmelswonnen,
Guter Jesus, ihn belohnen.
Sein Leben war Liebe,
Seine Liebe unser Glück.

Druck von C. Schönhuth, Bad Mergentheim

Abb. 4. Ein an Bonomi zugesandter Sterbezettel, zur Erinnerung an den Toten

[87] Im Interesse des Schutzes von personenbezogenen Angaben wird nur der Sterbezettel von Pfarrer Ritter abgebildet. Eine Datensammlung von Totenzetteln auf der Seite der Universtiät Köln legt nahe, dass diese Art des Totengedenkens bis in die 1970er Jahre gebräuchlich war, vgl. https://totenzettel.ub.uni-koeln.de/portal/databases/id/totenzettel/titles/id/35636.html?l=de, letzter Zugriff: 31.07.23.

Unter den Frömmigkeitsereignissen spielen Wallfahrtsereignisse in den Briefen der Budaörser eine hervorgehobene Rolle. Da Wallfahrtsbegehungen bereits vor der Vertreibung in Budaörs fest verankert waren, nimmt es kein Wunder, dass nach der Vertreibung sowohl die bereits aus Ungarn besuchten Wallfahrten weiter gepflegt werden (v. a. nach Mariazell, Lourdes oder Rom) als auch neue, kleinere oder große, politisch auch bedeutsame und massenhaft besuchte Vertriebenenwallfahrtsveranstaltungen Erwähnug finden. So kann es vorkommen, dass z. B. Wallfahrts-Erinnerungsstücke zugeschickt wurden. Bonomi selbst hat von seiner Wallfahrt den Heimatvertriebenen gegenüber nicht nur in Briefen berichtet oder Postkarten versandt, sondern Mitbringsel zukommen lassen. Briefschreiberin Nr. 6 bedankt sich für eine Medaille, die sie von Bonomi von seiner Wallfahrtsreise (Mariazell) zugeschickt bekam: „Zu meiner grösten freude habe ich Ihren lieben Brief erhalten u. die liebe Muttergottes Medeile“ [19.09.1966 = 2/1/105].

Entsprechend der persönlichen Verbundenheit fielen die Briefbeigaben an die Briefadressaten aus – und in den Mangeljahren kann das auch ein ganzes Päckchen mit Lebensmitteln und Seife sein:

(14)
Hier schick ich ein kleines päckchen das ganze
niht viel aber ich hab gehört das an Seife fählt
hab auch igebon die weiche Seife beigeben, die ist sehr [?]
gut zum waschen u ein wenig puding ich weis aber
niht ob man Ihn gern ist oder niht. Kosten tuht
es nihts. Wen es lehr ist, dan schreiben Sie mihr
ganz ruhig, und ich schicke Ihnen was brauchen.
[09.08.1948 = 2/1/008]

Lebensmittelkarten stellten kostbare Geschenke dar:

(15)
Nun möchte ich Ihnen ein wenig
vollmilch marken schiken den ich hab
auf 20 l einen Zusatz bekomen u wir haben
auch täglich 1 ½ l also „zur Gesundheit[88].“
[13.01.1947 = 2/1/2010]

Und er bekam auch mal selbstgemachte Weihnachtsplätzchen: () „Wir schiken Ihnen auh ein paar Flüchtlings Plätzli wenn Sie Ihnen gutgenuk sind wenig abber von Herzen“ [04.12.1948 = 2/1/003]. Im Gegenzug schickte Bonomi jährlich Geschenkpakete an die Enkelkinder seiner

[88] Transfer aus dem Ungarischen: *Egészségére*.

engsten Kontaktpersonen; in den ersten Jahren sogar nicht nur an Weihnachten. Wie es diesen Dankeszeilen zu entnehmen ist, bekommen die Kinder pädagogisch wertvolle Präsente (Buch) und diese werden auch wertgeschätzt:

(16)
Nun ein reht Herczliches Vergelts Gott auch in Namen
meiner Kinder. Die Freude ist groß, jetzt haben Sie ein kurcz-
weil die Große die hatt bald zwei ausgelesen. Die Bücher die
sind gleich eingefast worden damit Sie niht beschmutzt werden.
[11.10.1948 = 2/1/011]

Mit seinem Buchgeschenk hat der Adressat den Kindern große Freude gemacht und die Briefschreiberin legt Wert darauf, das ausführlich zu beschreiben. Auch merkt man deutlich die Verbundenheit zwischen Bonomi und der Familie:

(17)
Meine [Name] Ihr Gesicht strallte
foll Freude als Sie das Buch erblikte, u sagte jetzt
hab ich meinen Wunsch bekomen was ich möchte.
Den ich hab es Ihr heilig versbrochen das kein
Buch bekomt weil man von Ihr gar nihts haben
kan. Mit dem Stehts auf u. Abends geht ins Bett
damit.
[15.01.1949 = 2/1/014]

1.2.6.2 „hatte mihr ein bäkchen Paprika sahmen geschikt zum anbauen“ – Briefbeigabe Paprika

Die Bedeutung vom Paprika-Gewürz in der Nahrungskultur der donauschwäbischen Heimatvertriebenen ist in der Forschung bekannt. So wundert es nicht, dass auch unter den per Brief transportierten heimatlichen Artikeln Paprikasamen erwähnt werden – und die hier Schreibenden sind auch nicht die einzigen, die das tun.[89] Im folgenden Brief teilt die Briefschreiberin Nr. 3 Bonomi mit, was ihr von Ungarn ein weiterer Briefschreiber berichtete, dass nämlich keine Gegenstände in die Briefkuverts kommen dürfen. Die Briefschreiberin reagiert in einem ungezügelt empörten Ton und schimpft dabei beleidigt:

[89] Per Brief versandte Paprikasamen werden erwähnt in einem Interview von Annamária Molnár: „Ta hat mei Mutter und tie Rosa hat khocht, wenn tie Bäuerin hat net gern kocht, tie is lieber aufs Feld naus, nach hat Rosa mise daheim bleibe und koche. Un tie hat immer gsacht, sie khennet net koche, well sie khei Paprika hat. Man braucht Paprika und Knoblauch. Tie hade khei Zwiebel, khei Paprika, khei Knoblauch, ti hon tes alles net khabt. Da durftet mir aber nicht von hier, von der amerikanischen Zone, nach Ungarn schreibe…Nach Ungarn zu (…) in die Russisch-Zone praktisch. Nach hat mei Mutter gschriebe meiner Schwester von Pécs zu dere Bäuerin in Steiermark und die hat den Brief weiter, dann hat und dann wollte mei Mutter Paprikasamen. Nach hat die Eva wieder Paprikasamen in den Brief zu dere Bäuerin in Steiermark und so isch de Paprika daherkhomme.“ (Übersetzt aus dem Dialekt ins Deutsche von Annamária Molnár) Molnár 2017, 170, Anm. 484.

(18)
„Der […] hat es geschrieben das Ihnen niht erlaubt
ist Paprika oder andere gegenstände hinein zu geben ihm Brief
blos das papir. Die soln doch Dick währn mit Ihrem Paprika [sollen doch dick werden]
haben wir jetzt schon solange keinen gehabt brauchen wir weiter
auch niht. Übrigens wir sind gar niht angewiesen, es gibt doch sach ge
nuk, niht wahr?“
[11.10.1948 = 2/1/011]

Nichtsdestotrotz hieß es in einem ihrer früheren Briefe, acht Monate davor:

(19)
„Der Szakály Füszeres Wir sagten […] [etwa: Gemüsehändler]
Der hatte mihr ein bäkchen Pakrika
sahmen geschikt zum anbauen, als alte Bekan-
te, jetzt wird ich in Kisthen geben damit Sie
reht bald zum pflanzen sind.“
[26.02.1948 = 2/1/002]

1.2.7 *„so stand es auf der Karte u. /so schrieb ich's Wort wörtlich ab“* – Brief im Brief. Einen Brief weiterleiten, Information in Zirkulation bringen

Es ist ein prägendes Merkmal der hier vorgestellten Briefsammlung, dass Briefe zwar an eine Person oder Familie gerichtet worden waren, aber ihre Inhalte – je nach Mitteilungsabsicht stillschweigend oder gar ausdrücklich – in der Gemeinschaft zum Nacherzählen oder zur Weiterverbreitung gedacht waren. Briefe konnten weitere Briefe enthalten oder diese begleiten; erstere konnten letztere kommentieren oder manchmal auch kritisch hinterfragen. Diese Eigenschaft der Briefsammlung zeigt abermals das grundsätzlich dichte Kommunikationsgeflecht unter den Vertriebenen. Das Weiterleiten geschah entweder in der Funktion der volkskundlichen Datenvermittlung (in den folgenden Beispiele a) oder in der der gemeinschaftlichen Informationsverbreitung (Beispiele b)):

a) Wenn es um die volkskundliche Datensammlung ging, wurden ggf. weitere Informanten herangezogen. So ist der Brief 2/1/325 [o. D.] nicht von der ursprünglich angesprochenen, sondern einer (unbekannten) Landsfrau geschrieben worden, was erst aus einem später an Bonomi geschriebenen Brief klargestellt wird:

(20)
„Lieber Herr Bonomi!
Es freud mih das Sie mit mei-
nen Brief zufrieden waren. das Christ-
kindl spil hat mir eine Steinbergerin
abgeschriben die ist selber immer singen

gegangen.“
[14.04.1947 = 2/1/313]

Wenn der/die Angesprochene keine Informationen aufbringen konnte, hatte er oder sie so im Bekanntenkreis umhergefragt:

(21)
„nun mit der,
Herberg Suhens, kan Ih mih garniht In,
Scholymar, Erinnern. Nur Sint bei uns In.
[…] aus […], Frauen und die Sint
Mit mir Ser gut, und die hab den Prief vorgelesen,
dan komen Sie gleih und haben mir das,
gleine gebet gebraht“
[14.06.1949 (?) = 2/1/177]

b) Briefe wurden weitergeleitet, damit Landsleute informiert werden. Dabei war dieser Informationsfluss als sehr wichtig erachtet. Wie z. B. im folgenden Fall, wo der Bericht über die zweite Welle der Vertreibung in Budaörs wörtlich abgeschrieben und weitergeleitet worden war:

(22)
„Aus Börs sind 300 Familie die in 2
Stunde fertig sein mussten u auf einen
Lastauto aufgetakt wurden und nach
Budafok überliefert wurden u. von dort
natürlich in die Russ. Zone Heidene-
werda: Sachsen. / so stand es auf der Karte u.
so schrieb ich’s Wort wörtlich ab.“
[15.09.1947 = 2/1/053]

Oder im folgenden Fall, bei dem auf einen beigefügten Brief verwiesen wird:

(23)
„nuhn
werdein wir ihnen ein zettel vom Pista [Onkel Pista]
bácsi hinein dun das si auch wissen
was eir schreibt, und wen eur unz jezt
schreibt so werden ir es ihnen auch schiken
damit si auch wissen was eir schreibt und
wi es ausschaud ihn Solymár“
[15.11.1948 = 2/1/179]

Ein weiterer trost-spendende Brief aus Solymár wird auch herumgereicht; die Briefschreiberin leitet diesen Brief (nachdem sie ihn zuerst den Söhnen zugeschickt hatte und ihn anschließend zurückbekam) auch an Bonomi weiter:

(24)
„Jezt Schiege ih Inen Einen Prief
aus der Heumath. mitem hab ih

mih ein wenig getröstet weil Ih.
Imer So grose Heimwe habe aber
Jezt dun Ih mih ein wenig beser
Fülen, weil ich das gelesen hab,
darum Sende ich inen den Prief.
sie Solen auh sehen wies In Scholymar
zuget. niht Imer ales golt."
[17.11.1949(?) = 2/1/163]

Eine andere, sehr verbreitete Praxis ist das inhaltliche, verkürzte oder paraphrasierte Weitererzählen von Briefinhalten, sowie das Ansprechen nicht nur einer Person, sondern eines Personenkreises. (vgl. hierzu zur Theorie der Gemeinschaftsbriefe). Hier ein Beispiel eines emotionell aufrührenden (vorgelesenen) Briefes zum Jahresende, im Ankunftsjahr:

(25)
„Lieber Herr Prfesor! ich hatte nämlich besuch mein
Vater, er sändet sein innigste Glück wünsche zum Neuen
Jahr u hofft das es besser wird wie das alte wahr.
Ich habe den Brief vorgelesen von ihnen u. mit
tränen haben wir Ihm beendet, den die schönen Stunden
bleiben unfergeslich wo wir mit einander beisammen
wahren. ja wens Gott gibt das wir es noch einmal
erleben in unsren eigenen Heim wieder in engen
Kreiße beinander Glücklih sein könen, aber wan?"
[30.12.1946 = 2/1/006]

Manche beigefügten Briefe müssen (v. a., wenn das in Unkenntnis der Absender geschah) von Bonomi entfernt worden sein, wie im folgenden Beispiel, in dem nur der Hinweis auf zwei weitere Briefe erhalten blieb:

(26)
„Am Vorabend
wo Sie Ihren lb. Brief mit dem Antoniusbrot sowie die [lieben]
Drucksache mir zugeschickt haben schickte ich zwei Brie-
fe an Sie H. Bonomi die von Pf. Aubermann u. Pf. Heissen-
berger geschrieben wurden."
[07.11.1949 = 2/1/050]

Mit dieser Praxis der – unerlaubten – Weitergabe von Briefen, was, wie bereits erwähnt, eine wichtige Funktion der Korrespondenz darstellt, kommen manche Briefschreiber zugleich an die Verletzung der Briefethik nahe. Bonomi war sich des regen Briefaustauschs bewusst – und im Falle der Weiterleitung seiner eigenen Briefe wird er das sogar klar beanstandet haben. Der Briefschreiber Nr. 2 wurde von ihm nicht einmal gemahnt, über ihn insbesondere nach Ungarn keine. Informationen weiterzuleiten. Kurz vor diesem Antwortbrief muss er den Briefschreiber auch hier gerügt haben:

(27)

„Herr Bonomi ist mir etwas böse?, aber
bin ich diesmal ganz unschuldig, weil ich
von Ihnen nach Ungarn nichts geschrieben
haben, weder der Schw. Klára noch dem Laci [Onkel Laci]
bácsi, auch weniger dem kétszinű Szakály. [doppelgesichtig]
Laci bácsi hat von sich selbst ohne, daß =
ich geschrieben hätte den Gruß mittgeteilt
als vorsorge, wenn Sie vielleicht in meiner
nähe sein sollten? Ich habe dem Lacibácsi
zurück geschrieben, aber von Ihnen Herr
Bonomi kein Wort! Schw. Klára habe ich
von Ihnen auch nicht geschrieben.“
[17.04.1948 = 2/1/054]

Derselbe Briefautor bittet allerdings auch um die Vernichtung seines Briefes, wenn er schreibt, nachdem er viel Vertrauliches aus dem Gemeindeleben mitgeteilt hatte:

(28)
Többet most [Mehr weiß ich jetzt nicht,
nem tudok, de személyesen többet! mehr dazu persönlich!]
Bitte diesen Brief so-
fort ins Purgatorium u dann erst in die Hölle, damit mir
alles verzeiht wird.
[17.04.1950 = 2/1/055]

In Solymár war Steifl-Vetter/Pista Bácsi, „der Weise“, eine der wichtigsten Kommunikations-Anlaufstelle für die Vertriebenen.[90] In den Briefen der Heimatvertriebenen aus Solymár sind zahlreiche Hinweise auf seine Einschätzungen, Meinungen, Mahnungen und Ratschläge zu lesen. Eine Briefschreiberin leitet sein Schreiben an Bonomi mit folgenden Worten weiter:

(29)
„Wir danken Ihnen für den aus-
fürlichen Brief. Es ist einen ganz anderst
zumute wen man so etwas list. Und
das wird gleich verbrent, aber zu erst has-
tig turch gelessen dan noch eingemal,
dan wird er verdaut.“
[03.10.1949 = 2/1/257]

1.2.8 „*Es hat sie auserordentlich gefreut für Ihre so freundliche Aufmerksamkeit“* – Einen Brief nicht selber schreiben

[90] Her geht es um Stephan T[h]aller, „den Weisen“ oder „t Wäiß“, einen Landwirt, dessen Wort in der Gemeinde und im Kirchenrat galt. Bonomi schreibt über ihn, dass er viel las und sein Bildungshunger für einen Bauersmann ungewöhnlich groß gewesen sei. Steifl-Vetter informierte die vertriebenen Solymárer regelmäßig. Seine Kinder wurden teilweise ausgewiesen, er selbst jedoch nicht. Er starb 1950 in Solymár.

In der Briefforschung wurde das Phänomen mehrfach beachtet, wenn nicht (ganz) Schreibkundige das Briefeschreiben in Auftrag gegeben haben.[91] Die allgemeine Zurückhaltung und Scheu beim Briefschreiben, deren Ursachen in mehreren Kapiteln dieser Arbeit angesprochen werden (vgl. Kap 2.2.2), hat u. a. zur Folge, dass manche Briefe auch in diesem Bestand nicht selbst geschrieben wurden. Es ist bezeichnend, wenn der in Vertriebenenkreisen bekannte Pfarrer aus Budakeszi, Franz Greszl, mit dem Bonomi im Austausch stand, ihm mit folgenden Worten eine Kontaktperson empfiehlt:

> „M. K. sen. in […] bei Sinsheim […] wird noch vom Hören-Sagen etwas erzählen können. Er ist intelligent und hat Enkelkinder, die schon hier in die Schule gingen, also deutsch schreiben können, denen er seine diesbezüglichen Erinnerungen diktieren könnte. Berufen Sie sich auf mich. Er wird in der Nähe von 80 sein. Hat gut erzählen können." [20.09.1974 = 2/1/345]

Bonomi beobachtete, dass Vertriebene manchmal nicht selber schrieben, wenn sie die Möglichkeit hatten, das Briefschreiben an andere zu delegieren:

> „Mehrere Briefe erhielt ich von Wirtsleuten, die ihren nicht schreibgewandten ungarndeutschen Hausgenossen einen Gefallen tun wollten. Ab und zu halfen Dorfgenossen einander. Erwähnt seien auch die Schreiben von Schulkindern und Jugendlichen. Nachdem diese schon ein paar Jahre auf deutschen Schulen verbracht hatten, konnten sie für ihre deutschen Angehörigen eintreten.[92]

Hierfür ist eine über 80-jährige Frau ein Beispiel. Einen ersten Brief von der Frau, die Bonomi in der alten Heimat für eine der hervorragendsten Informantinnen für den Bereich Volksfrömmigkeit hielt,[93] wird für sie ein/e schreibkundige(r) Einheimische/r geschrieben haben. Der Inhalt ist ein Lagebericht, aber Sprache, Satzbau, Stil usw. des Berichts weicht gänzlich von den „Bauernbriefen" ab:

> (30)
> „Im Übrigen geht es
> mir eben der Zeit entsprechend. Ich habe ein
> nettes Heim, einen guten Ofen u. auch Brenn-
> [unlesb.] viel dazu. Im Sommer u. Herbst habe selber.
> eine Hatz gehabt im Wald, sodaß ich nicht [unlesb.]
> muß. auch mit den lebensmitteln ist es ja
> etwas besser geworden. aber trotz alledem, wäre
> es meine größte Freude wenn wir doch bald
> wieder zurück gehen dürften. der lb. Herrgott
> soll uns dazu helfen. Seid einigen Wochen kommt

[91] „Meg kérem a bocsánatott a megirót soraimért mert saját kezemel írtam meg én L. Eszter mert nem volt pénzem másal iratni és ha valamit nem írtam heljesen tessék elnézésel lenni [Ich bitte um Verzeihung für meine geschriebenen Zeilen, denn ich hatte kein Geld um jemand schreiben zu lassen und wenn ich etwas nicht richtig geschrieben habe, dann mögen Sie mir das nachsehen]" – schreibt Eszter L., die Briefschreiberin der Edition von Vilmos Keszeg, die einen Brief (v. 17.12.1962) an die Behörden richtete. Vgl. Keszeg 1996, 63. Keszeg merkt in Klammern an: „Die Menschen auf dem Dorf lassen sich beim Ausfüllen von Anträgen und Formularen bis heute von der Mittelschicht helfen." Keszeg 1996, 65. Übers. CS. Vgl. hierzu auch Kokó 1999.

[92] Bonomi 1961/64, 158.

[93] Bonomi geht auf ihre Person detailliert ein, nähere Angaben hierzu können jedoch nicht genannt werden.

ein Geistlicher auch Flüchtling, zu uns in einen
Schulsaal u. hält dort Gottesdienst. Für uns hier,
in […] ist es nett, denn es ist halt immer
ein weiter Weg nach [Ortschaft]. Im Frühjahr
geht es dann auch wieder leichter.
Somit sehen sie lb. H. Dr. daß ich eigentlich nichts
zu klagen habe u. ich mit meinen Schicksal
zufrieden bin. Ich wünsche Ihnen nun recht
gute erholung u. ein gesegnetes neues Jahr.
in diesem Sinne grüße ich Sie aufs Herzlichste
Ihre[94]
[Links am Rand]
Wenn wir wieder in Ungarn sind dann würde es mich sehr freuen wenn
Sie mich mit Ihrer Fini Mutter besuchen könnten. Und […] falls sehen wir uns
vielleicht hier wieder einmal!“
[02.01.1947 = 2/1/487]

Ihren zweiten Brief lässt sie durch eine – sie wohl im Altersheim pflegenden – Pflegeperson schreiben („i.A.“). Obwohl sie selber nicht schreiben wollte oder konnte, war es ihr ein Bedürfnis, sich für die von ihr rührend als das „größte Weihnachtsgeschenk“ empfundenen Pralinen zu bedanken:

(31)
„Sehr geerter Herr Dr. Bonomi!
Unsere liebe Landsfrau [Name]
hat Ihren lieben brief von 19.1.52. mit
viel Freude und Dank erhalten. Ebenso
Ihr liebes Weihnachtsgeschenk mit den
Pralinen hat sie mit viel Freude
und Dank entgegengenommen. Es hat
sie auserordentlich gefreut für Ihre so
freundliche Aufmerksamkeit. Sie dankt
recht herzlich für alles, denn es war
in Ihrer Heimatvertriebenheit, das
größte Weihnachtsgeschenk was sie bis
jetzt erhalten hat.“
[20.12.1952 = 2/1/486]

Und wenn der Brief selbst geschrieben werden musste, so konnte der Briefumschlag wenigstens in schöner Schrift geschrieben werden, wie hier von Kinderhand:

[94] Unterschrift und Brief stammen von verschiedenen Personen. Die Unterschrift ist Original.

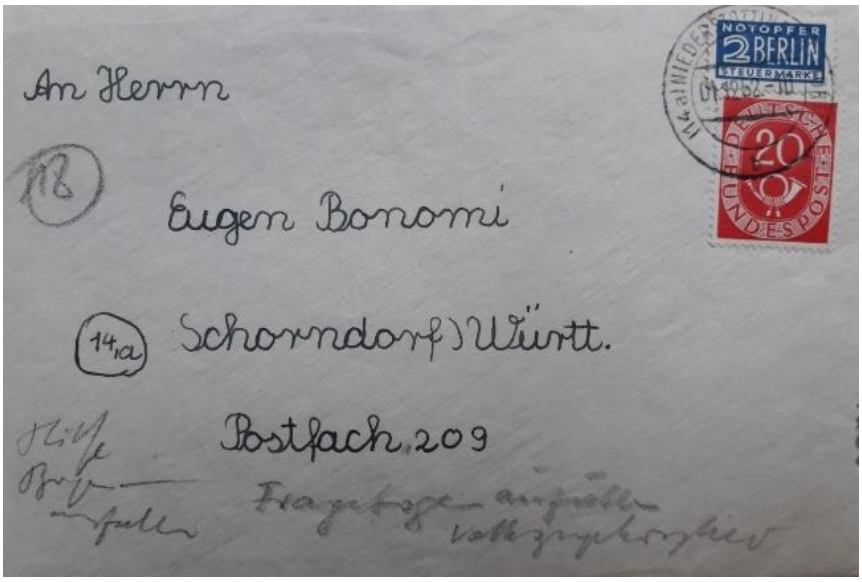


Abb. 5. Ein von Kinderhand beschrifteter Umschlag, der von einen einem Erwachsenen geschriebenen Brief enthält; mit „Notopfer-Steuermarke“ für Berlin

1.2.9 „*der Brief ist geöfnet worden*“ – Überwachte Briefe

Das Briefgeheimnis als unumstrittenes Gesetz gilt lange als Konvention. Bereits in einem Vorgänger-Vertrag des Genfer Abkommens, im „Vertrag zwischen der Schweiz und Frankreich über gegenseitige Auslieferung von Verbrechern“ aus dem Jahr 1869 wurde die Verletzung des Briefgeheimnisses klar als Delikt deklariert; dort steht unter Punkt 32, dass „Unterschlagung von Briefen oder Verletzung des Briefgeheimnisses“ Auslieferung zwischen den beiden Ländern zur Folge habe.[95] In Kriegszeiten jedoch wurde der Schutz des Briefgeheimnisses außer Kraft gesetzt, sogar kann Zensur zugleich als „Instrument der Kriegsführung“ sein.[96] Die Briefforschung befasste sich mehrfach mit der Briefzensur der Feldpostbriefe des Ersten Weltkrieges. In Ungarn beschäftigte sich als erster Péter Hanák mit den zensierten Feldpostbriefen in der Monarchiezeit und machte unter den konfiszierten auf einige donauschwäbische Briefe aufmerksam.[97]

2012 veröffentlichte Josef Foschepoth in seinem Buch „Überwachtes Deutschland. Post- und Telefonüberwachung in der alten Bundesrepublik“ zum ersten Mal Quellen, die ein Licht auf

[95] Zitat aus dem Dokument: „Vertrag zwischen der Schweiz und Frankreich über gegenseitige Auslieferung von Verbrechern“, abgeschlossen am 09.07.1869. Quelle: https://www.fedlex.admin.ch/eli/cc/X/35_37_37/de, letzer Zugriff: 19.06.23.
[96] Rebhan-Glück o. J.
[97] Hanák 1973. Vgl. auch Schell 2020.

die Überwachungspraxis in der unmittelbaren Nachkriegszeit werfen. Eines der ersten Gesetze, das General Eisenhower, Oberbefehlsinhaber der alliierten Invasionsstreitkräfte, erließ, als seine Truppen deutschen Boden erreichten, war ein Zensurgesetz.[98] Anhand des Gesetzes vom 29. Januar 1945 wurde der Postverkehr zum Stillstand gebracht („Artikel I. Öffentliches Nachrichtenwesen"):

> „(1) Bis auf weitere Anordnung der Militärregierung wird jeder Fernsprech-, Fernschreib-, Telegrafen- und Funkdienst im Inlands-, Auslands- und Durchgangsverkehr, ferner jeder Postdienst im Inlands-, Auslands- und Durchgangsverkehr einstweilen eingestellt. […]
> (2) Alle Gegenstände, die durch die Post im Inlands-, Auslands- und Durchgangsverkehr befördert werden, sind von den Postbehörden anzuhalten und bis auf weitere Anordnung der Militärregierung in Verwahrung zu nehmen."[99]

Ferner wurde in einem weiteren Artikel Zensurzwang ausgesprochen („Artikel III. Zensur"):

> „(8) Jeder durch die Post beförderte Schriftwechsel, alle auf diesem Wege beförderten privaten Schriftstücke und Urkunden, sowie Mitteilungen mittels Fernsprecher, Fernschreiber, Telegraf und Funkdienst müssen nach Wiederaufnahme des entsprechenden Dienstes die Zensurbestimmungen der Militärregierung beachten und dürfen nur auf dem behördlich zugelassenen Weg übermittelt werden. Mitteilungen, private Schriftstücke und Urkunden im Besitz von reisenden Zivilpersonen sind ebenfalls der Zensur unterworfen."[100]

Die „Zensurbestimmungen für die Zivilbevölkerung in Deutschland unter der Herrschaft der Militärregierung" besagten, dass sich Mitteilungen unter Privatpersonen praktisch in einem rechtsfreien Raum befanden, außer Verkehr gezogen, gelesen oder vernichtet werden konnten:

> „(4) Alle Mitteilungen sind der Zensur unterworfen und können zurückgehalten, unterbrochen, angehalten, konfisziert oder auf andere Weise behandelt werden, ganz nach dem Gutdünken der Zensur ohne Anweisung des Absenders oder Empfängers. Die Genehmigung, Nachrichtenverkehrsmittel zu gebrauchen, kann einer Person jederzeit entzogen werden. Die Zensur ist nicht verantwortlich für irgendwelchen Verlust, Schaden oder Verzögerung im Zusammenhang mit irgendeiner Mitteilung."[101]

Auch konkrete auf Sprache(n) bezogene Regelungen sind zu finden: „(33) Gespräche müssen ohne weiteres verständlich sein. Geheimsprache darf nicht gebraucht werden. Die Zensur kann ein Gespräch verbieten, falls dieses nicht in Deutsch, Englisch oder Französisch geführt wird."[102] Demnach war die Verwenndung der ungarischen Sprache eigentlich nicht erlaubt. Auch wenn sich das wenige zur Kenntnis genommen haben dürften: der Kontroll-Geist der Gesetzgebung dürfte in der Ankunftszeit verunsichernd gewirkt haben und das ohnehin vorhandene Unbehagen beim Briefeschreiben potenziert haben.

[98] Foschepoth 2012, 48.
[99] Foschepoth 2012, 275.
[100] Foschepoth 2012, 275.
[101] Foschepoth 2012, 276.
[102] Foschepoth 2012, 276.

Während die ersten Gesetze zunächst Maßnahmen für das Aufspüren von NS-Tätern und -Organisationen waren sowie den Schwarzmarkt zu kontrollieren versuchten, wurden die Überwachungsregeln auch später überraschend zögerlich gelockert. Am 10.05.1949 wurden im Besatzungsstatut für die Alliierten Sonderbefugnisse eingeräumt. Zu diesen gehören, so Foschepoth zusammenfassend, „gemäß Ziffer II e, Schutz, Ansehen und Sicherheit der alliierten Streitkräfte zu gewährleisten, womit auch die Notwendigkeit zu einer allgemeinen Überwachung des Post- und Telefonverkehrs begründet wird“.[103] Erst das „Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland“ vom 23.05.1949 besagte im Artikel 10: „(1) das Briefgeheimnis sowie das Post- und Fernmeldegeheimnis sind unverletzlich“ und dass „(2) Beschränkungen nur auf Grund eines Gesetzes angeordnet werden“ dürfen.

Im Zuge der Zeit, als sich allmählich politische Spannungen zum Ostblock aufbauten, nahm die Kontrolle freilich nicht ab, sondern es „kamen weitere, stetig wachsende Aufgaben hinzu. Dazu gehörten die Überwachung des Post- und Telefonverkehrs in die sowjetisch besetzte Zone und so weit schon möglich, auch nach Osteuropa und in die Sowjetunion“.[104] Spione sollten entdeckt und umgepolt werden. Als dann auch Kriegsgefangene und Flüchtlinge in großer Zahl aus dem Osten kamen, sollten diese auch als Informationsquelle dienen. Foschepoth beschreibt: „Alle diese Personen wurden intensiv befragt und je nach Bedeutung weiterhin überwacht. Mitte der Fünfzigerjahre lieferten allein die Briten 500 Berichte pro Woche über Flüchtlingsbefragungen an den Verfassungsschutz und den Bundesnachrichtendienst. Das waren hochgerechnet 2000 Berichte pro Monat oder 24000 Berichte pro Jahr […] Auch die Amerikaner erstellten entsprechende Berichte. Die Zahlen waren ähnlich hoch“.[105]

Während des Kalten Krieges spielte die Beobachtung der Ost-West-Kommunikation weiterhin eine hervorgehobene Rolle, war doch der Vorteil der Bundesrepublik „ihre geostrategische Lage, ihre Öffnung und Verbindung zum kommunistischen Macht- und Herrschaftsbereich“. Nach einer Quelle des britischen Geheimdienstes öffne „Westdeutschland […] uns ein Fenster mit Blick auf die Russen und deren Satelliten, das von großer Bedeutung für das Verteidigungssystem des Westens“ sei.[106] Die Überwachung wurde

[103] Foschepoth 2012, 50.
[104] Foschepoth 2012, 48.
[105] Foschepoth 2012, 49.
[106] Foschepoth 2012, 20.

einerseits in zentralen Räumen von größeren Städten vorgenommen, z. B. Stuttgart, Heidelberg, Karlsruhe, Mannheim, doch Überwachung der Post war in jedem Hauptpostamt möglich, in dem ein bestimmter Postbeamte gewünschte Postsendung aussortieren konnte. Auch die Infrastruktur wurde bereitgestellt.[107]

Die oben nur skizziert beschriebene Praxis der Überwachung, d. h. das dadurch entstandene Misstrauen schlägt sich in den Vertriebenenbriefen nieder. Die folgenden Beispiele stammen hauptsächlich aus der Zeit vor der Zäsur, da das Thema hier hochrelevant war, aber auch in der Zeit danach finden sich Restriktionen für die Weiterleitung von Informationen. Im folgenden Brief beginnt die Briefschreiberin mit der Inventarisierung der vorgefundenen Briefteile, offensichtlich aus gutem Grund:

(32)
„Lieber Herr Provesor!
Ihren lieben Brief haben wir
mit freuden erhalten. Die Schorndorfer
ansiht war auh dabei, die Bildhen auh
der Brief ist geöfnet worden, die haben
gewiß daß niht gevunden waß Sie gesuht
haben.“
[23.02.1947 = 2/1/310]

Ein Briefschreiber berichtet von einem unterwegs zugeschnittenen Brief, wobei hier wohl eine andere ‚Zensur‘ am Werk war als die behördliche. Die Vertraulichkeit der Mitteilung wird in diesem Brief durch den Wechsel ins Ungarische gesteigert (zur Funktion des Sprachwechsels zwecks Adressateneinschränkung vgl. z.B. im privaten Zusammenhang Kap. 2.2.4.12):

(33)
Am Vorabend
wo Sie Ihren lb. Brief mit dem Antoniusbrot sowie die
Drucksache mir zugeschickt haben schickte ich zwei Brie-
fe an Sie H. Bonomi die von Pf. Aubermann u. Pf. Heissen-
berger geschrieben wurden. Aubermann úr igen rossz politikus evvel meg van mondva minden. Heissenberger úr máskép gondolkozik. Sein Brief war ausgeschnitten
das heist achtung ~~még~~ fenn vannak még az urak!!!
[Herr Aubermann ist ein sehr schlechter Politiker, damit ist alles gesagt. Herr Heissenberger denkt anders.
Die Herrschaften sind noch wach!]
[07.11.1949 = 2/1/050]

[107] In logistischer Hinsicht gab es gute Voraussetzungen: „Personell waren die amerikanischen Überwachungsstellen am besten ausgestattet. 1959 beschäftigten die USA 250 Personen, wovon allein 220 Deutsche waren. Sie unterlagen wie auch die mit den alliierten Überwachungsmaßnahmen befassten deutschen Postbeamten einer strengen Geheimhaltungspflicht.“ Foschepoth 2012, 62.

Ungarisch wird bewusst eingesetzt, um die Lesbarkeit zu erschweren, wie im folgenden Brief, bei dem die Sprachwechselstelle nach einer thematisch abweichenden Passage einsetzt:

(34)
Ich weiss daß Sie jetzt vor einer große Arbeit stehen. Ich bin im täglichen Gebet besonders in der Maiandacht für Ihnen u. hoffe, daß Sie auch es spüren dürfen in der große Not!
F. Ritter lapja ép most futott be. Édesanya nagyon beteg. B[?] úr Amerikába megy, azt hiszem már meg irtam? Ezeket írja föt. Ritter most magyarúl, mert lapot irt, amit én is helyeslem (mert több titkos dolgot irt.)

[Gerade kam die Karte von F. Ritter an. Seine Mutter ist sehr krank. Herr B. geht nach Amerika, glaube ich, habe ich bereits geschrieben? Das schrieb hochw. Ritter jetzt auf Ungarisch, da er eine Karte geschrieben hat, was ich für richtig halte (denn er schrieb über mehrere geheime Sachen.)]

[16.05.1950= 2/1/501]

Im Briefbestand ist auch eine Art geheime Briefschreibepraxis in die alte Heimat belegt – allerdings nur durch eine einzige Erwähnung. Der Briefschreiber Nr. 2 berichtet Bonomi voller Sorge, da seine Landsleute „Kartenspielen" würden und nach Ungarn „geheim Briefe" schrieben:

(35)
„Es ist ŧTraurig was hier unsre Leute treiben die beinander sitzen u. Kartenspielen u. geheim Briefe schreiben nach Ungarn. Mi lesz ebből még?"

[Was wird noch daraus werden?]

[08.05.1950 = 2/1/051]

Bonomi legte offensichtlich Wert darauf, sich zu vergewissern, dass seine Briefe nicht in Umlauf kommen – nicht ohne Grund, da er mit sehr vielen korrespondierte und nachweislich zu Recht befürchten konnte, dass das gegen seinen Willen dennoch geschehen könnte. Er bat im folgenden Brief explizite um die Vernichtung seiner Briefe:

(36)
„Lieber Herr Bonomi!
Hoffentlich werden Sie schon Gesundsein oder wenigstens Sih einwenig erholt haben in den Ferien. Ich habe denn lezten Brief gleih ins Feuer, und dann ist mihr die neue Anschrift nicht mehr eingefalen. Und so dahte ich mihr werden Sie schon wieder am alten Platz sein."
[05.09.1947 = 2/1/258]

Er wollte in manchen Fällen nicht nur das ‚Herumreichen' seiner Briefe verhindern, sondern vor allem befürchtete er, dass Informationen über ihn nach Ungarn weitergeleitet werden:

(37)
„Lieber Herr Bonomi!

Fillen dank für Ihren l. Brief
und für die geschenke. Sie dürfen be-
ruhigt sein auser uns zweien liest
Ihren Brief nimánd, filweniger das
wir auf Ungarn von Ihnen schreiben“
[26.07.1948 = 2/1/266]

[außer uns zweien liest
Ihren Brief niemand, noch weniger die,
die wir nach Ungarn schreiben]

Ab den 1950er Jahren, als die politische Situation in Ungarn durch die Aufhebung des Mehrparteisystems und der demokratischen Ordnung auf die dunkelste Zeit der sozialistischen Diktatur zusteuerte, erstarrte die Kommunikation nach Osten, dabei scheint sich noch mehr Angst breit gemacht zu haben. Dies hat den Hintergrund, dass die Schreibenden mit Konsequenzen bei den noch in Ungarn verbliebenen Angehörigen rechnen mussten, wenn Briefe weitergegeben werden sollten. (Bonomi wird in der Hinsicht seine in Ungarn lebende Mutter und Schwester im Sinn gehabt haben.) In den Antwortbriefen seiner Korrespondenzpartner finden sich mehrfach Ermahnungen. Z. B. muss ihm ein Briefschreiber sein Versprechen geben:

(38)
„Mein Brief ist bestimmt in zwischen bei
Ihnen eingetroffen? Leider darf ich jetzt nicht
viel mitteilen trotzdem wieder genug neues
gibt. Meine Nerven!!! Kein Wunder meine armen
daheim. Vergeltes Gott Ihnen alles was Sie mir hier
in der neue Heimat getan haben. Die Gegenwart
u. Zukunft noch weniger Briefe von Ihnen gehen
aus meiner Hand nicht weiter.“
[06.07.1950 = 2/1/033]

[trotzdem = obwohl]

Ein ähnliches Versprechen muss offenbar die Briefschreiberin Nr. 1 geben, dabei wird in dieser Passage deutlich, welche Bedeutung die Briefe des Adressaten für die Briefschreiberfamilie haben:

(39)
„Nun wen Sie Herr Professor Zeit haben
schreiben Sie uns halt wieder einen lan-
gen Brief wir Lesen in so lange bis wir
in auswendig kennen dan komt ehr ins
Feuer.“
[14.11.1951 = 2/1/293]

In dem Zusammenhang sei daran erinnert, dass Bonomi in der Zeit zwischen 1950 und 1952 nicht unter eigenem Namen, sondern unter den Pseudonymen A. Chors und Anton Langer

publizierte.[108] Schließlich sind in einigen Briefen ausdrücklich Untersagungen bezüglich Weiterleitung einer Briefsendung oder eines Briefinhaltes zu lesen. Z. B.:

(40)
„Vor allem Grüße ich Sie ehrfurchtvoll u. teile
zugleich mit, daß H. Aubermann Pfarrer wieder
mir seinen Briefe zurückschickte, denn ich leider diesmal
nicht mit schicken darf, aber trotzdem werde ich
es einmal persö~~h~~[n]lich mit Ihnen ~~vom dem~~ [den Inhalt] des Briefes
ausmachen."
[16.05.1950 =2/1/051]

Die Briefkommunikation nach der Zäsur zeigt das weiterhin bestehende Misstrauen im Schriftverkehr. Selbst in der Mitte der 1960er Jahre findet sich ein Verbot für das Weiterleiten eines Briefes innerhalb Deutschlands, wobei hier die Motivation dafür nicht erkennbar wird:

(41)
„Mit Ihren lieben Briefe kam ein langer
Brief vom Pf. Greßl, mit viel neukeiten, aber
diese sind mir streng anvertraut, das heißt
mit ins Grab."
[08.02.1965 = 2/1/327]

Im politischen Tauwetter, ab Anfang der 1960er Jahre, als die Heimatvertriebenen damit begonnen haben, in die Heimat Reisen zu unternehmen, konnten nicht nur ihre Briefe, sondern ggf. sie selber als Reisende – ebenso wie die sonstigen aus dem westlichen Ausland Einreisenden – Beobachtungsobjekte für die ungarische Staatssicherheit werden. Neue Forschungen bieten einen fundierten Einblick in die Akten von Ermittlungen, die auf (tatsächliche oder potentielle) Spionagetätigkeit der Heimreisenden abzielten.[109] Sowohl die Reise-Aktivität der in Ungarn lebenden Deutschen, als auch die der Einreisenden wurden im Auge behalten. U. a. wurden die konkreten Lebensverhältnisse der mehrfach nach Westen Reisenden erfasst und dokumentiert (Beschäftigungsverhältnisse, Angaben zum Familienstand, zum Lebensstandard, Angaben zu den Wohnungseinrichtungen, erworbenen Konsumgütern oder aufgesuchten Urlaubsorten, usw.).

[108] Der Pseodonym A. Chors wurden in den Jahrgängen 1950, 1951 sowie 1952 von *Unser Hauskalender* verwendet. Der erste dieser Titel war: A. Chors (= Eugen Bonomi): Ein Osterbrauch aus Pilisszentiván, in: *Unser Hauskalender* 1950, hrsg. v. d. Ungarndeutschen Abteilung der Caritas-Flüchtlingshilfe, Stuttgart, 82–83. Mit dem Namen Anton Langer findet sich ein Titel in seiner Publikationsliste. Langer, Anton (= Eugen Bonomi): Maria-Stein bei Altofen. In: *Volkskalender der Deutschen für Donauschwaben und Karpatendeutsche* 1951, München, 74–75. Vgl. noch „Verzeichnis der Veröffentlichungen" in: Bonomi 1964, 285–290.
[109] Slachta 2020b, 256ff.

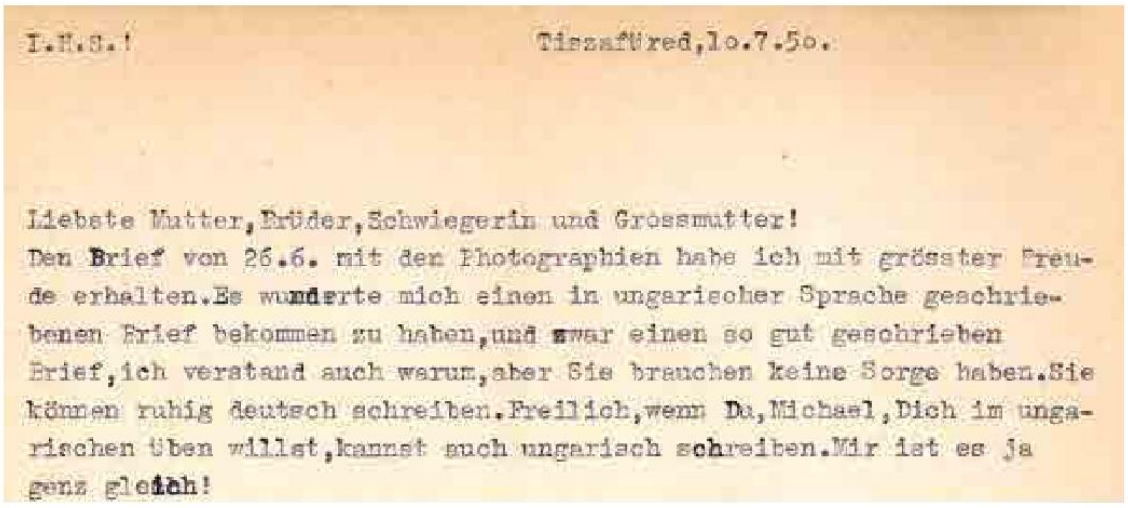
Die folgende Briefstelle dokumentiert auf eine einmalige Weise, dass der Briefschreiber Nr. 2 sich beobachtet fühlt von jemandem, der aus Ungarn gekommen ist und sich vorübergehend in der Nachbarstraße aufhält:

(42)

„Egy nő, árgus szemmel figyeli a Nachbarstraßeban az urakat és minden-felé eljár, úgy két hónapig otthon is volt,	[Eine Frau in der Nachbarstraße beobachtet die Herrschaften mit Argusaugen und kommt überall herum, so zwei Monate lang war sie auch mal zu Hause,
ami nem jot szül…. köztünk [szólva?]"	was kein gutes Zeichen ist, unter uns gesagt?]

[09.11.1965 = 2/1/065]

Ein Seitenblick auf einen Korrespondenzbestand von Budaörsern außerhalb der Bonomi-Sammlung soll abschließend zu diesem Kapitel ergänzend ein Licht darauf werfen, auf welche Art die Wahl der Sprache an sich ein Zeichen darstellte; gemeint ist, dass einen deutschsprachigen Brief in Ungarn zu empfangen unter Umständen nachteilig empfunden werden konnte. Dies konnten die zweisprachigen Vertriebenen oder in Ungarn verbliebenen dazu animieren, Ungarisch zu präferieren – um die Sprache der diskriminierten Schwaben möglichst zu vermeiden. Man beachte hier auch den Brief von dem Theologen Martin Ritter.[110]



I.H.S.! Tiszaföred,1o.7.5o.

Liebste Mutter,Brüder,Schwiegerin und Grossmutter!
Den Brief von 26.6. mit den Photographien habe ich mit grösster Freude erhalten.Es wunderte mich einen in ungarischer Sprache geschriebenen Brief bekommen zu haben,und zwar einen so gut geschrieben Brief,ich verstand auch warum,aber Sie brauchen keine Sorge haben.Sie können ruhig deutsch schreiben.Freilich,wenn Du,Michael,Dich im ungarischen üben willst,kannst auch ungarisch schreiben.Mir ist es ja ganz gleich!

Abb. 6. Brief von Pfarrer Martin Ritter an seine vertriebene Familie in der BRD

Der in Ungarn verbliebene Pfarrer Martin Ritter[111] beruhigte seinen jüngeren Bruder, dass er ihm auf Ungarisch schreiben könne. Der polyglotte Theologe mit einem ungewöhnlich breiten

[110] Sammlung des IVDE, Briebestand der Familie Ritter, Brief von Martin Ritter (10.07.1950). Die Briefspende verdanken wir seinem Bruder, Herrn Andreas Ritter, Schwetzingen.

[111] Der zu Vertreibungszeiten noch angehende, zum Zeitpunkt des Briefschreibens aber bereits geweihter Pfarrer Martin Ritter (1925 Budaörs – 2005 Gerlachsheim) konnte in Ungarn verbleiben, da er sich zum Zeitpunkt des

Horizont schrieb seinem vertriebenen Bruder in Deutschland auf der Schreibmaschine – diesmal auf Ungarisch, wohl um den Jungen zum Erlernen der ungarischen Sprache zu ermutigen:

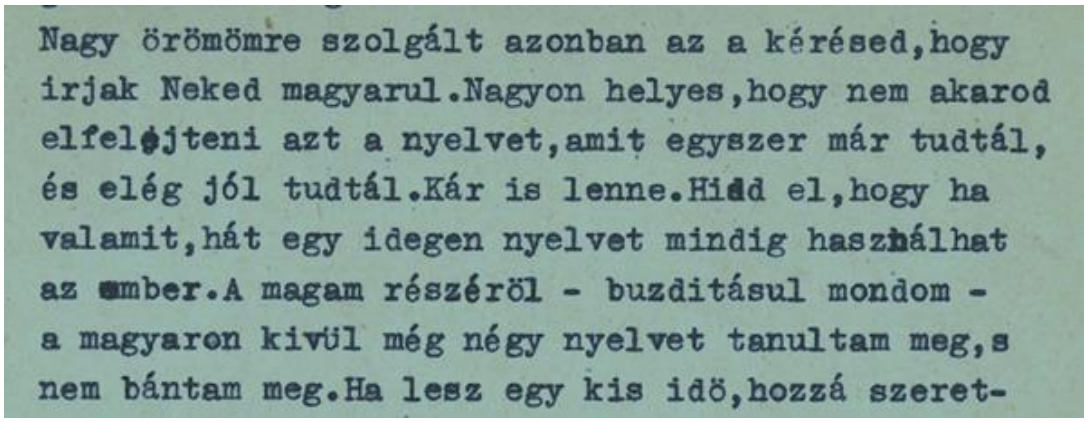

Nagy örömömre szolgált azonban az a kérésed,hogy
irjak Neked magyarul.Nagyon helyes,hogy nem akarod
elfelejteni azt a nyelvet,amit egyszer már tudtál,
és elég jól tudtál.Kár is lenne.Hidd el,hogy ha
valamit,hát egy idegen nyelvet mindig haszhálhat
az ember.A magam részéröl - buzditásul mondom -
a magyaron kivül még négy nyelvet tanultam meg,s
nem bántam meg.Ha lesz egy kis idö,hozzá szeret-

Abb. 7. Brief von Martin Ritter aus Ungarn an seinen Bruder Andreas[112]

1.3 BRIEFE UND BRIEFSCHREIBENDE

1.3.1 „*Wir sind 125 Budaörscher hier da gibd verschidene Sorten*“ – Briefe nach Herkunftsorten der Schreibenden

Der Adressat Bonomi ordnete die Brieschreiber nach ihrem Herkunftsort.[113] Es sind insgesamt 368 Briefe von Heimatvertriebenen vorhanden, die anhand des Herkunftsortes ungarndeutschen Dörfern zugeordnet werden konnten. Es befinden sich jedoch weitere Briefe im Bestand, die sich nicht zu einer Ortschaft zuordnen lassen. All diese Dörfer befinden sich westlich der Donau und des Stadtkerns von Budapest, in der bzw. um die Ofner Berglandgegend: Bia (11 Briefe), Békásmegyer (genannt Krottendorf, 15 Briefe), Budakalász (2 Briefe), Budakeszi (2 Briefe), Budaörs (220 Briefe), Nagykovácsi (1 Brief), Pilisvörösvár

Abtransportes gerade im Lyzeum (Eger) befand. Als er später in Budaörs eintraf, waren seine Eltern und Geschwister bereits abtransportiert worden, lediglich eine hochschwangere Schwester wurde von der Vertreibung verschont und durfte in Ungarn bleiben, die Budaörs dann auch verließ. Martin Ritter übersiedelte Mitte der 1960er Jahre in die BRD.

[112] „Es ist mir aber eine große Freude, dass ich dir auf Ungarisch schreiben soll. Es ist sehr richtig, dass du jene Sprache nicht vergessen willst, die du bereits beherrscht hast, ziemlich gut beherrscht. Es wäre auch schade. Glaube mir, wenn man irgendetwas immer verwenden kann, dann ist das eine Fremdsprache. Meinerseits habe ich – das sage ich zur Ermutigung – außer des Ungarischen vier weitere Sprachen erlernt, und nicht bereut.“ Übers. CS.

[113] Bonomi ordnete seine Briefpartnerinnen und Briefpartnern aus dem Gedächtnis zu. Manchmal wird der Herkunftsort der/des Schreibenden auf dem Umschlag mit aufgeführt.

(9 Briefe), Pilisborosjenő (genannt Weindorf, 12 Briefe), Solymár (87 Briefe) und Törökbálint (3 Briefe).

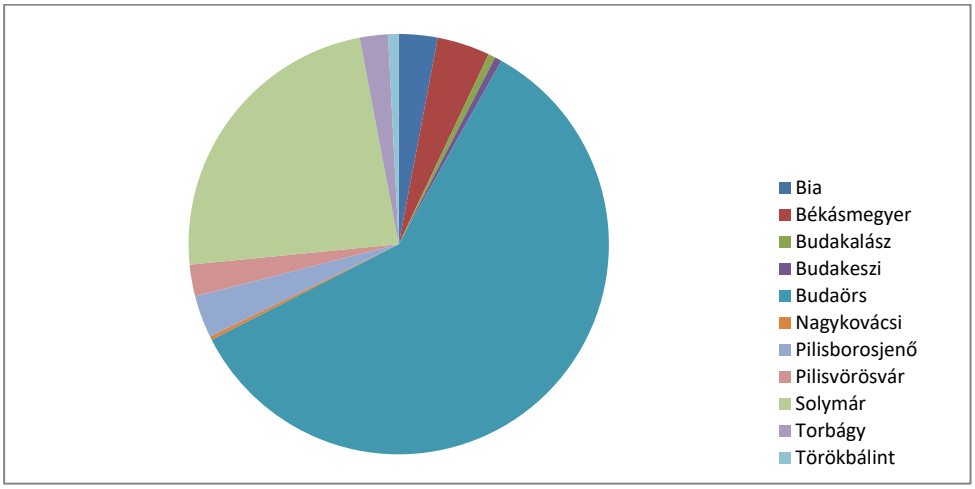


Abb. 8. Briefe nach Herkunftsorten der Schreibenden

Die Kuchengraphik veranschaulicht die Dominanz von Schreibenden aus Budaörs, gefolgt von Solymár. Dies liegt auf der Hand, da Bonomi diese Orte am intensivsten beforschte und hier die meisten Familien kennen lernen konnte. V. a. von Budaörs kamen etliche Schreibenden, die er sehr gut kannte. Bei den Vielschreibenden spielt der ehemalige Herkunftsort in den Briefen inhaltlich fast immer eine große Rolle. Bei Schreibenden, die sich kurzfassen, kann es sein, dass wir nicht einmal erfahren, wo sie herkommen oder sehr wenig darüber erfahren, wie z. B. bei der Briefschreiber-Familie Nr. 5.

Auf Budaörs folgt mit großem Abstand der Briefschreiberkreis aus Solymár; mit sieben unterschiedlichen Absenderadressen, die jeweils unterschiedlich viele Briefe verfassten: 7/ 22/ 10/ 4/ 10/ 8/ 26. Die neun Briefe von Pilisvörösvárer Vertriebenen sind von drei Briefschreibenden (6/ 2/ 1), während die zwölf Briefe bezüglich Pilisborosjenő alle aus einer Hand sind. Elf Briefe stammen von Vertriebenen aus Bia und drei von Torbágyer (heute Stadt Biatorbágy), dabei verteilen sich die Handschriften auch hier unterschiedlich (3/ 1/ 4 sowie 8/ 2/ 1). Eine geringere Anzahl von Briefen ist überliefert von Vertriebenen aus Budakeszi (2), Nagykovácsi (1) und Törökbálint (3).

1.3.2 Die zeitliche Dimension: Korrespondenzverlauf, Periodizität

Das erste Lebenszeichen, das Bonomi von ehemaligen Gewährsleuten kurz nach der Vertreibung erreichte,[114] war eine Postkarte in ungarischer Sprache (zu diesem Brief vgl. den Brief im Kap. 3.1.3).

In einigen Fällen folgte nach der ersten Kontaktaufnahme ein langer, bis zum Tode von einer oder einem der beiden Schreibenden dauernder Briefwechsel, in anderen Fällen beschränkte er sich auf das erste Jahrzehnt, auf die Zeit des größten Kommunikationsbedarfs. Die Briefsammlung, deieinsgesamt ein etwa dreißigjähriges Zeitintervall umfasst, weist unterschiedliche Dichte und Streuung auf.

Innerhalb eines Jahreskreises kulminierte der Bedarf an Kontaktpflege v. a. im Vorfeld der hohen Feiertage, hauptsächlich an Weihnachten und Ostern, bei manchen Familien auch an Pfingsten. In der ersten Korrespondenzphase vor der Zäsur ist die Intensivierung der Kontaktpflege in diesen Zeiten zu beobachten, indem man außer den Briefen Briefbeigaben zusandte.

Die meisten Schreibenden setzten ein Datum bei ihren Briefen, manche Sendungen sind jedoch undatiert. In den meisten Fällen dürfte die Datierung schlicht vergessen worden sein, wohingegen bei bebilderten oder unbebilderten Postkarten ein fehlendes Datum recht üblich ist. Bei einer Briefserie konnte das Datum durch Inhalte eines Briefes nachträglich leichter ermittelt werden. Viele undatierte Sendungen ließen sich anhand des Poststempels[115] oder sonstiger Schreibmerkmale[116] zuordnen.

Anhand der Entstehungsdaten von seriellen Briefen ergibt sich ein Bild der Schreibfrequenz. Die folgende Abbildung zeigt diese bei den Budaörser Vielschreibenden (Abb. 9).

[114] Bei der Briefschreiberfamilie Nr. 5 muss der Briefwechsel bereits 1945 begonnen haben, denn die Familie floh bereits vor der Vertreibung nach Deutschland. Sie blieben aber nicht lange in Deutschland, sondern zogen noch einmal nach Ungarn; der Grund dafür ist nicht bekannt. 1946 wurde die Familie schließlich wieder nach Deutschland vertrieben.
[115] Solche Sendungen haben in der Signatur den Zusatz *Erwerb*.
[116] Beim Brief 2/1/369 konnte z. B. aus dem Kontext festgestellt werden, dass er thematisch zum Jahr 1977 passt (Planen/Verschieben eines Treffens).

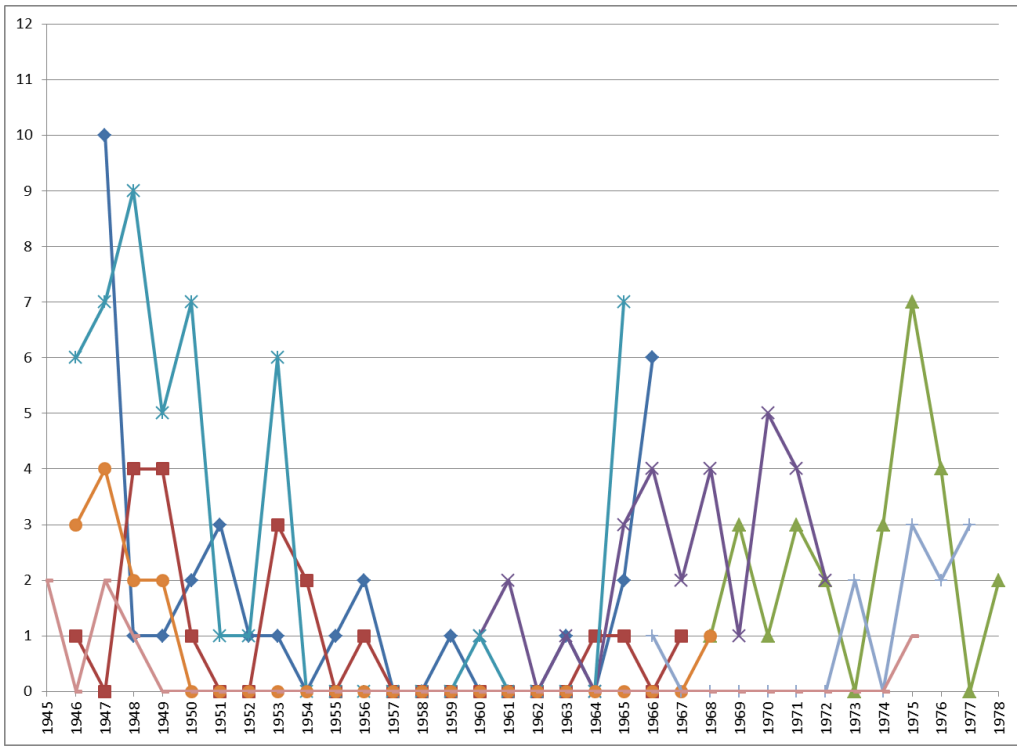


Abb. 9. Zeitlicher Verlauf der Korrespondenzen im Spiegel der Briefanzahlen bei den Schreibenden aus Budaörs

Ein ähnliches Bild ergeben die zusammengefügten Angaben von Budaörs und der zweitstärksten Korrespondenzgemeinschaft, von Solymár.

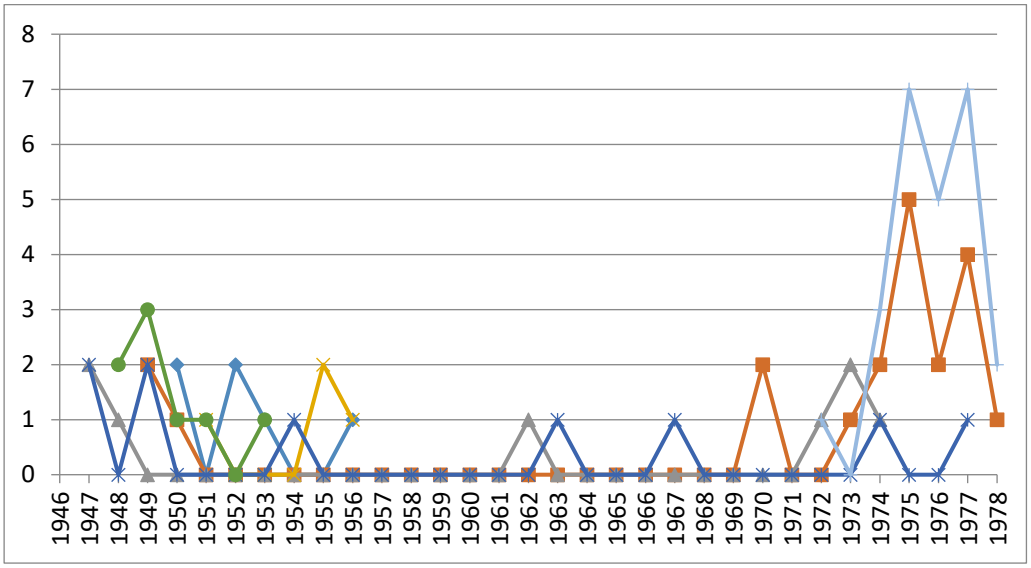


Abb. 10. Zeitlicher Verlauf der Korrespondenzen im Spiegel der Briefanzahlen bei den Schreibenden aus Solymár

Beide Abbildungen zeigen eindeutige und markante Parallelitäten, was den Gesamtstrang der Kommunikation anbelangt: Nach einer anfänglichen intensiven Kommunikationsphase verringert sich die Anzahl der Briefe bis spätestens Mitte der 1950er Jahre. Hier erfolgt in praktisch allen Fällen ein Einbruch im Briefwechsel, wohingegen die steigende Linie der Briefanzahlen ab Anfang der 1960er Jahre wieder auf eine sich verstärkende Briefkommunikation hinweist.

1.3.3 Zwei Hauptphasen der Briefkommunikation

Wie auf dem Diagramm auf den ersten Blick zu erkennen ist, durchläuft der Briefwechsel diachron betrachtet eindeutig eine abnehmende und eine ansteigende Phase: Nach einer intensiven Korrespondenzzeit der Ankunftsphase ist die kontinuierliche Abnahme der Briefproduktion zu beobachten, bis hin zum Kontaktabbruch, der nur bis zu den 1960er Jahren, bis zur Wiederaufnahme der Kontakte andauert. Diese Pause in der Kommunikation, die als *Zäsur* genannt wird, ist eines der markantesten Merkmale der hier untersuchten Briefsammlung. Mit der Zäsur ändert sich viel mehr als nur das Schreibverhalten: die Art des Kontaktes (z. B. begleitend bei Aufnahme von persönlichen Kontakten), die Funktion der Briefe (einer Notgemeinschaft zur Erinnerungsgemeinschaft), die behandelten Themen wandeln sich – und selbst die Besetzung der Briefpartnerinnen und Briefpartner sind in manchen Fällen neu: manche hören vor der Zäsur auf zu schreiben und manch andere fangen danach gerade an.

Hinter den in der Abb. verschieden gekennzeichneten und scharf getrennt erscheinenden Verlaufmarkierungen verbergen sich in Wahrheit überlappende Kommunikationsgeflechte, denn die Schreibenden hielten auch untereinander Kontakt. (Ähnlich verhält es sich bei den Schreibenden aus Solymár.) Betrachtet man die Schreibfrequenz der einzelnen Parteien, so wird deutlich, wie sie sich durch ihr persönliches Schreibverhalten in die allgemeine Tendenz einfügen. Bei der Briefschreiberin Nr. 1, die im gesamten Kontaktzeitraum korrespondiert, kommt es zu einer abrupten Kommunikationspause. Auch der Briefschreiber Nr. 2 von Budaörs, der zu Bonomis treuesten Kontaktpersonen gehörte, legt eine Pause ein. Andere hingegen tragen zu dieser allgemeinen Tendenz insofern bei, dass sie die Kommunikation vor der Zäsur einstellen (die mit der grünen Linie gekennzeichnete Familie) oder umgekehrt, dass sie die Briefkommunikation eben erst danach aufnehmen. Für Ersteres ist Briefschreiberin Nr.

3 aus der jüngeren Generation ein Beispiel, die sich der neuen Heimat zuwendet, Bonomi aus ihrem Blickfeld verliert, wobei sie und ihre Familie auf eine indirekte Art, durch den Briefkontakt der Mutter weiterhin ‚präsent' bleibt. Für Letzteres ist die Schwester von Briefschreiber Nr. 2 und der Briefschreiberin Nr. 6 das beste Beispiel: Nach dem Tod von diesem setzt sie den Briefwechsel quasi als Staffelbriefschreiberin fort. Zum Überblick werden einige wichtige Lebensdaten und Daten zum Entstehungskontext vergleichend in der folgenden Tabelle dargestellt:

BS-Nummer **Zeitraum**	**Lebensdaten**	**Anz.** **(Transkr.)**	**Kontext der Entstehung, Verlauf**	**Kontaktnetz**
Nr. 1 Frau, 1946 - 1978	<u>Bildung und Lebenslauf:</u> • Im letzten Quartal des 19. Jahrhunderts geboren • Bauernfamilie • Volksschulausbildung vor dem Apponyi'schen Schulgesetz • Schule bis zum 12. Lebensjahr • verheiratet mit Ortsansässigem • Hausfrau • Mitte der 1960er Jahre verwitwet <u>Vertreibung und Integration:</u> • zusammen mit Eltern und bereits erwachsenen Kindern vertrieben • Zwischen-Aufenthalt bei Bauern • Zwangseinweisung und von dort erneut Ausweisung (Eigenbedarf) • nach mehreren Wohnstationen Eigenheim bezogen • inländ. Wallfahrtsreisen • Reisen zu Familienmitgliedern, innerhalb der BRD • keine Ungarnfahrt, hingegen Kinder und Enkelkinder fahren ab den 1960er Jahren oft nach Ungarn	90 (135)	• Eine der an Bonomi am nächsten stehenden Kontaktpersonen • Briefwechsel endet durch Bonomis Tod (24.04.1979) • In der späteren Korrespondenzphase zahlreiche Postkarten • Wechselt ihre Schrift (28.1.48 = 2/1/296, letzter Brief mit Kurrentschrift), danach durchwegs lateinische Schrift • Manche Briefe der Ankunftszeit von der Zensur geöffnet • Bekommt regelmäßig Nachrichten von Ungarn (Verwandte), die sie weitervermittelt • Beantwortet mehrfach volkskundliche Fragebögen für Bonomi (Gewährsfrau-Rolle)	Mutter von BS Nr. 3
Nr. 2 Mann 1946 - 1966	<u>Bildung und Lebenslauf:</u> • Im letzten Quartal des 19. Jahrhunderts geboren • Angesehene, religiöse, kinderreiche Bauersfamilie (eine Schwester Ordensfrau) • Volksschulausbildung vor dem Apponyi'schen Schulgesetz • als Kind nach Alcsút (Residenz der Habsburger) zum Ungarischlernen gegeben • Mittelschule (Internat) • Beruf unbekannt	50 (100) (Briefanz. nicht genau definierbar)	• Eine der an Bonomi am nächsten stehenden Kontaktpersonen • Kontaktabbruch durch Tod des Briefschreibers • teilweise umfangreiche Brieftexte, • Mosaik-Briefe, keine Postkarten, • Bonomi dürfte v. a. in der späteren Phase einige seiner Briefe aussortiert haben (Vermerk auf den Briefen: „aufheben") • Bekommt regelmäßig und aus vielen Quellen Nachrichten von Ungarn, die er weitervermittelt	Bruder von BS Nr.6 u.7

	• angesehen in der Heimatgemeinschaft, Position in der Kirchengemeinde (Dechant) • überlegt, ins Kloster zu gehen (in der neuen Heimat erneut) • unverheiratet, lebt im Haushalt seiner Schwester, wo er – bis auf kurzen Aufenthalt im Krankenhaus – bis zu seinem Tod unter bescheidenen Umständen lebt <u>Vertreibung und Integration:</u> • nach Ankunft (Lichtmeß 1946) kurzer Lageraufenthalt • korrespondiert mit vielen Mitgliedern der Intelligenzia des Ofner Berglandes, u. a. Ludwig Leber, sowie mit Lehrern u. zahlreichen Pfarrern • sucht intensiv Kontakt zur Kirche, Glaubenswelt • „Salesianer“		• Schickt häufig Briefe Dritter an Bonomi weiter. • Trägt mit zahlreichen Informationen zu Bonomis Forschungen bei (wichtiger „Gewährsmann“ in Budaörs) • Nach Zäsur regelmäßiger, persönlicher Kontakt „Pfingstbesuche“ von Bonomi	
Nr. 3 Frau, 1946 - 1949	<u>Bildung und Lebenslauf:</u> • Geb. am Ende der Monarchie • Volksschulausbildung nach dem Apponyi’schen Schulgesetz • wurde mit Eltern sowie mit eigener Familie vertrieben • Hausfrau, Ehemann findet bald Arbeit und die Familie dadurch Existenz (industrielle, gutgehende Großfirma), wird dort Vorarbeiter <u>Vertreibung und Integration:</u> • Familie stand 1953 kurz davor, nach Übersee weiterzuwandern • Lernschwierigkeit der Kinder durch Sprache • Bezug zur alten Heimat (fährt zunächst allein, dann mit Familie nach Ungarn) • Kinder zeigen Anhänglichkeit an alte Heimat	15 (23)	• Zunächst intensives Bedürfnis zum Briefaustausch • Briefschreiberin bricht die Korrespondenz nach drei Jahren ab (1949) • nach großem zeitlichen Abstand noch einmal Postkarte • bleibt „präsent“ durch Briefe der Mutter	Tochter v. BS Nr. 1
Nr. 4 Mann,	• geb. im 1. Drittel d. 20. Jh. • Abitur und anschl. Studium in der neuen Heimat	1 (2)	• Nur ein Brief blieb erhalten (1947)	Neffe v. BS Nr. 2
Nr. 5 Familie 1945-1977	• Bauersfamilie (einzelne Mitglieder nicht bekannt) • Flucht im Jahre 1945 • Rückkehr nach Ungarn, anschließend Internierung bzw. Vertreibung nach Deutschland • Familie kommt gut unter	8 (9)	• Häufiger Kontakt zu Bonomi in der alten Heimat, in der neuen hingegen keine „Gewährsleute“ • Korrespondenzbeginn (1945?) • Briefschreiber (Mann) schreibt in kollektiver Vertretung der Familie • Wenig Persönliches	-
Nr. 6 Frau,	<u>Bildung und Lebenslauf:</u> • Im letzten Quartal des 19. Jahrhunderts geboren • Religiöse Bauersfamilie	37 (40)	• Nimmt Kontakt zu Bonomi durch ihren Bruder, dem Briefschreiber Nr. 2 auf, Kontakt intensiviert	Schwes-ter von

1960 - 1973	• Volksschulausbildung vor dem Apponyi'schen Schulgesetz • Hausfrau • Ehemann Bauer • Vertreibung wohl zusammen mit Briefschreiber Nr. 2 (Lichtmeß 1946)		sich, als dieser krank wird und stirbt • Kontakt ist persönlicher Art: Keine „Gewährsfrau"	BS Nr. 2 und 7
Nr. 7 Frau, 1973-1978	• Alter kaum feststellbar • Religiöse Bauersfamilie (siehe BS Nr. 2) • Volksschulausbildung • Ehemann Bauer • früh verwitwet • Durfte in der alten Heimat verbleiben • „Dissidiert" erst Mitte der 1970er Jahre in die BRD (um Schwester zu pflegen, die bald stirbt)	17 (17)	• Nimmt Briefkontakt mit Bonomi nach dem Tod ihrer Schwester auf („Staffel-Briefschreiberin") • Kontakt persönlicher Art: Keine Gewährsfrau	Schwes-ter v. BS Nr. 2 und BS Nr. 6
Nr. 8 Frau, einheim.	• Einheimische Frau, Ehefrau eines Budaörser Mannes	3	• Briefschreiberin lernt Bonomi 1975 kennen • Schildert die Budaörser aus Sicht einer Einheimischen	

Da die Beziehung zwischen Schreibender/Schreibendem und Empfänger die Briefkommunikation in vielerlei Hinsicht bestimmt, sei gesondert auf diese Beziehungen eingegangen.

1.3.4 *„einer amtlichen Stelle öffnet man nicht auch sein Herz"* – Vertrauensverhältnis zwischen Schreibenden und Adressaten

Im Folgenden werden Kontextinformation geboten, die nach den Regeln der Bearbeitung von Briefquellen zu den wichtigsten Auswertungsvoraussetzungen gezählt werden.[117] Da biographische Angaben der Briefschreibenden zu den sensibelsten Daten angehören, werden sie stark verkürzt dargestellt.

Eine entscheidende Rolle spielte das besondere Vertrauensverhältnis, welches zwischen den Schreibenden und etlichen Kontaktpersonen bestand, mit manchen lebenslang. Die vertrauensvolle, aktuelle und persönliche Mitteilung macht den Brief zu dem, was er ist. Bonomi selbst war sich seiner Rolle als Anlaufstelle bewusst. Sein Verhältnis zu den Schreibenden beschrieb er so:

[117] Götz/Löffler/Speckle 1993a, 176.

„Infolge der Vertreibung ergaben sich allerlei Fragen, die sie jemandem vorlegen wollten, den sie schon von früher her kannten und zu dem sie auch Vertrauen hatten. Ihr festgefügtes bäuerliches Leben war zerschlagen worden, die neue Umwelt ängstigte sie, manches bedrückte sie. Gewiß gingen ihnen kirchliche Organisationen und landsmannschaftliche Vereine an die Hand, aber einer amtlichen Stelle öffnet man nicht auch sein Herz. Da ich als Volkskundler 15 Jahre mit diesen Leuten zu tun hatte, spannten sich natürlich auch Fäden von Mensch zu Mensch.“[118]

Im Folgenden werden die Beziehungen Bonomis zu Briefschreiberin Nr. 1, Briefschreiber Nr. 2, Briefschreiberin Nr. 3, Briefschreiber Nr. 4. und Briefschreiberfamilie Nr. 5 vorgestellt; zu jenen Schreibenden, die vor (bzw. nur vor) der Zäsur Briefkontakte zum Adressaten pflegten. Da ihre Korrespondenz in die Zeit nach der Zäsur fällt, werden Bonomis Kontakte zu den Schreibenden Nr. 6 und 7, nur kurz skizziert, ebenso zur einheimischen Briefschreiberin Nr. 8.

1) Briefschreiberin Nr. 1

Sie dürfte vor der Vertreibung zu Bonomis meist gefragten Kontaktpersonen gehören. Auch schätzte er bei dem Ehepaar die immer heitere Atmosphäre. Die Briefschreiberin dürfte an der Befragung selbst auch Freude gehabt haben, denn dadurch fühlte sie sich in die alte Heimat versetzt:

(43)
„Lieber Herr Professor nur zu was ich ihnen helfen
kann du ich sehr gerne denn das macht mihr spas
Da fühl ich mich wie Zuhause. Da höhre und sehe ich
Sie noch in der […] so vergnügt lachen u sagen
schon gut schon gut, nuhr schnell aufschreiben das nichtz
verloren gehd. Mit ihren schöhnen bünktlichen[119] Anzug u.
die schöhne Hemden, da denkt mann halt es wahr ein-
mal.“
[05.02.1949 = 2/1/261]

Während der dreißig Jahre andauernden Korrespondenz fallen immer wieder Anmerkungen, die das Bedauern zum Ausdruck bringen, dass sie nicht näher zueinander wohnen und oft werden Einladungen ausgesprochen, denen Bonomi aber – in der ersten Korrespondenzphase – nicht folgt:

(44)
„Wir möchten Sie auh sehr
gerne Sehen. Mein Mann sagt immer wir
haben doch Glück gehabt das wir einander
gefunden haben wenigstens Brieflich. Wir dan
ken Ihnen das uns noch nicht fergessen haben.“

[118] Bonomi 1961/1964, 157.
[119] Transfer von dem ungarischen Homonym *pontos* [pünktlich und zugleich genau, geordnet, akkurat].

[20.03.1951 = 2/1/305]

Dies gilt auch für die spätere Phase des Briefwechsels, hier im Jahre 1967: „Ja das währ schön wen wir nicht so weit von einander währen“ [23.03.1967 = 2/1/288].

In der Ankunftszeit, in der Zeit der Verunsicherung werden die Briefe von Bonomi dringend erwartet:

(45)
„Schönen Dank für den Letzten Brief
In dem Sie schrieben das Sie uns doch nicht
wollen so lange warten lassen. Es ist sehr
lieb von Ihnen. Denn wir warten jeden
Tag wenn der Postträger kommt, ob Er für uns
etwas hat.“
[09.05.1947 = 2/1/268]

Sie nehmen auf die persönliche Befindlichkeit des Adressaten Rücksicht, dabei wird seine Aufgeregtheit nicht nur in diesem Brief zum Thema:

(46)
„Lieber Herr Bonomi!
Ich Traute mih niht schreiben
da Sie so aufgerekt waren in Ihren letzten
Brief, ich wil Sie auh ferner nicht belestigen
Nur ich mus mich um wenig auskunft
filmehr um eine Beruhigung an Sie wenden
Hoffentlich haben Sie in den kurzen Ferien
Ihre kranke Ner~~f~~en ein wenik ausgeruth.“
[10.08.1947 = 2/1/301]

In welch engem Austausch die Briefschreiberin und der Adressat standen, beweist auch die Tatsache, dass sich die Briefpartner einander ganz persönliche Belange anvertrauten. Bonomis Beziehung zu einer Frau wird u. a. diskutiert und es besteht kaum Zweifel, dass der Adressat bei seiner Briefpartnerin nach Rat fragt (vgl. (65)).

Hier fragt die Briefschreiberin fast schon etwas verstimmt nach, weil sie folgende Nachricht nicht aus erster Hand erfahren hatte:

(47)
„das Sie Herr
Professor schon eine Braud haben, ist es
den auh war? dafon habens Sie nuhr
noh niht geschrieben. Darf mann schon
Gratuliren?“
[09.05.1947 = 2/1/268]

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Kontakt eng und stabil sowie von einer Gegenseitigkeit geprägt ist, was Aufmerksamkeit und einer begleitenden Haltung betrifft. Wie im Falle vom Briefschreiber Nr. 2 oszilliert die Briefschreiberin zwischen ihrer privaten Rolle als Briefpartnerin und der Rolle als „Gewährsfrau“. Die Rolle kann innerhalb eines Briefes sogar mehrfach wechseln und die Doppelfunktion der Briefe bleibt in der zweiten, späteren und veränderten Phase der Kommunikation erhalten.

2) Briefschreiber Nr. 2

Seine Attitüde zu Bonomi geht teilweise auf die noch in Ungarn praktizierte Rolle des aktiven ‚Gewährsmannes‘ zurück, teilweise entwickelt sich der Kontakt zu einer engen Männerfreundschaft, in deren Mittelpunkt Glaubensfragen und -erfahrungen stehen. Bonomis Person ist in seinen Alltag eingebunden – über die Briefe hinaus. Der Adressat ist sein geachteter Wegbegleiter und diese Rolle scheint der Empfänger angenommen zu haben:

(48)
„Ich freute mich sehr, dass meine
Briefe äuserlich so schön u. innerlich
so traurig aussehen, aber ich bin sel
ber darüber besorgt, wie schwer Herr
Bonomi mit dem Lesen zu tun haben
würde? Gerade jetzt kommt die Post u.
ein Brief von Schorndorf was mich immer
sehr grosse Freude macht weil ich dann
wieder mit Ihnen schpreche darf.“
[21.10.1946 = 2/1/071]

Die Kommunikation in den Briefen hat Gültigkeit über die Briefwechselzeit hinaus. Der Briefschreiber berichtet regelmäßig über seine Gebete um Bonomi, insbesondere bei Krankheiten, was bei dem Adressaten ein Dauerthema ist. In einigen Briefen kommt offen zur Sprache, dass für ihn der Kontakt unerlässlich erscheint, was in der Krisenzeit gipfelt (vgl. Kap. 3.3.2.3).

Bonomi sendet ihm nicht nur frankierte Briefumschläge, Briefpapiere und sonstige Briefbeigaben (z. B.: „Herzlichen Dank für die mir zugeschickte Briefpapiere u Gebete“ [07.05.1948 = 2/1/060]; „Sage nochmal inigsten Dank für Ihre liebes paket u. auch für die nacher gesandte Zeitungen“ [18.09.1949 = 2/1/050]), sondern regelmäßig auch (direkt in den Umschlag gelegtes) Geld. Es finden sich gehäuft entsprechende Danksagungen, die bewegt formuliert werden und viel Demut ausstrahlen:

(49)
„Ihr Brief der von Ihnen am 1. Sept.

ab… mit dem reichlichen Inhalt am
2 d. M. bei mir eingetroffen ist hat mich
ein wenig beschämt, aber bin ich bestrebt
diese Summe irgent-wie einmal zurück
statten zu wollen. Gerade wo ich meine
Lebensmittelkarte wieder zum auslösen hatte
ist mir dies Wunder zugestanden. Ich bin
fast überzeigt, daß mein Gebet nicht ver-
loren geht da auch jetzt meine Bitte so
auf Wunderbareweise eingetroffen ist“
[02.09.1948 = 2/1/037]

Bonomi seinerseits wird auch in der Rolle des Wohltäters gesehen, erlebt und in dieser auch oft in den Briefen auf eine überhöhte Art angesprochen (wie hier in der Anrede: „Sehr geehrter Herr Bonomi! Mein unvergeslicher Wohltäter!“ [07.11.1949 = 2/1/050]). Er versucht es mit geistigem Beistand zu erwidern:

(50)
„Diesmal will ich nicht wie gewöhnlich
Ihnen Herr Bonomi danken, sondern um-
armen im Geist u Sie küssen wie Kinder
ihre Eltern pflegten, da ich in Ihnen alles vertre-
ten sehe was ich mir nötig habe. Der liebe
Gott soll mein tägliches Gebet was ich für Sie
Herr Bonomi verrichte zum Lohn Ihnen schenken
was Er nur alleine geben kann u. die Menschen
leider nicht.“
[1~~0~~[3].09.1948 = 2/1/036]

Mit rhetorischen Wendungen („die blutig verdienten Pfennige“) drückt er sich aus, wenn er sich schämt, diese Spende regelmäßig anzunehmen:

(51)
„Wenn ich den Briefe von Ihnen Herr
Bonomi öffne kommt mir eine Furcht
da ich glaubte ich hatte die größte Sünde,
daß ich von Ihnen den blutigen verdienten
Pfennige aus dem Munde nehme den~~n~~ Sie
mir immer beilegten. Ich bin jetzt in der
Lage wo ich es annehmen darf u. weis, daß
der lb. Herrgott es Ihnen Herr Bonomi
zurückstatten wird. Wenn der erw. Cari-
tasverband zu Ihnen kommt um eine
Spende können Sie ruhig sagen ich
habe meine Pflicht getan u. habe es
an wichtige Stelle gebracht.“
[18.10.1948 = 2/1/035]

Neben der starken Verbundenheit ist auch die – wohl gegenseitige – Offenheit der Briefpartner bezeichnend. Der Briefschreiber offenbart sowohl positive, schwärmerische

Empfindungen, z. B. positive Bonomi oder anderen gegenüber, als auch seine tiefsten Nöte, die ihn an den Rand seiner Existenz zu treiben scheinen. Die ungefilterten Berichte darüber, wie er stellenweise kaum sein Leben tragen kann, stellen rare Schriftzeugnisse aus der Vertreibungszeit dar und sind m. E. von hohem dokumentarischen Wert. Auch seine kritische oder gar abgeneigte Haltung gegenüber Personen oder Ereignissen wird deutlich, sei es gegenüber Landsleuten, Kirchenleuten oder politisch anders Gesinnten aus der alten Heimat. Die Ventil-Funktion des Briefeschreibens wird selten so klar wie hier erkennbar. Gelegentlich schreibt er seine Frustration förmlich ‚von der Seele', was in einigen Fällen sogar graphisch am abgeänderten Schriftbild abzulesen is. Dass das Schriftbild selbst für die Briefpartnerinnen und Briefpartner mitkommuniziert, wenigstens bei denen, die vertraulich korrespondieren, beweist eine Passage, indem Briefschreiber Nr. 2 schelmisch nachfragt: „Wie ich vernehme Herr Bonomi aus Ihrer Handschrift haben Sie ein grosses Anliegen nicht war? Ich bin kein Grafolog u. doch weis ich, daß Sie Herr Bonomi sich ein wenig Alterieren [?] nicht war H Bonomi?" [21.10.1946 = 2/1/071].

Es gibt auch Ähnlichkeit bezüglich der Selbstzuschreibung einer geschwächten oder angeschlagenen nervlichen Konstitution der beiden Männer, und der recht offene Umgang damit ist auch für beide bezeichnend. Bonomi fühlte sich sehr belastet von seiner schulischen Unterrichtstätigkeit, hierzu empfängt er nicht wenige Mitleidsbekundungen von unterschiedlichen Schreibenden. Der Briefschreiber teilt viel Vertrauliches, Brisantes und ihn Irritierendes z. B. aus dem Gemeindeleben mit (vgl. die Briefe. z. B. (35), (263)).

Die beiden Männer verband die Auseinandersetzung mit der Frömmigkeit und deren Neubestimmung in Theorie und Praxis, nicht nur der eigenen, sondern der der Landsleute sowie auch der – kritisch betrachteten – katholischen Identität. Der Briefschreiber war kein typischer Briefpartner für Bonomi, da er kein Bauer war, sondern Mittelschulabschluss hatte. Durch sein Interesse für die (katholische) Kirche (z. B. bezog er die Zeitschrift *Ember* aus Ungarn) verfügte er über einen breiteren Horizont.

Mitunter hat diese Männerfreundschaft anachronistische Züge, beispielsweise bittet der Briefschreiber Nr. 2 Bonomi um ein Bild und sendet selbst von sich eins zu: „Mein Bild […] lege ich Ihnen bei, daß doch ein Andenken von mir bei Ihnen sein darf. Ich habe schon von einigen Herren ein Bild zum Andenken erhalten u. hoffe ich von Ihnen noch auch eins erhalten zu dürfen?" [29.04.1951 = 2/1/029]. Neun Jahre später jedoch [06.07.1960 =

2/1/326] stellt er mit trauriger Anhänglichkeit fest: „Schade, daß Sie Herr Doktor nicht auf einem dabei sind, da wir doch von Ihnen in unseren ‚Album' noch kein Bild haben, wie von den Herren u. Priestern alle, die zu mir gut sind. Hoffe aber, daß es noch sein darf, wofür der erste Platz im Album, für dies Geschehen eimal, freibehalten wird". Dieses Bild-Album der Kontakt-Gemeinschaft scheint zugleich als die imaginäre Aufnahmegesellschaft für diesen Briefschreiber gewesen zu sein.

Viele Briefe haben einen hohen Anteil von Falzbriefumschlägen, die nicht selbst adressiert wurden, sondern von Bonomi – handschriftlich oder maschinenschriftlich.[120] Wenn die heute erhaltenen Briefe der Anzahl der tatsächlich erhaltenen Briefe entspricht, hat der Briefschreiber bis 1948, also in den ersten zwei Jahren, keinen Briefumschlag selber beschriftet. (Das erste selber adressierte Kuvert [08.06.1948 = 2/1/031] entstand zwei Jahre nach der Vertreibung; und im selben Jahr entstanden noch drei weitere [02.09.1948 = 2/1/037, 032 und 056].) Und obwohl 1953 und fortan immer selbst finanzierte Briefe geschrieben werden, d. h. die erste Korrespondenzphase schließt mit solchen Briefen, wird man in der zweiten Phase, ab dem Jahr 1960 ([06.07.1960 = 2/1/326]), wieder zur Praxis der voradressierten und gefalzten Briefe zurückkehren.

Aus diesem Umriss ist bereits zu entnehmen, was aus den Briefen selber noch viel klarer wird, dass die Korrespondenz mit Bonomi beim Briefschreiber Nr. 2 eine klare Ventil-Funktion hat. Seine Briefe lassen alle seine wichtigen Themen, wie die unglückliche Stellensuche, sein unselbständiges Leben bei seiner Schwester, sein stockender Prozess in der Heimatfindung innerhalb der Kirche und sein teilweise kritisches Verhältnis zur Heimatgemeinschaft sein Innenleben nach außen kehren und einen außergewöhnlich tiefen, dokumentarisch wertvollen Einblick in ein untypisches Vertriebenenschicksal gewähren. Wie bei Briefschreiberin Nr. 1 kann auch im Falle von ihm von einem direkten, offenen, vertraulichen und authentischen, aber durch das Sietzen respektvollen Ton gesprochen werden, der jedoch beim Briefschreiber Nr. 2 mehr unter dem Einfluss der schwankenden Befindlichkeit zu stehen scheint.

3) Briefschreiberin Nr. 3

[120] Von Bonomi wurden die Briefe manchmal handschriftlich (z. B. 2/1/071, 2/1/070, 2/1/027) und in anderen Fällen maschinenschriftlich adressiert (z. B. 2/1/066). Etliche Briefe sind von ihm adressiert und gefalzt – d. h. vorab zugesandt.

Bonomi dürfte in der alten Heimat in erster Linie nicht mit ihr, sondern mit der Mutter, nämlich der Briefschreiberin Nr. 1 in Kontakt gestanden haben. Dennoch muss er auch zu ihr und sogar zu ihren Kindern gute Kontakte gepflegt haben. Die Tochter von ihr (im Grundschulalter) „fragt oft um den Herr Bonomi“. Sie beschreibt:

(52)

„Sie glaubt immer dasnoch zuhause sind. Als ihre Gross Eltern auf besuch kamen da sagte Sie zu ihren Gross Vater alle sind hier jetzt blos der Herr Bonomi fehlt. Weist der hat Mihr fiele Schahtel fol zuker gebraht wen mahn zu Ihr sagt das der Herr auch heraust ist das glaubt Sie niht den sagt da währ er schon ge-komen. Die stehlt Ihr so wie zuhause vor.“	[Sie glaubt immer, dass Sie noch zu Hause (gemeint ist Ungarn) sind.]

[08.10.1946 = 2/1/007]

Die Freude ist groß, wenn das Kind ein Weihnachtsgeschenk bekommt, was von der Mutter detailliert beschrieben wird:

(53)

„Ihr Gesicht strallte foll Freude als Sie das Buch erblikte, u sagte jetzt hab ich meinen Wunsch bekomen was ich möchte. Den ich hab es Ihr heilig versbrochen das kein Buch bekomt weil man von Ihr gar nihts haben kan. Mit dem Stehts auf u. Abends geht ins Bett damit.“

[15.01.1949 = 2/1/014]

Ein deutliches Zeichen des familienartigen Kontakthaltens ist, wenn Bonomi z. B. den Kindern der Vertriebenenfamilien weihnachtliche Geschenke zusandte, was er nicht nur bei den Budaörser Familien tat. Dafür bekam er positive Reaktionen von den Eltern der bescherten Kinder, d. h. etliche Dankeszeilen und -briefe. Dadurch erfuhr der Adressat, der ja selber ohne Familie lebte, ein Gefühl der gemeinschaftlichen und familiären Bindung. Von einem jungen Solymárer Mädchen bekommt er folgende beeindruckend offene mitfühlende und für ihr Alter sehr reif formulierte Zeilen:

(54)

„Haben Sie Weihnachten auch gut ver-bracht? Ich dachte mir schon oft, daß wenn man an einem solchen Fest allein ist, das heimweh doppelt stark kommt und die Erinnerung an die Heimat. ist es so? oder habe ich mich getäuscht?“

[18.01.1955 = 2/1/154]

Für die Briefschreiberin Nr. 3 ist es typisch, ohne Scheu zu schreiben, z. B. im folgenden Fall, wenn das Gerede der Eltern weitererzählt wird, was Bonomi womöglich nicht hätte mitbekommen sollen:

(55)
„Die Mutter sagt das der Sontag langweilig Ihnen ist
weil Sie keine bekannte auf der nähe haben. Der Vater
sagt in Sontag, jetzt wird Ich soweit jetzt könt der Herr
Bonomi schon wieder eintreten damit Es Ihnen auch niht
so langweilen tätt."
[03.11.1946 = 2/1/012]

Sie ist am Kontakthalten zunächst sehr interessiert. Sie fordert regelrecht ihren Antwortbrief ein (weitere Beispiele vgl. (7), (39)):

(56)
„Wie geht es Ihnen Herr Profesor? aber ich Bitte
niht wenig sondern einmahl viel von Sich hö-
ren lasse, es intresiert mich alles."
[09.08.1948 = 2/1/008]

Sie setzt gerne modische Brieffloskel in PS, z. B. „Antwort maht Freude" [27.02.1947 = 2/1/004] oder fordert sie direkt ein: „Ich Bitte eine Antwort!" [09.08.1948 = 2/1/008].

Der Schreibhabitus ist ewas freizügig, natürlich und gelegentlich gesprächsartig auf eine authentische Art. Ihr Ton ist ungezwungen, manchmal etwas ungeschliffen, z. B. „Nun für Heute schlus sonst bleibt für nägste mahl nihts" [11.10.1948 = 2/1/011] oder:

(57)
„Nun für heute wider genuk
fille Grüsse von meine Eltern.
wenns mal Zeit haben sollen Sie sich auch
mal sehen lassen."
[13.01.1947 = 2/1/010]

Manchmal ist Briefschreiberin Nr. 3 fast provokant und frech: „Zu allererst wüncse ich ein gesundes Jahr u zu gleich eine gute Frau, ich glaub das währ am besten niht wahr?" [26.02.1948 = 2/1/002].

Die Briefschreiberin bricht den Kontakt nach nur drei Jahren ab. Trotzdem erfährt Bonomi nachher auch viel von ihrem Leben; ihre Mutter wird über die wichtigsten Ereignisse der Familie (schulischer Werdegang, ergriffene Berufe der Kinder, Erstkommunion, Ferienbesuche, größere Geburtstagsfeier und später Reisen) berichten. Der Kontakt bleibt also auch ohne Briefeschreiben lebenslang recht nah und in Krisenzeit wird er sogar aktiviert.

Selbst in der späten Phase des Briefkontaktes wird der tragische Todesfall eines Enkelkindes an Bonomi auf eine Art berichtet, die nur bei Verwandten üblich ist.

4) Briefschreiber Nr. 4

Vom Briefschreiber Nr. 4, der in der Zwischenkriegszeit geboren ist, sein Studium noch im Gymnasium in Ungarn begann und in Deutschland beendete, blieb nur ein Brief erhalten. Der Neffe von Briefschreiber Nr. 2 muss Bonomi auch gut gekannt haben, denn sein Onkel merkt einmal in PS an: „fragt immer nach Ihnen, weil Er sie sehr lieb hat“ [07.05.1948 = 2/1/060]. Der Brief, der bereits in seiner Ansprache respektvoll ist („Sehr geehrter, unersetzlicher Herr Dr Bonomi!“), strebt – offensichtlich dem Adressaten zuliebe – eine Perfektion an, zugleich wirkt er etwas ‚gestelzt‘. So schreibt jemand, der ein gepflegtes Deutsch vorzeigen will:

(58)
„Ihre lieben Zeilen und die beigelegten, von feinster künstlerischen Ausarbeitung sprechende Ansichtskarten haben mich auf's freudigste überrascht. Mögen Sie bitte dafür ein von Herzen kommendes Vergeltsgott empfangen. Ich bin glücklich /darüber/ und freue mich mit Ihnen, daß der liebe Gott auch auf diesen Gebiet Ihnen ein ausserordentliches Talent geschenkt hat. Auch will ich den himmlischen Vater bitten, Er möge Ihnen einen würdigen „Maecenas“ senden damit Sie Ihre Gaben für Ihr und der Anderen Wohl leichter entfalten können.“

5) Briefschreiberfamilie Nr. 5

Obwohl diese Familie in der Feldforschungszeit von Bonomi zu den meistbesuchten in Budaörs gehörte, versiegt ihre Korrespondenz in der neuen Heimat bereits nach drei Jahren. Die erhaltenen kurzen, ausschließlich in deutscher Sprache geschriebenen Briefe verraten wenig aus dem Leben der Familie, deren Ankunft in der neuen Heimat einen besonderen Weg fand: Sie waren bereits vor der Vertreibung (1945) nach Deutschland geflohen; die näheren Umstände hierzu sind unbekannt. Doch dann siedelte die Familie wieder zurück nach Ungarn und kam dort jedoch nicht mehr in den Heimatort, der ohnehin nicht mehr derselbe gewesen sei:

(59)
Wir waren aber auch zuhause und haben wieder raus müßen. Da wahr aber Budaörs nicht mehr so wie Sie uns immer besuht haben.
[13.03.1947 = 2/1/241]

Schließlich wurde die Familie 1946 vertrieben, was in sehr knappen Sätzen erzählt wird. Insgesamt ist es charakteristisch für die Briefschreiberfamilie, dass der/die Schreibende im Hintergrund bleibt und auch in kollektiver Vertretung, sachlich und mit wenig Details berichtet.

Da die Briefe der Briefschreiberinnen Nr. 6, 7 und 8 hauptsächlich in die Zeit nach der Zäsur und somit außer der hier im Fokus stehenden Zeitraum 1946–1956 fallen, werden diese Briefschreiberinnen nur kurz vorgestellt.

6) Briefschreiberin Nr. 6

Vom Leben der Briefschreiberin, der Schwester von Briefschreiber Nr. 2 und der Briefschreiberin Nr. 7 ist faktisch wenig zu erfahren – gemessen an den immerhin 37 Briefen mit einem Textvolumen von 40 Transkriptionsseiten – umso mehr von ihrer Befindlichkeit und Gefühlswelt. Ihre Briefe haben in der Regel nicht ihr eigenes Schicksal, sondern die von anderen im Fokus. Dabei tritt die Autorin mutwillig in den Hintergrund. Nach dem Tod ihres Mannes (1963) pflegt sie ihren Bruder und hilft ihrer Tochter, die ebenfalls einen schweren Alltag zu bewältigen hat. Die Beschreibung von Alltagsereignissen verbinden sich meistens mit religiösen oder moralischen Inhalten und auch mit Fürsorge für Bonomis Schicksal. Stellenweise schließt sie Bonomi wie einen Verwandten mit ein, sogar bei einer Planung von Familientreffen orientiert sie sich nach der Freizeit des in der Schule Beschäftigten.

Wie viele unter den Schreibenden, ist das Schamgefühl wegen Fehlerhaftigkeit bei ihr ausgeprägt. Schon ihr erster Brief wird in diesem Sinn eröffnet:

(60)
„Sehr geehter lieber Herr Ponoyomi!
Endlich ist es mir möglich zu schreiben ich bitte aber um
verzeihung das ich Sie mit meinem armseligen fellerhaften
zeilen belästigen.“
[26.07.1960 = 2/1/107]

Die Briefschreiberin und der Adressat sind u. a. durch das Thema Wallfahrt verbunden – beide sind aktive Wallfahrer. Bonomi schickt ihr von seiner Wallfahrtsreise (Mariazell) eine Medaille (Brief bereits zitiert, vgl. Kap. 1.2.6.1) und die Briefschreiberin lässt in ihrem Antwortbrief in ihr frommes Alltagsleben einen Einblick gewähren:

(61)
„wir
können ja hir noch zufrieden sein weil wir uns

doch noch frei reden u. bewegen können reilich sind
wir ja hir auch von vielen Leiden u Sorgen gepl-
agt mir komt shon eine ganse zeit lang immer das
Lied im sinn während der Arbeit.
1. Mit frohen Sorgen will ich singen –
dir Jungfrau, Mutter, Königin!
Als Angebind auch dir noch bringen –
Mein Herz, o nimm es liebend hin.
Und was ich leide hier auf Erden,
[Seite 2]
Soll stets dir aufgeopfert sein; -
Ich weiß ja, du wirst für mich sorgen,
Maria holde Jungfrau rein."
[19.09.1966 = 2/1/105]

Das hier zitierte Lied, ein „typisch donauschwäbisches" Marienlied, gehörte zu den populärsten Kirchenliedern.[121]

7) Briefschreiberin Nr. 7

Vom Werdegang der (wahrscheinlich) jüngsten Schwester des Briefschreibers Nr. 2 und der Briefschreiberin Nr. 6 ist noch weniger zu erfahren als von ihren Geschwistern. Von ihr spricht Bonomi als von einer schwergeprüften, kranken Frau und ihr Bruder erwähnt sie bereits in seinem ersten Brief in ähnlichem Sinn: „Meine Arme Schwester […] kann ich nicht vergessen die das Grosse Opfer gebracht hat u. noch heute dasselbe sein muss" [27.07.1946 = 2/1/034]. Die hier angedeuteten Ereignisse, die im Zusammenhang mit dem Einzug der russischen Truppen in Budaörs waren, die aber im Dunkeln bleiben, dürften vielleicht der Grund dafür sein, dass sie Ungarn 1946 mit dem Rest der Familie nicht verlassen musste. Der Briefwechsel der tief religiösen Frau, die in der neuen Heimat jeden Tag die Kirche besucht, setzt die Korrespondenz der älteren Schwester, die ja ihrerseits die Bruders forführte, fort. Sie ‚dissiderte' nach Deutschland, um ihre ältere Schwester zu pflegen und zog nach deren Tod zu jüngeren Verwandten. Auch sie unterhält einen vertraulichen Schriftwechsel mit Bonomi, der Briefwechsel hat hauptsächlich begleitende Funktion zu den regelmäßigen Besuchen des Adressaten.

8) Briefschreiberin Nr. 8

Als Bonomi die Vertriebenenfamilie Nr. 5 im Jahre 1975 aufgesucht hat, dürfte er die Schwiegertochter (vielleicht zufällig) persönlich kennen gelernt haben, denn im Brief ist vom

[121] Das bekannte Liedinzipit des Liedes des 1841 in Gödre geborenen Kantors Josef Schober ist unlängst zum Titel einer neuen Veröffentlichung zur Liedkultur der Ungarndeutschen geworden. (Franz Metz: Mit frohem Herzen will ich singen. Zur Musikgeschichte der Ungarndeutschen. München: Edition Musik Südost 2020.)

Abholen vom Bahnhof die Rede [13.10.1975 = 2/1/498]. Daraufhin hat von Bonomi ihr einen Sonderdruck zugesandt, und so entsteht eine Korrespondenz mit einigen Briefen, die zwar außerhalb unserer Untersuchungszeit ist – dennoch sei ein Brief von ihr zitiert, denn in diesem beschreibt die Ehefrau eines Budaörser mit viel Empathie und aus der Sicht einer außenstehenden Einheimischen, welche Rolle der Dialekt und die ungarische Sprache im Leben ihres Mannes immer noch spielt:

Sehr geehrter Herr Dr. Bonomi!

Ich bedanke mich herzlich für
Ihre sehr interessante Schrift
„Von Volksärzten und Zaubersprüchen".
Für mich stellen Ihre Schriften
fast die einzige Möglichkeit dar,
die Eigenart dieser komplizierten
Deutschen aus dem Ofner Bergland
verstehen zu lernen – vor allem
ihr Beharren in eigenen Vorstel-
lungen, die sich jedem Einfluß
versperren. Wie sehr müssen
diese Menschen gehaßt worden
sein, wo selbst Logik, jahre-
[Seite 2]
lange Fremdeinflüsse und
sogar liebendes Einfühlen
keinerlei Veränderung bewirken
können.

Sie sehen – ich bin da vielleicht
ungerecht, weil ich etwas verbittert
bin. Ich möchte aber betonen,
daß ich ein sehr gutes Verhältnis
zu meinen Schwiegereltern und
unserer [..] jährigen Tante in
[…] habe.

Für mich – und später meinen
Sohn – ist es wunderbar, daß
ein Gelehrter Bräuche und
vor allem Sprüche in Laut-
schrift niederschrieb, so daß
wir die Welt, aus der unser
[Seite 3]
Papa kam, besser verstehen
lernen. Wir fahren dieses Jahr
wieder nach Ungarn. Mein Mann
lebt dort jedesmal auf, und
während er sonst ziemlich ver-
schlossen ist, taut er in Ungarn
auf. er spricht mit Bekannten
den alten Dialekt – und vor

allem mit Fremden gern unga-
risch. Wir freuen uns alle sehr
auf unseren diesjährigen Urlaub
- 3 Wochen Plattensee und 1 Woche
Budaörs-/ Budapest.

Ich würde mich freuen, wenn Sie
und bei einer Ihrer Überland-
fahrten einmal in […]
besuchen würden.
Nochmals vielen Dank für Ihre
Schriften. Herzliche Grüße
Ihre […]
[07.02.1976 = 2/1/249]

1.3.5 *„sonst wird es Ihnen zu dum daß Lessen“* – Ungleiche Parteien in den Kommunikationssystemen

Wie auch die Kommunikationsforschung betont, sind die Symmetrieverhältnisse der Beteiligten für einen Briefwechsel von grundlegender Bedeutung.[122] Die Kommunikation zwischen den Absendern (Vertriebene) und dem Empfänger (Bonomi) ist unverkennbar asymmetrisch, wobei diese Asymmetrie eine tragende Säule der Briefkommunikation ist. Was sind die Merkmale dieses ungleichen Kommunikationsverhältnisses?

Der Gelehrte und in der neuen Heimat als Mittelschullehrer etablierte Eugen Bonomi ist nicht nur durch seine soziale Position und in sprachlicher Hinsicht deutlich überlegen, sondern hat – so wird angenommen und gehofft – als Intellektueller mehr Einblick in die gesellschaftlichen und politischen Vorgänge, von denen künftige Lebenswege (z. B. eine Rückkehr nach Ungarn oder die Möglichkeit einer Weiterwanderung nach Kanada) abhängen. Dementsprechend werden verschiedene Fragen, Anliegen und Problemlagen an Bonomi herangetragen, Ratschläge und Einschätzungen erfragt. Die dringendsten Fragen stellen sich v. a. in der ersten Zeit der Desorientierung, bis die Vertriebenen eine Rückkehr nach Ungarn erwägen und dazu die Bedingungen und die Lage in Ungarn einzuschätzen versuchen – und dies war eine relative lange Phase, wie das noch zu zeigen sein wird. Auch bezogen auf die neue Heimat möchten sie sich bei verschiedenen Anträgen für soziale Unterstützungen (Hausrathilfe, Lastenausgleich, Rente, Kredite), oder bei der Frage, wie man sich bei der

[122] Ermert 1979, 77f.

Volkszählung verhalten soll, beraten lassen. Selbstverständlich werden nicht nur gesellschaftliche, sondern auch private Konflikte und Ängste thematisiert.

Die Attitüde des Ausgeliefertseins und der Verunsicherung schlägt sich in einer Hilfslosigkeit, Ohnmacht und Demut ausstrahlenden Auftreten der Schreibenden nieder. Die sich selbst ungleich unterinformiert erlebenden Vertriebenen sehen in Bonomi eine Autorität, während sie sich selbst dem einfachen Volk zurechnen. Oft tadeln sich dabei die Schreibenden explizite. Von zahlreichen ähnlichen Briefstellen sei das Beispiel einer betagten Frau aus Solymár herausgegriffen:

(62)
„Nun Möhte ih sie noh Einmal.
bitten, um einen Rat.
wen es Möglih ist, das ich inen.
niht Störe. In Irer Schule.
o wen wir Nur Näher bei Inen.
Wären, oder So weis man nie niht.
wo man hin Sol. wen Man So.
Dum ist. es Sint ja Schon Solhe leude.
die mir dis mahen. zum beischbiel Ih habe.
zwei Pögen bekomen. Hausratshilfe. u.
auf, Gewährung, von Griegschadenrende.
also. ob man dem auh Sol, ausfüln.
oder. darum Möhte ih sie nohmals bitten.
Um bescheit. aber ih möhte Sie ja niht.
belestigen. damit.“
[o. D. = 2/1/208]

Auf der anderen Seite widerspiegelt sich in den Briefen die aktive Helfer-Attitüde des Empfängers. Für die Hilfestellung bei einer persönlich besonders schweren Lebenslage ein Beispiel der Vielschreiberin aus Budaörs, als sie im Krankenhaus operiert werden musste. Sie bedankt sich für den ins Krankenhaus (!) adressierten Brief, der ihr offensichtlich ihre Ängste vor den Ärzten und dem Krankenhaus nahm. Das dichte Aufeinanderfolgen der Briefe wird deutlich, wenn die Briefschreiberin eingangs sich entschuldigt, nach „langer Zeit“ (einen Monat nach ihrem Operationstermin) zu schreiben:

(63)
„Lieber Herr Bonomi!
Nach langer Zeit wil auh ich
wieder von uns etwas hören lassen,
und wolen für zugleih für Ihr
l. schreiben filmals danken.
Ihr l. Brief wo Sie mihr ins
Krankenhaus schikten mahte mihr so
fil mut das ich keine Angst mehr
hatte von Operiren. Und so wurde ich

die ruhigste Pacientin auf der ganzen
Station. Am […] kam ich ins Kran-
kenhaus, am […] bin ich erst Operirt
worden. Da wurde jeden Tag was ande-
ren nachgekukt und kurirt. Am […] um
8 Uhr ging es los u dauerte bis ¼ 11 Uhr.
Ich muste werender Operation immer spre-
hen, weil ich fertig wahr tankte ich schön
und wahr so Glücklich das ich dafon
los wahr, und lahte immer.
[Seite 2]
Der Chefarzt hat mihr für mein ruhi-
ges ferhalten ein Lob ausgesprochen.
Er sagte so eine ruhige Frau hat
Er noh nicht in Operationsal gehabt“
[18.07.1948 = 2/1/254]

Bonomi nahm eine etwas überlegene Haltung gegenüber dem ‚beforschten Volk' ein, die sich aus seiner Forscher-Rolle in der alten Heimat ergab und in der er sich auch ein Stückweit inszenierte. Diese begünstigte ebenso die Ungleichheit in der Kommunikation. In einem Beitrag (1974) erlaubt er sich etwa folgende unschöne Formulierung: „Die Familie seines Sohnes erwies sich auch als brauchbar für meine Zwecke“.[123] Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Asymmetrie sich also einerseits dadurch ergab, dass die schreibenden Vertriebenen Bonomi in die überhöhte Rolle des Wissenden erhoben, auf der anderen Seite dadurch, dass manche Schreibende zu unterwürfigen Haltungen neigten. Vielleicht ist es an dieser Stelle nicht weit hergeholt eine Parallelität zu jenen „Schreibstrategien von Ego-Erniedrigung“ zu sehen, die Michaela Fenske aus der Feder des Germanisten Helmut Bert aufgreift; jene Ego-Erniedrigung, die bei Petitionen von Ostdeutschen festgestellt wurde:

> „Der Germanist Helmut Ebert hat in seiner vergleichenden Untersuchung von Petitionen in Ost- und Westdeutschland nach der deutschen Wiedervereinigung nachgewiesen, dass die ehemaligen DDR-Bürgerinnen und Bürger sich bevorzugt der Schreibstrategien von Ego-Erniedrigung und Alter-Erhöhung bedienten, zudem betont persönlich und expressiv schreiben.“[124]

Auch wenn Schreibklientel, -zeit und -art nicht vergleichbar sind, ist doch auffallend, dass Ego-Erniedrigung und sogar persönliche und expressive Schreibweise auch in dem hier behandelten Briefbestand markant sind.

Die oben skizzierte Asymmetrie wird jedoch auf einer anderen Ebene der Kommunikation, nämlich auf der der menschlichen Verbindung, deutlich entschärft: Indem Bonomi das

[123] Bonomi 1974, 81.
[124] Fenske 2014, 126.

Schicksal der Briefschreibenden selber teilt, ist er zugleich als Mitbetroffener in der Schicksalsgemeinschaft. Nicht nur würde man ihn gern in der Nähe wissen (vgl. (6), (62) (79)), sondern man richtet an ihn bezüglich seiner – oft als anstrengend beschriebenen – Lehrtätigkeit oft anerkennende und emphatische Worte:

(64)
„Herr Professor wen Sie 42 Schüler in alter von
elf Jahren haben da fält es Ihnen nicht án
der Arbeit da haben Sie mehr zu tun wie wir,
Schreibenz uns bitte nuhr wen Sie Zeit haben.“
[28.09.1949 = 2/1/298]

Mehr noch: als Mensch ohne Familie wird Bonomi nicht nur wie ein Familienmitglied behandelt (man fragt nach seiner Schwester und Mutter in Ungarn, man gratuliert ihm zum Geburtstag und Namenstag, usw.), sondern tauscht sich mit ihm auch privat intensiv aus. Als Bonomi beinahe heiratet (d. h. er muss sich eine Weile in einer Beziehung befunden haben), werden die Briefschreiber-Rollen plötzlich vertauscht. Diesmal ist der Adressat der Ratsuchende, denn er bekommt diese Antwort:

(65)
„Lieber Herr [Passage wurde von Bonomi in Klammern gesetzt]
Bonomi ich glaube es Ihnen gerne daß
Sie dem Mädchen auh etwas bedeuten. Ich.
will Ihnen ja keine kugeln[125], hat man
bei unz gesagt, daß mahen die kugel
Mütter[126].“
[06.03.1947=2/1/300]

Auch später wird Bonomi mit erstaunlicher Offenheit auf sein Single-Dasein angesprochen, ja offenherzig analysiert, regelrecht freundschaftlich beratschlagt und ermutigt:

(66)
„Lieber Herr Professor!
Vielen danck für das Geschenk u. für die Weihnachtsgrüße
u. für alles was Sie für uns ~~d~~tun.
Ja ich habe ja deswegen nicht geschrieben weil wir wuß-
ten daß Sie sehr viel zutun haben u. dann noch das viele
krank sein. Ich weis nicht ob ich es schreiben darf wenn
Sie geheiratet hätten währe es besser ich meine Gesünder.
Das sind Privatangelegenheiten daß geht einen anderen nicht~~zs~~
an. Mitt 50 fängt sichs Leben an, also noch nicht alt.
Nur zu ar~~k~~g angestrengt. Ich weis daß Sie an Ihren Grußfor-
meln hängen aber es strenkt Ihre Nerven zu arg an.
Also nur langsam und nur was sein muß. Ihre l.
Mutter tut mir leid. Wenn Sie nur auch hier sein könnte.“

[125] Möglicherweise geht es in der Antwort darum, dass die Briefschreiberin nicht „kugeln“ (vorhersagen) wolle oder könne.
[126] Kugelmütter dürften Wahrsagerinnen sein.

[23.12.1959 = 2/1/299]

Bonomi wird seinerseits auch seine kleinen Alltagsprobleme ausgeklagt haben, von den neuen Schuhen bis hin zu Furunkeln: „Wie gehd es Ihnen Gesundheitlich? Ist es mit den neuen/Schuen jezt besser in die Füsse“ [16.01.1949 = 2/1/292], „Noch immer die selben Wewehen? Wenn es nuhr nicht sclimmer komt“ [2/1/279]; „gedenke in Gebet an Sie wenn es zur Operation kommen sollte? Gott sege über die Hand des Ihr anvertrauten Arztes“ [09.10.1946 = 2/1/067], „Es dut uns sehr leid das Sie wieder mit Ihren Furunkln zutun haben“ [05.02.1949 = 2/1/261], usw. Die mitfühlenden Zeilen wegen seiner Einsamkeit an Weihnachten haben wir bereits zitiert („Ich dachte mir schon oft, daß wenn man an einem solchen Fest allein ist, das heimweh doppelt so stark kommt“, vgl. (54)).

Da die nach der Zäsur entstandenen Briefe in dieser Arbeit außerhalb des Blickfeldes sind, sei nur kurz auf die Veränderungen in der Kommunikation eingegangen. Die soziale Situation änderte sich nach der Zäsur grundlegend. Die Briefinhalte richten sich nach neuen Themen der inzwischen immer mehr eingegliederten Schreibenden. Die veränderte Lage der Mobilität in den 1960ern verwandelt auch die Kommunikationssituation zwischen Bonomi und den Vertriebenen. Einladungen oder angekündigte Besuche bei Bonomi wurden bereits vor der Zäsur zwar regelmäßig ausgesprochen, denen der Adressat aber nicht zu folgen scheint (eher wird er besucht). Erst nach der Zäsur intensiviert Bonomi seine Reisen derart, dass von einem neuen, regelmäßigen mündlichen Kommunikationskontext gesprochen werden kann. An bestimmten hohen Feiertagesterminen (Ostern und Pfingsten) rechnet man mit seiner Ankunft, wie bei einem Familienangehörigen. Diese persönlichen Gespräche können das Briefschreiben wenn auch nicht ersetzen, aber sie verändern die Rahmen der Kommunikation: Da viel mündlich ausgetauscht wird, tritt die informierende Funktion in den Hintergrund, weil die wichtigsten Themen mündlich ausgetauscht werden und zurück bleibt die kontakterhaltende Funktion, und manchmal entleeren sich die Briefe thematisch.

1.3.5.1 „mein Mann ist zu faul zum schreiben“ – Fleißige Briefschreiberinnen und schreibfaule Männer[127]

[127] Einige Ausführungen aus diesem Kapitel sind bereits veröffentlicht. Schell 2019.

Eine weitere, anders geartete Asymmetrie stellen die männlichen und weiblichen Briefschreibenden dar. Bonomi selbst ist auf die Überzahl der weiblichen Briefschreiberinnen in seiner Briefsammlung aufmerksam geworden:

> „Es überrascht nicht, daß die meisten Briefe von Frauen stammen. Im allgemeinen liegt einem Bauern das Briefschreiben nicht. Aber wenn es schon einmal geschehen soll, ist die Bauersfrau doch eher bereit dazu als ihr Mann. Unter meinen Bäuerinnen gibt es einige, die ziemlich gut schreiben können."[128]

Zwanzig Jahre später konnte Bern Jürgen Warneken durch eine Befragung zum Thema Briefeschreiben ebenso feststellen, dass

> „Frauen viel häufiger vom Brief- und vom Tagebuchschreiben berichten als Männer: In den Passagen über die Jugendzeit erwähnen ca. 16 % der Frauen und ca. 6 % der Männer eine eigene Briefpraxis […] , für die zurückliegende Erwachsenenzeit ist das Verhältnis beim Briefeschreiben ca. 19 % zu ca. 9 % […] und für die Gegenwart ca. 22 % zu 5%."[129]

Frauenbriefe überwiegen in dem vorliegenden Briefbestand. Innerhalb der hier näher zu betrachtenden ca. 220 Briefe[130] von Budaörser Vertriebenen ist 159 die Anzahl von Frauen. Warum eher Frauen zur Feder griffen als ihre Männer, ist teilweise mit einer historisch überlieferten Briefschreiberrolle der Frauen zu erklären.

1.3.5.2 Zur Geschichte der Frauenbriefe

In der Briefforschung wird von einer „dem Genre verpassten Zuschreibung eines weiblichen Geschlechts"[131] gesprochen. Diese Zuschreibung hat historische Wurzeln. Nach Reinhard Nickisch war „Briefschreiben […] im 18. Jahrhundert die einzige schriftliche Sprachaktivität, welche die ‚aufgeklärte' Gesellschaft der Frau zubilligte"[132] und die Erziehung junger Mädchen sollte „von drei Imperativen getragen werden – dem Lernen der Geschichte, des Rechnens und des Schreibens eines Briefes".[133]

Das Schreiben von Briefen wurde auch in Ungarn sehr früh ein wichtiger Teil der Mädchenerziehung – wenigstens in der Theorie. Albert Szenczi Molnár, der „ungarische Melanchton", befürwortete bereits 1621, dass „die Frauenzimmer des oberen und des

[128] Bonomi 1961/1964, 158.
[129] Warneken 1987, 21.
[130] Die Anzahl der Briefe lässt sich wegen teilweise nicht vollständig erhaltener Briefe nur ungefährt bestimmen.
[131] Hämmerle/Sauer 2003, 7.
[132] Zit. n. Hämmerle/Sauer 2003, 9.
[133] Hämmerle/Sauer 2003, 9.

gemeinen Standes zum Lesen- und Schreibenlernen zu bewegen seien“[134] und dies auch ihren Töchtern beibringen sollen. Dabei begründet Szenczi die Notwendigkeit so, dass die Hausfrauen in Abwesenheit ihrer Ehemänner die Bibel ihren Hausangestellten vorlesen können, die Briefe ihrer Männer lesen und ihren Männern über die Hauswirtschaft brieflich berichten können sollen. Nichtsdestotrotz wurde es noch 1938 in dem Werk „Frauenbildung und -schulwesen im 19. Jahrhundert“, 300 Jahre nach den Zeilen des ‚Humanisten‘ Szenczi, beklagt, „dass es im 19. Jahrhundert noch Menschen gegeben hat, die behaupteten, dass Frauen kein Recht haben, ihre Gedanken schriftlich zu äußern“ und dass „in ganz Ungarn sich keine Schule findet, in der den Mädchen das fehlerfreie Briefschreiben und das im Haus nötige Rechnen beigebracht werden würde“.[135]

Im 19. Jh. gab es auf dem popularen Büchermarkt auch in Ungarn Briefsteller (mit damaliger Bezeichnung *Sekretäre*), die u. a. Briefmuster für allerlei Anlässe boten. Oft genossen sie Popularität und haben sogar mehrere Ausgaben erreicht, wie die Brief-Sekretäre des erfolgreichen Verlags des ungarndeutschen Gustav Heckenast in Pest.[136] Das bei Heckenast erschienene *Hölgyek titkára, vagyis legújabb levelezőkönyv* [etwa: „Sekretär der Damen oder der neueste Briefsteller“] aus dem Jahr 1861 wurde zwar ausdrücklich für Frauen mit wenig Bildung zusammengestellt,[137] dürfte jedoch kaum die Frauen der unteren Bevölkerungsschichten erreicht haben. Aber es ist ein Beispiel dafür, wie auf das weibliche Briefschreiben geblickt wurde. Denn für die Publikation wurde in der Zeitschrift *Frauenwelt* mit folgenden Argumenten geworben:

> „Während die Männer in den höheren Schulen profunde Bildung bekommen und in den Ämtern das Schreiben üben können, bedarf die engere gesellschaftliche Lage der Frauen weniger Bildung. Deshalb soll der ‚Sekretär für Damen‘ als Wegweiser und Lehrbuch sowie Muster für allerlei Briefanlässe des Lebens dienen […] mit Beispielen für Formulierungen von schwierigeren Briefanlässen, […] und mit den Grundregeln der Formulierungen von Briefen.“[138]

[134] Szenczi Molnár 1621. (Ajánlás). Hier zit. n. Dézsi, Lajos: Szenczi Molnár Albert (1574–1633). Magyar történelmi Életrajzok, Budapest: Franklin 1897. https://mek.oszk.hu/05600/05617/html/#d1e4649. [Letzter Zugriff: 22.01.2020.] Sinngemäße Übersetzung, CS.
[135] Karacs 2008, 133. Übersetzung CS.
[136] Ein solcher (wohlbemerkt auch im Original deutschsprachiger) Titel ist z. B.: Baumann, K.: Allgemeines Gratulations und Complimentirbuch. Anhang eine Sammlung anziehender Declamationsstücke aus den neuesten Dichtern. Pest: Heckenast, 1839.
[137] Der Autor war der Schriftsteller János Vajda (1827–1897), der hier anonym blieb.
[138] Zit. nach D. Szemző 1966, 30. Übers. CS.
http://epa.oszk.hu/00000/00021/00262/pdf/MKSZ_EPA00021_1966_82_01_028-038.pdf [Letzter Zugriff: 15.11.2022.]

1.3.5.3 „mein Mann sagt dann auf sein Namen ist der Brief Adressiert der gehört sein“ – Geschlechterrollen in der Briefkommunikation

Die stereotypen Geschlechterrollen beim Briefschreiben zeigen sich bereits durch die Rollenbesetzung im Kommunikationskanal, u. a beim Absender, bei der Signierung des Briefinhaltes sowie bei den Unterschrift(en). Die meisten der Briefe von der Briefschreiberin Nr. 1 haben zwar einen männlichen Absender (mit oder ohne Zusatz „Familie“) – aber eine weibliche Verfasserin. Während die Kommunikation wörtlich gesprochen ‚in weiblicher Hand‘ liegt, wird die offizielle Vertretung nach Außen stets dem Familienoberhaupt zugewiesen. Als Absender ist also der Mann für den Briefinhalt verantwortlich. Dabei ist das nicht synchron mit den eigentlichen Unterschriften: Die Briefe werden in kollektiver Vertretung der Familie unterschrieben; mit der Angabe des Ehepaars oder der einzelnen Familienmitglieder, einschließlich der Kinder. Das ist natürlich nicht spezifisch, sondern entspricht weitgehend der üblichen Schreibpraxis bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts, insbesondere bei Korrespondenzen, die sich in traditionellem Rahmen abspielten.

Die Frage jedoch, wem der Brief eigentlich gehört – derjenigen, die ihn schreibt oder demjenigen, dessen Name auf dem Umschlag steht? –, wird in einem Falle spielerisch aber deutlich zur Debatte gestellt. Es entfaltet sich ein kleiner scherzhafter Konkurrenzkampf unter den Eheleuten, wobei es strittig gemacht wird, wer als erster den Brief lesen darf. Die folgenden Zeilen machen zugleich deutlich, welche wichtige Rolle in dieser Zeit eine Briefsendung von Bonomi für die Familie spielte:

(67)
„Schönen Dank für den Letzten Brief
In dem Sie schrieben das Sie uns doch nicht
wollen so lange warten lassen. Es ist sehr
lieb von Ihnen. Denn wir warten jeden
Tag wenn der Postträger kommt, ob Er für uns
etwas hat. Ein jedes will es zuerst lessen.
Da sage ich immer, der wo schreibt will es zuerst
lessen. Und mein Mann sagt dann auf sein
Namen ist der Brief Adressiert der gehört sein.“
[09.05.1947 = 2/1/268]

Anschließend muss sich der Adressat mit der Briefschreiberin ‚verbündet‘ haben und den Brief ausnahmsweise an die Frau adressiert haben, denn diese berichtet in ihrem Folgebrief mit Genugtuung:

(68)
„Daß haben Sie gud gemacht mit dem adressieren

Daß hätten Sie sehen müssen da hätte Sie auh gut
Gelacht. Also es ging wieder los der brief gehört mihr
Da sagte ich der gehörd mir. Da kukt Er ihn an und
Last ihn los Ehr ging dann ganz ruhig hinauf und
Wir lahten gut.“
[26.05.1947 = 2/1/256]

In ihrem nächsten Brief berichtet die Briefschreiberin darüber, wie der Mann es wieder schaffte, Zugang zum Brief zu bekommen: „Lieber Herr Professor! Ja den Brief hat mein Man zu erst gelessen weil ich niht zuhauße war da ist es Ihm gelungen“ [10.06.1947 = 2/1/272].

Ernsthafter als der obige scherzhafte Kompetenzstreit des „ersten Leserechtes“ ist die Frage, ob immer dir Frau schreiben soll? „Lieber Herr Bonomi mein Mann ist zu faul zum schreiben, und wenn ich schreibe dan laht er mih aus [02.02.1947 = 2/1/264] – beklagt sich die Briefschreiberin Nr. 1. Noch offensichtlicher ist es, wenn sie später schreibt: „Mein Mann sagte eine Seide will Er schreiben also die blieb auh lehr. und wartete einige Tage auf das schreiben und es ist im nihtz eingevallen. der draut Sih nih heraus mit sein Kendnisse“ [09.05.1947 = 2/1/268]. Die Seite blieb leer. Zwei Jahre später, als das Ehepaar in Fragen des Lastenausgleichs auf Rat angewiesen ist und Bonomi wieder intensiv befragt, entstehen die folgenden Zeilen, die einen präzisen Eindruck in die innerfamiliäre Diskussion geben: „Mein Mann fragt mich Täglich ob ich den Brief schon beantwortet habe wen ich sage nein dan sagt Ehr du hast toch Zeit. warum schreibst du nicht, Ehr ist noch immer schreib Faul“ [13.10.1949 = 2/1/257].

Die schreibenden Frauen werden öfters kritisiert. Kritik kommt aber nicht von Bonomi, sondern swohl von der Außenwelt, auch von den Männern. Die Briefschreiberin Nr. 1 deutet an, wie sie auch von ihrem Mann kritisiert wird:

(69)
„Ich werde jeden Tag tümmer bringe gar [dümmer]
nihtz mehr zusammen beim schreiben.
Mein Mann schimpft immer wen er es list,
aber er traut sich garnicht, er sagt immer wenn
ich sage das er schreiben sol, er möchte lieber
Mündlich einmal alles sagen“
[18.03.1956 = 2/1/276]

Das bereits erwähnte grundsätzliche Merkmal der Briefsammlung mit einer Haltung der Ratsuchenden erinnert manchmal an die eines Bittstellers. Dabei scheint es, dass die Frauenbriefe in ihrem Ton noch ehrfurchtvoller ausfallen als die der Männer. Frauen

entschuldigen sich quantitativ gesehen häufiger. Dies scheint nicht nur bei diesem Briefbestand der Fall zu sein: Auch bei dem von Warneken zusammengetragenen Einsendungen zu den Schreiberlebnissen konnte Ähnliches festgestellt werden. Die pauschale Beurteilung lautete dort: „Frauen fügten ihren Schreiberlebnissen weit häufiger als Männer entschuldigende Bemerkungen bei“; und des weiteren konnte dort ein Zusammenhang bei der Entschuldigungsgestik der Schreibenden in Bezug auf ihre Schulbildung festgestellt werden: „Die Entschuldigungszusätze insgesamt nahmen von der Volksschul- über die Mittlere Reife- zur Abitursgruppe kontinuierlich ab“.[139]

In der Tat zieht sich die Entschuldigungsgestik wie ein roter Faden durch die Briefe der Frauen und dies ist nicht nur der freilich immer zu späten Beantwortung von Bonomis Briefe geschuldet, sondern scheint m. E. geschlechterspezifische schreibhabituelle Züge zu haben. Dabei spielt wieder eine essentielle Rolle, dass der Adressat Bonomi – wie wir in den vorigen Ausführungen gesehen haben – das Vertrauen der Schreibenden voll und ganz genoss und darüber hinaus speziell wohl den Frauen das Gefühl gegeben hat, an ihrer Seite zu stehen. (Dies wird u. a. durch Briefpassagen deutlich, in denen es sich um einen durch Jahre hindurch ziehendes familiäres Problem geht, über das ein regelmäßiger Austausch mit Bonomi stattfindet. Da diese Passagen aus dem Briefkorpus wegen privater Angaben gestrichen werden mussten, werden sie auch nicht weiter thematisiert.) Die Briefschreiberin Nr. 1 formuliert es so, nachdem sie ihre Krankheiten beschreibt: „Ihnen kann man es ja schreiben Sie haben ja versdändnis dafür. Weil Sie auch immer etwas haben“ [13.04.65 = 2/1/290].

Abschließend folgen noch einige Briefe mit Entschuldigungspassagen. Zum Adressaten hat diese Familie aus Solymár vollstes Vertrauen:

(70)
„Sehr geerther Her Dr, um eines möchten wier ihnen schöne
bitten haben sie tie güde unz recht aufklärick zumachen über [uns aufzuklären]
alles wen es bei ihnen möglich ist den sie eirfaren doch
meir als wier, ich mus um einschuldigunk bitten wen ich
so frech bin so edwas zuferlangen, aber wier denken halt
sie siend doch unzer negster und bester freund teur wo
treu und erlich ahn unz denkt darum vertrauen
und verlassen wier unz nur auf ihnen“
[24.04.1947 = 2/1/182]

Entschuldigungsgestik ist z. B. im ersten wie im letzten Brief der Briefschreiberin Nr. 1 zu finden: „Hofendlich werden Sie es lesen können den ich habe/schon sehr lange nicht

[139] Warneken 1987, 17.

geschriben“ [27.05.1946 = 2/1/311]; „So nun Bitte ich um Gedult das Sie es Lesen können.“ [12.02.1979 = 2/1/379]. Dabei schreiben die Frauen in einem selbsterniedrigenden Ton, als ob sie den Adressaten belästigen würden – natürlich völlig unbegründet. Kurz vor dem Tod ihres Bruders beschreibt Briefschreiberin Nr. 6 noch einmal ausführlich den Krankheitsstand, da sie weiß, Bonomi ist an Nachrichten über seinen Freund interessiert – und dennoch entschuldigt sie sich am Ende des Briefes: „nun lieber Herr Bonomi müssens mir verzeihn das ich Sie mit meiner felerhaften shrief auch noch blage mit fielen lieben Grüssen“ [14.01.1966 = 2/1/147]. Auch in einem anderen Brief deutet sie an, dass ihre Briefe zu lesen eine Zumutung sei: „mache mir nur Sorgen das ich Sie auch noch mit meinen Brief belesdige wo Sie onehin genug zu thun haben“ [19.09.1966 = 2/1/105].

1.3.5.4 „Die Große war schon auf drei Plätz Kindermädchen“ – Frauenthemen und Frauenschicksale

Nicht nur das Schreibhabituelle, sondern selbstverständlich auch das thematisch Referierte der Frauen- und Männerwelt sind verschieden. Den Beschäftigungsverhältnissen von Männern kommt vor der Zäsur eine große Bedeutung zu. Während die Arbeit (und Arbeitslosigkeit) der Männer viel Raum in den Briefen einnimmt, bleiben die Frauen hier eher im Hintergrund, sie versehen ja lediglich die Arbeit im Haushalt und finden nur sporadisch Beschäftigung („Ich gehe ja auh wenn mann mich braucht aber Leben kann mann fon den nicht“ [10.08.1947 = 2/1/301]) und dies oft bei saisonalem Bedarf (vgl. hierzu (157), (158), (159), (160)).

Die weiblichen Briefpartnerinnen von Bonomi, so lässt sich summarisch sagen, berichten eher und auch gesprächiger über den Alltag sowie innerfamiliäre Themen. So wird z. B. über das Ablegen der heimischen Tracht berichtet („Sind dort in Schorndorf auch alle umgezogen? Oder? Den hier fangen alle ihre Röcke zum fertrenen, den sie sagen, nachause könen wir niht, und so hat unser Traht gar keinen wert. Den die hier wissen und kenen gar keine andere als die änge Kleider ….“[140]). Männer hingegen, wenn die ausführlicher schreiben, führen Themen der Politik und Gesellschaft aus und greifen eher aktuelle politische Begebenheiten auf: „gestern habe ich gehört das man in, Genf, überunc ferhandeln viert, aber van? ist noh eine frage!“ [23.01.1949 = 2/1/380], bzw. wie im folgenden Brief:

(71)
„Lieber Herr

[140] Veröffentlicht von Bonomi 1961/1964, 171.

dr. man hat bereits keinen zutrau er
veill Hamburger konferens fon 22.-25.II. und
der Genfer Konferens fon 14.III. noh garniks er-
reiht vorden ist, mann tut über die
flüchtling und Haimatfertrieben Konferenz
abhalten und macht mitinen garniks“
[o. D., Erwerb, 18.03.1949 = 2/1/379]

Aus manchen vertraulichen Berichterstattungen von Frauen wird erkennbar, dass die Beschäftigung von jungen Frauen eher ein Problem darstellte. Da junge Frauen und Mädchen oft kaum berufliche Ausbildung- bzw. Beschäftigungsperspektiven vor sich sahen, griff man auf Hilfsarbeit im Haushalt zurück, dies erwies sich jedoch als problematisch. Die Briefschreiberin Nr. 1 berichtet über die Erlebnisse ihrer Enkelin: „Die Große war schon auf drei Plätz Kindermädchen und im Haushalt und hat nicht bleiben können weil sich immer wegen solhe sachen geträt hat. [d. h. Nachstellungen] Die sakt da blieb ich lieber daheim und brauche keine schöne Kleider […] (21.12.53).“[141] Hier wird, ohne dass konkrete Vorfälle angesprochen worden wären, ein wohl aus moralischer Sicht inakzeptables Ausgeliefertsein eines Mädchens vorsichtig umschrieben, das ohne berufliche Chancen, notgedrungen praktisch als Dienstmädchen zu etwas Gelderwerb zu kommen versucht. Solche „Berufswege“ als Haushaltshilfe erinnern an alte, aus der Zwischenkriegszeit gekannte Verhältnisse, an die aus der Provinz im bürgerlichen Haushalt der nahen Hauptstadt kommenden Dienstmägde. Es scheint, dass für junge Mädchen und Frauen oft keine Notwendigkeit für das Erlernen von einem Beruf gesehen wurde, sie wurden in der Bundesrepublik der 1950er Jahre bis zu ihrer Verheiratung praktisch ‚geparkt‘ und zur Hausfrau-Rolle getrieben. Nicht nebenbei bemerkt: Da im Osten, bei den in Ungarn Verbliebenen eine ganz andere Entwicklung zur selben Zeit stattfindet, sind die Lebensentwürfe der im Osten und im Westen Kommunizierenden auch in dieser Hinsicht unvergleichbar anders.

So ein Dienstmagd-Schicksal belegt ein Brief eines Mädchens an Bonomi. Der Brief, der zu den beeindruckendsten Zeugnissen der Briefsammlung gehört, beschreibt, wie das jugendliche Mädchen, um ihre Familie zu entlasten, eine Anstellung annimmt und sich dabei in eine entfernte, völlig neue Umgebung (Bayreuth) wagt und dort aber einsehen muss, dass es sich übernommen hatte. In ihrer dichten, schlüssigen Beschreibung legt sie eindrücklich ihr

[141] Die Passage wurde von Bonomi abgedruckt, s. Bonomi 1961/1964, 167 (Anm. 18). Die Erklärung in eckigen Klammern stammt von ihm.

Alltagsleben dar und darin werden die an sie gestellten Erwartungen deutlich. Die Quelle sei vollständig zitiert:

(72)

Sehr geehrter Herr Bonomi!
Nun bin ich fort, von eltern, Schwester u Oma.
Bin ganz allein in weiter Ferne.
Mit dem 19. März, begann für mich ein neuer und fremder Lebensabschnitt. Ich gieng fort ohne meine Eltern, um hier in Bayreuth eine Stellung im Haushalt anzutreten. Alles hatte ich mir ganz leicht und ohne alle Schwierigkeiten vorgestellt. Doch, was kam, hat mich schwer entäuscht.

Das ganze Leben und Treiben, hat mir meine einstige Chefin, schön und herrlich, hier in Bayreuth, geschildert. Ohne, jeglichen Erfahrungen, und in meinem kindlichen Übermut, gab ich mein Wort; Eltern und Schwester zu verlassen, und hier in einer mir ganz fremden Umgebung, mein brot zu verdienen. Alle liebevollen Ermahnungen und Bitten; daß ich nicht gehen soll; habe ich, statt zu erfüllen, lachend abgelehnt, denn die Fremde hatte mit ihren Reizen gelockt.
[Seite 2]
Doch nun lockt die Heimat.
Erst jezt ist es mir bewußt, was es heißt, nicht bei Eltern zu sein, zu denen man jeden abend nach Hause gehen kann und mit ihnen Freud und Leid zu teilen. Nicht, alle Sorgen ihnen überlassen und selbst ganz frei und unbekümmert in den tag zu leben, sondern selbstständig sein und das Leben mit all seinen Launen zu meistern wissen. Mit meinen [Zahl] Jahren, kann ich doch noch nicht, alle Schwierigkeiten, mit lachender Miene überspringen.

Und wer soll mir hier helfen? Ich bin ja mit einem Herrn und einem sechsjährigen Knaben allein! Kein Mensch der mich versteht. Selbständig einen ganzen Haushalt führen! Von Früh sieben bis Abends neun-zehn ununterbrochen arbeiten.

Meinen Eltern kann ich nicht klagen, denn sie wollten es ja nicht. Und zu ihren eigenen Sorgen, will ich nicht noch die
[Seite 3]
meinigen hinzu fügen. Mutter ist schon wieder ins Krankenhaus. Bei uns nimmt es kein Ende. das Schicksal meint es nicht gerade gut mit uns. Aber wir werden es schon überwinden.
Sehr Geehrter Herr Bonomi, wie geht es Ihnen?

Sind Sie gesund?

Nun will ich Ihnen, noch einen kleinen
Einblick in meine Umgebung geben. Viel-
leicht ist es Ihnen bekannt, daß Bayreuth
die Stadt Richard Wagners ist. In einem
großen, parkartigen Garten, sind für
Ihn und seine Frau Cosima schöne Denkmä-
ler gesetzt. Auf einen großen Hügel, in einem
schönen stattlichen Bau, finden alljährlich
die sogenannten „Wagner Festspiele“ statt.
Ein altes- und neues Schloß mitten in der
Stadt sind Andenken an bayrische Könige.
Die Stadt selbst, hat eine sehr schöne Lage.
am Fichtelgebirge. Bayreuth ist nicht zu
[Seite 4]
groß und auch nicht zu klein, sondern ein
schönes mittleres städtchen. aber nur die
Menschen, welche diese Stadt bevölkern sind
nicht aufgeschlossen und hilfsbereit, sondern
sehr herrisch und selbst süchtig. Das ist
jedenfalls mein Eindruck von hier.

Ich schicke Ihnen noch eine Photogra-
phie von meiner Schwester [Name] und
mir. damit sie wissen, wenigstens, wer
diesen Brief geschrieben hat.
Mit freundlichen
Grüßen
Hinterbleibt
[03.05.1955 = 2/1/173]

Die junge Frau änderte schließlich ihren Plan. Das ist unter anderem Folge von Bonomis Intervention, was wieder einmal seine nahe Beziehung zu den Familien unterstreicht. Anbei ein Briefsegment derselben Briefschreiberin aus dem Folgejahr:

(73)
„ich stehe nun auch fest in meinen
Beruf, es macht mir spaß in auszu-
führen, seit ich von Bayreuth zurück
bin, übe den beruf einer Verkäuferin
in einem […]-Salon hier in
[…] aus. Übrigens vielen Dank für
den Trostreichen Brief nach Bayreuth.
ich habe daran halt gefunden in manchen
trostlosen Situationen. Nochmals vielen Dank.
Großmutter schreibt Ihnen dann
schon noch über die „verlorene Heimat“,
ich weiß nicht viel davon.“
[31.01.1956 = 2/1/165]

In einem der Warneken zugesandten Briefe schildert die vertriebene Maria Pauler, geb. 1911 in Ungarn, die Bildungswege ihrer vier Kinder. Auch hier zeichnet sich ab, dass der bemerkenswerte Bildungsaufstieg von einem Mädchen viel länger war, da es zunächst als Haushaltshilfe begann, während die Jungen ihre Berufe erlernen konnten. Sie schildert eindrücklich den langen Weg zu einer Ausnahme-Karriere ihrer Tochter, nebenbei die Bedeutung des Briefeschreibens:

> „Es kam auch die Währung und so mußte man wieder von neuem anfangen zu sparen, und so konnten wir im Jahr 1950 in unser Siedlungs-Häusle einziehen, hatten wieder ein Zuhause und waren glücklich. Unsere älteste Tochter war anfangs in einem Haushalt bei einem Bauern, später ging sie in die Fabrik arbeiten, um mehr zu verdienen. Die zweitälteste konnte dann endlich ins Kloster. So langsam kamen auch die zwei Buben aus der Schule. Die lernten gleich einen Beruf. Der eine wurde Zimmermann, der andere Automechaniker. […] Unsere zweite Tochter war, bevor sie ins Kloster ging, 1 Jahr im Haushalt bei unserem Pfarrer. Dann schickte er sie in ein Kloster, um einen Kurs zu machen. Die lernte dort Maschine schreiben und Stenografieren, kam dann zurück und arbeitete eine Zeit lang im Pfarrhaus als Sekretärin, dann ging sie wieder ins Kloster und trat ein bei den Dominikaner-Schwestern in Strahlfeld. Mußte dann 2 Jahr nach England in die Schule, um perfekt die englische Sprache zu lernen und dann zog sie als Missionsschwester nach Afrika. Sie war sehr begabt, ging nach Salisbury auf die Universität und wurde als Lehrerin ausgebildet. Später kam sie nach Zambia und hat dort eine Eheschule gegründet für schwarze Mädchen. Kam dann wieder nach Salisbury (Rhodesien) und wurde zur Generaloberin gewählt für 6 Jahre. Da hörte das Briefeschreiben nicht mehr auf.“[142]

Im Verhältnis der Geschlechter zeichnet sich schließlich ein Bild ab, das manchmal einen erstaunlich scharfen Abdruck der aus der alten Heimat mitgebrachten, traditionellen Hierarchie in der Familie darstellt. Ehemänner, Großväter, männliche Geschwister (Brüder die als *Onkel* oder *Vetter* angesprochen werden), scheinen eindeutig übergeordnete Entscheidungsgewalt zu haben. Manche Briefe legen nahe, dass Frauen hingegen im Familiengefüge untergeordnet lebten und manchmal nicht wirklich selbständig behandelt wurden, und bei jungen Frauen ihr Leben sogar von Familienmitgliedern haben bestimmen lassen. Der folgende Brief beschreibt, wie die Familie zusammen überlegt, wen eine junge Frau heiraten könnte und kommt dabei auf eine sonderbare Idee (um den Brief völlig unkenntlich zu machen, wurde er sprachlich entfremdet, indem er Hochdeutsch wiedergegeben wird und die Signatur nicht mitgeteilt wird):

> (74)
> „Ja, die meisten sagen immer, [Name] sollte heiraten, ja, sie könnte ja schon öfters, wir wollen sie ja auch nicht gern hergeben […] Onkel [männl. Familienmitglied] sagt, der wäre gut für [Name], aber der ist zu weit, ja der zweite das ist auch nichts, der ist zu jung, der dritte, ja, den kennt man nicht, der vierte, ja, der ist arm, weil, sagt sie, wir sind jetzt auch arm, ja, sagt er, die armen Mädl heiraten Doktoren und Professoren, da sagte ich, da muss sie halt den Dr. Bonomi heiraten, weil den kennen wir doch ja“.

[142] Warneken 1987, 50.

Nach diesen Zeilen, in denen das Mädchen, wie bei einer Heiratsvermittlung, dem ledigen Bonomi praktisch zum Heiraten angeboten wurde, fürchtet die Briefschreiberin, dass sie durch diese Idee – v. a. im Falle der Ablehnung – ihn evtl. beleidigt haben könnte. Daher bittet sie um Verzeihung und v. a. um Verschwiegenheit vor dem erwähnten männlichen Mitglied der Familie, vor dessen Zorn sie offenbar fürchtet, wenn dieser von ihrem Angebot etwas erfahren würde. Zugleich möchte sie ein Zeichen der Vergebung einholen: „schreiben Sie ja dem Onkel [dem männl. Familienmitglied] nichts von diesem Brief sonst gehts mir nicht gut […], doch wen ich Sie beleidigt habe, bitte ich um Verzeihung und wen Sie Onkel schreiben könnten Sie mir auch einmal schreiben, dann weiss ich, dass Sie mir verziehen haben".

In ihrer Lebenserinnerung beschreibt die sudetendeutsche Marie Treier, wie sie bei ihrem Zukünftigen aus Budaörs vorgestellt wurde: „da nahm er mich mit zu seiner Familie und stellte mich seinen Eltern vor. […] ich wurde genau gemustert, denn die Mutter und seine älteste Schwester hatten ein anderes Mädchen für ihn ausgesucht, es war eine Budaörserin". Auch hier sollte die Familie über die Partnerwahl bestimmen, doch der junge Mann wusste sich offenbar durchzusetzen: „Er machte der Familie klar, dass er sich die Frau selbst sucht, die er heiraten will".[143]

Auch in diesem Bereich ändert sich vieles nach der Zäsur. Wenn die Briefschreiberin Nr. 1 über den Werdegang der Enkelinnen berichtet, wird deutlich, dass die Bildung der Mädchen ganz anders beurteilt, nämlich als gute Investition angesehen wird. Es wird betont, dass das etwas sei, was einem nicht genommen werden könne: „Was sie wer den will weiß Sie noch nicht. Soln nuhr Lernen dan haben sie wenigstens was das kan ihnen nimand weck nehmen" [23.03.67 = 2/1/288] sowie „Eine Stutirt weiter Abitur gut bestanden, […], ein feines Mädel" [2/1/280]. Während der weiterführenden Schulen und des Studiums wird gern und immer wieder über die hervorragenden schulischen Leistungen der Mädchen berichtet – nicht nur über die der eigenen Familie, sondern sonstiger Familien der Vertriebenengemeinschaft:

(75)
„Hier wahr Schulentlasungsfeier, und da wahr eine aus Budaörs von allen als beste Schüllerin vor der ganzen Gemeinde ausgerufen worden eine gewise Deigner Maria und hat auch die Prüfung in […] Trotz der Großenkongurentz [trotz der großen Konkurrenz] blib sie die Sigerin will Schullererin werden."

[143] Treier 2012, 44.

[01.04.1953 = 2/1/271]

Ebenso stolz wird über erfolgreiche Studienreisen, Fremdsprachenlernen usw. und den erfolgreichen Beruf der Töchter bzw. Enkelinnen geschrieben.

Nach der Zäsur ändern sich die Geschlechterrollen auch in den privaten Beziehungen. In den 1960er Jahren, in der Zeit der weitgehenden Konsolidierung berichtet die Briefschreiberin auch darüber, wie sich die Arbeitsaufteilung beim Haushalt verlagerte: „Nun muß ich auch von meinen Mann etwas schreiben. Er hilft mihr in Haushalt, holt mihr alles herauf, geht einkaufen wen ich nicht kann“ [23.03.1967 = 2/1/288]. Das inzwischen im Ruhestand lebende Ehepaar hat sich mit der Arbeitsaufteilung gut arrangiert und die Briefpassage bezeugt den geänderten Lebensalltag und -stil der inzwischen gut integrierten und der an die moderne Gesellschaft angepassten Heimatvertriebenen.

Mit den obigen Ausführungen ist die Betrachtung der Briefe aus der Geschlechter-Perspektive bei weitem nicht erschöpft. Weitere Ausführungen, die auch einen geschlechterspezifischen Bezug haben, finden sich u. a. beim Thema Ethik und Moral in Kapitel 3.4.3.

1.3.6 Zu Eugen Bonomis Biographie und Forscherprofil

Der Lebenslauf des Adressaten der hier untersuchten Briefe, Eugen Bonomi (1908–1979), wurde in der hier vorliegenden Untersuchung bewusst nicht in den Vordergrund gestellt. Damit sollte einerseits die Priorität der Schreibenden – als Kontrast zum „schweigenden“ Adressaten – betont werden; andererseits liegen m. E. noch keine genügend begründeten Angaben für die wissenschaftsgeschichtliche Zuordnung von Bonomi vor. Hierzu bedarf es einer noch ausstehenden archivischen Aufarbeitung verschiedener Quellen zu seiner Schaffensperiode in der Zwischenkriegszeit, die im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden konnte. Dies wird aber als notwendig erachtet, um Bonomi unter den in der Zwischenkriegszeit in Ungarn aktiven Vertreterinnen und Vertretern der sog. Sprachinselvolkskunde adäquat zu verorten.

Vorab sei Folgendes angemerkt: Während der Name Bonomis in der deutschen Forschung – außer, dass er im 2003 herausgegebenen Internationalen Germanistenlexikon[144] „kanonisiert“

[144] Internationalen Germanistenlexikon 1800–1950, hg. von Christoph König, Birgit Wägenbaur, et al, 3 Bde, Berlin / New York, de Gruyter, 2003. (Germanistenlexikon, Károly B. Szabó, Bd. 1, 232-233) und dadurch –

wurde – eher nur im Bereich der Heimatvertriebenen-Volkskunde bekannt klingt, scheint er in Ungarn mit der volkskundlichen und sprachgeschichtlichen Wissenschaftsgeschichte der Deutschen im Ofner Bergland bis heute fest verankert zu sein. Bonomi scheint in den wissenschaftsgeschichtlichen Diskursen der beiden Länder unterschiedlich wahrgenommen zu werden.

In Bonomis Wirken lassen sich zwei Teilabschnitte unterscheiden: Während er vor dem Krieg in Ungarn im deutschungarischen akademischen Wissenschaftsnetzwerk verortet werden kann, zählt er nach seiner Übersiedlung in West-Deutschland zu den (eher peripheren) Mitwirkenden innerhalb eines ungarndeutschen internen Forscherkreises. Dieser betrieb „ostdeutsche" volkskundliche Forschungen, an die sich Bonomi nebenberuflich anknüpfte – neben seinem Amt als Schul-Lehrer.

Bonomis Wirken in Ungarn

Bonomis Lebensweg und -werk ist mehrfach überblickt worden: Zunächst nach seinem Tod,[145] später anlässlich der Erfassung seines Nachlasses im IVDE.[146] Schließlich wurden verschiedene (meist aber nur partielle) Einschätzungen zu seiner Rolle im wissenschaftsgeschichtlichen Kontext veröffentlicht.[147] Bonomi selbst verfasste 1964 seinen persönlichen Rückblick mit dem Titel „Mein Weg als Volkskundler",[148] in dem er seine persönliche Sicht- und Denkweise darlegt.

Eugen Bonomi, auch Eugen von Bonomi bzw. Bonomi Jenő wurde am 4. Oktober 1908 in der heute zu Serbien, damals zu Ungarn gehörenden Banater Ortschaft Orșova geboren, in einer multi-ethnischen Familie.[149] Nach dem ersten Weltkrieg zogen die Familie in die Heimatstadt der Mutter, Vršac/Werschetz, wo Bonomi die deutsche Schule und danach eine kurze Zeit auch das serbische Gymnasium besuchte. 1923 übersiedelte die Familie von Werschetz nach Székesfehérvár in Ungarn, wo er sein Abitur absolvierte. 1927 zog die Familie nach Budapest, wo Bonomi bis zu seiner Übersiedlung 1944 wohnhaft war, und wo er Germanistik

obwohl dort mit Forschungsschwerpunkt „Deutschtum im Ofner Bergland, Ethnographie" verzeichnet – gewissermaßen germanistisch kanonisiert.

[145] Tafferner 1980, mit einer Bibliographie auf S. 297–302; Weidlein 1979; Auer, G. 1983/84.

[146] Schätzle/Retterath 2007.

[147] U. a. Fata 1999, Prosser-Schell 2018.

[148] Bonomi 1964.

[149] Sein Vater, Josef Bonomi war Zollbeamter, Sohn eines Apothekers, der aus dem Raum Verona stammte – daher der italienisch klingender Name. Er ließ sich im Temesrékás (Banat) nieder und führte dort die Apotheke „Zum Löwen". Josef Bonomi heiratete Julianna Seemayer, die in Werschetz, im serbischen Banat, in einer deutschen Einwandererfamilie geboren war.

und Romanistik studierte (1927–1931), währenddessen er auch ein Auslandssemester an der Universität Dijon verbrachte. Sein Referendariat (1932–33) verbrachte Bonomi am August-Trefort-Übungsgymnasium in Budapest.

Nach seinem Universitätsabschluss (1933) strebte der eher philologisch als pädagogisch veranlagte Bonomi eine wissenschaftliche Karriere an: Er übernahm eine Praktikantenstelle am Lehrstuhl Jakob Bleyers, des Ordinarius‘ für deutsche Literatur, wo ihm jedoch eine volkskundliche Promotion ermöglicht wurde: 1934 veröffentlichte er seine Dissertation zu einem ungarndeutschen Thema („Az egyházi év Budaörs német község nyelvi és szokásanyagában tekintettel Budaörs környékére“), die in ungarischer Sprache in der Reihe „Német philologiai dolgozatok“ erschien. Nach seiner Promotion konnte ihm sein Mentor Bleyer, der zugleich eine Schlüsselfigur der ungarndeutschen Geschichte der Zwischenkriegszeit war, kurz vor seinem Tod (1933) noch eine Stelle am Germanistischen Institut verschaffen. Bei Bleyers Nachfolger Theodor Thienemann konnte Bonomi nach 1936 eine Assistentenstelle erwerben, bis er 1941 Studienassessor und Studienrat im wissenschaftlichen Dienst wurde.[150]

Bonomis Interesse für die Volkskunde der Deutschen wurde durch den Germanisten und Zisterzienser Elmar von Schwartz geweckt[151] und auf seinem Anraten hin begann er mit Feldforschungen in den Dörfern des Ofner Berglandes, die er über 10 Jahre betrieb. Budaörs gehörte zu den meist aufgesuchten Orten, gefolgt von Solymár. Bei seinen Erhebungen v. a. zu Bräuchen, Festen und Wallfahrten arbeitete Bonomi nicht mit Fragebögen, sondern baute sich ein weites Kontaktnetz von Gewährspersonen auf.“[152]

Nach einer ungarischen Quelle[153] floh Bonomi im November 1944 vor den russischen Truppen nach Wien und 1944–1946 lebte in der Nähe von Salzburg. (Bonomi gehörte wahrscheinlich zu den zahlreichen „DPs“ (Displaced Persons), die unter anderem von Ungarn kommend, in verschiedenen Regionen Österreichs lebten und auf die Repatriierung oder ggf. ihre Weiterfahrt Richtung Deutschland warteten.) In dieser Zeit schlug sich Bonomi mit dem Verkauf von seinen Federzeichnungen durch.[154]

[150] Schätzle/Retterath 2007, 195.
[151] Bonomi 1964, 273–276.
[152] Schätzle/Retterath 2007, 196.
[153] https://www.nevpont.hu/palyakep/bonomi-jeno-ea6b2
[154] Nach Retterath/Schätzle 2007, 197.

Schaffensperiode in der Bundesrepublik (1944 – 1979)

Nach seiner Umsiedlung nach Deutschland begann für Bonomi ein Leben, das bis zu seinem Tod (24. April 1979, Schorndorf) für ihn nicht mehr viel Veränderungen bereithielt. Relativ schnell fand er im württembergischen Schorndorf als Gymnasiallehrer Arbeit, was ihm auf einer Seite ein sicheres Einkommen bot, auf der anderen Seite jedoch kein wirklich erwünschter Beruf für ihn werden konnte. Im Gymnasium unterrichtete er u. a. Französisch, 1951 fungierte er als Studienrat für Französisch, er betreute die Bibliothek (1954–1975) und wurde stellvertretender Direktor (1971–1975). Nach seiner Verrentung (1975) lebte Bonomi nur noch vier Jahre, zeitlebens allein. Erwähnt sei – weil es in den Briefen zum Tragen kommt –, dass sein Leben in der neuen Heimat von Krankheiten gezeichnet war: 1953 ist er an einer medizinischen Fehlbehandlung beinahe gestorben. 1974 wurde er von einem Auto erfasst und verletzt.[155]

Bonomi nahm den Publikationsfaden 1950 auf – zunächst jedoch nicht unter dem eigenen Namen.[156] In den Jahren 1953 und 1954 publiziert er in den Südostdeutschen Heimatblättern, 1955 in dem ersten Band des neuen „Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen“, das ein zentrales Publikationsforum der Vertriebenenthematik werden sollte. 1958 und 1959 werden zwei Beiträge von ihm im Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes abgedruckt; auch seine Solymárer Liedsammlung wird 1959 bibliographisch verzeichnet.[157]

Nach dem Paradigmenwechsel des Faches Volkskunde verfasste Bonomi meist Beiträge für Publikationsforen der Heimatvertriebenen. In dem im Vertriebenenkreis meistgelesenen „Unser Hauskalender“ veröffentlichte Bonomi zwischen 1976 und 1979 je einen Beitrag. In dem ersten werden u. a. Gedichte von Matthias Taller veröffentlicht, dessen Schaffen Bonomi als Gewährsperson verfolgt hat. In den nächsten drei Beiträgen sind thematische Teile aus der Abteigeschichte von Telki verarbeitet:[158] Das Werk „Die ungarische Abtei Telki unter den

[155] Schätzle/Retterath 2007, 198.
[156] Zwischen 1950 und 1952 schrieb Bonomi (vier Mal unter dem Namen „A. Chors“ und in einem Fall mit dem Namen „Anton Lang“) im „Unser Hauskalender“ Beiträge zur religiösen Volkskunde.
[157] „Volksdichtung. Eine Übersicht über die Veröffentlichungen aus den Jahren 1956 bis 1959“ von Herta Ulrich im Deutschen in Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 5.1959. S. 195.
[158] Administratoren der Abtei Telki berichten über Ereignisse in Budajenö und Telki¸ Unser Hauskalender, 30(1978), 37-40; Eine doppelte Feier der Abtei Telki, Unser Hauskalender ; 31(1979), Seite 42-43; Der Wiener Schottenpater Prof. Dr. Emmerich Gabely ein bedeutender Sohn der Gemeinde Jenö, Unser Hauskalender ; 32(1980), Seite 128-129.

Wiener Schotten (1702-1881). Deutsche und ungarische Bauern bei Benediktinern“[159] stellt eines der bedeutendsten Projekte Bonomis dar.

Die Frage, die sich im IVDE bei der Auffindung und Erfassung des Nachlasses Bonomis stellte, nämlich „inwieweit Bonomi vor 1945 politisch den volksdeutschen nationalsozialistischen »Erneurern« in Ungarn zuzurechnen oder als deren Sympathisant anzusehen“ sei, scheint nach wie vor zu interessieren, muss hier jedoch noch unbeantwortet bleiben.[160]

Bonomi beschreibt sich in seinem Rückblick 1964 als einen, der nicht aus politischen Vorteilen oder für Bedienung fremder Interessen, sondern aus eigenem Ansporn seinen Forschungen folge:

> „Voller Idealismus wandte ich mich der ungarndeutschen Volkskunde zu. Bei der damals schon bestehenden Abneigung gegen die „Schwaben“ in Ungarn, war bei der Forschung mit einigen Schwierigkeiten zu rechnen. Als dann das Deutsche Reich sich des Auslanddeutschtums anzunehmen begann, aber auch der ungarische Nationalismus sich überseigerte, hatte man als Deutschtumsforscher keinen leichten Stand mehr“.[161]

Er hebt hervor, dass er die Forschungsfahrten selbst finanzierte, um seine Unabhängigkeit wahren zu können; und betont auch sein interethnisches Interesse: Dies „galt in der Hauptsache den hier ansässigen Deutschen aber auch die anderen Völkerschaften, die da zuhause waren – Madjaren, Serben, Slowaken, Zigeuner“[162].

Die Meinungen über Bonomi gehen jedoch auseinander: Die Historikerin Márta Fata sah Bonomi eher den „eigenen Weg“ zu gehen.[163] Diese Einschätzung dürfte implizieren, dass Bonomi seine Unabhängigkeit zu wahren versuchte. (Dies wird durch einen (freilich parteiischen) Weggefährten allerdings versichert: „Außer der Marianischen Kongregation trat er keinem Verein, geschweige denn einer politischen Partei bei.“ – betonte Anton Tafferner.[164]) Der Volkskundler Marchetti sieht Bonomi unter denen, die sich zum Deutschtum bekannten und als solche an der Fortsetzung einer „Deutschtumforschung“ der Zwischenkriegsvolkskunde bemüht waren.[165] Eine der führenden Persönlichkeiten der

[159] „Die ungarische Abtei Telki unter den Wiener Schotten (1702-1881). Deutsche und ungarische Bauern bei Benediktinern“ ist in der Reihe „Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Nr. 35“ in München 1977 erschienen. Zu lesen im Digital-Bestand der Bayerischen Staatsbibliothek: https://daten.digitale-sammlungen.de/~db/0010/bsb00107525/images/
[160] Schätzle/Retterath 2007, 197.
[161] Bonomi 1964: 281.
[162] Bonomi 1964 Schätzle/Retterath 2007, 196.: 276.
[163] Fata 1999, 36.
[164] Tafferner 1980, 286.
[165] Marchetti 2019, 115–119.

ungarndeutschen linguistischen Forscherszene, Claus Jürgen Hutterer, hat im Zusammenhang mit der Kritik der Sprachinselvolkskunde Bonomi eher positiv beurteilt.[166]

Fest steht bislang, dass Bonomi in der BRD, ähnlich wie vor dem Krieg, nach dem Prinzip von „Retten-Sammeln-Aufbewahren" arbeitete – und zu diesem Ansatz keinen solch reflektierten Umgang pflegte wie gewünscht. Klar ist jedoch, dass seine sprachlichen Mehrfachbindungen fundierte Kenntnisse der (Lokal-)Kultur bis hin zu Lektüren der ungarischen Presse selbst in der BRD ermöglichten, und ihm für die Verhältnisse der Problematik der Ungarndeutschen von vornherein bei weitem mehr Einblick gewährten als das bei Forschenden der Fall war, die sich für die Erforschung der Ungarndeutschen ohne Ungarischkenntnisse ins Feld begaben. Wie jedoch bereits erwähnt: Bonomis umfassende Beurteilung steht noch aus.

II. BRIEF UND SPRACHE – DIE SPRACHE DER BRIEFE

2.1 BRIEF, SPRACHE UND SPRACHERWERB

[166] Retterath/Schätzle 2007, 199.

2.1.1 Spracherwerb in der alten Heimat. Zu den schulischen Erfahrungen der Schreibenden

Obwohl zur Geschichte der Deutschen des Ofner Berglandes, v. a. der hier im Mittelpunkt stehenden Orten Budaörs und Solymár, bereits seit fast hundert Jahre sprachwissenschafltiche Untersuchungen veröffentlicht werden,[167] mangelt es bis jetzt an Beiträgen zur Schulgeschichte, die ein Licht auf die für unseren Zusammenhang wichtigen Verhältnisse und Möglichkeiten des Spracherwerbs in der Monarchie werfen könnten. Auch war es im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich, Schulmatrikel einzusehen, sodass ein Einblick in die Lage des Sprachunterrichts und des Unterrichtswesens anhand von Darstellungen der Historiographie gewährt wird.[168]

2.1.2 Die schulische Logistik und der Kampf um die Sprache(n)

Nach dem germanistischen Briefforscher Karl Ermert ist der Brief „die einzige e n t w i c k e l t e schriftliche Kommunikationsform, die jedes erwachsene soziale Individuum auch außerhalb expliziter Lernsituationen sowohl passiv als auch aktiv verwendet“. Und wenn Ermert dabei betont, dass „diese Aussage freilich nur in einem Kulturraum [möglich ist], in dem Lesen und Schreiben zu den für alle selbstverständlich beherrschten Techniken gehört“[169], dann trifft das für eine Gruppe wie die hier untersuchten schreibenden Vertriebenen nicht voll und ganz zu – womit ein wichtiges Problemfeld angesprochen wird.

Im Folgenden sollen die volksbildungsgeschichtlichen Zusammenhänge, die im Hintergrund für die Entstehung der untersuchten Selbstzeugnisse bilden, beleuchtet werden.[170] Dabei liegt der Schwerpunkt auf dem Unterrichtswesen der unteren Bevölkerungsschichten der Nationalitäten und vor allem werden Budaörs und Solymár in Blick genommen, jene Ortschaften, aus denen der überwiegende Anteil der Briefschreiberinnen und Briefschreiber kommt.

[167] S. u. a. die Dissertationen von Bonomi und Riedl (beide 1933).
[168] Umfassende Untersuchungen betrieb Péter Somlai zum Nachbarort Budakeszi, mit Blick auf die gesamte Ofner Berggegend (Somlai 2014, 117–128).
[169] Ermert 1979, 55f. Hervorh. im Orig.
[170] Passagen dieses Kapitels sind bereits veröffentlicht. Schell 2020.

„Im allgemeinen liegt einem Bauern das Briefschreiben nicht“, konstatiert Bonomi.[171] Ein Grund dafür kann die kaum vorhandene oder wenig entwickelte Schreibfähigkeit sein, die Folge der Schulbildung der unteren Bevölkerungsschichten sein kann. Mit Péter Hanák gesprochen, der die populare Schriftlichkeit in Ungarn als erster beforschte:

> „Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung war bis zum Ende des 19. Jahrhunderts analphabet. Und wenn sich unter ihnen auch ein Schriftkundiger fand, gab es selten einen Grund zum Briefschreiben, besser gesagt, einen Anlass, von einem Schriftkundigen einen Brief schreiben zu lassen. […] Es ist kein Zufall, dass wir unter den zahlreichen herausgegebenen Briefsammlungen nur ganz selten welche finden, die Briefe aus dem Volk enthalten. […] Die populare Schriftlichkeit beginnt erst mit dem 20. Jahrhundert, und auch in dieser Zeit beschränkt sie sich häufig auf das Antragstellen.“[172]

Die Frage des Briefeschreibens ist zunächst im Rahmen der Alphabetisierung der Bevölkerung zu betrachten, die am Anfang des 20. Jahrhunderts in Europa ein unterschiedliches Bild zeigt. Während beispielsweise das deutsche Kaiserreich im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts den Analphabetismus offiziell als getilgt erachtete, gab es in der Monarchie einen großen Nachholbedarf, wobei innerhalb des Reiches wiederum sehr große Unterschiede vorhanden waren: Die in östlicheren Gebieten lebenden Ethnien waren schlechter gestellt als die Cisleithanier.

Als die ältesten hier in Rede stehenden Budaörser Briefschreiberinnen und Briefschreiber geboren wurden, im letzten Quartal des 19. Jahrhunderts, stand die Bekämpfung des Analphabetismus in Ungarn durchaus noch auf der Tagesordnung. Sie schritt aber landesweit deutlich voran, da das Grundschulwesen zu einer nationalen Angelegenheit geworden war: Bis 1910 wuchs der Anteil der Personen an der Gesamtbevölkerung Ungarns, die schreiben und lesen konnte auf mehr als das Doppelte: von 27,2 % auf 58,2 %. Für die Erfolge spricht auch, dass der Anteil der Personen, die nur lesen, nicht aber schreiben konnten, im selben Zeitraum von 9,7 % auf 2,2 % absank. Die Frauen holten deutlich auf. Waren 1890 noch 50,1 % der männlichen, aber nur 39,0 % der weiblichen Bevölkerung des Lesens und Schreibens kundig, so stiegen diese Zahlen zwanzig Jahre später auf 62,0 % und 54,4 %.[173] Der Alphabetisierungsgrad nach Muttersprache (hier nur Ungarn und Deutsche und Letztere auch nur die außerhalb von Siebenbürgen) zwischen 1890 und 1910 ergibt nach Puttkamer landesweit folgendes Bild:

Gesamtbevölkerung	1890: 44,5 %	1910: 58,2 %
Magyaren	1890: 53,6 %	1910: 57,1 %

[171] Bonomi 1961/64, 158.
[172] Hanák 1973, 62. Übers. CS.
[173] Puttkamer 2003, 168f.

Deutsche	1890: 63,0 %	1910: 70,7 %[174]

Die Anzahl der Analphabeten variierte jedoch von Gebiet zu Gebiet und von Ort zu Ort.[175] Aufschlussreich für die Einschätzung des Bildungsstandes ist der Abgleich der Volksschulabsolventinnen und Volksschulabsolventen im Komitat: Der Anteil derjenigen, die im Volkszählungsjahr 1920 die Volksschule absolvierten, betrug im Komitat Pest-Pilis-Solt-Kiskun 63,5 % und lag damit höher als der der Ungarn, der nur 52,2 betrug (1930 war diese Zahl bei den Deutschen weiter gestiegen, aber immer noch auf nur 67,1 %, und bei den Ungarn auf 53,9 %).[176] Demnach konnte ein Großteil der unteren Bevölkerungsschichten nicht einmal die Grundschule absolvieren, was aber noch gar nichts darüber sagt, wie häufig die Schule tatsächlich besucht wurde und welche Unterrichtsqualität dort realisiert wurde und welche Literalität überhaupt erreicht werden konnte.

Die Volksschulen befanden sich in der Schulzeit der hier Schreibenden in einer äußerst misslichen Lage. Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnte die mangelnde schulische Logistik (v. a. fehlende Unterrichtsräume und große Schulklassen) mit den rapide wachsenden Schülerzahlen keineswegs Schritt halten, und dies betraf sowohl die Volksschulen in staatlicher (z. B. die in Solymár) als auch die in kirchlicher Trägerschaft (Budaörs). Wie die erste Budaörser Ortsmonographie (1985) beschreibt, herrschte im stark wachsenden und kinderreichen Budaörs Dauermangel im Schulbetrieb, und an der Wende zum 20. Jahrhundert war die Lage bezüglich der Unterbringung der vieler Schüler gerade erdrückend.[177] Daran änderte es auch nicht wesentlich, dass die Mädchen neu errichtete Räumlichkeiten bekamen, als 1884 die Kirchengemeinde ihren Unterricht dem Orden der Barmherzigen Schwestern übertrug und Räume verfügbar wurden. Es gab an der Jahrhundertwende vier Räume für die Knabenschule und vier für Mädchen, die 1907 um weitere drei Räume bei den Mädchen und vier bei den Knaben ergänzt werden konnte.[178]

In Solymár war die Situation anders: 1902 wurde die Schule verstaatlicht, und die kirchliche Trägerschaft und zugleich Aufsicht fiel nun dem Staat zu, der den Unterricht in ungarischer Sprache begünstigte.[179] Auch in Solymár mangelte es an der schulischen Logistik. Hier

[174] Puttkamer 2003, 169.
[175] Somlai 2014, 77 (Tab. Nr. 27).
[176] Marchut 2014, 36.
[177] Hauser 1985, 105.
[178] Hauser 1985, 107. (1903 wurde im Kammerwald noch eine weitere Schule für Waisenkinder errichtet.)
[179] Elisch-Drexler 2014.

startete die Entwicklung des Schulwesens unter einem unglücklichen Stern, denn die Schule brannte 1862 fast vollständig ab, und ein Neubau stellte die Gemeinde vor eine große Herausforderung. Trotz staatlicher Förderung (1000 Forint) brauchte es Jahrzehnte, bis die neue Schule stand. „Einer wage es, den zu steinigen, der es nicht schafft, eine Sprache in wöchentlich zwei Stunden Hundert Schülern beizubringen. Mit hundert Schülern, die einen Kindergarten nicht einmal sehen konnten, denn den gab es ja noch nicht. Die Anzahl hundert ist keine Übertreibung“, beklagt sich die Schulinspektion in einer zeitgenössischen Quelle.[180] Damit wird ein Problem angesprochen, das bei weitem nicht nur Solymár betraf. Zum Verständnis der hier beklagten Sprachunterrichtsqualität, bezogen auf die deutsche Sprache, sei auf die historischen Grundlagen des Sprachunterrichts in den Nationalitätenschulen kurz eingegangen.

Für Ungarn wurde durch das Schulgesetz des Kultusministers József Eötvös (1868) ein Grundstein für die Alphabetisierung der Bevölkerung gelegt, da dieses die allgemeine Schulpflicht für die Kinder im Alter von 6–12 in der Elementarschule verordnete. Das Gesetz beachtete zugleich die Nationalitätensprachen, denn es besagte, dass jeder Schüler den Unterricht in seiner Muttersprache erhält. Doch wie in der Historiographie bereits mehrfach herausgearbeitet, blieben die toleranten Richtlinien des Gesetzes eher Idealvorstellungen. In den folgenden Jahrzehnten baute sich ein zunehmender Druck hinsichtlich der Magyarisierung der Schulen auf, der 1907 seinen Gipfel erreichte. Dazu trug auch bei, dass sich am Ende der 1870er Jahre die Forderung nach stärkerer Kontrolle von Seiten des Staates durchsetzte, da die Schulen meist noch in kirchlicher Trägerschaft waren.

Bereits ein Jahrzehnt nach Eötvös’ Gesetz wurde die ungarische Sprache in den Elementarschulen per Gesetz (Nr. 18/1879) normativ eingeführt. Die forcierte Durchsetzung des Ungarischen begann, doch einer „Monopolisierung stand gerade in den von Nationalitäten bewohnten Siedlungsgebieten die kirchliche Schulträgerschaft […] im Wege“, stellt der Historiker Gerhard Seewann fest. Die Schulen setzten „die Vorgaben des Staates *in Puncto* Unterrichtssprache aus vielerlei, nicht nur nationalpolitischen, sondern häufiger noch aus strukturellen Gründen nur halbherzig und zögerlich, oft auch gar nicht, in die Praxis um“ – so schildert Seewann jenen Zusammenhang, der im Schulbereich jahrzehntelang für Konflikte sorgte.[181] Ein weiteres Gesetz (Nr. 26/1893) schärfte hinsichtlich der Durchsetzung der

[180] Zit. n. Seres 2007, 104. Übers. CS.
[181] Seewann 2012, 28. Hervorh. im Orig.

Staatssprache noch einmal nach; es stellte unter anderem ein Disziplinarverfahren in Aussicht, wenn der/die Lehrende eine „gegen den Staat gerichtete Richtung“ verfolge, insbesondere bei allen „Handlungen, die sich gegen die Verfassung des Staates, dessen nationalen Charakter, Einheit, Souveränität und territoriale Integrität, ferner gegen die im Gesetz bestimmte Anwendung der Sprache des Staates richteten“.[182]

Mit dem berüchtigten, in der Historiographie viel diskutierten und und nach dem Grafen Albert Apponyi (1846–1933) benannten Schulgesetz „Lex Apponyi“[183] mutierte die Sprache bzw. Sprachkenntnis der Schüler dann endgültig zu einem Indikator von Loyalität für das ungarische Vaterland. Die Anordnung § 19, 27/1907 visiert das zunächst nüchtern klingende Ziel an, dass in den nicht ungarisch-sprachigen Schulen „die ungarische Sprache in dem Maße zu unterrichten ist, dass ein Kind nicht-ungarischer Muttersprache am Ende des vierten Jahrganges seine Gedanken in Wort und Schrift auf Ungarisch verständlich ausdrücken kann“.[184] Doch das Gesetz delegierte sein kompromissloses sprachpolitisches Bestreben an die Schulen als einen Arbeitsauftrag, der sehr schwer zu realisieren war. Sein § 17 fordert die Schulen aller Art und alle Lehrenden auf, „in den Seelen der Kinder den Geist der Loyalität für die ungarische Heimat und des Bewusstseins der Nationszugehörigkeit gedeihen und sich verfestigen zu lassen“.[185] Der von Sanktionen durchdrungene Geist des Apponyischen Gesetztes ließ im Falle des Misserfolgs äußerste Härte gegen die Lehrerschaft walten.

Bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges, in der Zeit, als die meisten der hier untersuchten Schreibenden ihre bescheidene schulische Sozialisation bereits durchlaufen hatten, erhielten die ethnisch ungarischen bzw. nicht-ungarischen Kinder – so fasst es Joachim von Puttkamer fasst zusammen – „fast durchweg eine Schulbildung, bei der die Kinder ab dem ersten Schultag an die ungarische Sprache und den ungarischen patriotischen Geist herangeführt“ wurden.[186]

Aufgrund der obigen sikzzierten Entwicklungen kann gesagt werden, dass die Nationalitäten-Volksschulen, die ohnehin unter dem Dauerproblem der Unterfinanzierung litten, zum Zankapfel von Kirche und Staat wurden, und obendrein unter der Beweislast standen, für das

[182] Katus 2015. Übers. CS.
[183] Auszug aus dem Gesetzestext bei Marchut 2014, 38, Anm. 31.
[184] Katus 2015.
[185] Katus 2015.
[186] Puttkamer 2003, 168.

ungarische Vaterland loyale (d. h. Ungarisch sprechende) Schülerinnen und Schüler heranzuziehen, wobei das Erlernen der deutschen (Mutter-)Sprache zweitrangig wurde. Einen konkreten Niederschlag dieser Situation bezüglich seiner Korrespondenzpartner und Korrespondenzpartnerinnen beschreibt Bonomi so:

> „Fast alle hatten nur Volksschulbildung. Einige, es waren Männer, besuchten auch die Realschule (Bürgerschule). Wer vor Inkrafttreten des Apponyi'schen Schulgesetzes (1907) in die Schule ging, konnte noch gut deutsch lesen und schreiben. Wer aber erst nachher in das Schulalter kam, hatte kaum noch Gelegenheit, einen muttersprachlichen Unterricht zu genießen; jenes Gesetz machte nämlich die ungarische Schule zur Pflicht. Nach dem Ersten Weltkrieg zeigten wohl Staat und Kirche etwas Entgegenkommen, aber die Lösungsversuche blieben unbefriedigend. Die schriftlichen Äußerungen meiner Gewährsleute in deutscher Sprache sind ein Abbild jener Schulpolitik."[187]

Dem kann vorgreifend hinzugefügt werden – was Bonomi hier, fixiert auf die deutsche Sprache, außer Acht lässt –, dass die schriftlichen Äußerungen der Briefschreiberinnen und Briefschreiber bezüglich der ungarischen Sprache ein ebensowenig vorteilhaftes Bild ergeben, was einer insgesamt unbefriedigenden sprachlichen Erziehung in den Volksschulen geschuldet ist.

Die praktische Fähigkeit zum (Brief)Schreiben wurde bei den unteren Bevölkerungsschichten, noch bevor die Monarchie zusammenbricht, schmerzlich unter Beweis gestellt: Wie einführend bereits angesprochen, kam es zu einem Boom des Briefeschreibens während des Ersten Welkrieges, da die Soldaten notgedrungen zu Feder greifen mussten, wenn sie ihren Angehörigen etwas mitteilen wollten. Doch die tatsächlichen Möglichkeiten und Fähigkeiten, Briefe schreiben zu können, stellen sich anders dar, was Gerhard Seewann komprimiert sehr anschaulich wie folgt beschreibt:

> „[Es] stellte sich im Verlauf des Weltkriegs anhand des Briefwechsels ungarndeutscher Frontsoldaten mit ihren Eltern heraus, dass die Schulbildung auf dem Dorf durch die forcierte Magyarisierung erheblich gelitten und eine Halbalphabetisierung hervorgebracht hat, so dass die jungen Deutschen weder Deutsch schreiben noch Ungarisch richtig verstehen konnten. Das mit ungarischen Buchstaben meist in der Dialektvariante geschriebene Deutsch konnten ihre Eltern nicht verstehen, und die deutsch geschriebenen Briefe ihrer Eltern konnten die jungen Soldaten weder lesen noch verstehen."[188]

2.1.3 Sprachgebrauch und Mehrsprachigkeit

[187] Bonomi 1974, 53.
[188] Seewann 2012, 44f.

1900 ließ das Kultusministerium in den aktuell bestehenden 12.686 Ortschaften Ungarns eine Erfassung zur Mehrsprachigkeit durchführen. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse wirft ein Schlaglicht auf das multiethnische und zugleich multilinguale Ungarn in der Monarchie: „Der große Teil der Orte des Landes ist polyglott, kaum ein Viertel von ihnen ist einsprachig", lautete die Bilanz.[189] Wie stand es um das Ofner Bergland? Die Forschung ist sich darin einig, dass der überwiegende Anteil der Einwohner, so auch die von Budaörs und Solymár, bis zur Vertreibung deutscher Muttersprache war.[190] Die Menschen waren bis zum Ende des 19. Jahrhunderts – je nach sozialem Stand – in unterschiedlichem Maße auf die ungarische Sprache angewiesen; manche erkannten auch erst allmählich, dass der Gebrauch der Landessprache von Vorteil sei.[191] Die Bevölkerung kam u. a. durch die oben beschriebene Magyarisierung der Schulen sowie durch ungarisch-sprachige Gottesdienste mit der ungarischen Sprache in Berührung. Auf der anderen Seite konnten die Beamten Deutsch, da in Orten, in denen mindestens 20 % der Bevölkerung die Minderheitensprache als Muttersprache benutzte, bei lokalen Beamten der Ortsverwaltung in der Zwischenkriegszeit Deutschkenntnisse zur Bedingung gemacht wurden.

Aus soziolinguistischer Sicht differenziert Elisabeth Knipf-Komlósi beim Gebrauch des Deutschen und Ungarischen je nach sozialer Gruppe:

> „[…] in den noch relativ homogenen Ortschaften [war] die erste und dominante Sprache die jeweilige deutsche lokale Mundart. Bei der dünnen Schicht der Intelligentia konnte schon seit der Jahrhundertwende die gleichmäßige Verwendung beider Sprachen, das heißt des Ungarischen und des Hochdeutschen, konstatiert werden; bei der Schicht der Handwerker wurde eine von der Bauernsprache abgehobenere Varietät gebraucht, unter anderem auch als Signal der Zugehörigkeit zu einer höheren sozialen Schicht […]".[192]

Die Frage, wie viel Menschen Deutsch (Dialekt), Ungarisch bzw. die beiden Sprachen sprachen, ist nur scheinbar eine simple – in Wirklichkeit ist sie eine vielschichtige Frage. Eine differenzierte Frage könnte lauten: Ein sprachlich wie (durch wie viele Varietäten) sozialisiertes Individuum hat in einer wie gerateten Situation (in welchem, z. B. privaten oder amtlichen Umfeld usw.) in welcher Interaktion (welche Erwartung bestand seitens Gegenübers) gerade welche Varietät bevorzugt?

[189] Seewann (2012, 57) zitiert Balogh: Népfajok, 145. Die Untersuchung wurde vom ungarischen Kultus- und Unterrichtsministerium veröffentlicht. Übers.: Gerhard Seewann.
[190] Márkus 2003, 10; Marchut 2014, 29; Riedl 1952, 28; Hauser 1985, 55.
[191] Somlai 2014, 33.
[192] Knipf-Komlósi 2020, 16.

Meistens werden in der Forschung für Analysen der sprachlichen Verhältnisse die statistischen Zahlen der Volkszählungen als Grundlage genommen. Daten von Somlai zu den deutschen Muttersprachlerinnen und Muttersprachlern in 21 Orten des Ofner Bezirks, darunter auch von Budaörs und Solymár zeigen eine klare Tendenz:
Für Budaörs: 1900: 92,87 %, 1910: 59,72 %, 1920: 93,23 %, 1930: 78,89 % und 1940: 86,08 %
Für Solymár: 1900: 89,75 %, 1910: 63,80 %, 1920: 86,20 %, 1930: 74,98 % und 1941: 59,72 %.[193]

Laut der Statistik von Éva Márkus, die auch die früheren Volkszählungen und auch die ungarischen Muttersprachlerinnen und Muttersprachler dazurechnete, gab es in Budaörs im Zensus-Jahr 1880 gegenüber 4376 deutschen Muttersprachlerinnen und Muttersprachler 152 ungarische, zehn Jahre später (1890) erhöhten sich diese Zahlen jeweils auf 4973 zu 308 und wieder 10 Jahre später (1900) auf 5699 zu 405 (bei einem nur leicht sinkenden proportionalen Anteil bei den Deutschsprechenden: 95,5 %, 94,0 % bzw. 93,4 %).[194]

Schaut man sich die Daten vor und nach dem Apponyischen Schulgesetz an, lässt sich bei der Volkszählung 1910 zunächst ein abruptes Absinken beobachten, d. h. der Anteil der Menschen deutscher Muttersprache fiel in einem relativ kurzen Zeitraum in Budaörs von mehr als 90 % auf unter 60 %, und die Tendenz in Solymár ist ähnlich. Doch bei der nächsten Volkszählung 1920 stellen sich durch einen abrupten Anstieg wieder die alten Verhältnisse her. Gerade diese zickzackartigen Bewegungen lassen auf eine gewisse Einflussnahme bei der Datenerhebung schließen: Neuerer Untersuchungen verweisen auf die Unzulänglichkeiten dieser Angaben, denn diese spiegeln zum Teil eher die Reaktion der Menschen auf die gegebenen politischen Verhältnisse als die tatsächliche Lage.[195]

Bezüglich der Ungarischkenntnisse zeigen die von Márkus publizierten vergleichenden Daten zu Budaörs, was auch die von Réka Marchut bestätigen, dass nämlich Budaörs Schlusslicht war. Márkus stellt in ihrer Untersuchung, in der acht Ortschaften im Ofner Bergland verglichen werden, dass der Magyarisierungsgrad in Budaörs am geringsten gewesen sei.[196]

Füt uns sollen die Zahlen zur Muttersprache nur bei der Beantwortung der Frage behilflich sein, wie viel Menschen welche Sprache in welcher sozialen Situation in Wort in Schrift

[193] Somlai 2014, 24f. (Tab. Nr. 3).
[194] Márkus, 30.
[195] Somlai 2014, 23, Marchut 2014, 28.
[196] Márkus, 30.

gebrauchen sollten oder konnten. Seewann schlägt vor, die Angaben des Anstiegs bei der deutschen Sprache in einen breiteren Kontext zu stellen, indem er auf die wichtige Unterscheidung zwischen Erst- und Zweitsprache aufmerksam macht:

> „Aus der Analyse der relevanten Angaben der ungarischen Volkszählungen betreffend ‚Muttersprache' und die Kenntnis anderer Sprachen im Zeitraum von 1880 bis 1910 geht hervor, dass bei gleichzeitiger Zunahme der Zahl der ungarischen Sprecher die Zahl der Sprecher landesüblicher Sprachen als Zweitsprache gleichfalls zugenommen hat, und zwar ungefähr mit gleichem Anteil wie die Zahl der ‚Magyarisierten', was eine Hierarchisierung der Sprachen belegt, in der das Ungarische in immer stärkerem Ausmaß den ersten (von der Statistik einseitig akzentuierten) Platz errang, die anderen gesprochenen Sprachen – als Zweitsprachen – jedoch bestimmten Situationen und sozialen Schichten zuzuordnen sind."[197]

Seewann verweist auch auf die Bedeutung der unterschiedlichen Fragestellungen bei den Volkszählungen. Während die zum ersten Mal 1880 gestellte Frage „Was ist Ihre Muttersprache?" war, lautete sie bei der nächsten: „Was ist Ihre Muttersprache oder die Sprache, welche Sie sich zueigen gemacht haben und die Sie am häufigsten und am liebsten sprechen?"[198] Letztere Frage versucht auch dem Faktor Präferenz gerecht zu werden. Hier verweist Seewann auf sprachliche Hierarchien, indem er vom Ungarischen als von der Sprache „der Herren", von einem entsprechendem „Sozialprestige" spricht, was er auch durch Puttkamer bestätigt sieht: „Das Ungarische galt als Sprache der Öffentlichkeit, als unangefochtene Sprache der politischen und administrativen Eliten sowie als vorherrschende Sprache von Bildung und Wissenschaft, von Handel und Gewerbe."[199] Letzteres spricht die Korrelation von sozialem Aufstieg und Sprache an. Wird vom Individuum sozialer Aufstieg angestrebt, war der Erwerb des Ungarischen unvermeidbar, was auf der anderen Seite auch bedeuten konnte, dass bei den auf den Heimatort beschränkten bäuerlich wirtschaftenden Schichten weniger Anreiz für das Erlernen der Landessprache bestand.

Doch die Statistiken werfen für unseren Zusammenhang letztendlich fast mehr Fragen auf, als sie beantworten. Sie bieten allenfalls Orientierung für die Frage, wie sich der Sprachgebrauch in konkreten sozialen Situationen in Budaörs zugunsten oder ungunsten des Ungarischen änderte; ob, wann und wie sich eine sprachliche Assimilation vollzog. Und wenn eine (sprachliche) Assimilation erfolgte, so ist diese nach Seewann auch nicht unumkehrbar:

> „Im Bereich der Familie, im lokalen Lebensumfeld, aber auch in der Kirche behauptete sich […] noch lange eine andere ‚Muttersprache' oder besser gesagt Umgangssprache als die von der amtlichen ungarischen Statistik als solche registrierte. Assimilation ist daher keineswegs ein unumkehrbarer Vorgang, der den Status bestimmter Sprachen in bestimmten Situationen bzw.

[197] Seewann 2012, 57.
[198] Seewann 2012, 57.
[199] Puttkamer 2003, 248, hier zit. n. Seewann 2012, 57.

> gesellschaftlichen und politischen Strukturen markiert. Assimilation kann daher auch nicht wie bislang von vornherein mit ethnischem Verlust oder Gewinn in Zusammenhang gebracht und als solcher verbucht werden. Änderte sich dieser Status in Verbindung mit den politischen Verhältnissen, wie das beispielsweise 1918 mit neuen Grenzziehungen und der Entstehung neuer Staaten geschah, dann änderten sich auch das Sprachverhalten und das Sozialprestige von Sprachen."[200]

Seewanns Folgerungen machen auch wir uns zu eigen: Sprachliche Anpassung und sogar Sprachwechsel im öffentlichen Bereich, wie dies im Dualismus die Praxis war, waren „eine von Interessen geleitete Überlebensstrategie, die auf ein Bündel völlig unterschiedlicher Faktoren […] zu reagieren suchte", auf die Herausforderungen der Modernisierung, des sozialen Wandels und auch der Politik. Letztere war nur bestimmend, so Seewann, wenn sie „mit den übrigen Faktoren sozialen Handelns in Übereinstimmung zu bringen war".[201]

Abschließend kommen wir auf die konkrete Frage zurück: Welchen Erfolg hatten die Elementarschulen hinsichtlich der tatsächlichen Lese- und Schreibfähigkeit der breiten Bevölkerung der deutschsprachigen Minderheit, beispielsweise in den Dörfern des Ofner Berglandes? Die Frage ist letztendlich nur durch fundierte Kenntnisse der lokalen Verhältnisse und von Ort zu Ort meist unterschiedlich zu beantworten. Unter anderem waren, wie oben erläutert, Schulträgerschaft, die logistischen Möglichkeiten und nicht zuletzt die Einstellung der verantwortlichen Akteure gegenüber der staatlicherseits geforderten Schulpolitik von grundlegender Bedeutung. Welche Bedingungen auch immer bestanden, Jakob Bleyers Klage in seiner letzten Parlamentsrede am 9. Mai 1933 attestiert rückwirkend umfassend das Versagen der Nationalitäten-Bildungspolitik:

> „Die Jugend deutscher Muttersprache mit Volksschulausbildung kann bis zu 70 % auch nicht halbwegs deutsch lesen und schreiben, die Jugend deutscher Muttersprache mit Mittelschulbildung aber kann bis zu 90 % keinen richtigen deutschen Brief schreiben, ja keinen richtigen deutschen Satz abfassen, wie man das von einem gebildeten deutschen Menschen erwarten müßte."[202]

2.1.4 Die in die neue Heimat mitgebrachte(n) Sprache(n)

2.1.4.1 Forschungsstand und Fragestellung

[200] Seewann 2012, 58.
[201] Seewann 2012, 58f.
[202] Sonntagsblatt vom 14. Mai 1933. Hier zit. n.: Weidlein, Johann: Pannonica. Ausgewählte Abhandlungen und Aufsätze zur Sprach- und Geschichtsforschung der Donauschwaben und der Madjaren, Schorndorf 1979, 405.

Dass ungarndeutsche Vertriebene neben ihrer Sachkultur, Mentalitäten und Einstellungen auch ihre(n) Sprache(n) importierten, so auch die Deutschen aus Ungarn die Varietäten ihres Heimatlandes und ihre unter speziellen Bedingungen geprägte Mehrsprachigkeit mit in die neue Heimat brachten, wird in Forschungsarbeiten am Rande immer wieder erwähnt, war jedoch noch nie Gegenstand einer größeren eigenständigen Untersuchung.

Zunächst sei Bonomis Einschätzung vergegenwärtigt: Wie hat er als „teilnehmender Beobachter" den Anfang des sprachlichen Neubeheimatungsprozesses seiner Landsleute gesehen? Bonomi referiert im ersten Band des damals begründeten „Jahrbuchs für Volkskunde der Heimatvertriebenen" über die sprachliche Situation im Ankunftsjahrzehnt: „In manchen Familien wird von nun an mit Vorliebe madjarisch[203] statt deutsch gesprochen, madjarische Vereine und Gottesdienste haben plötzlich eine besondere Zugkraft."[204] Er skizziert die ‚Auffälligkeit' der sprachlichen Situation eher aus einem empathischen Standpunkt als von dem der wissenschaftlichen Beobachtung:

> „Durch Sprache und Tracht fielen die Leute in ihrer neuen schwäbischen Heimat gleich auf. Zum ärmlichen, ja ‚exotischen' Aufzug noch ein ‚verdorbenes' Deutsch? Schon das genügte, daß man von ihnen abrückte. Die anderen Vertriebenen sprächen doch wenigstens ein verständliches Deutsch, hieß es, aber die? Unwillkürlich erinnerte sich mancher an das, was er dieser seiner Sprache wegen schon in Ungarn hatte anhören müssen.[205]

Bonomi bescheinigt seinen Landsleuten eine „sprachliche Hilflosigkeit"; diese habe aus der Tatsache resultiert, dass ein Vergleich nicht nur mit den Einheimischen, sondern auch mit anderen Vertriebenengruppen negativ ausfiel.

Auf das spezielle sprachliche Problem bei Vertriebenen aus Ungarn werfen mehrere zeitgenössische Quellen ein Licht. Für die 1956 erschienene *Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa*[206] wurden Vertriebenengruppen aus mehreren Herkunftsländern aufgefordert, Erlebnisberichte beizusteuern. In der Einführung zum Band *Ungarn* wird darauf eingegangen, wie man bei den Ungarndeutschen vorgehen musste. Es „mußten die für die Gesamtpublikation geltenden Grundsätze im einzelnen etwas anderen Voraussetzungen angepaßt werden", heißt es im Vorwort. Hier habe es nicht nur wegen der anderen Siedlungssituation weniger Berichte gegeben:

---

[203] Der Begriff „madjarisch" im Sinne von „ungarisch" kommt in der ungarndeutschen Literatur der Nachkriegszeit regelmäßig vor und wird vorzugsweise in dieser Form verwendet; der heute gebräuchlicher Begriff Magyarisierung (vgl. z. B. bei Seewann 2012) kommt bei Bonomi noch nicht vor.
[204] Bonomi: Deutsche aus dem Ofner Bergland in neuer Heimat 1955, 67f.
[205] Bonomi: Deutsche aus dem Ofner Bergland in neuer Heimat 1955, 70.
[206] Schieder u. a.: Dokumentation, 1956.

> „Die Ausdrucksfähigkeit der ungarländischen ‚Schwaben' in der deutschen Hochsprache ist infolge mangelnder deutscher Schulbildung wenig entwickelt, die Scheu vor einer eigenhändigen Niederschrift der eigenen Erlebnisse deshalb weit verbreitet. In mehreren Fällen gelang es dadurch Abhilfe zu schaffen, daß Berichte in der gesprochenen Mundart verfaßt wurden".[207]

Eine etwa zur selben Zeit (1953) über vier, auch Ungarndeutsche beherbergende Bezirke (Mergentheim, Aalen, Waiblingen und Schwäbisch Gmünd) entstandene Untersuchung an der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim bietet einen Einblick in soziale, berufliche und wirtschaftliche Verhältnisse der Vertriebenen vor allem des europäischen Südostens, und wirft dabei einen näheren Blick auf die wirtschaftlich bedingten Brennpunkte der sozialen Eingliederung. Dabei zeigte sich „bei den einzelnen landsmannschaftlichen Gruppen, trotz der annähernd gleichen Umweltbedingungen […] keine gleichlaufende Entwicklungsrichtung, sondern z. T. stark ausgeprägte Abweichungen". Diese, heißt es, „lassen sich zwar bei allen Landsmannschaften feststellen, nirgends treten sie jedoch so deutlich hervor wie bei den Donauschwaben".[208] Der Autor hebt explizit auf die offenbar störende Zweisprachigkeit der Donauschwaben ab, dabei meint er vor allem die Ungarndeutschen:

> „[…] nicht zu verhehlen ist […] der Umstand, dass das heimatvertriebene donauschwäbische Landvolk in den Augen der einheimischen Bevölkerung die umstrittenste Gruppe unter den Vertriebenen ist. Der Anstoss [sic.] zu dieser zweideutigen Bewertung mag wohl in erster Linie die offen zur Schau gestellte Zweisprachigkeit der ungarländischen Deutschen gegeben haben, aber auch das Festhalten an den die Einheimischen ‚ungarisch' anmutenden Sitten und Bräuchen. Auch der Unterschied im Arbeitsethos der einheimischen Bevölkerung und dem der donauschwäbischen Vertriebenen mag dazu beitragen haben."[209]

Weitere zeitgenössische, aber viel moderner angelegte volkskundliche Beobachtungen belegen die sprachliche Sonderlage der Ungarndeutschen. Als erster griff Hermann Bausinger in seiner – die Vertriebenenvolkskunde einläutende – Studie *Beharrung und Einfügung* nicht nur das Thema Varietätenvielfalt anhand des Fallbeispieles eines (ungarndeutschen) Vertriebenenkindes auf;[210] mehr noch, gleich als erstes Beispiel verweist er auf einen im Kreis Heidenheim lebenden Flüchtling, einen Bauern aus Csobánka (bei Budapest), von dem Erzählungen und Märchen auf Tonband aufgenommen wurden, und der u. a. ein zweisprachiges deutsch-ungarisches Liebeslied vortrug.[211]

---

[207] Schieder u. a.: Dokumentation 1956, (Vorbemerkung) II.
[208] Bock 1953, 3. Hervorh. im Orig.
[209] Bock 1953, 3f.
[210] Es stand „ganz bewußt vor drei Möglichkeiten sprachlicher Wahl: der schwäbischen Mundart der Spielkameraden (schwätzen), dem bairischen Heimatdialekt der Eltern (sagen) und dem hochsprachlichen Ausweich- und Schulidiom (sprechen)". (Bausinger 1956, 13.) Das Beispiel wurde bereits analysiert. Schell 2016a.
[211] Bausinger 1956, 9.

Weitere Arbeiten der sich zu dieser Zeit neu etablierenden Volkskunde machten Beobachtungen bezüglich Sprache, Heimat und Identität der Donauschwaben. In dem wohl einflussreichsten, das Fach Europäische Ethnologie paradigmenwechselartig von der Sprachinselvolkskunde wegführenden Werk der Nachkriegsvolkskunde, dem Band *Neue Siedlungen*[212] wird folgendes vergleichend festgehalten: „Donauschwaben neigen auch am ehesten zu einem zurückgezogenen, beinahe eigenbrötlerischen Dasein und erhalten im allgemeinen sprachliche Eigentümlichkeiten von allen Flüchtlingen am besten. Im Gegensatz dazu entfalten sich die Sudetendeutschen stark nach außen." Insbesondere wird auf das Selbst- und Fremdbild der aus Ungarn Kommenden abgehoben: Manche Flüchtlinge „kommen sich […] in der neuen Heimat wie im Ausland vor. Einzelne Donauschwaben fühlen sich fast mehr als Ungarn denn als Deutsche". Auch hier werden gewisse Zuweisungen erfasst, die sich an Sprachkenntnissen festmachen lassen: „Es kam manchmal zu heftigen Spannungen unter den Flüchtlingen selber, in deren Verlauf die deutschbewußten den anderen nachsagten, ‚daß sie nicht einmal richtig deutsch können' und sie deshalb als ‚Polen', ‚Russen' oder ‚Ungarn' bezeichneten".[213]

In einer weiteren programmatischen Arbeit, dem 1959 veröffentlichten Beitrag von Ingeborg Weber-Kellermann zur Frage der Sprachinselvolkskunde setzt sich die Autorin mit Eugen Bonomi über den Sprachgebrauch der Deutschen aus Ungarn auseinander, dabei stimmt sie dessen sprachbezogenen Beobachtungen zu:

> „Bonomi kennzeichnet die Situation vollkommen richtig, wenn er feststellt (S. 67), daß Auslanddeutsche nicht die Eindeutigkeit von Binnendeutschen haben können, bei denen Volksbürgerschaft und Staatsbürgerschaft immer identisch waren. Am Beispiel der Ungarndeutschen führt er aus, wie ihr Vaterland sie gehen ließ, weil sie Deutsche seien, und man nun in Deutschland wiederum ihr Deutschtum aus den verschiedensten Gründen (Sprache, Schrift, Gewohnheiten) in Zweifel zog und zieht und die Bezeichnung „Ungar" gleichermaßen für Magyaren und Ungarndeutsche anwendet (S. 71). So sieht sich besonders die ältere Generation ganz auf ihre Eigenheit gestellt, hält die magyarische Sprache in Ehren und gedenkt der ungarischen Heimat (S. 70, 76) – Wir können diese Beobachtung aus eigener Erfahrung bestätigen."[214]

Die volkskundliche Erfassung (unter anderem) der Ungarndeutschen begann am Ludwig-Uhland-Institut (Tübingen). Im *Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen* (1955) beschreibt Hugo Moser die Sammlungen und Arbeiten des Instituts zur Volkskunde der

[212] Bausinger/Braun/Schwedt 1959, 190.
[213] Bausinger/Braun/Schwedt 1959, 192.
[214] Weber-Kellermann 1959, 39f.

Heimatvertriebenen, dabei wird in seinem Bericht auf ein „umfangreiches mundartliches und volkskundliches Material“ hingewiesen. Als Mundart-Proben wurden Tonbandaufnahmen aus dem Komitat Pest-Pilis (Ofner Bergland) mit Vertriebenen aus Perbál gemacht,[215] und für die „volkskundlichen Sammlungen“ interviewte man u. a. Menschen aus Budaörs, Csobánka, Iklad, Taksony, Üröm und Zsámbék.[216] Da diese Forschungsrichtung obsolet geworden zu sein scheint, wurden die Materialien nicht verarbeitet; es erschienen Typoskripte von Qualifikationsarbeiten, aber das Material blieb letztendlich unveröffentlicht.[217]

Die obigen Belege weisen nach, dass die Zweisprachigkeit der Deutschen aus Ungarn von der auch soziologisch und sprachlich interessierten, neuen Ethnographie am Rande immerhin wahrgenommen wurde. Doch die Befragung dürfte über einen lediglich kurzen Check nicht hinausgegangen sein, wie im folgenden Interviewsegment, in dem eine aus Rumänien nach Deutschland vertriebene Kontaktperson nach seinen (ungarischen) Sprachkenntnissen befragt wird (das Interview stammt aus IVDE-Bestand): „Können Sie noch Ungarisch?“ „Ja, Ungarisch kann ich noch.“ „Sagen Sie was, …irgendebbis. Der Wein ist gut, was ist das?“ „A bor jó volt.“ [„Der Wein war gut.“] „Jawohl.“. [Beide lachen] „Ich verstands net, aber …“ „Na ja, ich weiß schon“.[218]

Und wie wurde die spezielle Konfliktlage der Sprachen die spätere europäische Ethnologie verfolgt? Mit großem zeitlichen Abstand widmete Albrecht Lehmann in seinem – die gesamte Erfahrungsgeschichte der Flüchtlings- und Vertriebenenzeit in Westdeutschland in den Blick

[215] Mundartaufnahmen wurden ferner mit Vertriebenen aus Hajós, Apar, Hegyhátmaróc, Kisdorog, Köblény, Rátka, Tevel und Zomba gemacht.
[216] Aufnahmen wurden mit Menschen aus Ortschaften weiterer Komitaten gemacht: Bakonygyirót, Bátaszék, Ivánbottyan, Kisdorog, Kistormás, Kunbaja, Mecsekfalu, Németpalkonya, Püspöklak, Szárazd und Tevel.
[217] Moser 1955. Moser verzeichnete die daraus entstandenen wissenschaftlichen Arbeiten. Da sie m. W. unveröffentlicht sind, im Hinblick auf die Forschungsgeschichte m. E. aber von Belang sind, seien sie hier aufgelistet, zusammen mit jenen, die Bonomi in Bd. 19 (1979) des *Jahrbuches* aufführt: Schick, Hermann: Die schwäbischen Mundarten in den deutschen Dörfern Südosteuropas (Diss.) 1954; Schaaf, Karlheinz: Das Volkslied der Donauschwaben, mit besonderer Berücksichtigung des Brauchtumsliedes und des Erzähllliedes (Diss.) 1954; Schmid, Michael: Szárazd – Eichenau. Volkskundliche Untersuchungen bei einer Gruppe ungarländischer Heimatvertriebener (Zulassungsarb.) 1953; Deffner, Ulrich: Volkskundliche Sammlungen über die Gemeinde Németpalkonya, o. J.; Jausz, Werner: Volkskundliche Erhebungen bei ehemaligen Bewohnern des Dorfes Ivánbattonya (Reg.-Bezirk Villány), Baranya, Ungarn, 1953; Knittel, Rosemarie: Volkskundliche Aufnahmen bei Vertriebenen aus der Gemeinde Üröm, Bezirk Pomáz, Ungarn, 1954; Kolb, Eberhard: Iklad, Kreis Aszód, Komitat Pest, März 1954; Rath, Ilse: Bátaszék, Ungarn, Sommer 1954; Ritter, Irmgard: Aufnahme über Sitte und Brauchtum aus der deutschen Gemeinde Budaörs im Ofner Bergland. Teil II, 6. April 1954; Schick, Hermann: Tevel, o.J.; Schiplak, Renate: Volkskundliche Erhebung über Bakonygyirót, Komitat Veszprim, Sep.-Okt. 1954; Wittlinger, Ernst C.: Die Gemeinde Kúnbaja in der Batschka, 1954.
[218] IVDE, Ostdeutsche Bde.Tübingen, 537, 2.mp3.

nehmenden – Werk ein kurzes Kapitel dem Problem *Sprache und sprachliche Anpassung*.[219] Im Allgemeinen sei der Sprachwechsel „wenig spektakulär" erfolgt. Lehmann argumentiert auch mit Bausinger, denn dieser habe festgestellt, dass „die Übergänge und Vermischungen im allgemeinen ‚friedlich' und das Aufgeben des alten Dialekts auf seiten der Flüchtlingskinder der ersten Generation ‚gern' geschehen" seien.[220] Sprachliche Anpassungsprobleme und Konflikte seien, so Lehmann, zwar „nicht zu vermeiden" gewesen, jedoch seien Anpassungsleistungen, die „eine Zeitlang ein peinliches Verbergen der eigenen Identität und ein Gefühl der Unsicherheit" bedeutet hätten, seien „wenig bekannt"[221] – auch, wenn er einräumen muss, dass „Fälle, in denen der Flüchtlingsjunge auf dem Schulhof Prügel bezog, weil er nicht in der Lage war, den Dialekt der Einheimischen zu sprechen, und ein paar Stunden später dann noch einmal – jetzt von den Eltern – geprügelt wurde, weil er die Familiensprache des Ostens nicht sprechen wollte oder konnte", nur „gelegentlich vorgekommen sein [mögen]".[222]

Die vorliegende Arbeit setzt sich zum Ziel, diese Feststellung zu hinterfagen. Hat sich der Sprachwechsel in der Tat „wenig spektakulär" vollzogen? Und gab es vielleicht Übergänge? Gab es vielleicht doch Spuren der in den vorigen Kapiteln angesprochenen „historischen Mehrsprachigkeit"? Und war „ein peinliches Verbergen der eigenen Identität und ein Gefühl der Unsicherheit" wirklich nicht zu beobachten? Ist das im Ankunftsjahrzehnt noch offen beklagte sprachliche Problem der Ungarndeutschen wirklich schnell behoben, oder handelt es sich hier um eine beschwichtigende Darstellung von Konflikten der sprachlichen Anpassung?

„Brauchtümliche Kulturkonflikte"– wie Ulrich Tolksdorf sie nannte und wie noch im Kap. III untersucht wird – wurden u. a. von Tolksdorf dokumentiert. Tolksdorf betont, dass sie zwar als „Bagatellfälle" erscheinen, in ihrer Gesamtheit jedoch ein wichtiger Teil des Außenbildes seien. Auf eines seiner Beispiele sei hier eingegangen, da es sich auf Sprache bezieht. Er zitiert aus der Zeitschrift für plattdeutsche Sprache und Dichtung *Quickborn* (1954), aus dem Artikel „Plattdeutsch unerwünscht". Man habe darin

[219] Lehmann 1993, 71–75. Lehmann erblickt in seiner Rückschau auf den Forschungsstand der sprachlichen Eingliederung der Heimatvertriebenen nur rückständige Sprachpfleger (Engel und Mackensen), die er vor allem in ideologischer Hinsicht aufs Schärfste kritisiert: „Diesen Wissenschaftlern gelingt es offenbar mühelos, die militaristische Sprache des ‚Dritten Reiches' und den Geist der Nationalitäten- und Abstimmungskämpfe auf die vergleichsweise friedliche kulturelle Begegnung der Nachkriegszeit zu übertragen." Lehmann 1993, 73.
[220] Lehmann beruft sich dabei auch auf die 1952 erschienen Dissertation von Bausinger, Lehmann, 73.
[221] Lehmann 1993, 73.
[222] Lehmann 1993, 73.

> „Klage geführt, daß ihre Kinder durch die Schule dem heimatlichen Dialekt ihrer ostdeutschen Mundart entfremdet würden, weil man sie aufgefordert habe, westdeutsches Platt zu sprechen. Es ist für die Eltern gewiß schmerzlich, wenn die Kinder anders sprechen als sie. Aber dagegen ist kein Kraut gewachsen, wenn man in plattdeutscher Umgebung wohnt. Die Sprache ist die Heimat und wird zur Heimat. Das gilt auch für die Flüchtlinge. Warum sollte den Flüchtlingskindern gerade durch die Mundart der neuen Wohnorte nicht eine neue, echte Heimat entstehen?“[223]

Die Sprachwissenschaft hat sich des Themas *sprachliche Neubeheimatung der Vertriebenen*[224] auch nur zögernd angenommen.[225] Linguistische Untersuchungen der sprachlichen Ausgleichsphänomene blieben marginal.[226] Der Soziolonguist Peter Auer stellt rückblickend in einer Studie, die sich der aktuellen sprachlichen Anpassung der aus der ehemaligen DDR Übersiedelnden widmet, folgendes festst:

> „Dialektanpassung […] ist in der deutschen Dialektologie und Soziolinguistik bisher nicht untersucht worden, obwohl es sich ja bei der Übersiedlungswelle von 1989/90 keineswegs um die erste innerdeutsche Migrationsbewegung der jüngeren Zeit handelt. In jeder Hinsicht massiver war z. B. die Integration der sog. Volksdeutschen sowie Flüchtlinge und Vertriebenen aus den sog. Ostgebieten des Deutschen Reichs nach dem Zweiten Weltkrieg. Aussagekräftige linguistische Untersuchungen zu den sprachlichen Korrelaten dieser Migration gibt es jedoch kaum.“

Dabei war Auer von folgender Prämisse ausgegangen:

> „Sprachliche Verschiedenheit kann als Oberflächenindikator sozialer und kultureller Fremdheit Anlaß zu erheblichen Problemen bei der Aufnahme in die neue soziale Umgebung, ja zur Ablehnung und Stigmatisierung sein; sie stellt umgekehrt aber auch eine wichtige Ressource für die Sicherung der eigenen Identität des oder der Zugezogenen dar.“[227]

Auch wenn das Phänomen insgesamt – im Kontext der vielen erdrückenden sozialen „Flüchtlingsproblemen“ der Ankunftszeit – auch nicht überbewertet werden darf, muss zusammenfassend gesagt werden, dass eine Sensibilität für die Frage, welche (wichtige) Rolle speziell im Falle der Ungarndeutschen Sprache spielte, weitgehend verlorenging. Man dachte wohl auch, es lohne sich nicht, da die ‚Sprachenfrage‘ ohnehin vorübergehender Art sei.

Anhand der vorliegenden Briefsammlung wird zu prüfen sein, ob die ungarische Sprache in der Ankunftszeit in der Briefschreibepraxis und darüber hinaus in den referierten sozialen Situationen eine Rolle spielte und wenn ja, welche. Es wird auch zu klären sein, ob ein

[223] Quickborn 45, 1954, 53ff. Hier zit. n. Tolksdorf 1990, 117.
[224] Eine erste Gesamtdarstellung und Zusammenschau zu Herkunftsländern und Dialekten leistet für alle Vertriebenengruppen s. Mackensen 1959.
[225] Teile dieses Kapitels sind veröffentlicht. Schell 2018.
[226] Ausgesprochen der Sprache der Donauschwaben gewidmete Arbeiten scheinen speziellen Interessen gefolgt zu sein: vgl. Gehl 1998, bes. 160–167, bzw. Bradean-Ebinger 1992.
[227] Auer/Barden/Großkopf 1993, 80.

Zusammenhang zwischen Identitätswahrung und Sprachgebrauch bei einzelnen Schreibenden bzw. bei der Gruppe sichtbar wird.

2.1.4.2 Etablierungsversuch einer ungarischen Sprachgemeinschaft – das Beispiel des ungarischsprachigen Vertriebenen-Newsletters *Értesítő-füzetek*

Das Entstehen eines ungarischsprachigen Nachrichtenblattes wirft ein Licht auf das – jedenfalls in manchen Kreisen – klar zur Geltung kommende Bedürfnis, Nachrichten in der Heimatsprache unter die Landsleute zu bringen. Wir können bereits in der deutschsprachigen Heimatzeitung *Unsere Post* hie und da einen ungarischen Ausdruck oder speziellen Begriff entdecken, wenn es um Eindeutigkeit geht, wie z. B.: „Es wird gewiß alle interessieren, […] daß in der letzten Zeit unmittelbar nacheinander zwei in der Landwirtschaft beschäftigte Mägde (mezőgazdasági cselédlány) zu Obergespänen ernannt wurden", heißt in einem Artikel von 1949.[228] Die Idee von einem rein ungarischen Blatt, das in der Vertriebenenpresse eine singuläre Erscheinung darstellen dürfte, ging von einem Freundeskreis von ungarndeutschen Intellektuellen aus, namentlich von Jakab Bechtold (Lehrer, Sportler, Journalist sowie einst Oberst im K.u.K.-Heer)[229], dem Lehrer Ferenc Follath, dem ehemaligen Notar der Gemeinde Antal Pentei/Pfend, dem Rechtsanwalt Dr. Béla Gödrösy und János Radl – alle Budakeszer (Wudigess) Herkunft.[230] Federführend war dabei Dr. Béla Gödrösy (1911 Budakeszi –1986 Heildelberg), Sohn des ehemaligen Gemeindenotars in Budakeszi,[231] der aus einer wohlhabenden Bauersfamilie stammte. Er avancierte zu einer der geistigen Leitfiguren und

[228] *Unsere Post*, 4. (1949), Nr. 6/7, April 1949, 5.
[229] Bechtold Jakab, Kőszegi (1888 Budakeszi – 1982 Pfarrkirchen) war Offizier, Journalist und Soprtler, als Letzerer wurde er 1936 bei den Olympischen Spielen in Berlin unter dem Namen Kőszegi im Disziplin Sportschießen nominiert. Zu seinem Lebenslauf s. https://www.arcanum.com/en/online-kiadvanyok/Lexikonok-magyar-eletrajzi-lexikon-7428D/, letzter Zugriff 01.08.23.
[230] Zur Vorstellung des Nachrichtenblattes s. die online Lokalzeitung *Budakeszi iránytű* am 18.02.2012, www.budakesziiranytu.hu/cikk/6133-ertesit-1946, letzter Zugriff 01.08.23.
[231] Die Familie Gödrösy (vor der Magyarisierung Gruber) spielte in der alten Heimat in der deutschen Gemeinschaft in Budakeszi eine wichtige Rolle. Während der Vater János Gödrösy Obernotar der Gemeinde war, studierte der Sohn Rechtswissenschaft und eröffnete eine Anwaltskanzlei. Er floh zusammen mit seiner Familie im Herbst 1944 „wegen seiner politischen Vergangenheit", wie in seiner Kurzbiographie ohne nähere Erklärung zu lesen ist, sodass er die vertriebenen Landsleute bereits in der neuen Heimat empfangen konnte. Von Anfang an setzte sich Gödrösy für die Interessen seiner Landsleute sehr aktiv ein und war Gründer und lange Zeit Funktionär der Ungarndeutschen Landsmannschaft. Er redigierte nicht nur das hier vorgestellte Nachrichtenblatt, sondern schrieb häufig auch für die sonstige Heimatpresse, für *Unser Hauskalender* und *Unsere Post*. Den Grundstock des Materials für das Heimatbuch trug Gödrösy noch zusammen, doch sein Tod verhinderte die Veröffentlichung dieses.

Interessenvertretern der Landsmannschaft der vertriebenen Ungarndeutschen. Sein Nachlass wird zurzeit im Heimatmuseum in Budakeszi/Wudigess aufgearbeitet.[232]

Nach Angaben von Gödrösy wurde das Blatt in dessen Heidelberger Büro maschinengeschrieben und hektographiert vervielfältigt. Es erschien zwischen 1946 und 1955 monatlich ca. zweimal. Ein (kleiner) Anteil (1948–1955) dieser beachtenswerten Quelle, auf die János Bednárik hinwies, ist heute auszugsweise auf der Webseite der Heimatgemeinschaft einzusehen.[233] Die für die Nachkriegsgeschichte der vertriebenen Ungarndeutschen in mehrerer Hinsicht einschlägige Quelle konnte für diese Arbeit nur durch die erreichbaren Ausgaben der drei bis fünf Nummern pro Jahrgang ausgewertet werden.

Für unseren Zusammenhang stellt sich in erster Linie die Frage, ob und wie es versucht wurde, die ungarische Sprache durch dieses Sprachrohr unter den Heimatvertriebenen im Gebrauch zu halten. Mit seinem Untertitel „Értesítő. A magyarországi kiutasítottak szemléje“ [„Bote. Rundschau der aus Ungarn Ausgewiesenen“] sollten nicht nur die Vertriebenen, sondern allgemein die Ungarn-Interessierten angesprochen werden (womöglich deswegen die Wortwahl „Ausgewiesenen“ statt „Vertriebenen“). Diesem Ziel wird das Blatt mit der Wiedergabe von Nachrichten aus Ungarn gerecht, die teilweise auf einer Presseschau, darunter Ankündigungen in „Magyar Közlöny“ [Staatsanzeiger] basieren bzw. aus konkreten Briefberichten zitieren. Die Themen reichen von den persönlichen Einschätzungen der Lage in Ungarn bis hin zu Titeln wie „Eine bezeichnende Nachricht“, wobei es um das Entfernen der Rebstöcke in Tokaj geht.[234] Durch die Auswahl wurden die flüchtlingsrelevanten Berichte, Nachrichten und Themen für das Zielpublikum ‚kanalisiert‘.

Andererseits war *Értesítő* zugleich ein Forum für die Nachrichten aus dem Leben der Gemeinde und deren Mitglieder: Nachrichten über angekommene Kriegsgefangene oder aus Ungarn Eintreffende werden mitgeteilt,[235] Todesereignisse und Unfälle beschrieben[236] und Heimattreffen kommentiert.[237] In dieser Hinsicht ähnelt das Blatt, auch in seiner Entwicklung,

[232] Bednárik 2017c.
[233] http://www.kemma-auf-wudigess.de/ertesito_2.html, letzter Zugriff 01.08.23.
[234] „Jellemző hír“ [„Eine bezeichnende Nachricht“], 5 (1952) Nr. 22, 20.11.1952, 3 (unlesb.).
[235] „Híreink“ [„Unsere Nachrichten“] 2 (1949) 3, 04.02.1949, 8.
[236] „Halálos szerencsétlenség Stettfeldenben“ [„Tödliches Unglück in Stettfeld“], Nov. 1948 [o. Jg., o. Nr.], 7.
[237] Észak-Badeni találkozó Heidelbergben [„Treffen der Nord-Badener in Heidelberg“], Dez. 1948, [o. Jg., o. Nr.], 3.

den die Heimatzeitungen und -blättern, die zu dieser Zeit in großer Zahl zuerst in häuslichem, später in professionellerem Rahmen gedruckt und verbreitet wurden.[238]

Einige wichtige Schwerpunkte von *Értesítő* sind (ohne Anspruch auf Vollständigkeit):

- flüchtlingsrelevante Themen in der neuen Heimat (Berichte über Verordnungen (u. a. Lastenausgleich, Heimattreffen, Wallfahrten)
- Nachrichten aus dem politischen, wirtschaftlichen und sozialen Bereich bezüglich Ungarn und der mittel-osteuropäischen Weltpolitik, stellenweise auch Presseschau
- Ereignisse in der alten Heimat, die Ankunft von Kriegsgefangenen, Suchanzeigen
- Werbenachrichten (u. a. Eröffnung eines Geschäftes eines Landsmannes)

Für die vorliegende Arbeit ist *Értesítő* in zweierlei Hinsicht relevant: Zum einen zeigen die ungarischsprachigen Newsletter die Bedeutung der Kommunikationsform *Brief* für das erste Jahrzehnt nach der Ankunft und zugleich ihre Verquickung mit der Heimatpresse. Dies belegen nicht nur die im Blatt zitierten zahlreichen Briefinhalte, sondern auch die Tatsache, dass die ersten Nummern selber noch der Gattung Brief angehörten – sie waren zunächst von einer Einzelperson an eine Gemeinschaft adressierte Briefe. Zum andern, was für unseren Zusammenhang fast noch wichtiger ist, erfüllte die Nachrichtenplattform ihre Vermittlungsfunktion nicht auf Deutsch oder gemischtsprachig, sondern in der ungarischen Sprache. Die Texte wurden in einer einwandfreien, vom Wortschatz und den Formulierungen her anspruchsvollen, gut verständlichen, aber teilweise an die Journalisten- bzw. die Amtssprache angrenzenden ungarischen Sprache verfasst und nicht zuletzt in einem fehlerfreien Typoskript dargeboten (was zu Schreibmaschinenzeiten nicht selbstverständlich ist und entsprechende Logisitk voraussetzt), sodass die Leser auf jeden Fall den Eindruck einer kundigen und kompetenten Berichterstattung gewinnen konnten.

2.1.4.3 „*a langs Leben addig tartson, amig ujra hazamehetünk*“ – Sprachwechsel im Newsletter

Die offenbar immer noch große Bedeutung der ungarischen Sprache kann kaum ein anderes Zeugnis eindrucksvoller belegen als eine Annonce in der Nummer vom 5. Februar 1949, die

[238] Eine der wohl bundesweit größten Sammlungen von ähnlichen Heimatblättern, die anfänglich in privatem, später in professionellem Rahmen gedruckt und unter den Landsleuten verbreitet wurden, findet sich im Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa Freiburg, Archiv der Heimatblätter.

einen Sprachkurs für die ungarische Sprache in Heidelberg ankündigt. Dass bei den Vertriebenen aus Ungarn drei Jahre nach der Vertreibung das Bestreben noch einer Bewahrung der Sprachkenntnisse der Landessprache sogar in organsierter Form überhaupt denkbar war, ist als Plädoyer für die Aufrechterhaltung der Sprache zu werten und zugleich als ein einmaliges Phänomen nicht nur der ungarndeutschen, sondern der gesamten Vertreibungsgeschichte. Es bringt nach meiner Vermutung teilweise die starke Hoffnung eine Rückkehr zum Ausdruck. Die Annonce ist im unteren Teil der folgenden Abbildung wiedergegeben:

Hiràink.

A legutóbb Magyarorszàgra érkezett hadifogoly szàllitmànyok egyikén jött haza Lawinger Antal (neje Stadler) budakeszi lakos orosz hadifogsàgból.-

-.-.-.-.-

Hirek szerint Budakeszi községben az elsö és màsodosztàlyos elemi iskolàs gyermekek délben az iskolàban közös étkeztetésben részesülnek és a szülöi hàzba csak a késö délutàni òràkban kerülnek vissza. Ezen ujitàs nyilvàn a gyermekek demokratikus nevelésével hozható összefüggésbe.-

-.-.-.-

Hirek szerint az otthoni àttelepitési akció soràn Pilisvörösvàr németajkú lakóssàgànak egyrészét Pilisszentkeresztre költöztették. Mint ismeretes Vörösvàr nagyszàmu bànyàsz lakóssàga következtében 1946 és 47 évben mentes maradt a kitelepitéstöl.-

-.-.-.-

Néhàny mondat otthoni levelekből:

..... Szörnyü kétség és letargia közt telnek napjaim és ugy érzem nincsen kiut - semmi remény, hogy jobb napokat is érjünk.- ..... Hirekböl, kitàlàsokból meritünk egy kis reményt, ha mindjàrt tudjuk, hogy nem igaz, mégis tatjuk magunkat - egy két òràig boldogok vagyunk. Ha néha összejövünk régi ismerösökkel az elsö szó "mondjon valami jót, ha nem is igaz".-

Ha nektek sok minden hiànyzik is, de legalàbb békében éltek. Istenem, ha egyszer ugy mindent leirhatnék ami szivemben van, ami àllandóan kinoz, ha megtudnàtok milyen itt az élet, tudom nem kivànkoznàtok haza. Az a kivàndorlàsi làz a itt van, amiröl màr mindenki beszél, az engem is gondolkodóba ejt, nem akarok menni, csak végtelenül vàgyódom egy kis nyugalom utàn,.....

- - - - - - - - - -

..... es gibt keine Schwaben mehr und keine Ungarn mehr, nur höchstens "kulàk" gibt es noch, ...

-.-.-.-

Az MDP. (Kommunistapàrt) tagrevisiója soràn igen sok budakörnyéki gazdát és iparost zàrtak ki a pàrt tagjai soràból, mint "osztàlyidegen elemet".-

-.-.-.-

Figyelem! Magyar nyelvtanfolyam Heidelbergben.

Több kitelepitett honfitàrsunk kivànsàgàra februàr végi vagy màrcius elejei kezdettel 8 hetes magyar-nyelvü továbbképzö tanfolyam lesz megtartva Heidelbergben. A tanfolyam rendezöi lehetöséget kivànnak adni heidelberg vàrosàban és annak környékén élö kitelepitettjeink iskolaköteles korból kikerült ifjainak és leànyainak, hogy magyar nyelvtudàsukat àpolhassàk, az iràst és olvasàst gyakorolhassàk.-

Az oktatàs hetenként hàromszor a késö délutàni òràkban fog történni, amelynek pontos helyét és idejét az Értesitö legközelebbi szàma közli. Tandij személyenként 25.- DM, amely összeg két részletben (4-4 hétre) fizethetö. A tanfolyamra jelentkezni lehet levél utjàn az Értesitö kiadójànàl és személyesen Heidelbergben, Landfried Str. 1. alatt Kertész Imre örnagynàl.-

Közölje honfitàrsainkkal e felhivàst.-

-.-.-.-

Februàr 6-àn, vasàrnap d.u. 1/2 4 órakor a heidelbergi Jezsuita templomban (Universitäts Platz) könyörgö szentmise lesz Mindszenty József hercegprimàsért.

-.-.-.-

Az Értesitö elöfizetési dija 1 hónapra 1.- DM., 3 hónapra 3.- DM.-

Szerkeszti és kiadja: Dr. Gödrösy Béla, Schönau b. Heidelberg.-

-.-.-.-

Abb. 11. Ankündigung eines ungarischen Sprachkurses in *Értesítő*, 5. Februar 1949, II. Jahrgang Nr. 3., Seite 8 (unlesb.)

In deutscher Übersetzung lautet der Aufruf:

> Achtung! Ungarischer Sprachkurs in Heidelberg.
>
> Auf Wunsch mehrerer unserer vertriebenen Landsleute wird ab Ende Februar oder Anfang März ein achtwöchiger fortbildender Kurs für die ungarische Sprache in Heidelberg abgehalten. Die Organisatoren des Kurses möchten den in der Stadt Heidelberg und deren Umgebung lebenden Söhnen und Töchtern von Vertriebenen nach dem schulpflichtigen Alter die Möglichkeit geben, ihre ungarische Sprachkenntnisse zu pflegen und das Lesen und Schreiben üben zu können.
>
> Der Unterricht wird wöchentlich dreimal in den späteren Nachmittagsstunden stattfinden, der Ort und die Uhrzeit werden in der nächsten Nummer von Értesítő mitgeteilt. Unterrichtsgebühr ist pro Person 25 DM, und kann in zwei Raten (für jeweils 4 Wochen) bezahlt werden. Für den Kurs kann man sich beim Herausgeber von Értesítő schriftlich bzw. persönlich anmelden, Landfriedstr. 1, bei Major Imre Kertész. –
>
> Teilen Sie den Aufruf unseren Landsleuten mit. –

Diese Quelle wurde hinsichtlich der identitätsstiftenden Aktivitäten der Vertriebenengemeinschaft aus Budakeszi ausgewertet.[239] Dem Autor lagen auch die Nummern des kurzlebigen Vorgängermediums, die von *Magyar Értesítő* [etwa: Ungarisches Nachrichtenblatt], auch vor, die der ehemalige Gemeindebeamte Pentei unter den Budakesser Landsleuten verteilte.[240] Zu dessen Geschichte ist so viel bekannt, dass es im Juni 1946 in Karlsruhe startete, jedoch bereits im November seine Tätigkeit einstellen musste, was auf finanzielle Probleme oder auf das Fehlen der amerikanischen Genehmigung zurückgeführt wird.[241]

Zur Entstehungsgeschichte von *Magyar Értesítő* gibt die Nummer vom 10. Juli 1946 Auskunft. In dieser wird erinnert, wie die Ausgewiesenen die Idee eines ungarischen Nachrichtenblattes hegten. Die später zerstreuten Landsleute suchten dann nicht nur den Kontakt, sondern einen möglichst Kraft und Stabilität spendenden, gemeinschaftlichen Zusammenhalt, der hier mit dem Begriff „seelisch zusammenbringen“ ausgedrückt wird:

> „Karlsruhe, 1946. július 10
> Addig, míg a vonaton vagy a táborban együtt voltunk, még közös volt a gondolatunk és a beszédünk, de mikor új lakhelyünkre kerültünk, éreztük, hogy ami egymáshoz fűz bennünket, a közös gondolat kicserélése és a beszéd, az új hírek hazulról, itteni hírek egymástól hiányzik, vagyis a kapcsolat köztünk nincsen meg, aminek hiányát érezzük. Ezért vetődött fel bennem az

[239] Bednárik 2017b.
[240] Bednárik 2017, 218b.
[241] Bednárik 2017, 218b.

a gondolat, hogy annak a hiányzó kapocsnak a pótlására egy magyar lapot indítok, mely hivatva lenne bennünket, ha egymástól távol is vagyunk, lelkileg összehozni. Ha hazulról bennünket érdeklődő [sic] hír vagy levél volna, kérném azt velem közölni szíveskedjék."[242]



Abb. 12. Schreiben des Heimatblattes, Skizze von einem „Unbekannten"[243]/ „Értesítő", v. 1. Sept. 1946. Quelle: http://www.budakesziiranytu.hu/cikk/6133-ertesit-1946

Eine wichtige Funktion von *Értesítő* war, den Zerfall der Heimatgemeinschaft, die durch die Zerstreuung auseinander zu driften drohte, durch Kommunikation zu verhindern. Hierbei nahm die Intelligentsia von Budakeszi eine vergleichbare Rolle ein wie Eugen Bonomi als Briefadressat, denn die Ersteren waren ähnlich motiviert wie Letzterer: Sie versuchten anhand der ihnen zugegangenen Briefe gemeinsame Themen, Nachrichten von allgemeinem Belang unter die Landsleute zu bringen und Gefühle auszusprechen, mit denen alle lebten; kurz: ihren Landsleuten durch gemeinsame Topoi Orientierung zu bieten.

Wenn wir schließlich im ansonsten durchgehend ungarischsprachigen Blatt auf einige (wenige) zweisprachige Stellen stoßen, dann sind diese eher mit der Zweisprachigkeit und dem Dialekt ‚spielende' Passagen, die den Dialektsprecher mimen. Sie sollten zeigen, wie mittels des vertrauten Tones des Ungarischen, des Heimatdialekts bzw. der Mischsprache eine landsmannschaftliche Intimität und Nähe herstellen lässt. Als Beispiel ein Neujahrsgruß zum Jahr 1951:

[242] In deutscher Übersetzung: „Solange bis wir im Zug oder im Lager zusammen waren, waren unsere Gedanken und Sprache gemeinsam, aber als wir in unseren neuen Wohnorten ankamen, spürten wir, dass das, was uns miteinander verbindet, der Gedankenaustausch und das Sprechen, die hiesigen Nachrichten voneinander, fehlt; d. h. die Verbindung zwischen uns besteht nicht mehr, was wir als Mangel empfanden. Deshalb kam mir der Gedanke, um diese fehlende Verbindung zu ersetzen, ein ungarisches Blatt zu initiieren, welches zu berufen wäre, uns trotz der Entfernung seelisch zu verbinden. Wenn es eine Nachricht oder einen Brief von zu Hause gäbe, die uns interessieren könnte, würde ich Sie bitten, mir diese mitzuteilen."

[243] Die Zeichnung stammt sehr wahrscheinlich von György Albrecht.

„Kedves Landsleutjeim, kivánok mindenkinek a langs Leben, a gsunds Leben – hogy megérhessük a Lastenausgleichet és a „vül Göld danebn“ azzal együtt automatikusan úgyis jönni fog. […] Azt pedig, hogy a langs Leben addig tartson, amig ujra hazamehetünk, azt remélem, de hinni szinte alig tudok benne.“[244]

2.2 DER TEXTBESTAND ALS SPIEGEL DER ZWEISPRACHIGKEIT – DIE WAHL DER SPRACHE, BILINGUALISMUS UND SPRACHKONTAKTPHÄNOMENE

2.2.1 Zur sprachlichen Ausgangssituation

In den folgenden Ausführungen wird auf die sprachlichen Charakteristika der Vertriebenenbriefe eingegangen, dabei liegt der Fokus auf dem ausgewählten Briefbestand von Budaörsern.[245] Das Vehikel der Briefkommunikation als sozialen Handelns ist die Sprache selbst; daher ist es für die Erschließung der Quellen unerlässlich, die Brieftexte in ihren sprachlichen Varietätenrelationen wenigstens soweit zu erfassen, was für unser Ziel nötig ist: um den „Text der Kultur“ zu entschlüsseln. Denn wie einführend bereits von Csáky zitiert, gilt Folgendes: „Der Brief aktiviert […] jenen weiten Spielraum an Bedeutungen bzw. ‚sozialer Energie‘, die ihm voraus gehen und die im ‚kulturellen Text‘ schon vor der Niederschrift eingebettet sind“.[246] Vor diesem Hintergrund sollen die Briefinhalte auf ihre Interaktionsmechanismen hin interpretiert und aktuelle Einstellungen, Äußerungen, Emotionen u. v. m. im Rahmen des sozialen Integrationsprozesses der Schreibenden gedeutet werden.

Zur Analyse werden zunächst quantitativ erhobene Daten zum Sprachwechsel präsentiert. In einem zweiten Schritt wird in den Briefen der Sprach(varietäten)wechsel inhaltlich untersucht. Dazu werden die für die Analyse erstellten ‚Profile‘ der einzelnen Schreibenden herangezogen, die auch tabellarisch erfasst wurden („Tabellen der Profile des Sprachwechselverhaltens“, Anhang 1). Diese wurden für alle Budaörser Schreibenden erstellt, um die Sprachwechselstellen im Gesamtkontext der Briefproduktion der Einzelnen verorten

[244] In deutscher Übersetzung: „Meine lieben Landsleute, ich wünsche allen a langs Leben, a gsunds Leben – sodass wir den Lastenausgleich erleben können und das „vül Göld danebn“ wird damit sowieso automatisch kommen. […] Und dass das langs Leben solange andauern soll, bis wir wieder nach Hause gehen können, das hoffe ich, aber glauben kann ich es kaum.“ (4 (1951) 1, 01.01.1951.)
[245] Dies ist hier insofern sinvoll, als die sprachliche Situation der Vertriebenen allgemein betreffenden Feststellungen zwar auch für Schreibende anderer Provenienz gültig sein können, doch im Hinblick auf die dialektalen Abweichungen sind die Briefe unvergleichbar.
[246] Csáky 2005, 22.

und zueinander in Relation stellen zu können. An ihnen ist ablesbar, zu welchem Zeitpunkt und zu welchem Ausmaß Sprachwechsel auftritt. Darüber hinaus wurden die Sprachwechselstellen thematisch zur alten Heimat (AH) und zur neuen Heimat (NH) zugewiesen. Aus Umfangsgründen werden die Sprachwechselpassagen nur minimal kontextualisiert zitiert.[247]

Für die Briefschreibenden aus Budaörs standen – als ideale Ausgangsform – drei Varietäten zur Verfügung:

1. der deutsche (mittelbayrische) Lokaldialekt,
2. die deutsche Standardsprache,
3. die ungarische Sprache (ggf. mit mundartlichen Färbungen).

Da die meisten Vertriebenen weder im Lokaldialekt noch auf Ungarisch schreiben wollten bzw. konnten, wählten sie beim Briefeschreiben als Schriftsprache notgedrungen die deutsche Standardsprache. Da sie jedoch in allen ihrer Varietäten, so auch in der hochdeutschen Sprache, eingeschränkt schreibfähig waren, kann hier in vielen Fällen von einem *versuchten Standarddeutsch* gesprochen werden. Dieser Ausdruck ist auch deshalb geeignet, da er das Moment des Bestrebens und zugleich die orientierende Zieleigenschaft der Briefsprache anzeigt. (Die Briefsprache blieb bei Langschreibenden allerdings nicht unverändert, sondern konnte sich im zeitlichen Verlauf wandeln. Manche Briefe schreibenden Frauen haben eine deutliche Entwicklung durchgemacht.) Da die individuell unterschiedlich gearteten Schriftsprachen vieler Schreibenden durch den Lokaldialekt, d. h. durch die vom Kopf vordiktierte „gehörte Sprache“ beeinflusst wurden bzw. bei manchen ebenso ihre ungarische Varietät immer wieder „durchhörbar“ wird, kann hier von einer Art Varietätenhybridität gesprochen werden, die auf verschiedenen Ebenen der Sprache (phonetischer, morphologischer und syntaktischer) verschiedene Ausprägungen annehmen kann. Angemerkt sei hier, dass der Abdruck solcher individuellen ‚Legierungen‘ der Varietäten in schriftlicher Form selten so gut wie im vorliegenden Briefbestand zu beobachten ist.

Auf die Bilingualität der Briefe ist auch Bonomi selbst aufmerksam geworden: „Gewiß wäre es den Jüngeren leichter gefallen, sich der ungarischen Sprache zu bedienen als vom

[247] In der Regel wird ein Satz vor und nach der Sprachwechselpassage angegeben, damit der Kontext verständlich wird – sofern dies möglich ist und die Sprachwechselpassage nicht am Anfang oder am Ende eines Briefes steht.

Mundartdeutsch her zu versuchen, sich schriftdeutsch auszudrücken; in der Schule hatten sie ja keine oder kaum Gelegenheit, etwas Deutsch zu lernen", bemerkte er.[248] Dieser Beobachtung können wir zwar grundlegend beipflichten; manchen Schreibenden dürfte es in der Tat leichter gefallen sein, sich ungarisch auszudrücken als in der unter mangelhaften Umständen erworbenen, seltener bis nie und nur im offiziellen Kontext benutzten hochdeutschen Sprache. Jedoch muss sein Urteil insofern relativiert werden, als in den ungarischen Passagen auch sprachliche Unzulänglichkeiten vorherrschen. Manche Briefe zeigen eine vergleichbar behelfsmäßige Verschriftlichung eines ebenso ‚gehörten', dialektgefärbten, ‚deutsch umgesetzten' Ungarischen.

Die hier angesprochenen ‚Mängel' sind nicht als Abweichungen von einer gewünschten (schon gar nicht hochdeutschen) Norm zu verstehen, vielmehr sind sie als *in Schrift gegossene sprachliche Fossilien der Ofner Berglanddeutschen teilweise aus der Monarchiezeit* anzusehen. Sie spiegeln die mangelnden Bildungsmöglichkeiten (insbesondere der bäuerlichen Schichten) wider und vermitteln zugleich ein plastisches, sehr vitales Bild von konkurrierenden, ineinandergreifenden Varietäten; von einer zur alten Heimat gewordenen, geliebten oder gehassten ungarischen Sprache, von einem Vertrautheit ausstrahlenden Dialekt und einer hoffnungslos unerreichbaren hochdeutschen Sprache – ein wahrhaft lebendiges Kaleidoskop des „Textes der Kultur".

Aus dieser Einführung dürfte klargeworden sein, dass wir es hier mit einer recht komplexen sprachlichen Ausgangssituation zu tun haben, deren Varietätenreichtum aufzudecken wir uns in dieser Untersuchung nicht als Aufgabe stellen, sondern nur bis zu einem Punkt mitbehandeln konnten.

2.2.2 „*und die hat mihr meine Feler forgehalten, und dan hab ich mih geschemt und habe mich nicht mehr schreiben getraut*" – Briefeschreiben und Scham

Als Vorbereitung zur sprachlichen Analyse sei auf eine dominante Relation eingegangen: auf die Beziehung von Briefeschreiben, Sprache und Scham, die wir holistisch in den Blick nehmen. Die vorliegenden Briefe beleuchten, so kann thesenhaft formuliert werden, ein kollektives schreibhabituelles Merkmal der schreibenden Vertriebenen aus Ungarn: ein sich

[248] Bonomi 1961/1964, 159.

aus der mangelhaften Schreibfähigkeit speisendes negatives Selbstbild, an dem die Haltung einer Selbsterniedrigung bzw. gar Schamgefühle haften. Das, was sich bei den Ungarndeutschen bereits in der alten Heimat als ein Manko zeigte, was Seewann so treffend aufgrund der Briefe des Ersten Weltkrieges formulierte (dass „die Schulbildung auf dem Dorf durch die forcierte Magyarisierung erheblich gelitten und eine Halbalphabetisierung hervorgebracht hat“[249]), und was Jakob Bleyer in ähnlichem Sinn im Parlament beklagte („die Jugend deutscher Muttersprache mit Volksschulausbildung kann bis zu 70% auch nicht halbwegs deutsch lesen und schreiben“[250]), offenbarte sich im Rahmen der erzwungenen Schriftlichkeit nach der Vertreibung noch einmal in aller Deutlichkeit, als die Vertriebenen schreiben *mussten*. Das als Folge der im Kap. 2.1.2 skizzierten Bildungsmängel produzierte und konservierte Selbstbild der Schwaben, die – um es mit Seewann noch einmal pointiert zu sagen – „weder Deutsch schreiben noch Ungarisch richtig verstehen konnten“ (womit noch nicht gesagt ist, dass sie richtig Deutsch hätten sprechen und Ungarisch hätten schreiben können!), wurde durch die historischen Umstände, durch die kollektiven (und teilweise in das Selbstbild nur übernommenen) Schuldgefühle noch einmal vertieft. Die halbalphabetische Schreibfähigkeit war ein Grund zum Scham, hat diese sie doch in der neuen Heimat als ‚mangelhafte‘ Deutschen ausgewiesen. Bei manchen Schreibenden wird das explizit thematisiert, und zwar unabhängig vom Bildungsstatus: Ob es die Bauersfrau, der Briefschreiber mit Mittelschulabschluß oder der Fachmann, der „mit dieser komplizierten deutschen Grammatik auf Kriegsfuß steht“ (vgl. ()), ist, sie alle bringen zum Ausdruck, dass sie der deutschen Sprache nicht gewachsen sind – was wieder einmal den hohen Wert dieser authentischen Zeugnisse zeigt.

Die Briefschreiberin Nr. 1 beschreibt in aller Offenheit, dass sie nahe daran war, keine Briefe mehr zu schreiben, da sie wegen ihrer Fehler von Einheimischen offen beschämt wurde:[251]

(76)
„Wie Sie merken bin ich auch schon
schreib-faul geworden, es hatte abber
seine ursache, habe nemlich unser
Haußfraus Schwester geschrieben und die
hat mihr meine Feler forgehalten, und
dan hab ich mih geschemt und habe
mich nicht mehr schreiben getraut,
damit ich Sie nicht aufhalte mit
meinen einfachen geschreibsel.“
[18.12.1948 = 2/1/251]

[249] Seewann 2012, 44f. Vgl. Anm. 165.
[250] Bleyer 1933, Vgl. Anm. 179.
[251] Die folgenden zwei Briefpassagen wurden bereits veröffentlicht, Schell 2016b.

Wir können annehmen, dass Bonomi die Briefschreiberin wohl durch Ermutigung doch überzeugen konnte, denn einen Monat später zeigt sie sich erleichtert: „Fillen dank für Ihren lieben Brief. Es freud uns das ich Sie nicht belästige mit/meinem Geschreibsl“ [16.01.1949 = 2/1/292]. Wohlgemerkt blieb ihre Wortwahl doch bei „Geschreibsel“. Dennoch kann angenommen werden, dass die Briefschreiberin wegen ihres „Geschreibsels“ durchweg gebrandmarkt lebte. Aus der Familie kommt noch Jahrzehnte später eine kritische Stimme von der Enkelin (die allerdings gerade studierte):

(77)
„Wenn ich schreibe da erwischt es unsere Lererin, dan geht es los Oma schon wieder in der ersten Reihe ein Fehler, so etwas kann man doch nicht fortschicken. Dan sage ich habe bis 12 Jahre nuhr die Schule besucht und da schon vieles vergessen, und Du bist schon 20 Jahre und Lernst noch 3 Jahre.“
[12.03.1971 = 2/1/252]

Der Facharbeiter, der sich mit seiner deutschen Sprache nicht blamieren will und in der Lage ist, wenigstens auf ein korrektes und gepflegtes Ungarisch auszuweichen, vermeidet es lieber deutsch zu schreiben:

(78)
„Szíves elnézését kérem, hogy levelére magyar nyelven/ válaszolok, de én ezzel a nagyon ‚komplikált‘ német nyelvtannal kissé ‚hadilábon‘ állok“
[Ich bitte herzlich um Entschuldigung, dass ich in ungarischer Sprache antworte, aber ich stehe mit dieser ‚komplizierten‘ deutschen Grammatik ein wenig ‚auf Kriegsfuß‘]
[12.11.1967 = 2/1/114].

Ein anderer Briefschreiber lässt seine Briefe offenkundig durch seine einheimische Ehefrau verbessern, denn als die im Krankenhaus ist, schreibt er entschuldigend: PS: „An meine viele fehler wo ich in mein schreiben gemach habe werden sie bemergen das meinne noch in Heidelberg ist“ [11.04.1975 = 2/1/386].

Die obigen Briefpassagen dürften die ‚Spitze des Eisberges‘ bilden. Hinweise auf die Fehlerhaftigkeit sind in vielen Briefen verstreut zu finden (z. B.: „nun lieber Herr Bonomi müssens mir verzeihn das ich Sie mit meiner felerhaften brief auch noch blage mit fielen lieben Grüssen“ [14.01.1966 = 2/1/147]), und sie dürften auf eine tendenziell schambehaftete Schriftlichkeit bei den Ungarndeutschen hinweisen. Dass im Rahmen des Kollektiven die Individuen natürlich sehr unterschiedliche Positionen einnehmen, versteht sich von selbst. Z.

B. dürfte der Rechtsanwalt Gödrösy, der die ungarischen Newsletter herausbrachte, über den hier beschriebenen Problemen gestanden haben. Doch für die Angehörigen der unteren Bildungsschichten dürfte das hier gezeigte Bild des bildungsmäßigen Lasters noch Jahrzehnte gegolten haben – und nicht zuletzt dürfte dies in den Familien als Motivation für einen Drang nach Bildung und Ausgleich dieser Situation gedient haben.

Ein dominantes Merkmal des hier untersuchten Briefbestandes ist eine grundsätzliche Zurückhaltung bei schriftlicher Äußerung – was bereits bei der ersten Dokumentation der aus Ungarn Angekommenen auffiel.[252] Dies ist im Ankunftsjahrzehnt teilweise mit der unsicheren sozialen Situation der Schreibenden zu erklären, teilweise aber auch mit Bedenken, eigenhändige Dokumente in die Welt zu setzen und in Umlauf zu bringen (ggf. mit Aussagen über die alte Heimat, in die man später wieder heimkehren muss), die später evtl. nachteilig ausgelegt werden könnten. Das hatten sie ihre Erfahrungen gelehrt, dass sie z. B. bei der Volkszählung 1941 nicht das Richtige angekreuzt hatten. Dabei dürften die Betroffenen nach Zeugenschaft der Briefe die Tatsache, nicht richtig Deutsch (und auch Ungarisch) schreiben zu können, nicht der Bildungspolitik, sondern eher sich selbst zur Last gelegt haben – dies allein deshalb, weil sie gerade in einer Zeit geboren waren, in der von dem Bildungssystem keinerlei Zugeständnisse zu erwarten waren.

Diese Attitüde von ‚sprachlich Behinderten' dürften sie zwar grundsätzlich internalisiert mitgenommen haben, dies wurde in der neuen Heimat allerdings nicht selten bestätigt. „Die können nicht mal ihren Namen schreiben" – so beschrieb Bonomi den Pauschalvorwurf, den die Vertriebenen sich anhören mussten (was insofern zutrifft, als ungarndeutsche Frauen in sein Gästebuch für ihre Namen mehrere Schreibvarianten wählten, was jedoch wiederum nicht dem Bildungsstand, sondern dem in Ungarn besonders variabel geführten Frauennamen geschuldet war). Ihre Fehlerhaftigkeit sei ihnen bewusst; „ihre Unkenntnis und Unbeholfenheit ist den meisten peinlich", schrieb er.[253] Das kommt durch unverblümt selbstkritische Zeilen zum Ausdruck: „ih bin Schon ein wenig dum Im. Schreiben". Oder eine Frau seuzft fast hörbar:

(79)

wen wir Nur Näher bei Inen.	[Wenn wir näher wären zu Ihnen.
Wären, oder So weis man nie niht.	So weiss man nicht,
wo man hin Sol. wen Man So.	wo man hin soll, wenn man so
Dum ist.	dumm ist.]

[252] Schieder u.a., Dokumentation 1956, II.
[253] Bonomi 1961/1964, 158.

[Erwerb, 01.12.1952 = 2/1/208]

Sich als als „dumm“ zu bezeichnen, kommt nicht nur im Kontext der schlechten Schriftsprache vor. Manchmal bezichtigt man sich, die Lage wenig begriffen zu haben und z. B. keine Dokumente mitgebracht zu haben, oder in manchen Fällen einfach nicht bewandert gewesen zu sein, seine Geschicke besser zu gestalten, während andere geschickter gewesen seien („wir könein nur hier bleiben und die siend doch zuhause und es geht ihnenin gut“ [11.08.1947 = 2/1/180]).

Man vermied es, für ein nicht richtig deutsch geschriebenes Schreiben seinen Namen zu geben. Das konnte man – wie bereits früher besprochen – u. a. daran sehen, wie emsig man es versuchte, Briefe zu ‚begradigen‘ (vgl. Kap. 3.3.2, und Abb. 25). Aber es ist auch sehr unwahrscheinlich, dass der folgende ‚Vorzeigebrief‘ eines ungarischen Landsmannes an Ludwig Leber, der in *Unsere Post* abgedruckt wurde, in dieser Form an die Redaktion eintraf:

> „Lieber Herr Dr. Leber! Sie können sich erinnern, daß ich Mitte Februar dieses Jahres Ihnen unter anderem auch über mein Bauvorhaben berichtete. Damals machten wir den ersten Spatenstich mit dem festen Entschluß, uns in einer Siedlungsgemeinschaft ein neues Heim zu bauen. Nun bin ich wieder in der Lage, Ihnen weiteres von unserem Tun und wirken zu berichten.“[254]

Das obige Beispiel zeigt nicht nur bei der Ausführung Vorbildcharakter, sondern auch darin, wie die Finanzierung des Hausbaus vorgerechnet wird: Dabei wird die Absicht deutlich, für die Leserschaft einen konkreten, erfolgreich verlaufenden Fall zu zeigen und um ihnen womöglich Mut zu ähnlichen Unternehmungen zu machen („Es wird Sie gewiß interessieren, woher wir die Mittel für den Bau genommen haben. Ich bekam erstens ein zinsenloses Staatsdarlehen von DM 9000 .– . An Eigenkapital besaß ich 1500.– . Die Selbstleistungen wurden mit ca. 200 DM .– bewertet“, usw.). Die Briefform soll eigentlich nur den didaktischen Zeigefinger kaschieren helfen und die persönliche Note und Authentizität bestärken.

[254] Josel [sic] Bauer: Ein eigenes Heim, in: *Unsere Post* (1966) Nr. 15, 14.



Abb. 13. Zeitgenössischer Zeitungsbericht über ein ungarisches Restaurant (St.-Stefans-Siedlung bei Darmstadt), mit sprachlichen Kommentaren bezüglich der Sprache der Unngarndeutschen. (IVDE Freiburg, Nachlass Reppmann, 4. Sammlungen.) (Kurios ist allerdings, dass der Text selbst auch nicht fehlerfrei ist.)

2.2.3 Die ungarndeutschen Vertriebenen in einer sprachlichen Umbruchsituation

2.2.3.1 Überblick zu den Varietäten

Die Vertriebenen aus Ungarn befanden sich nach ihrer Ankunft in der neuen Heimat nicht nur in einer sozialen, sondern auch in einer sprachlichen Umbruchsituation. Vor der Analyse des Sprachwechsels soll zunächst auf die Frage eingegangen werden, in welchem grundlegenden Wandel sich die Spracheinstellung der Gemeinschaft in der existentiellen Umbruchsituation im ersten Jahrzehnt nach der Vertreibung gerade befand.

1. Der deutsche Lokaldialekt

In der alten Heimat hatten die Budaörser im Alltag eine mittelbayrische ua-Mundart gesprochen. Der Dialekt der Budaörser wurde in der Zwischenkriegszeit intensiv untersucht, und die zwei wissenschaftlichen Arbeiten in der Reihe *Német Philologiai Dolgozatok*

(darunter eine des späteren Heimatbuchautors Franz Riedl) markieren das wissenschaftliche Interesse für die Ofner Berglanddeutschen in der Zwischenkriegszeit.[255]

Mit der Ankunft in Deutschland hat der Heimatdialekt aufgehört als Vernakularsprache zu existieren, und verlagerte sich in den landsmannschaftlichen und/oder privaten Bereich. Da die Sprechergemeinschaft zersplitterte, bekam er nun eine neue markierende ‚Funktion', die „die Flüchtlinge" erkennen ließ. Da der Lokaldialekt als Briefsprache nicht in Frage kam, stellte er eine Notlösung dar bzw. eine Ersatzsprache, in Ermangelung oder Vertretung der ‚versuchten' deutschen Standardsprache. Die Briefschreiber aus Budaörs vermieden es, den Lokaldialekt schriftlich zu gebrauchen. (Bei Briefen von Solymárern ist hingegen zu beobachten, dass manche Schreibende praktisch ‚nach Gehör', z. B. konsequent diphthongiert schrieben.) Es kommt jedoch vor, dass der Dialekt an einigen Stellen durchaus bewusst und in einer besonderen Funktion eingesetzt wird (z. B. als sprachliche Couleur locale oder als betontes Zitat), vgl. hierzu die Briefbeispiele im Kap 2.2.3.3.

2. Die deutsche Standardsprache

Als neue Zielvarietäten erschienen die deutsche Standardsprache und/oder eine standardnahe Umgangssprache. Der Lokaldialekt der Umgebung ist nur in manchen Briefen und auch dort nur sporadisch nachweisbar.[256] Die Briefsprache ist, wie bereits erwähnt, ein versuchtes Standarddeutsch, welches ab der Ankunft als Zielsprache fungiert. Ob und welchen Veränderungen und welchem Lernprozess diese Zielsprache unterworfen wurde, ist individuell sehr verschieden. Bei manchen Schreibenden sind v. a. bei einer langen Korrespondenzzeit deutliche sprachliche Entwicklungen feststellbar.[257] Bonomi steuerte auch hier seine Beobachtungen bei: „Ein Fortschritt in Deutsch ist aber festzustellen, denn hier liest man nur noch deutsche Schriften", und in einer Anmerkung präzisiert er: „Der deutsche

[255] U. a. geht es um folgende Werke: Eszterle M. Edit: A budaörsi német nyelvjárás hangtana (Német Philologiai Dolgozatok 41), Budapest, 1929; Riedl Ferenc: A budaörsi német (középbajor) nyelvjárás alaktana (Német Philologiai Dolgozatok 54), Budapest, 1933, sowie Bonomi Jenő: Az egyházi év Budaörs német község nyelvi és szokásanyagában (tekintettel Budaörs környékére), Budapest (Német philologiai dolgozatok 53).
[256] Da im Interesse der Anonymisierung keine Angaben zu den Wohnorten der Schreibenden gemacht werden können, können auch keine Angaben zur Sprache der neuen Umgebung gemacht werden.
[257] Davon geben Tonaufnahmen einen Eindruck, die Bonomi mit den Vertriebenen in den 1970er Jahren erstellte, wobei diese nicht zu Dokumentationszweck angefertigt wurden und auch nicht als sprachlieh Dokumente verarbeitet wurden. Die Aufzeichnungen dienten Bonomi lediglich als Gedächtnisstützen im Rahmen einer informellen Befragung zu volkskundlichen, von ihm gerade bearbeiteten Themen, daher bieten sie eher summarische Eindrücke. Die in informelle Kaffeekranz-Gespräche abgleitenden Diskussionen, die eher Atmosphärisches (u. a. Bonomis Umgang mit den Landsleuten) als Wissenschafltiches dokumentiert, lassen nach einem Gesamteindruck auf eine fortgeschrittene sprachliche Integration der Mitdiskutierenden, unter denen sich auch hier untersuchte Schreibende befinden, schließen. (IVDE, Tonarchiv, Bonomi-Bänder.)

Wortschatz ist reicher geworden und dem Leben der neuen Heimat angepaßt […] – Schon in Ungarn waren mehrere bemüht, sich die deutsche Rechtschreibung anzueignen“.[258]

3. Die ungarische Sprache

Die Funktion der ungarischen Sprache in der alten Heimat wurde bereits in Kapitel 2.1.3 angesprochen. Dort wurde bereits darauf eingegangen, dass das Ungarische zweifelsohne Teil des Varietätenspektrums der Sprachgemeinschaften war. Nach der Ankunft in der neuen Heimat ist aus der einstigen Mehrheitssprache auf einen Schlag eine Low-Varietät geworden – eine Minderheitensprache, die, ebenso wie der Lokaldialekt, den Flüchtlingsstatus im sozialen Umgang markierte. Während jedoch der alte Lokaldialekt in Relation zu einheimischen oder anderen Heimatvertriebenengruppen zwar ebenfalls als Alleinstellungsmerkmal fungierte, wies der Gebrauch der ungarischen Sprache die ungarndeutsche Identität noch markanter als der Heimatdialekt aus, da er den Sprecher ja außerhalb der gesamten deutschen Sprachgemeinschaft verortete.

Die Ungarndeutschen konnten durch den Gebrauch des Ungarischen mit den anteilmäßig zwar wenigen, aber von ihrer Außenwirkung her deutlich wahrnehmbaren sogenannten „Exilungarn“ vermengt, bzw. verwechselt werden, was sie womöglich gar nicht beabsichtigten. In Württemberg-Baden sprachen nicht nur die Ungarndeutschen Ungarisch, sondern auch weitere Personengruppen, wie Kriegsgefangene, politische Flüchtlinge usw. Die bis jetzt spärliche Aufarbeitung der Geschichte der Nachkriegs-Ungarnflüchtlinge im baden-württembergischen Raum[259] lässt keine klare Aussage zu diesem Thema zu; Ansätze in der Forschung legen nahe, dass es sich hier um separate Gruppen handelt, mit jeweils unterschiedlichen Wurzeln, sodass es wenig Berührungspunkte gab. Die Vertriebenen verstanden sich als Deutsche aus Ungarn, und aufgrund ihrer historischen Erfahrungen wollten sie sich mit Letzteren, vor allem mit den teilweise radikalisierten Exilungarn nicht gleichstellen lassen (mehr dazu im Kap. 3.4.4). Auch wenn die größten Verbände der Exilngarn und ihre Presseeinheiten eher im bayerischen Raum kumulierten, dürften die Vertriebenen von ihren Aktivitäten Kenntnis gehabt haben.

[258] Bonomi 1961/1964, 158f.
[259] Vgl. *Ungarn-Jahrbuch*. Zeitschrift für interdisziplinäre Hungarologie 34 (2018), hg. von Zsolt K. Lengyel. Darin Link zur Presse der Emigration: https://pim.hu/hu/emigrans/nemetorszagi-magyar-emigrans-sajto-bibliografiaja-1945-2002, letzter Zugriff 01.08.23.
Darin u. a. Blätter wie *Hűség*. Havi tájékoztató a Magyar Hűségmozgalom tagjai részére, hg. in Waiblingen, 1948–1949.

Das in den Briefen gebrauchte ‚versuchte Standarddeutsch' konnte, wie bereits erwähnt, sowohl durch den Dialekt als auch durch die ungarische Sprache beeinflusst werden. Die Art der Beeinflussung, die einer systematischen linguistischen Analyse bedarf, wird in dieser Arbeit nicht näher untersucht. Es gibt jedoch einige ins Auge springende gemeinsame Merkmale. Davon sei hier auf eines eingegangen: auf die Labilität bei der Stimmhaftigkeit. Dies sei, da das Phänomen nicht nur den Briefbestand betrifft, mit Beispielen außerhalb des Briefbestandes veranschaulicht. Der um 1930 geborene, nicht vertriebene Budaörser Béla Rogits hat im Budaörser „Familienbuch" (2004) seine Familiengeschichte veröffentlicht, in der er sich an seine schulische Laufbahn erinnert. Nachdem er die Webersche Bürgerschule[260] absolvierte, ist er zunächst, wie sein Vater, Glaser geworden, doch nach dem Krieg ergab sich für ihn eine Möglichkeit der Weiterbildung, die er dann in Angriff nahm:

> „Für junge Arbeiter war es möglich zu studieren. An meinem Arbeitsplatz wurde ich darauf aufmerksam gemacht. Ich entschied mich für die Karl Marx Wirtschaftswissenschaftliche Universität zu einem Direktstudium. Es waren harte Jahre, neben dem Studium habe ich gearbeitet, das Stipendium war sehr knapp. Mit der Rechtschreibung hatte ich Probleme, wie die meisten Budaörser, die ihren Dialekt sprachen und die Laute b, mit p und k mit g verwechselten."[261]

Die hier angesprochene – gar nicht individuelle – ‚Rechtschreibschwäche', der alterierende Gebrauch von stimmhaften und stimmlosen Lautpaaren, wurde auch literarisch verwertet – etwa als Marker der ‚Schwaben-Sprache' im Roman von Miklós Vámos.[262]

Wie verbreitet der Topos des lispelnden Schwaben war, weist das satirische Blatt *Ludas Matyi*, hier in Form eines zeitgenössischen Witzes aus der Zeitschrift, nach. Vielleicht ist er derselbe, den die Briefschreiberin Nr. 1 aus dieser Zeitung Bonomi 1947 zuschickte.[263] Womöglich war schon damals ein Dauerbrenner der Schwaben-Satirik, dass die typisch ‚falsche Aussprache' der Schwaben aufs Korn genommen wird. Im Witz geht es darum, dass schwäbische junge Männer einen Ungar mit dem Namen Taszajtó Nagy Gergely [etwa: Gregor der Riesengroße] verdreschen, der sich letztendlich, so die Pointe, nicht über die

[260] Die von Weber in Budaörs ins Leben gerufene Realschule war eine ‚ungarisch gesinnte' Mittelschule. Ihre Geschichte demonstriert, dass es in Budaörs im Unterrichtswesen auch einen dezidiert patriotischen Flügel gegeben hat.
[261] Steinhäuser 2004, 110.
[262] Vámos 2003. Allerdings wurde das Verfahren lt. einer Kritik nicht gekonnt genug angewandt. Man habe gemerkt, so der Kritiker Levente Király, dass der Autor die Sprache nicht von zu Haus aus mitbekam. Király, Levente: Amikor a sánta kutya hazudik [Wenn der hinkende Hund lügt]. In: *Élet és Irodalom*, 47 (2003) Nr. 24., 13. Juni 2003. https://www.es.hu/cikk/2003-06-16/kiraly-levente-/amikor-a-santa-kutya-hazudik.html, letzter Zugriff 01.08.23.
[263] Heute enthält der Umschlag die Briefbeigabe aus *Ludas Matyi* nicht mehr.

Schlägerei aufregt, sondern darüber, dass sie seinen Namen nicht richtig, sondern auf die schwäbische Art – als „Daszajdó Naty Kerkel“ – ausgesprochen hatten (d. h. unter Verwechslung der stimmhaften und stimmlosen Konsonanten).[264]

In manchen Briefen wird ein Vokabular aus der Zwischenkriegszeit verwendet (bei Ausdrücken aus der popularen Heilkunde mit Dialektfärbung), die ohne Erklärung heute kaum zu verstehen sind. Beispielsweise erinnert sich ein Briefschreiber an die Heilmethode zum Fiebersenken, die von einem 1930 in Pilisvörösvár gestorbenen Mann praktiziert wurde: „B. hat fieber zettel geschrieben für leute zum umhengen“ [2/1/247]. Eine Briefschreiberin berichtet über eine Zeitgenossin, eine Art Heilerin: „Hier in […] Krs. Göppingen wohnt die Mahnl-Rosi-Mam geb. R.[…], die schon früher und wahrscheinlich auch jetzt noch Abspricht. Ihr Mann war Tischler in Törökbálint. Man nannte sie die Manl-Tischlerin, sie ist jetzt 71 Jahre alt“ (sie erklärt: „statt Passl = Tante, sagte man in Törökbálint Mam“). Das „Schementrukken“ hätten „sehr viele beherrscht, die kann man nicht einzeln aufführen Aber die H. Lisis-Mam, hat die Mandeln gehoben“, informiert eine Briefschreiberin [2/1/417]. Und in der folgenden Passage wird über das aus der alten Heimat mitgebrachte „Brauchen“ Auskunft erteilt: „Das Brauchen soll eine Frau immer von einem Mann gelernt haben. […] Die Heilsprüche waren überliefert und sind in Gebetsform durch verschiedene Handbewegungen verübt worden. Sieben Tage musste man hingehen und der Patient selber musste auch sieben Gebete verrichten für die Auszehrung“ Verstorbener.[265]

2.2.3.2 *„Mert már körmömre ég a dolog“* – Sprachwechsel in den Briefen des Adressaten

Schriftlicher Sprachwechsel setzt eine stillschweigende Vereinbarung voraus, schriftlich sprachliche Grenzen zu passieren, d. h. bilingual zu verkehren. Bevor wir zu den Einzelanalysen des Sprachwechsels zwischen der verschiedenen Varietäten kommen, soll auf die bilinguale Kommunikation des Adressaten Bonomi eingegangen werden.[266] Für die Beschreibung der Kommunikationspraxis sowie für das Verständnis der ausgehandelten Rolle der Zweisprachigkeit ist von grundlegender Bedeutung zu wissen, welche Einstellung der Korrespondenzpartner Bonomi selbst zum Sprachwechsel hatte. Da seine Antworten nicht zur

[264] Taszajtó Nagy Gergely esete a helyes kiejtéssel [Der Fall von Taszajtó Nagy Gergely [etwa: Gregor der Reisengroße] mit der richtigen Aussprache], *Ludas Matyi*, (1947), Nr. 8, 28. Febr. 1947, 3.
[265] Weitere Beispiele und Bonomis Ergebnisse zu seinen Erhebungen bezügl. Volksmedizin vgl. Bonomi 1975.
[266] Die folgende Passage ist bereits veröffentlicht. Schell 2016b.

Verfügung stehen, können nur Indizien angeführt werden, dass er schriftlich durchaus zweisprachig verkehrte, ja selbst doppelsprachlich neubeheimatet lebte.

Bonomi wechselt die Sprache in dem Aufsatz, in dem er auf seine volkskundliche Tätigkeit zurückblickt.[267] Der Sprachwechsel in dieser Publikation verdient insofern Aufmerksamkeit, als er auf ihn im Kontext seines konfliktgeladenen Dialogs mit dem Angestellten des Kulturministeriums rekurriert und dadurch seine Protesthaltung zum Ausdruck bringen will. Der Sprachwechsel ist in diesem Aufsatz, in dem Bonomi seine beschwerliche Laufbahn schildert und der an eine bilinguale wissenschaftliche Öffentlichkeit adressiert ist, geradezu ein Paradebeispiel dafür, wie Bilinguale Sprachwechsel in einer emotional aufgeladenen Situation einsetzen. Er dient hier als Pointierung einer bitteren Ironie über einen sich diskriminierend verhaltenden, offenbar nationalistisch gesinnten ungarischen Beamten, dessen Deutschfeindlichkeit herausgestellt werden soll:

> „Ein Gang auf das Kulturministerium im Frühjahr 1942, um meine Aussichten zu erkunden, zeigte mir, wie man über mich bei der Behörde dachte. Ministerialrat X warf mir vor, daß ich mit B l e y e r in Verbindung gestanden hätte, mit einem Menschen, der, wie er sich ausdrückte, sogar noch im Grabe Vaterlandsverräter sei (*halóporában is hazaárulót*[268]); demnach falle es schwer, mich für einen ‚guten Ungarn' zu halten. Und dann diese ungarndeutsche Volkskunde! Nach einer Belehrung über patriotische Pflichten erklärte er, man könne mich in diesem Lande nur zögernd für eine Stelle vorschlagen, denn hier brauche man feurige (*tüzes*[269]) Ungarn."[270]

In der Fußnote erklärt Bonomi weiter: „Anspielung auf die zweisprachige Aufschrift auf seinem Grabkreuz. Es hätte also nur eine ungarische angebracht werden dürfen". Und weiter: „Nach herrschender Auffassung galt ein Nichtmadjare eigentlich erst dann als *jó magyar ember* (guter Ungar), wenn er sich über seine Traditionen hinwegsetzte, d. h. auslöschte. Die Gunst des Staates und der sogen. Gesellschaft waren einem dann gewiß".[271]

Ein Beispiel für zweisprachigen Briefverkehr findet sich im Bonomi-Briefbestand unter den Briefen an Kollegen. Auf seiner Flucht nach Deutschland schrieb Bonomi am 12.04.1945 in St. Lambrecht (Steiermark) einen Brief an seinen Freund Anton Tafferner, in dem er die Regelung der Unterbringung seiner (bis dahin noch vorhandenen, später verlorenen) Materialien thematisiert. Er wechselt hier an einer Stelle ins Ungarische, um den Inhalt zu

[267] Bonomi 1964.
[268] [selbst in seiner Verweslichkeit ein Landesverräter]
[269] [feurige]
[270] Bonomi 1964, 275. Hervorh. im Orig.
[271] Bonomi 1964, 283. Hervorh. im Orig.

kodieren: „Gestern erhielt ich aus Brünn 50 meiner Sonderdrucke: Bürgerrecht und Bürgertum in Stuhlweißenburg 1688–1848. Umfang rund 100 Druckseiten. 100 sollen nach München, zu Valjavec, gehen… mert itt kellene hagynom őket, ha…“ [12.04.1945 = 2/2/107].

Vereinzelt finden sich zweisprachige Belege beim Adressaten, von dem ja wenig Briefe überliefert sind. Eines der wenigen Beispiele ist ein Brief an eine Kontaktperson (Herkunftsdorf Bia), in dem er dieser sein Kommen ankündigt:

> „Ich komme also am Sonntag […] und warte in der Bahnhofstür. Können Sie mich abholen, so würde ich mich freuen, wenn nicht, werde ich schon irgendwie hinfinden. Sollten Sie am Sonntag etwas Wichtiges vorhaben, so benachrichtigen Sie mich gleich mit der beiliegenden Karte, damit ich nicht umsonst komme. Ich hoffe fest, daß Sie/Zeit haben (mert már körmömre ég a dolog!) [Denn die Sache brennt mir bereits auf den Nägeln!] In einer guten Stunde/sind wir fertig!“ [24.10.1972 = 2/1/121]

Bonomi setzt hier den Sprachwechsel als kommunikatives Ausrufezeichen ein: Er will die Dringlichkeit seines Besuchs deutlich machen (und evtl. sogar einem Abwehren der Gewährsperson vorbeugen); dabei will er dem Gesagten mittels vertrauterer Ausdrucksweise zusätzlich Nachdruck verleihen – eine allein phraseologisch realisierte Betonung wäre ohne weiteres auch auf Deutsch möglich.

Ein weiteres Beispiel findet sich in der späten Phase der Korrespondenz mit der Briefschreiberin Nr. 1.[272] So darf wohl vermutet werden, dass Bonomi Sprachwechsel in der Korrespondenz mit dieser Briefschreiberin – und wohl nicht nur mit ihr – nach wie vor verwendete und seinen ungarisch schreibenden Briefpartnerinnen und Briefpartnern diese Praxis ermöglichte, wenn nicht sogar sie stimulierte.

Auch in dem außerhalb des Briefbestandes, im Nachlass des Rechtsanwaltes Dr. Béla Gödrösy gefundenen Brief[273] von Bonomi findet sich ein kurzer Sprachwechsel, der sowohl von der pointierenden Funktion her als auch inhaltlich bezeichnend ist:

---

[272] Es handelt sich um einen Fragebogen, auf dem die Briefschreiberin ihre Antworten eintrug. Der Fragenkatalog enthält Angaben von Budaörser Kontaktpersonen und birgt nur eine Sprachwechselstelle, nämlich als Bonomi eine Person (einen gewissen András) identifizieren will. In der Fußnote erklärt er, dass dieser eine einheimische Frau geheiratet habe: „Es ist ja ein Sohn da, András*, zu wem gehört er? Ist sein Vater Johann […] *Dieser András hat eine schwäbische (idevaló [hiesige]) Lehrerin geheiratet und lebt in […]“ [11.03.1974 = 2/1/371]. Durch die mittels Sprachwechsel realisierte Präzisierung macht der Briefschreiber klar, dass es sich hier um eine aus dem Schwabenland Deutschlands kommende Schwäbin handelt und nicht etwa um eine Donauschwäbin. Die Stelle weist jedenfalls die Funktionsfähigkeit eines erläuternden Sprachwechsels selbst für diese späte Korrespondenzphase, Mitte der 1970er Jahre, nach.

[273] Kurzbrief von Bonomi an den Rechtsanwalt Béla Gödrösy. In: Nachlass Gödrösy, Budakeszi/Ungarn.

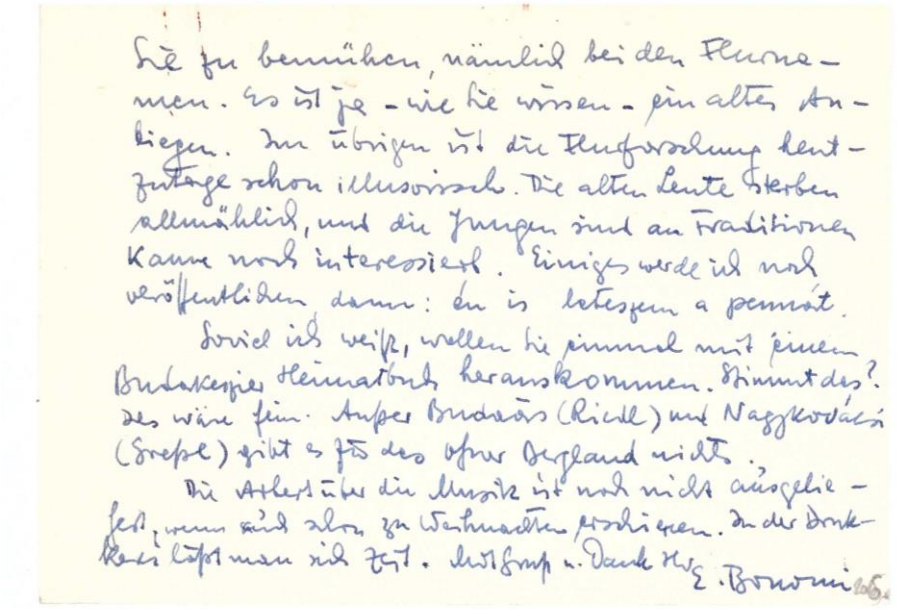


Abb. 14. „Einiges werde ich noch veröffentlichen, dann: én is leteszem a pennát[274]“. Sprachwechsel im Brief von Bonomi, Nachlass Gödrösy, Budakeszi, Briefe von Bonomi

2.2.3.3 „Er frakte mich immer wenn ich kam manst kuma noch amol Ham“ – Deutsch-deutscher Varietätenwechsel

Bevor wir zu den deutsch-ungarischen Sprachwechselpassagen kommen, sollen zuerst Beispiele für den bewussten Einsatz von deutsch-deutschem Varietätenwechsel angeführt werden. Auch wenn dies nur bei drei Briefschreibenden und auch bei ihnen nur sporadisch der Fall ist, verdienen diese Fälle Aufmerksamkeit, denn sie sind Zeichen der Durchlässigkeit der Varietäten und eines bewussten Einsatzes der Sprachkompetenz, der bei einem nicht weit entwickelten Schriftlichkeitsgrad keineswegs als selbstverständlich anzusehen ist. Grundlegend gilt für den deutsch-deutschen ebenso wie für den deutsch-ungarischen Varietätenwechsel die zusammenfassende Darlegung von Elisabeth Komlósi-Knipf:

> „Aus soziolinguistischen Erhebungen ist bekannt, dass mehrsprachige Individuen sowie Minderheitensprecher über eine ausgeprägtere Sprachsensibilität verfügen, mehr Bewusstheit im Umgang mit ihren Sprachen und Varietäten sowie in ihrem Sprachgebrauch zeigen als monolinguale Sprecher. Erstere können aufgrund ihrer Selbstwahrnehmung als Menschen anderer Muttersprache (als die Umgebung) ihr Sprachbild besser beobachten und offener ansprechen, denn sie sind es gewohnt, ihre Sprachen als Objekt und ihre Sprachkompetenzen differenziert zu betrachten.“[275]

[274] Den Stift niederlegen – ist ein literarisches Zitat, zugleich geflügeltes Wort der Alltagssprache in Anlehnung an ein Gedicht von Miklós Zrínyi (1620–1664).
[275] Knipf-Komlósi 2020, 19.

Der Varietäten-Wechsel zeigt bei der Briefschreiberin Nr. 1 zwei Varianten: Zum einen wechselt sie, um den Dialekt ihrer neuen Heimat zu imitieren und zum anderen in den altheimatlichen Dialekt. Im ersten Fall zitiert sie ihre Enkelin, die ihren Vater fragt, der im Gehen begriffen ist: „und die kleine /fragt immer wo gascht na Papa“ [18.04.1950 = 2/1/259]. Der Wechsel soll dem Zitat zusätzliche Authentizität verleihen. Beim zweiten Beispiel ist die Funktion ähnlich: Es wird die Sicht der Einheimischen wiedergegeben, wie sie auf den Erfolg der Flüchtlingskinder blicken:

(80)
„Hier sind die Flüchtlinge aus Budaörs die/
ersten in der Schule, am Fussbalplatz auh und
bei einer jeden Feierlichkeit und forträg, beim/
forbeten in der Kirhe überal in der bezihung,/
müssen wir uns nicht schämen. Da sagen/
dan die Einheimischen die häwä halt Zeit für/ [die haben halt Zeit für
ihre Kinder das merkt man.“ ihre Kinder]
[01.04.1953 = 2/1/271]

Mit dem Wechsel vermag die Briefschreiberin ihre Auffassung zu unterstreichen, weshalb die Flüchtlingskinder in den Augen der Einheimischen als erfolgreicher angesehen werden. Beim letzten Beispiel des Varietätenwechsels dieser Briefschreiberin geht es um den Heimatdialekt von Budaörs. Bei der Beschreibung des Todes ihres Vaters lässt die Briefschreiberin den Sterbenden im Heimatdialekt sprechen. Sein selbst auf dem Sterbebett gehegter (vergeblicher) Wunsch, noch einmal heim zu kommen, würde eine hochdeutsche Zitierweise nicht zulassen, sondern verlangt nach dem Originalwortlaut, was der Aussage zusätzliches Gewicht verleiht. Mit der imitierenden Wiedergabe wird vermittelt, wie Verbundenheit mit der Sprache sich an Heimatverbundenheit knüpft:

(81)
„Er starb an Schlaganfal. Alterschwäche
Er Arbeitete bis 80 Jahre und wahr sehr beliebt wahr
allen ihr Großvater. Nun ist er Heim gegangen und
nun sind wir an der reihe. Er frakte mich im-
mer wenn ich kam manst kuma noch amol Ham.“ [meinst, wir kommen noch einmal heim]
[20.09.1953 = 2/1/278]

Auch Jüngere können bewusst in den heimatlichen Dialekt wechseln und verleihen ihren Aussagen damit einen besonderen Ton, in dem auch das Spielerische mitschwingt. Der Briefschreiber Nr. 4 benutzt Sprachwechsel in der Funktion von Augenzwinkern:

(82)
„Mein Studium bewegt sich jetzt,
wie ich Ihnen schon mitteilte, auf einer gemütlicheren Art und wenn
sich meine Gedanken manchmal um Ehingen herumschweifen lasse, so

‚krieag' ich allmählich die sogenannte ‚Kainshaoat'."[276]
[14.05.1947 = 2/1/096]

Hier wird ein für Außenstehende nicht verständlicher „Budaörser Code" eingesetzt. In den Bauernbriefen werden manchmal Privatbelange von anderen (so auch solche von Bonomi) recht offen diskutiert. Die Briefschreiberin Nr. 3 setzt einen Dialektsatz inmitten von Ausführungen, die einer heimlichen Zuträgerei gleichkommt, dabei geht es um das Intimleben eines (nicht Budaörser) Landsmannes, der mit über 50 Jahren eine jüngere Frau als Liebhaberin habe. Es wird kommentiert:

(83)
„Sie glauben mit
[…] Jahren ist man noch würzig. Ja die antwort bleibe ich [(sexuell) aktiv]
schuldig. Den da woadma bis ma a so oát weán." [Da warten wir bis wir auch so alt werden]
[04.12.1948 = 2/1/003]

2.2.4 Offener Sprachwechsel ins Ungarische in den Briefen der Budaörser

Im Folgenden werden die Sprachwechselpassagen in nden Briefenn der Vertriebenen aus Budaörs hinsichtlich des Wechsels aus dem Deutschen ins Ungarische oder umgekehrt untersucht. Für den überwiegenden Anteil der Briefe der Bonomi-Briefsammlung gilt, dass die gewählte Sprache das Deutsche ist. „In ungarischer Sprache schrieb mir nur eine Familie, alle anderen schrieben stets deutsch", behauptet Bonomi.[277] Dies ist nicht nur deshalb in Frage zu stellen, da er die Briefe mit Sprachwechsel offenbar außer Acht lässt, sondern v. a. da er – außer der erwähnten Familie – auch einen weiteren Korrespondenzpartner hat, der ihm grundsätzlich nur ungarisch schrieb ([12.11.1967 = 2/1/114], zur Begründung vgl. (78)).

In vielen Briefen des Bonomi-Briefbestandes findet ein offener Sprachwechsel statt, damit ist ein bewusst eingesetzer Sprachwechsel ins Ungarische gemeint. Darüber hinaus finden sich viele weitere Fälle, bei denen wir es nicht mit einem expliziten Wechsel, sondern eher mit dem ‚Durchhören' des Ungarischen zu tun haben. Bei Letzteren, auf Deutsch geschriebenen, aber ungarisch gedachten Stellen bedürfte es einer eingehenden linguistischen Untersuchung meist auf der phonetisch-morphologischen Ebene. Eine solche kann im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden; es wird nur in manchen Fällen auf solche hybride, aus dem

[276] Während das Dialektwort mit dem Diphthong „krieg" eindeutig zuzuordnen ist, konnte ich die Bedeutung des möglicherweise verschriebenen „Kainshaoat" nicht eindeutig identifizieren. Womöglich hat der Ausdruck mit dem biblischen Begriff „Kains Hass" zu tun.
[277] Bonomi 1961/64, 159.

Ungarischen transferierte Konstruktionen hingewiesen (z. B. „wir danken Ihnen das Sie auh dort auf uns ge-/daht haben, und uns einen Gruß sanden“ [28.03.1954 = 2/1/270]. Nichtsdestotrotz soll betont werden, dass der hier untersuchte Briefbestand nicht nur im Hinblick auf diese ‚Druchhörbarkeit‘ der ungarischen Sprache, sondern auch bezüglich der sonstigen sprachlichen Realisierungen (morphologischer, lexikalischer, textlinguistischer usw. Merkmale der Brieftexte) ein äußerst mannigfaches und unikales Beispielkontingent für alle denkbaren Sprachwechselformen bietet.

2.2.4.1 Quantitative Erfassung des deutsch-ungarischen Sprachwechsels

Einen ersten Zugang stellt der quantitative Abgleich der Sprachwechselpassagen dar. Wenn man den Anteil der Sprachwechselpassagen Budaörser Familien/Einzelpersonen mit jenen, die nie in die ungarische Sprache wechseln, vergleicht, überwiegt die Gruppe der ersteren deutlich. Dabei muss betont werden, dass diese Angabe weder repräsentativ (weder für Budaörs und noch weniger für die Vertriebenengruppe aus Ungarn) noch übertragbar ist, d. h. sie hat nur für den hier untersuchten Briefkorpus Gültigkeit – im Sinne von der nach Silke Götsch festgelegten Nicht-Represäntativität der Gattung Brief (vgl. Anm. 36).

Stellt man die Anzahl der Briefe, die rein deutschsprachig geschrieben wurden, denjenigen gegenüber, die Sprachwechsel enthalten, ergibt sich folgendes Bild:

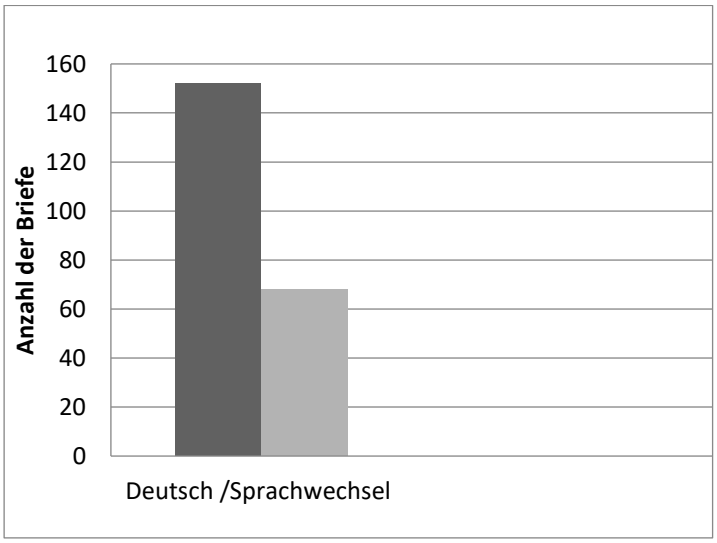


Abb. 15. Anzahl der Briefe mit und ohne Wechsel ins Ungarische im Bestand der Budaörser Briefe

Es stellt sich Frage, wie es zu diesem hohen Anteil der Sprachwechselpassagen kommen konnte. Der Zeitzeuge Bonomi fokussierte bei seinem Erklärungsversuch auf eine Hauptfunktion des Sprachwechsels v. a. bei den älteren Vertriebenen: „Die madjarische Sprache steht bei der älteren Generation in Ehren. Ihr Klang weckt Erinnerungen an Zeiten, die man als glücklich bezeichnet.“[278] Und an anderer Stelle spielt Bonomi auf eine solche Funktion an: „In der neuen Sprache tauchen madjarische Ausdrücke kaum mehr auf, es sei denn, daß man welche gebraucht, weil man von anderen nicht verstanden werden will. Madjarisch gilt nur als willkommene Geheimsprache und noch als Reservoir für Fluchwörter.“[279]

Diese eher auf einem Eindruck basierende Einschätzung muss aus Sicht der vorliegenden Untersuchung berichtigt werden, was hier thesenhaft formuliert werden soll: Im Folgenden soll nachgewiesen werden, dass nicht nur ältere, sondern auch jüngere Briefschreibende ihre sprachlichen Varietäten wechseln und dass dies aus weit mehr Gründen geschieht als zu ‚Ehren‘ der Sprache. Es wird auf der anderen Seite keineswegs bezweifelt, dass die ungarische Sprache in der Tat als „willkommene Geheimsprache“ fungierte und weit verbreitet als „Reservoir für Fluchwörter“ gedient haben dürfte. Für Ersteres werden Beweise erbracht, für Letzteres aus dem Grund nicht, da Fluchwörter – aus einem leicht nachvollziehbaren Grund einer grundsätzlichen Briefethik – niemals im schriftlichen Kontext auftauchen. Sprachwechsel wird vielmehr aus differenzierteren Kommunikationsintentionen heraus eingesetzt.

Die Tabelle zeigt, dass unter den hier vertretenen Briefschreibenden von Budaörs bis auf eine Familie alle ins Ungarische gewechselt haben. Im Hinblick auf die Generation lässt sich feststellen, dass neben den älteren (Nr. 1, Nr. 2, Nr. 4. und Nr. 5) dies auch die jüngere tun: Nr. 3 bzw. Nr. 6.

Budaörs

Briefschreiber	**Zeitraum des Briefeschreibens**	**Anzahl der Briefe**	**Briefe m. Sprach-**	**Prozent-Anteil**

[278] Bonomi 1955, 70.
[279] Bonomi 1955, 70.

		(Anzahl der Transkriptseiten)	wechsel	in %
Nr. 1 Frau, geb. letztes Quartal des 19. Jh.	1946-1979	90 (135)	16	18 %
Nr. 2 Mann 1896-1966 geb. letztes Quartal des 19. Jh.	1946-1966	ca. 50 (100)	39	78 %
Nr. 3 Frau, geb. in der Zwischenkriegszeit	1946-1953 [1977]	15 (23)	6	26 %
Nr. 4 Mann, geb. in der Zwischenkriegszeit	1947	1 (2)	1	100 %
Nr. 5 Familie B.	1945-1977	8 (9)	---------	----------
Nr. Frau, geb. letztes Quartal des 19. Jh.	1960 - 1973	37 (40)	1	2,7 %
Nr. Frau, geb. um die Wende des 19. Jh.	1973-1978	17 (17)	2	11,76 %
Insgesamt		**218**	**65**	**ca. 29 %**

Tab. 1. Die die Sprache wechselnden Vertriebenen aus Budaörs

Betrachtet man die Briefschreibenden im Einzelnen, ergibt sich ein buntes Bild:

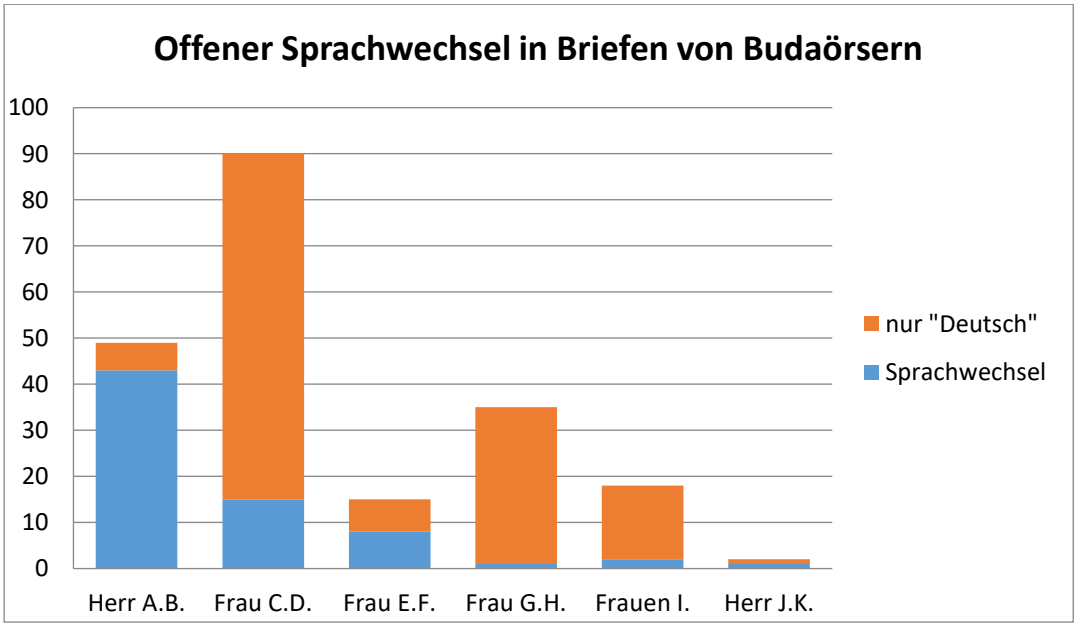


Abb. 16. Brief mit und ohne Wechsel ins Ungarische im Briefbestand der Schreibenden (Budaörs)

2.2.4.2 Sprachwechsel im zeitlichen Verlauf

Sprachwechsel kann im Verlauf einer Korrespondenz zu unterschiedlichen Zeiten auftreten. Im Folgenden wird auf das zeitlich differenzierte Sprachwechselverhalten der einzelnen Schreibenden eingegangen, wo sich eine gewisse Prozesshaftigkeit zeigt – dies ist der Fall bei allen außer Briefschreiber Nr. 4. Dabei zeigt sich eine ausgedehnte Spannbreite der individuellen Sprachwechselbereitschaft; sie reicht von einem immer wieder angewandten Sprachwechsel bis hin zum dauerhaften Hin- und Herschalten zwischen den Sprachen (Fall I) und zum Sprachwechsel in Ausnahmesituationen (Fall II). Zu Fall I gehören Briefschreiber Nr. 1, Nr. 2, Nr. 3 und Nr. 4, zu Fall II hingegen Nr. 6 und Nr. 7.

Fall I

Das Sprachwechselverhalten der Briefschreiberinnen und Briefschreiber, die über einen längeren Zetraum wechseln, werden mithilfe zweier Diagramme dargestellt. Bei den folgenden Darstellungen handelt es sich einerseits um Diagramme, die anhand der jährlichen Briefzufuhr die Tendenz des Sprachwechsels im Längsschnitt anzeigen (Typ A), andererseits um Diagramme, die die Menge der gewechselten Textpassagen anzeigen (Typ B).

Die Sprachwechselphasen umfassen bei den Vielschreibenden Nr. 1, Nr. 2 und Nr. 3 jeweils unterschiedlich lange Zeiträume. Das folgende Diagramm der Briefschreiberin Nr. 1 zeigt die jährliche Briefproduktion an; markiert ist Phase des Sprachwechsels.

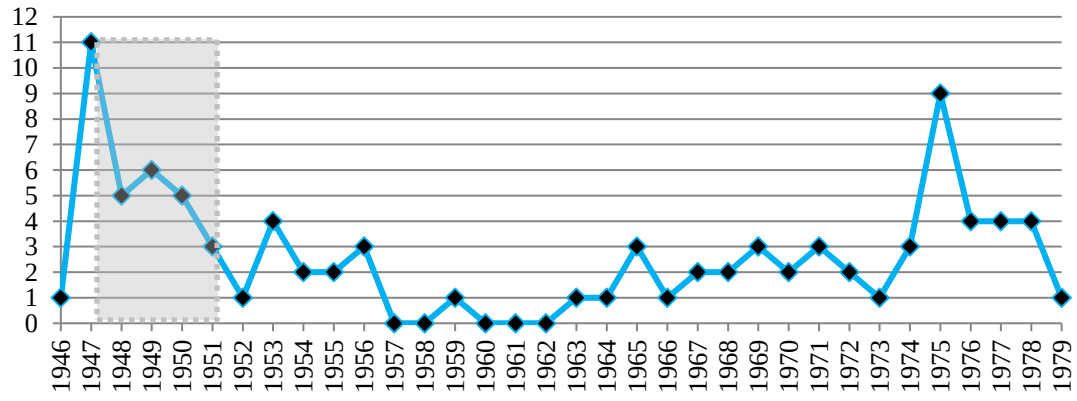


Abb. 17. Die ‚Sprachwechselphase‘der Briefschreiberin Nr. 1 (Typ A)

Im Zeitraum mit Sprachwechselstellen (1947 bis 1951) erreichen die Jahre 1947 (09.05.1947, 10.08.1947, 05.09.1947) und 1950 (18.04.1950, 21.09.1950) die Spitzenwerte. Es zeigt sich, dass der erste Brief, in dem die Briefschreiberin die Sprache wechselt, in der chronologischen Folge erst der siebte ist, d. h. Sprachwechsel stellt sich bei ihr erst mit der Zeit ein – eine Tendenz, die auch bei anderen zu beobachten ist.

Das folgende Diagramm zeigt noch einmal die Briefschreiberin Nr. 1, diesmal mit quantitativen Erfassung der gewechselten Stellen. Die Erfassung der Textmenge[280] mit gewechselten Passagen zeigt, dass die Briefschreiberin insgesamt sparsam wechselte (häufige Wortentlehnungen wie „bácsi“ und „néni“[281] wurden nicht mitgezählt).

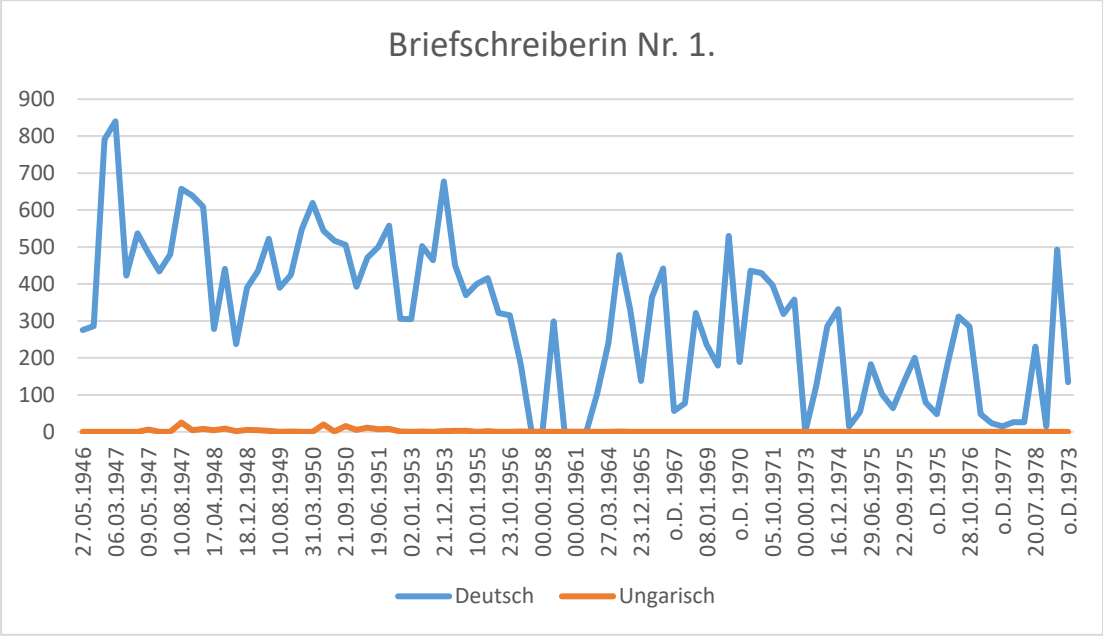


Abb. 18. Der Umfang des Sprachwechsels bei der Briefschreiberin Nr. 1 (Typ B)

Der Briefschreiber Nr. 2

Briefschreiber Nr. 2 wechselt im gesamten Bestand am intensivsten ins Ungarische. Das Diagramm zeigt, dass der Briefschreiber in den zwanzig Jahren der Korrespondenzzeit nicht

[280] Das Ergebnis wurde durch Wörterzählung des Textvolumens der deutschen und der ungarischen Passagen der Einzelbriefe gewonnen. Mitgezählt wurden dabei Angaben des Absenders, nicht berücksichtigt die des Adressaten.
[281] Vgl. hiezu Weintritt 1966, 327.

nur häufig, sondern in seinen – nicht selten langatmigen – Briefen durchgehend und bis zum Ende die Sprache wechselte.[282]

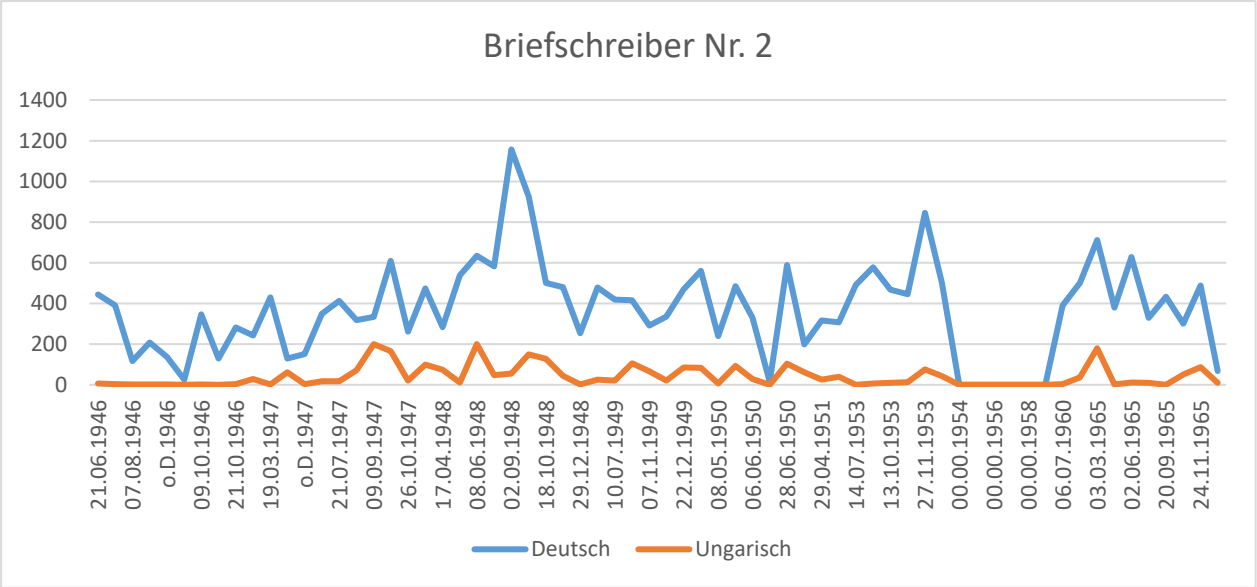


Abb. 19. Das „Volumen“ des Sprachwechsels beim Briefschreiber Nr. 2 (Typ B)

Auch beim Briefschreiber Nr. 2 zeichnet sich ab, dass er nicht von Anfang an, sondern nach einem gewissen Anlauf, erst ab 1947 regelmäßig ins Ungarische wechselt. Das Diagramm lässt erkennen, dass bei diesem Briefschreiber keine bevorzugten Phasen des Sprachwechsels auftreten, sondern der Gebrauch beider Sprachen wörtlich Parallelitäten aufweist: Ob er viel oder wenig schreibt, ob er dies nach der Ankunft oder nach der Zäsur tut – er lässt in seine Texte fast durchgehend ungarische Passage einfließen.

Die Briefschreiberin Nr. 3

Von ihren insgesamt fünfzehn Briefen aus einem Zeitraum von gut drei Jahren wechselt die Briefschreiberin (junge Generation) in sechs Briefen in die ungarische Sprache.

[282] Allerdings kann die hohe Zahl von Textmengen auch daran liegen, dass von Bonomi möglicherweise nachträglich mehrere Briefe in einen Umschlag gefasst wurden, die ursprünglich separat versandt worden waren. Manchmal sind diese auch nur Briefsegmente, weil ein Teil des Briefes entfernt wurde.

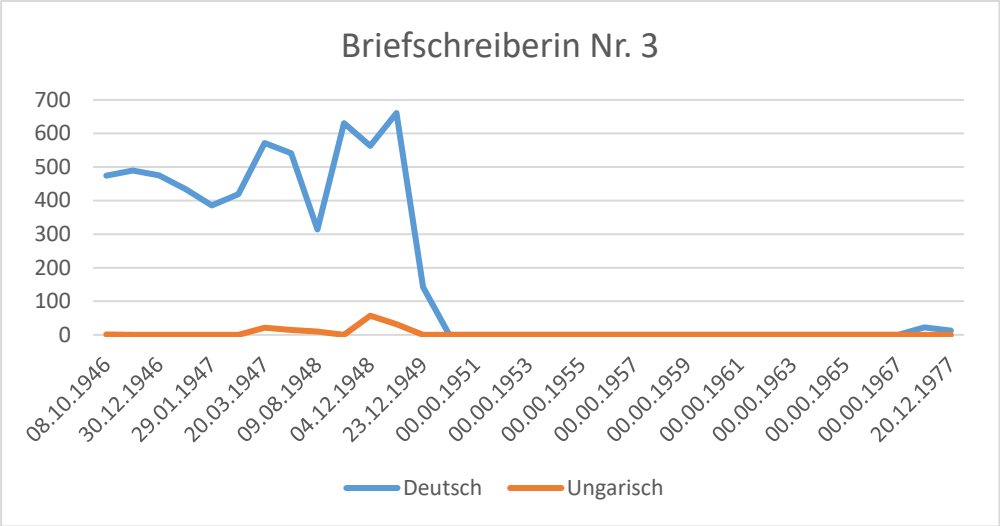


Abb. 20. Der Umfang des Sprachwechsels bei der Briefschreiberin Nr. 3 (Typ B)

Das Diagramm zeigt, dass auch die Briefschreiberin Nr. 3 erst im Jahre 1947 die Sprache wechselt. Ferner zeigt es, dass es bis zum Kontaktabbruch zwar insgesamt in geringem Ausmaß der Fall is, aber eine Tendenz der Parallelität besteht.

Während die Briefschreiber Nr. 1, Nr. 2 und Nr. 3 zeitweise oder durchgehend, aber regelmäßig die ungarische Sprache benutzen, ist das Sprachwechselverhalten der letzten beiden Briefschreibenden anderer Art.

Fall II

Bei den folgenden zwei schreibenden Frauen aus der Spätphase der Kommunikation, also nach der Zäsur, treten Sprachwechselstellen lediglich sporadisch auf, sodass von Ausnahmen gesprochen werden muss, was hier mitteld des Diagramms Typ A gezeigt werden soll.

Die Briefschreiberin Nr. 6

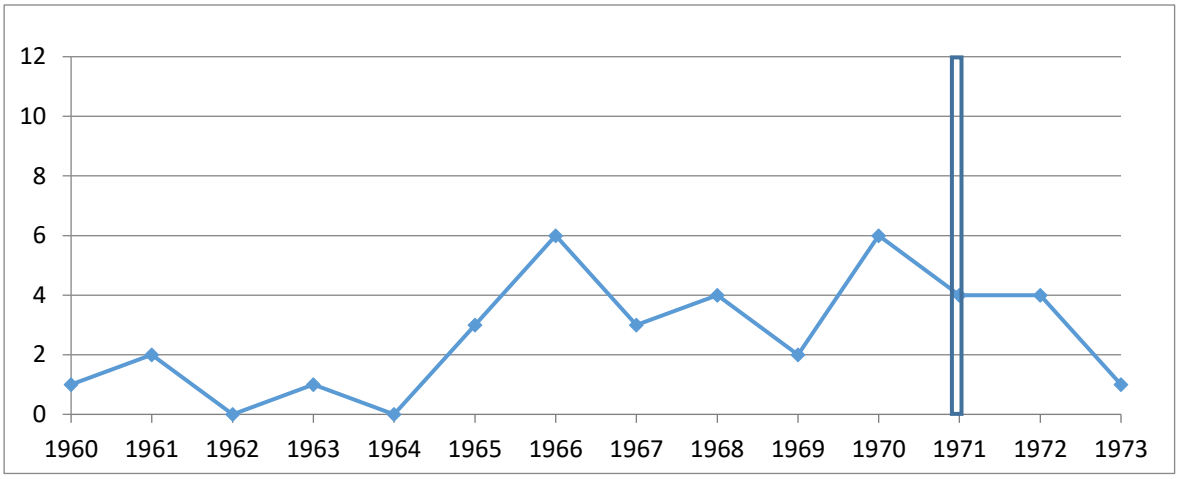


Abb. 21. Sprachwechsel als Ausnahme im Spiegel der Anzahl der Briefe (Typ A)

Der Sprachwechsel erfolgt erst zehn Jahre nach Beginn des Briefwechsels, der nach der Zäsur startet. Hier stellt sich die Frage: Welche Funktion kommt einem Sprachwechsel in einem solchen Fall zu, wo auf den Gebrauch des Ungarischen sonst offensichtlich verzichtet wird? Hierüber gibt die Mitteilungsabsicht Auskunft.

Die Briefschreiberin Nr. 7

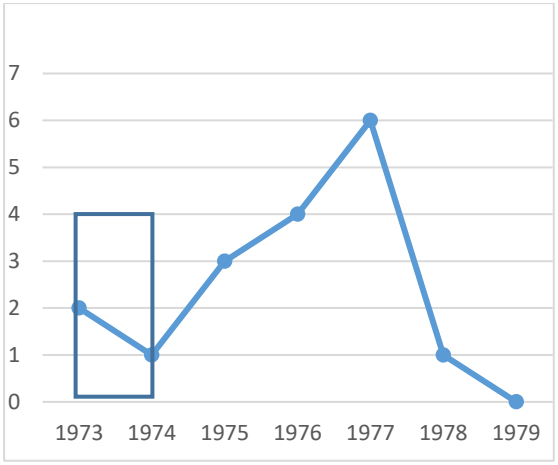


Abb. 22. Sprachwechsel bei der Briefschreiberin Nr. 7 am Anfang der Korrespondenz

Die Briefschreiberin Nr. 7 wechselt nur in ihren ersten Briefen die Sprache. Dies ist umso erstaunlicher, als sie diese Briefe unmittelbar nach ihrer Umsiedlung („Dissidieren“), direkt aus dem ungarischen Sprachraum kommend, verfasste. Dies ist einzig daran zu erkennen, dass

sie bei den deutschsprachigen Briefen das Datum in ‚ungarischer Reihenfolge' setzt, z. B.: 1973. XII 29 [2/1/145].

2.2.4.3 *„dann schrieb Sie noch: sokat imádkozom az én drága budaörsieimért" –* Sprachwechsel im Dienste von sozialnetzbasiert gesteuerten Mitteilungsabsichten

Für die nun folgende inhaltliche Analyse des Sprachwechsels wird der im Rahmen seines ungarndeutsch-bezogenen Feldforschungsprojekts erarbeitete kontaktlinguistische Ansatz von Csaba Földes befolgt.[283] Indem Földes zunächst die Code-Switching-Literatur umfassend überblickt,[284] nimmt er Bezug auf eine „spezielle, an die ungarische Realität gebundene Begrifflichkeit" und bezieht auch den sozialen Kontext des Sprachwechsels ein. Sprachwechsel wird nach Földes

> „als ein Wechsel zwischen zwei Sprach(varietät)en innerhalb eines Diskurses, eines Satzes oder einer Konstituente definiert, weil das eine gängige Praxis unter zwei- bzw. mehrsprachigen Personen in Situationen ist, wo ein bilingualer Diskurs- bzw. Interaktionsmodus angemessen erscheint. […] Bei solchen Definitionen wird allerdings die soziale Situation, in der die Kode-Umschaltung stattfindet, nicht explizit berücksichtigt. Diese kann aber insbesondere bei der Erforschung von Motiven, die einen bilingualen Sprecher dazu veranlassen, den Kode zu wechseln, von großer Relevanz sein."[285]

Wenn Földes „Kode-Umschaltungen als kulturellem Handeln vielfältige Leistungen" zuweist, nennt er Funktionen „der Sachverhaltsdarstellung (Konturierung, Präzisierung etc.), der Adressatenberücksichtigung (Betonung, Anschaulichkeit etc.), der Handlungsstrukturierung (Pointierung, Kontrastierung etc.) sowie verschiedene Arten der Modalitätsanzeige (Bewertung, Emotionalisierung etc.)".[286] Wenn im Folgenden Sprachwechselstellen in den Briefen typisiert beschrieben werden, geschieht das mit dem Ziel, um herauszuarbeiten, wie diese Funktionen in der Briefkommunikation zum Tragen kommen, konkret: welche Mitteilungsabsichten der Schreibenden bezüglich alter und neuer Heimat transportiert werden.

Eine bemerkenswerte Beobachtung zur Funktion des Sprachwechsels im deutsch-ungarischen Kontext machte auch E. Knipf-Komlósi: Das Ziel sei: „im Sprachgebrauch der zweisprachigen Minderheitensprecher eine höhere referenzielle Effizienz, eventuell eine

[283] Földes 2007.
[284] Zusammengefasst in Földes 2007.
[285] Földes 2007, 295f.
[286] Földes 2007, 315.

schnellere Verarbeitung der Information bei den Interaktionsteilnehmern zu erzielen“. Aufgrund von Interviews und Befragungen stellte sich heraus, dass

> „die Sprecher nicht nur aus Gründen der Wortfindungsprobleme die Sprache wechseln, aus der lokalen Mundart ins Ungarische, sondern auch aus ihrer Überzeugung heraus, dass die ungarischen Entlehnungen aussagekräftiger, expressiver sind als die – für sie – nicht mehr bekannten oder von ihnen eventuell selbst übersetzten Begriffe. Darüber hinaus ist es nach Einschätzung der Gewährspersonen oft auch schneller oder ökonomischer, zu vorhandenen ungarischen lexikalischen Einheiten und Strukturen zu greifen, zumal die ja häufig gebraucht werden und daher immer parat stehen.“[287]

Im Folgenden werden zunächst die Facetten der schriftlichen Sprachwechselpraxis anhand von Fallbeispielen erarbeitet. Sie sind keineswegs vollständig, sondern stellen lediglich ausgewählte Fälle für je einen Funktionsbereich dar. Grundsätzlich gilt dabei, dass Sprachwechsel im Dienst mehrerer Funktionen mit unterschiedlich scharfen Konturen stehen und dabei verschiedene *persönliche Legierungen* aufweisen kann.

2.2.4.4 „*das ehr in eine Müanyaggyárban Presmunkás ist*“ – Sprachwechsel in Abhängigkeit von der Verfügbarkeit

Es können viele Arten und Ausprägungen von Sprachwechselpassagen auftreten. In ihrer einfachsten Form erscheinen sie in Abhängigkeit von der Verfügbarkeit der sprachlichen Ausdrucksmittel. Charakteristisch ist es hier, dass bei einem Sprechakt „das zu einer speziellen Redeabsicht passende Redemittel in der gerade verwendeten Sprache nicht ad hoc ein[fällt] oder ein solches in der Sprache gar nicht [existiert]“[288]. Hier muss also der Grund in der „unterschiedlichen kognitiven Verfügbarkeit der Einheiten der beiden Sprachen“[289] liegen. Dabei kann dieser als alleiniger Grund auftreten oder zusammen mit anderen Motivationen im Dienste komplexer Kommunikationszusammenhänge stehen. Sprachwechselpassagen als Folge von mangelnden Ausdrucksmöglichkeiten treten bei allen Schreibenden auf, die beide Sprachen benutzen. Auf diesen naheliegenden Grund verwies bereits Bonomi: „In den ersten Jahren werden ungarische Wörter, Wendungen, ja ganze Sätze eingestreut: das richtige deutsche Wort war einem damals noch nicht geläufig.“[290] Der gerade nicht disponible gewünschte Ausdruck kann Auslöser für einen weiteren Sprachwechsel sein.

[287] Knipf-Komlósi 2020, 17.
[288] Földes, 307.
[289] Földes, 307.
[290] Bonomi 1961/1964, 159.

(Beisp. 1) Sprachwechsel kommt zum Einsatz, wenn im Originalwortlaut nacherzählt wird, insbesondere, wenn dabei ein im Deutschen kaum geläufiger Ausdruck verlangt wird: „Mein [Verwandter] schreibt aus Budapest das/es ihn gut geht, das ehr in eine Müanyag-/gyárban Presmunkás [Pressarbeiter in einer Kunststofffabrik] ist, bekomt 500 Forint auf/ein Monat“ [20.03.1951 = 2/1/305].

(Beisp. 2) Mangelnde Verfügbarkeit kann nicht nur ausgefallene Ausdrücke (einer Fach- oder Amtssprache), sondern auch einen leichter verfügbaren und im Augenblick gängigeren Ausdruck aus dem Grundwortschatz betreffen:

(84)
Ja und 3 Kirhen sind in Ord. […] eine auf der/Gänsewiesen in Müllerischen Haus das ist die Evangelische, und eine in der Eisenbahn
gasse das ist die Katolikus Kirhe ge- [katholische]
nuk nur die Besuher werden velen.
[28.01.1948 = 2/1/296]

(Beisp. 3) Bei der folgenden Stelle stehen der Briefschreiberin sprachliche Mittel im Deutschen vermutlich in der Tat nicht zur Verfügung, da es sich um Begriffe der ungarischen Amtssprache handelt. Die betagte Solymárerin, die in ihren Briefen ansonsten nie die Sprache wechselt, möchte sich hier präzise ausdrücken, denn sie wird bei der Antragstellung nach ihren Unterlagen gefragt: „Herr Togtor, aber ich habe Etlihe/Kontragt. Wegsesh [végzés = Beschluss]. von daheim“ [o. D. = ca. 01.1950 = 2/1/214].

(Beisp. 4) Auch für die Briefschreiberin Nr. 1 wird bei dem folgenden Brief, in dem sie von der alten Heimat berichtet, der Ausdruck „Genossenschaft“ nicht verfügbar gewesen sein: „Kaufläden gibt es keine mehr wo man/etwas bekomt zum kaufen, nuhr ein/Szövetkeszet [(Produktions-)Genossenschaft]“ [18.04.1950 = 2/1/259]. Hier handelt es sich um eine präzisierende Wiedergabe.

(Beisp. 5) Ebenso erläuternd ist der Sprachwechsel beim Briefschreiber Nr. 2, wo er präzise zu beschreiben versucht, dass er eigentlich kein richtiges Bett zum Schlafen hat: „Das Bett ist ein Stuhl / (Nyugágy [Liege, Pritsche, provisorisches Bett]) auf dem ich jetzt fast / 2 Jahre immer Schluf“ [o. D., Erwerb, 20.09.1946 = 2/1/069].

(Beisp. 6) Im folgenden Beispiel ist dem Briefschreiber die sprichwörtliche Redensart wohl eher in der ungarischen Sprache vertraut. Dabei ist der Spruch eigentlich ein Bibelzitat.

Mittels der Formel will der Briefschreiber die Konfliktsituation zwischen dem einheimischen Pfarrer Ritter und seinen Gläubigen einfühlsam zum Ausdruck bringen. Sein Mitgefühl („szomorú“) wird auf Ungarisch ausgedrückt:

(85)
Pf Ritter hat auch ein
schreckliches Pech was aber Er selbst schuld
ist, weil Er sie von die Budaörser nicht
trennen läst die Ihn immer verführenen
zu. Das sind die Budaörser (szomorú) [(es ist traurig)]
saját hazájába senkise Profeta! [Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande!][291]
[02.09.1948 = 2/1/037]

2.2.4.5 „*Pfuij Schwáb le a Schwabokal ki welük*“ – Zitierende Wiedergabe von Briefnachrichten aus der alten Heimat

In den Vertriebenenbriefen ist eine der zentralen instrumentalen Funktionen von Sprachwechsel die zitierende Wiedergabe von Briefnachrichten aus der alten Heimat. Im ersten Jahrzehnt nach der Ankunft war ja eine der wichtigsten Funktionen der Briefkommunikation, Ungarn betreffende Briefinhalte in der Gemeinschaft nach- bzw. weiterzuerzählen. Die Verbreitung von Briefnachrichten aus Ungarn betrifft nicht nur die Bonomi-Briefsammlung, sondern, wie bereits beim Nachrichtenblatt „Ertesítő“ angesprochen, die Kommunikationsplattform Heimatpresse überhaupt.

Hier kommen die das eingangs angesprochenen Kommunikationsmerkmale eines ‚Gemeinschaftsbriefes‘ am meisten zum Tragen. Aus Ungarn erhaltene Briefe werden wörtlich und gänzlich abgeschrieben oder länger zitiert. Auch das Beifügen von Briefen (zum Ausleihen) ist keine Seltenheit. Diese Phänomene gehen auf einen Informationshunger innerhalb der Gemeinschaft zurück, auf ein elementares Bedürfnis, sich in der neuen Heimat, die möglicherweise noch einmal verlassen werden muss, gut zu positionieren und dafür Informationen zur Lage in der alten Heimat zu bekommen. Natürlich informiert man sich auf allen Wegen (vgl.: „Wir bekommen jezt fleisig Ungari-/sche Zeitungen zugeschickt“ [18.12.1948 = 2/1/251]).

[291] Folgende Stelle ist gemeint: „Er sprach aber: Wahrlich, ich sage euch: Kein Prophet ist willkommen in seinem Vaterland“. Lukas 4, 24.

Im diesem Kapitel werden Beispiele für wiedergegebene oder weiterverbreitete Briefe aufgeführt. Unter den zitierenden Wiedergaben finden sich etliche, die grundsätzlich neutral-repetitiver Art sind. Es finden sich aber andere, nuanciertee Aussagen – von subtilerer bis hin zu starker emotionaler Prägung.

Die Wiedergabe von Ereignissen in der alten Heimat bzw. die Berichte der dort Verbliebenen, deren Eindrücke und Erlebnisse an die Verwandten und Bekannten in der neuen Heimat heranzutragen, war eines der wichtigsten Ziele der Briefkommunikation zwischen den entzwei gerissenen Mitgliedern der Budaörser Gemeinschaft. Welche Bedeutung dieser Wiedergabe zufiel, bekunden nicht nur zahlreiche Hinweise in den Briefen von mitversandten weiteren Briefen und zahlreiche paraphrasierende und nacherzählende Textstellen, sondern auch die, die sorgfältig im Wortlaut zitiert bzw. abgeschrieben wurden. Genauigkeit war dabei wichtig, um keine gefilterten oder gar entstellten Sachverhalte unter die Landsleute zu bringen.

(Beisp. 1) Im folgenden Brief des jungen Briefschreibers Nr. 4 wird ein Brief der Schwester Oberin Klára wiedergegeben. Schwester Klára Ráth (1898–1991) war Ordensfrau der Barmherzigen Schwestern des Heiligen Vinzenz von Paul und zeitweise Leiterin der Mädchenschule in Budaörs.[292] Allein an der Wortwahl wird erkennbar, dass die Einschätzungen der hohen Respekt genießenden, charismatischen Ordenschefin als wichtig genug erachtet werden, um ihre Worte buchstabengetreu zu zitieren, was auf Deutsch eingeleitet und im ungarischen Original realisiert wird:

(86)
u dann schrieb Sie noch: sokat imádkozom [ich bete viel
az én drága budaörsieimért, az Úr kiválaszottjaiért, hogy Isten Szent aka-
um meine teuren Budaörser, um die Auserwählten des Herrn, damit sie
ratán megmaradva viseljék az élet keresztjét. E sok fájdalom és szen-
im Gottes heiligen Willen erhalten, das Kreuz das Leben tragen. Der Lohn für diese vielen
vedés jutalma csak hitben boldog jövő lehet a régi otthonban. Reménnyel
Schmerz und Leiden ist nur ein glaubensreiches Leben in der alten Heimat. Hoffnungs-

[292] Klára Ráth (1898, Mosonszentpéter – 1991, Bakonybél) wurde zunächst als Grundschullehrerin ausgebildet und 1917 trat sie dem Orden der Barmherzigen Schwester bei. Zwischen 1920 und 1941 unterrichtete sie in Budaörs, danach übernahm sie die Pflege von erkrankten Schwestern. 1978 wurde sie verrentet und zog ins Soziale Heim in Bakonybél. (Nach http://lexikon.katolikus.hu/R/R%C3%A1th.html, letzter Zugriff 01.03.23.) Erst in den letzten Jahren wurde publik, dass der Orden nach 1944 50 jüdische Erwachsene und 150 Kinder, deren Eltern bereits verschleppt worden waren, in seine Obhut nahm, wodurch diese überleben konnten. (Angaben nach: http://lexikon.katolikus.hu/I/Irgalmas%20N%C5%91v%C3%A9rek.html, letzter Zugriff 01.03.23.) Dabei haben Überlebende das mutige Auftreten der Ordenschefin hervorgehoben, die sich u. a. weigerte, das Haus den Nazis zu überlassen bzw. Kinder den Pfeilkreuzlern auszuliefern. 2001 wurde das Leben von Schwester Klára verfilmt, und 2010 wurde ihr vom Staat Israel postum die Auszeichnung „die Rechten der Welt“ verliehen. Diese wird an nichtjüdische Menschen vergeben, die in der Zeit des Holocaust ihr Leben riskierten.

és bizalommal karolják át az isteni keresztet, mely sújtva is áld Erős
und vertrauensvoll sollen sie das göttliche Kreuz umarmen, das auch durch Schläge Segen bringt.
a meggyőződésem, hogy híveink visszajönnek.
Es ist meine feste Überzeugung, dass unsere Gläubigen zurückkehren.]
[14.05.1947 = 2/1/096]

Solche Briefe waren Multiplikatoren, um das Gebet der Oberin und deren trost- und hoffnungsspendenden Anschauungen und Ermutigungen nicht nur an den Angesprochenen, sondern an die gesamte, breite Heimatgemeinschaft zu adressieren.

(Beisp. 2) Zwei Monate später wird Schwester Klára wieder zitiert. Die Wiedergabe erfolgt diesmal allerdings auf Deutsch, da sie deutsch schrieb. Das Briefzitat wird durch den einführenden, ins Ungarische wechselnden, präzisierenden Satzteil „Kispesti ház“) und durch die resümierende Abschluss-Frage umrahmt:

(87)
Ich habe mit dem
letzten Brief der von Ihnen ankam folg. 2 Briefe als
Begleiter bekommen. Schw. Klára gew. Oberin in Börs u. jetzt
im Bup. Kispesti ház als Assistentin wirkt [hat] folg. mitgeteilt.

> Nun feierten wir schon wieder das 2 mal Fronleichnam ohne den
> l. Budaörsern. Es war wieder nur der Kirche herum die Prozessi-
> on mit reichlichen Blumen Teppich. Die schöne Lieder sang man
> auch in ung. Schprache. Alles war so wie früher, nur die Gesichter
> änderten sich. Meine Hoffnung ist fest, dass heut 1 Jahr es schon
> ganz anderst wird sein. Ihr. könnt zurück, Euer Gebet, Leid
> u. Elend wird Erhörung finden. Freilich wird so manches
> anderst sein u. werden, wie früher, Ihr seid aber doch am
> [Seite 2] ./.
> Heimatboden, den Euere Urgrosseltern bebaut haben. – So
> oft ich nach Budaörs komme, gehe ich immer in Friedhof,
> gehe betend neben alle Gräber herum anstatt Euch meine Lie-
> benden. Mein Herz blutet immer wenn ich noch Euer Ferne
> u. Not denke. Möchte Euch so gern helfen u. geht nicht. Hier
> zuhause gibt’s auch grosse Not. Die grosse Trockenheit bringt
> sehr schwache Ernte. Pfirsiche wird es viel geben, zeigen sich
> schön. Auch die Trauben sind bisher reichlich. Nur Gemüse,
> Erdepfel u. Mais ist schwach. – Most kérdem ki-e a játék? Jetzt frage ich, ist das Spiel aus?

[27.07.1947 = 2/1/066]

Mit der auf Ungarische gestellten Frage bringt der Briefschreiber seine Unsicherheit zum Ausdruck – sie ist keine rhetorische Frage. möglicherweise stellt er die optimistischen Ansichten der Oberin ein Stück weit zur Debatte.

(Beisp. 3) In der folgenden Passage werden Informationen aus der russischen Zone weitergeleitet. Dabei hat wörtliche Wiedergabe besondere Bedeutung, denn dadurch soll das Fehlverhalten des ehemaligen Ortsvorstehers, Richter J. Ébner, unterstrichen werden:

(88)

D. Kruck schreibt daß viele in der Russ. Zone sind angekommen auch J. Ebner v. Biro ki azt mondta volna mikor az orosz be jött [„] itt vannak a mi megmentőink.“ Gottes Mühle mahlen langsam aber sicher! Jetzt seche ich, daß der lb. Gott die Fariseern auch gefunden hat.	[J. Ebner ehem. Richter, der gesagt habe, als die Russen reinkamen, unsere Retter sind da.]

[09.09.1947 = 2/1/061]

Der ehemalige Dorfrichter, der 1946 abgesetzt wurde, wird hier bezichtigt, die Russen willkommen geheißen zu haben.[293] Worauf es hier ankommt, ist der Ausdruck einer bewusst auf Ungarisch formulierten bitteren Enttäuschung, von Dorfgenossen verraten worden zu sein; damit wird die Zerrissenheit entlang der politisch-ideologischen Trennlinie deutlich. Die in mehreren Briefen wiederkehrende Klage dieses Briefschreibers über das Verhalten des Richters sind ein Blege dafür, dass eine willfährige Ablehung von den Landsleuten über die Vertreibung hinaus eine Quelle zusätzlicher Kränkung und eine Erschwerung einer emotionalen Konsolidierung sein konnte.

(Beisp. 4) Im selben Brief berichtet der Briefschreiber über das ihm von Pfarrer Aubermann Vermittelte, dabei werden die Worte des Pfarrers in einem unwirschen Ton paraphrasiert:

(89)

Aubermann azt irta a múltkor, hogy Sik úrnak rosszul megy a boltja mert nem fizetnek kultus adot a telepesek hanem azt mondják ki evvel a csuhással. A templom ablakai össze vannak törve és a Höfner Näni megy gyűjteni, de csak a vissza maradt Svábokhoz. De most mi lesz mikor ezek is kint vannak.	[Aubermann schrieb unlängst, dass der Betrieb von Herrn Sík schlecht ginge, da die Siedler keine Kirchensteuer zahlen, sie sagen, raus mit dem Pfaffen. Die Kirchenfenster seien zerstört und Tante Höfner geht sammeln, aber nur bei den zurückgebliebenen Schwaben. Aber was nun, wo die auch draußen sind.]

[09.09.1947 = 2/1/061]

Während der Briefschreiber das Abschaffen des katholischen Lebens in Budaörs beklagt, lässt er seiner Bitterkeit, Frust und Enttäuschung im vertrauten Ungarischen freien Lauf.

[293] Réka Marchut hat sich mit dem Schicksal von Richter Ébner, der u. a. als „ungekrönter Schwabenkönig“ gebrandmarkt war, befasst, vgl. Marchut 2010, 207.

2.2.4.6 „*weil Er damals gesagt hat, bárcsak már mennétek*“ – Aussagen, Ansichten und Einstellungen bezüglich der Vertreibungsereignisse

Auf den folgenden Seiten werden Briefpassagen zitiert, die sich auf die Umstände der Vertreibung bzw. die anschließenden Ereignisse und Diskriminierungen beziehen.
(Beisp. 1) In der folgenden Passage gibt der Briefschreiber Nr. 2 aus Ungarn erhaltene Informationen zur Stimmungslage in Budaörs weiter. Dabei kommt seine kritische Haltung zum Ausdruck. Der Schuldirektor wird mit einem hämischen Wortspiel erwähnt:

(90)
Aus Ungarn erhielt
ich von Direktor (Izgató) Szakály ein Schreiben. Neues schreibt Er nicht, nur, daß Sie meistens in gedrückter Stimmung sind u. eine 8 tägige Mission begonnen hat in Budaörs. Daß Kardinal Mindszenty (hier gesagt Mindschenki) verhaftet ist, ist Ihnen gewiß auch nichts Neues?
[10.10.1948 = 2/1/040]

[Hetzer[294]]

[Mindszenty, Wortspiel[295]]

Zum Schuldirektor hat der Briefschreiber ein ambivalentes Verhältnis. Die beiden stehen zwar in Korrespondenz (weitere Erwähnungen von einem Brief von Szakály z. B. 14.11.1949 = 2/1/073), zugleich zählt ihn der Briefschreiber zu den Opportunisten (was auch er einmal in eine Sprachwechselstelle versteckt: „kétszinü Szakály“ [17.04.1948 = 2/1/054]).
In einem noch offeneren und angreifenden Ton bringt der Briefschreiber seine Zweifel über die Wahrheit der von Szakály beschriebenen (beschönigenden) Zustände in der alten Heimat zum Ausdruck, die auf Ungarisch nacherzählt wird:

(91)
Der zweite
Brief war von Szakály izgato ur jung u alt die Beide jokat hazudnak, mert azt írják, hogy minden a rendes kerékvágásba megy és a telepesek igen derék emberek, csak mellékelve volt még az is, hogy a tyukot az összeset elopták úgy hogy karácsonykor nem volt
[Seite 2] ./.
2. Hünersuppe. Éljen ez kell ezeknek és csak éljenek ebbe a kerékvágásba tovább.
[01.01.1948 = 2/1/040]

[vom Direktor Szakály […]
die beiden lügen ganz schön, weil sie schreiben, dass alles in alten Bahnen sei und dass die Siedler ganz tüchtige Leute seien, hinzugefügt wurde nur beiläufig, dass alle Hühner gestohlen wurden, sodass an Weihnachten keine […]

gegeben habe. Hoch lebe es, gut so für die, sollen sie nur in diesen Bahnen weiter so leben.

[294] Wortspiel mit dem Wort igazgató (Direktor), indem der reimende Ausdruck izgató [Hetzer] verwendet wird.
[295] Höhnisches Wortspiel mit dem Namen von Kardinal Mindszenty mit dem ähnliche klingen Satz *mind senki* in der Bedeutung von niemand.

Dass der Briefschreiber in Budaörs ein für ihn prägendes Erlebnis mit Szakály in Erinnerung hat, geht aus einem erst ein Jahr später geschriebenen Brief hervor. Darin nennt er den Grund für seine Enttäuschung über Szakálys Verhalten, die noch drei Jahre nach der Vertreibung herauszuhören ist:

(92)
> Szakály hat geschrieben, aber ich gebe keine Antwort. Warum,
> weil Er damals gesagt hat, bárcsak már mennétek, hogy nekünk
> már akkor jobb lenne. (Legyen meg neki a szent béke a Paradicsomban)
> [würdet ich bloß schon gehen, dann hätten wir es besser:
> (Soll er doch den Heiligen Frieden finden im Paradies.)]

[14.11.1949 = 2/1/073]

Die Passage, wie auch die oben, spiegelt die tiefschürfenden Gegensätze zwischen den unterschiedlich gesinnten Budaörsern, die in der Zeit vor der Vertreibung vorherrschte, wider. Diese gipfelten in der Unterstellung, dass die Vertreibung mancher von einingen Dorfbewohnern herbeigewünscht worden sei. Mit dem versöhnlichen biblischen Ton des in Klammern gesetzten ins Ungarische gewechselten Satzes wird der Friedenswunsch nur vorgetäuscht. Eher ist der Satz eine höhnische Anspielung auf das kommunistische ‚Paradies'.

Der im Brief erwähnte Geistliche József Mindszenty ist dadurch mit den Vertreibungsereignissen verknüpft, dass er versuchte, abwehrend zu intervenieren.[296] Auch nach der Vertreibung spielte der Kardinal eine wichtige Rolle.[297] Er stellte eine zentrale Instanz des Widerstandes gegen die Zurückdrängung der katholischen Kirche dar; u. a. bot er durch das Marianische Jahr 1947–1948 ein zunächst durchaus wirksames Programm gegen die Machtergreifung der Diktatur. Für die katholische Kirche wurde er im Zeitraum 1945–1988 „als Widerstandkraft und Obhut für die Verfolgten [etabliert]",[298] und somit gebührte ihm eher die Sympathie der Vertriebenen. Der Grund, warum er vom Briefschreiber kristisiert wird, ist aus dem Gesamtkontext des Briefwechsels nicht ersichtlich, wenn man davon absieht, dass der Briefschreiber seiner Mutterkirche und vielen Würdenträgern grundsätzlich äußerst kritisch gegenüberstand.[299]

[296] Marchut 2014, 211.
[297] Anlässlich der (letzten) Firmung des Kardinals in Budaörs im Jahr 1948 erhielt er ein Album, welches ein neues Licht auf die Geschichte der Nachkriegs-Fronleichnamsprozession wirft. Vgl. Muka 2020b.
[298] Muka 2020b, 95.
[299] Vielleicht rührte seine Irritation daher – und diese Annahme resultiert in erster Linie aus meinem intuitiven Gesamteindruck der gesamten Schriftproduktion von Briefschreiber Nr. 2 –, dass der Geistliche seinen deutschklingenden Namen „Pehm" magyarisieren ließ. Der in Csehimindszent geborene Mindszenty (1882–1975) ließ seinen deutschklingenden Namen 1941 als Zeichen des Protestes gegen den Vorstoß des Nationalsozialismus nach Ungarn ändern. (Muka 2020b, 95.)

(Beisp. 2) Die Briefschreiberin Nr. 3 berichtet über die Internierung von Landsleuten, die ca. ein Jahr nach der Vertreibung stattfand. Die zitierende Wiedergabe auf Ungarisch wird in Anführungszeichen gesetzt. Die Passage wird mit Sprachwechsel eingeleitet, bei denen auf Ungarisch geläufige Begriffe auftreten:

(93)

Die Männer habens gleich am Nyugati	[Westbahnhof]
Bahnhof weg und gleich in Internirungs	
Lager hinein gekommen.	
Können Sie sich die Károly Laktanya	[Károly-Kaserne]
auf der Budaörsi ut. vorstellen? Dort habens	[Budaörser Straße]
alle hinein. So wie Sie früher mit Soldaten	
voll war so wahr Sie jetzt zuletzt mit [S. 2]	
Männer u. Frauen.	
[…]	
Unterdem Trümern lagen Sie bei Nahts	
den die Kasserne hatte auch etliche ein-	
schüße, und Essen hat man nur mit Kle-	
der Ihnen bringen können den Sie sag-	
ten: „Schwáboknak nem kell.“	[„Schwaben brauchen keine.“]
[20.03.1947 = 2/1/005]	

(Beisp. 2) Einige Monate später wird von offenen Diskriminierungen berichtet, und die Authentizität der Berichte wird auch hier durch originalsprachliche Zitate erhöht:

(94)

Jezt sind	
wieder einige fon Ungarn gekommen die wa-	
ren in der Russischen gefangeschaft und ein	
Monad in Budaörs. Die erzélen von der	[erzählen]
Budaörscher schönheid. Es gibt schon Einen Kuh	
Halter, Schwein und Zigen Halter (Hirt) Und die	
Telepesek sind die Weinhüter und der last alle bei	[Siedler]
den Schwaben stélen wens im 15 Florin geben	[stehlen]
und oft geht es reht zu „Pfuij Schwáb le a	[„Pfuj Schwabe, nieder
Schwabokal ki welük“ for der Ernde wieder.	mit den Schwaben, raus mit ihnen“][300]
[10.08.1947 = 2/1/301]	

(Beips. 3) In einem Brief aus dem Jahr 1948 erzählt die Briefschreiberin Nr. 1, dass von einem Verwandten per Annonce folgende Nachricht an sie gerichtet worden war:

(95)

[Er] schrieb in	
die Zeitung. Nem sokára	[Bald
tallákozunk, ich weis nicht will	treffen wir uns]

[300] Die schriftliche Wiedergabe des ungarischen Zitats wird von der Briefschreiberin hier nach deutschen orthographischen Regeln realisiert, wodurch eine orthographische Hybride entsteht (anstatt v wird w gebraucht). Wie labil dieses Regelwerk jedoch ist, ist daran abzulesen, dass die ungarischen und deutschen Autobezeichnungen *sváb* dt. *Schwabe* in demselben Satz hinsichtlich der diakritischen Zeichen variieren („Schwáb“ und „Schwab“). Homophone bilinguale Formen, wie im vorliegenden Fall, scheinen für eine Hybridierung ‚anfälliger‘ zu sein.

Ehr kommen oder meint Ehr wir
kommen, das soll Ehrsich aus den Kopf
schlagen, das wird nicht mehr wahr […].
[18.12.1948 = 2/1/251]

Der Verwandte ließ durch die Zeitung im Vorfeld ausrichten, dass sie sich bald treffen würden, die Empfängerin glaubt aber offenbar nicht an ein Wiedersehen.

(Beisp. 4) Im selben Jahr zitiert die Briefschreiberin die neue Begrüßungsformel in der Originalsprache und kommentiert anschließend bestürzt: „nihts besonderes neues, nur fil Arbeitz lose gibt es, und ein/neuer Gruss ist in Schule. Nincs/Isten [es gibt keinen Gott] die andword ist Még nem is/volt [Es hat auch noch nie einen gegeben] Wie weit das Die es noch bringe werden“ [18.07.1948 = 2/1/254].

(Beisp. 5) Am Anfang der 1950er Jahre, in der Zeit der forcierten Industrialisierung, berichtet die Briefschreiberin Nr. 1, dass in Ungarn großer Mangel an Arbeitskräften herrsche. Nun würden alle Arbeiter gebraucht, selbst die mit deutscher Abstammung. Der Wechsel ins Ungarische wird satzintern realisiert: „Ich schrieb Ihn neulich ob das nichtz ausmaht das/ehr ein Deutsche abstamunk ist schreibt ehr nein/csak asz Ember jó munkás legyen [es genügt, ein guter Arbeiter zu sein]“ [19.06.1951 = 2/1/297].

(Beisp. 6) Einige Monate später wird über die Mangelwirtschaft geklagt:

(96)
[Er schreibt,]
das Ehr sehr nerwös ist immer beider Nacht Arbeiten mus dan schreibt Ehr noch/nincsen „Frötcs nincsen salona“ [Es gibt kein „Gespritztes und keinen Speck“] zum ersten/mal der hat immer nur Gutes geschrieben.
[14.11.1951 = 2/1/293]

(Beisp. 7) Bei der folgenden Passage wird der Sprachwechsel zunächst durch das Wort tanya [Einzelgehöft] ausgelöst, das schwer übersetzbar ist – der Briefschreiber Nr. 2 will hier über die genauen Lebensumstände seines jungen Verwandten berichten. Danach wird der Sprachwechsel in repetitiver Funktion, ohne Bedeutungszusatz, eingesetzt, wenn der Briefschreiber den Ausdruck auf eine redundante Art auf Ungarisch noch einmal verwendet:

(97)
Der Junge der aus der Russe Gefangenschaft entlassen wurde
u. jetzt in Ungarn auf einer Tanya tätig ist, wo Ihn meine Schwester
in [Stadt] untergebracht hat, bis Er zu seine Eltern gehen kann, was auch
wichtig wäre; Den Fluchen (Káromkodni) a Tanyán zu lernen ist nicht [(fluchen)]
notwendig.

[02.09.1948 = 2/1/037]

2.2.4.7 „*So dun die Derék emberek aufbauen*“ – Mitteilungsmodalitäten bei Themen, bezogen auf die alte Heimat

Sprachwechselpassagen können verschiedene Mitteilungsabsichten zugrundeliegen; dabei können Äußerungen nuanciert ausgedrückt werden. Das Schreiben über die Zustände in der alten Heimat kann u. a. starke Emotionen hervorrufen. Briefe können eine Ventilfunktion haben und durch Sprachwechselstellen können Empfindungen wie Wut, Enttäuschung, Ohnmacht, Verzweiflung, Traurigkeit, Wehmut, seelischer Schmerz und Angst zu Tage treten – um nur einige der wichtigsten zu benennen.

Die hier angeführten drei Beispiele spiegeln durch Ironie zum Ausdruck gebrachte bittere Enttäuschungen; dabei erscheinen zwei Sprachwechselstellen in der Funktion, die mit Földes „abschließende Evaluierung oder Resümee“ genannt werden können, welche im kommunikativen Nachfeld einer narrativen Passage folgen.[301]

(Beisp. 1) Hier werden von der Briefschreiberin die Zustände des ehemaligen Hauses und Hofes beschrieben, an denen (zwei Jahre nach der Vertreibung) noch intensive Erinnerungen hängen. Zunächst wird die Vernachlässigung des ehemaligen Familienbesitzes beschrieben; dieser sei nunmehr in fremden und dilettantischen Händen. Der Schlüsselsatz wird durch einen satzinternen Sprachwechsel markiert. Danach wird die Beschreibung des Zerstörens, wie aus einem unaufhaltbaren Impuls heraus, fortgesetzt:

(98)
Ehr schreibt das sein Haus/und noh 24 andere am Berg der Erde gleih/
sind, ja Ehr schreibt sogar die Steiner sind wek/
So dun die Derék emberek aufbauen. Das/ [brave Leute]
Holz ist heitz Material ob es Möbel sind/
oder Tachstul oder Haustüren oder Fenster.
[28.01.1948 = 2/1/296]

Die hier ironisch gemeinte Formel „derék magyar ember“ [tüchtiger ungarischer Mensch] pointiert die Protesthaltung zusätzlich ironisch-kontrastiv.

[301] Földes 2007, 313.

(Beisp. 2) Ein ähnliches, summiertes Urteil erscheint in einem weiteren Brief am Ende der Schilderung des Zerstörens und Zugrunderichtens:

(99)
da sind Sie in die Weinlese gefaren haben einen Schrank auf den Wagen, da hat Er sich denkt was wird den jezt, da haben Sie die weintrauben hinein geschmissen, und wen er vol wahr sind wieder Heim geffaren, die Beeren haben Sie niht zussamen geglaubt die haben Sie liegen lassen. Die Bäume haben Sie schon fille heraus zum verbrennen jeztt kommen schon die Weinstöke zun verbrenen dran. die Wein keller unsern Männer Ihr Stolz die sind auh schon die helfte verbrant. Ez a Kultura. die Leute sagen halt schon fille Sie sind Komunisten damit Sie eine Ruhe haben. [Das ist die Kultur.]
[16.01.1949 = 2/1/292]

(Beisp. 3) Die folgende Passage ist vermutlich als Reaktion auf eine Aussage Bonomis entstanden, da sie mit einer Zustimmung eingeleitet wird, wobei aus dem Text nicht zu erschließen ist, ob eine Extension oder nur Wiederholung der (eventuell ungarischsprachigen) Originalaussage beabsichtigt wird. Die folgende Formel wird mit allgemeiner Gültigkeit verkündet:

(100)
Ja das ist sehr rihtig. Itt se kel-/ lünk ott se kellünk. Wenn Ich aff/ auf der Gasse gehe da Glotzens einen/ so an als wens uns schon was ge-/ ben hätten. Da klotzzt man halt zu-/ rück. Jezt hat mann schon so manches/ gewond. [Hier braucht man uns nicht, da braucht man uns nicht.]
[09. 05.1947 = 2/1/268]

Die Stelle beschreibt die Wahrnehmung der Briefschreiberin, sowohl in der alten als auch in der neuen Heimat abgelehnt zu werden; dabei schildert sie, wie sie durch ihr bloßes Erscheinen auf der Straße ablehnende Blicke einstecken muss.

2.2.4.8 „*den anderen Tag muste ehr schon auf die Andrasiut, dort bekam ehr seins*“– Verborgene Mitteilungen bezogen auf die alte Heimat

Die Briefe bilden nicht nur die Phase der ersten Desorientierung ab, sondern sind – sowohl nach ihren Inhalten als auch nach der Art der Kommunikation – ein Abdruck des Informationsverkehrs zwischen Ost und West. Mit zunehmender Verfestigung der neuen Ordnungen entfremden sich die Lebenswelten der Schreibenden der östlichen und westlichen

Sphären. Spätestens nach der kommunistischen Machtübernahme und dem Ausbau der Diktatur steigt das gegenseitige Misstrauen. In den Briefen der Vertriebenen ist „der viel zitierte Antikommunismus der 50er Jahre“ durchaus zu entdecken, ganz in dem Sinne, wie der Soziologe Braun es auslegt, dass Antikommunismus „teilweise das Substrat ab[gibt] für eine verlorengegangene und anderweitig nicht mehr beschaffbare Orientierungssicherheit“[302], auch wenn dieser Erfahrungsbestandteil bei den Deutschen aus Ungarn ein anderer ist als bei den Einheimischen.

Die ideologische Distanz hat auch bezüglich der Intensität Kommunikation Folgen: Ab den 1950er Jahren kommt aus Ungarn nicht nur weniger Post, sondern darüber hinaus treten vermehrt Sprachwechselstellen, deren Funktion die Einschränkung des potentiellen Leserkreises ist, auf. Bei den folgenden könnte es sich um solche Fälle handeln.

(Beisp. 1) Es wird ein Fall von Denunziation beschrieben, dabei kommt der Sprachwechsel gelegen:

(101)
Der […] der wohnte
auch dort oben bei uns. Der hatte bech.
Disznot vágott és jo Szomszédja volt össze — [Ein Schwein geschlachtet und hatte einen guten Nachbarn, sie hielten
tartotak csak egy harmadik látta és föl jelentette — zusammen, aber ein Dritter hat es gesehen und die beiden angezeigt,
őket 50 kg szalonát találtak nála a másik- — man fand 50 kg Speck bei ihnen, bei dem anderen weiß nicht, wie viel
nál nem dudom, 2- honapot kapott. — er hat 2 Monate gekriegt.]
[15.01.1949 = 2/1/14]

(Beisp. 2) Hier wird das Schicksal von jemand namentlich Erwähntem erzählt, was ein Grund sein kann, die Umstände der Internierung auf Ungarisch darzulegen:

(102)
Wir bekammen von H. Szakály Schul Direktor einen
Brief in dem Ehr uns mitteilte, Das […] der Gántor — [Kantor[303]]
wahr, und Lehrer. Áthelyezték Feleségível együt egy Tanyára. — [Er wurde zusammen mit Frau auf ein Einzelgehöft verbannt]
[…] egy Népboltban segéd. Früher hatten die Jungen ein — [[…] ist Gehilfin in einem volkseigenem Laden.]
eigenes Geschäft gehabt. In […] und seine Frau
habenz in der Nacht fortgenomen, von 3 Kinder, weil man
einige Kiló Fett und Zucker gefunden hat, das weis bis heut — [Kilo[304]]
noch nimand wo die sind, und die arme Kinder alein.
[o. D. Erwerb, 21.09.1950 = 2/1/302]

[302] Braun 1978, 303.
[303] Gántor ist sonoriert und mit dem aus dem Ungarischen transferierten „á“ hybridiert geschrieben.
[304] Mit dem aus dem Ungarischen transferierten „ó“ hybridiert geschrieben.

Beisp. (3) Die folgende Passage enthält einen scheinbar nur lokalitätsbezogenen präzisierenden Sprachwechsel; in Wahrheit handelt es sich aber um viel mehr, nämlich um einen komplexen Code. Dieser konnte jedoch nur von Empfängern mit entsprechendem Wissen dekodiert werden, die mit der hinter der Adresse stehenden Realität vertraut waren: „Andrássy út 60“ war zu dieser Zeit das wichtigste Terrorzentrum der Machtinhaber in Budapest, in der die Staatssicherheit Verhöre durchführte und Misshandlungen verübte.[305]

(103)

Meine Tante schrieb mihr, das ein Törökbaliter auf […] kam, der ist aus Ungarn ge-	
flüchtet, erst dies Monat. Der wahr vorarbeiter da ferlangten sie jeden Tag mehr Arbeit da sakte Ehr das geht nicht mehr und hat die Arbeit stehn lassen, den anderen Tag muste ehr	
schon auf die Andrasiut, dort bekam ehr seins,	[er hat bekommen, was ihm gebührt[306]]
und hätte jeden Tag soln wieder kommen.	
[Seite 2]	
Da glükte es Ihm das Ehr heraus kam. Ehr fur überal hin wo Törökbálinter sind, und erzelte es.	
[21.12.1950 = 2/1/265]	

(Beisp. 4) Sprachwechselstellen finden sich selbstverständlich nicht nur in Budaörser Briefen. Ein Briefschreiber aus Solymár schildert die aktuellen Vorgänge vor Ort folgendermaßen; was dabei zu erwarten ist, wird ins Ungarische gewechselt wiedergegeben:

(104)

[Er hat] noch einen letsten fersuch gemacht die noh bisher ier fermögen besitst	
haben hat man es vegeraubt aus-	
gesrieben im Rathaus, natürlich	
var disesmal der Pista bcsi auh	[Onkel Pista]
dabei sein Apeliren fon fergangen-	
nenmal var (einpapier ronty) dan	[ein Stück Fetzen]]
meint er noh (a Közseg Házi Kifügesztés-	[Aus dem Aushang am Gemeindehaus
böl nem tudjuk hogy milesz velünk	wissen wir nicht, was mit uns wird,
hogy idehaza maradhatung vagy ki-	ob wir zu Hause bleiben können oder raus-
dobnak Németországba orosz zonába)	geschmissen werden nach Deutschland, in die
So steth die Lage in Ungarn schlecht	russische Zone]
über schlecht, Und mit einen vort	
sagtman ja die Mencsheit ist ferdor	
ben und das kanman Nichtmer so	

[305] Das berüchtigte Gebäude nahmen 1944 die Pfeilkreuzler in Besitz, und nach Kriegsende hatte hier die Staatsicherheit ihren Sitz. In den Kellerräumlichkeiten befand sich ein Gefängnis und verschiedene Folterkammern. Insgesamt sollen in dem Gebäude 3500 Menschen den Tod gefunden haben; viele weitere wurden hier misshandelt.

[306] Ungarische Redewendung, deren Inhalt durchhörbar ist: „megkapta a magáét“.

kleich in ordnung bringen
[12.12.1948 = 2/1/382]

2.2.4.9 „*Es werden nemlih Budaörscher Komunista part egy iteni segitségevel lebendig*“ – Verborgene Mitteilungen, Ansichten und Konflikte in der neuen Heimat

Sprachwechsel wird auch auf die neue Heimat bezogen reichlich eingesetzt. Einerseits geht es um den Ausdruck der Empfindungen, die in der neuen Heimat aus dem Gefühl des Nichtwillkommenseins entstehen. Andererseits werden bestimmte Inhalte durch Sprachwechsel ‚übertüncht'. Unter anderem werden manche Bezeichnungen, die wohl mit politisch sensiblen Themen in Verbindung stehen, aufgund von *political correctness* eher nur angedeutet als benannt, d. h. z. B. abgekürzt geschrieben. Solche Begriffe sind u. a. „Kommunist“ „Jude“, „Nazi“ oder „Orosz“ [Russe]. Hier tritt nicht nur Sprachwechsel auf, sondern wird die volle Form des Wortes vermieden, wie bei den folgenden Beispielen:

(Beisp. 1) „Lenzi Ritter ist, der wirklich Verdienste hat u kein Komm… nist ist“ [25.05.1949 = 2/1/047], schreibt Briefschreiber Nr. 2. Gut 15 Jahre später, nach der Zäsur, schreibt er immer noch verdeckt: „P[…] schweigt, vielleicht schämt Er sich, /oder ist Er Kom…nist geworden, „se baj [Kein Problem]“ [02.07.1965 = 2/1/046].

(Beisp. 2) Hier erzählt die Briefschreiberin Nr. 1 über einen Konflikt mit Landsleuten (mehr zum Hintergrund dieses Briefes vgl. (273)):

(105)
Wir sind jezt durh unsere gute
Lantsleute in eine kritische Lage gekommen.
Es werden nemlih Budaörscher Komunista part [Kommunistische Partei
egy iteni segitségevel lebendig. Mein Mann mit Hilfe von einem hiesigen]
und ich wir sind allein keine verwánten u. bekan
ten. Der Hass gegen uns komt fon den her dás
Sie nicht jede Woche Bezugschein bekommen.
[10.08.1947 = 2/1/301]

(Beisp. 3) Der Begriff „Russe“ wird selbst auf Ungarisch nicht ausgeschrieben, sondern abgekürzt, also unkenntlich gemacht. Die Rede ist von Pfarrer Aubermann: „nem sajnálja a papokat / kik otthon igen örültek az O….nak [Er bedauert nicht jene Pfarrer, die sich zu Hause auf die Ankunft der Russen freuten]“. Wahrscheinlich aus ähnlichem Grund wird auch der

Ausdruck *amerikanischer Soldat* – der einen nahen jungen Verwandten betrifft – abgekürzt und ins Ungarische gewechselt angegeben: „L. ist Ameri… katona“ [29.04.1951 = 2/1/029].

(Beisp. 4) Nicht legale Begebenheiten und Sachverhalte können durch Sprachwechsel ‚entfremdet‘ werden. Die Briefschreiberin Nr. 3 teilt Bonomi vertraulich mit, dass sie nun auf den Schwarzmarkt fahre und dort weitere Hunderte von Schwarzmarktbesuchern antreffe, und viel Neues erfahren werde:

(106)
Und nun kom ich jetzt zum Ende
den sonst langt mein babier nicht
[Seite 4]
das nägste mahl geths weiter bis dort hin
gibts sicher mehr neuigkeit, den jetzt
fahre ich am Fekete pia[c]ra dort sind 400.- [auf den Schwarzmarkt]
beinander die wissen schon wieder mehr
neues.
[26.02.1948 = 2/1/002]

(Beisp. 5) Hier wird die Bezeichnung *Jude* vermieden, es wird aber die Übersetzung *zsidó* der Eindeutigkeit halber noch einmal angegeben. Ausgelöst wird der Sprachwechsel durch das wohl nicht verfügbare Wort *Kleinanzeige*:

(107)
[in] der Aproirdetés war; wer von [Name] was [Kleinanzeige]
weis soll es an die Pfarrei Budaörs zu
Herrn Dr. Schick, der einst eine Jud..…
zsido war (unter uns) Ich werde Ihnen [Jude]
persönlich von den Herrn mehr erzählen
was ich leider dem Papier nicht anver-
trauen kann.
[02.09.1948 = 2/1/037]

(Beisp. 6) Aufgrund seiner Erfahrungen, dass Ärzte Flüchtlinge feindlich behandeln, entsteht beim Briefschreiber Nr. 2 der Eindruck, man wolle sie alle „erledigen“, so – und er trifft hier den extremen Vergleich – wie „der Herr H[itler]“ im Dritten Reich. Anschließend fragt er sich, ob das über das Dritte Reich erzählte wahr sei, was er vorzugsweise in ungarischer Sprache formuliert:

(108)
Der Arzt der
eine hat die Flüchtlinge so lieb, daß
Er alle so erledigen möchte wie der Herr
H. im 3 Reich es getan hat in Weinsberg
(wie man es hier erzählt) Lehet hogy nem [Kann es sein, dass es gar nicht
is igaz? wahr ist?]
[02.09.1948 = 2/1/37]

Die Passagen weisen nach, wie unzensiert die Vertriebenen beim Schreiben aus ihrer Gedanken- und Empfindungswelt schöpfen, und wie vertraulich Gedanken und Anschauungen Bonomi gegenüber ausgesprochen werden.

2.2.4.10 *„ Wie der Platz genant wird weis ich schon Heute „Zigány Telep“* – Schlüsselbegriffe und hybride Wortschöpfungen im Vertriebenenvokabular: Telepes, Zigeuner, Sváb/Schwabe und Bundtista

Telepes, *Zigeuner*, *Sváb*/*Schwabe* und *Bund[t]ista* – bestimmte Ausdrücke, die in der Erzählung von Vertreibungsereignissen wiederholt auftreten, nehmen eine hervorgehobene Position im Vokabular ein, da in ihnen besondere, zeittypische Inhalte kodiert sind. Sie können auch einen besonderen Sprachwechselstatus, nämlich eine initiierende Funktion haben, d. h. sie können weitere Sprachwechselpassagen auslösen.

Das dem Ungarischen entlehnte Wort *telepes* hatte sein eigenes Leben. Es wurde in einem einschränkenden Sinn einem bestimmten Personenkreis vorbehalten. Ágnes Tóth beobachtete bei ihren Interviews, dass als *telepes* diejenigen Siedler bezeichnet wurden, die „die Möglichkeit freiwillig nutzten, Boden, Haus und Immobilien aus dem Besitz der Deutschen zu bekommen“, während andere, die diese unter Zwang in Besitz nahmen, von ihnen unterschieden wurden, z. B. als *felvidékiek* [die „Oberländer“] oder *cseszkó magyarok* [die „Tschech-Ungarn“], die Szekler als *csángók* oder *székelyek*[307].

Der Ausdruck *telepes* [„(neuer) Siedler“] kommt nicht nur in den hier vorgestellten Briefen häufig vor, sondern sonst auch in anderen schriftlichen Vertriebenenmedien, wie Heimatzeitschriften ider in Heimatbüchern. Er war in der Sprache der Heimatvertriebenen so stark mit den Vertreibungsereignissen verknüpft, dass er in ihrer ungarischen Variante erhalten, also in den Briefen durchweg unübersetzt blieb. Angemerkt sei in diesem Zusammenhang, dass Bonomi den ungarischen Ausdruck innerhalb eines deutschen Kommentars, ähnlich eingebettet, auch in mehreren Briefen selbst benutzte.[308]

[307] Tóth 2008, 109.
[308] Es handelt sich um die Briefe mit den Signaturen 2/1/296 = 28.01.1948 bzw. 2/1/303 = 29.06.1950, wobei im Falle des Letzteren, bei dem von Bonomi handgeschrieben „Verunglimpfung Deutscher durch die Telepesek!“ zu lesen ist, die Briefschreiberin die Siedler im Brief nicht einmal erwähnt. Vielmehr beschreibt sie einen Vorfall

Eingefügt in die Briefsprache erhielt *telepes* grammatikalisch unterschiedlich angepasste Formen, sodass der Ausdruck mehrere orthographische Varianten hat. In seiner typischen Form erscheint das Wort im ungarischen Plural, wie im Beispiel: „Und die Telepesek sind die Weinhüter“ [10.08.1947 = 2/1/301]. Auch kann es „eingebettet“ hybridiert geschrieben werden. Im folgenden Satz wurde das ungarische Wort nach den deutschen Regeln in den Dativ Plural gesetzt: „Also denen bleibt dann nihtz anderes übrig als zu den Telepesen in die Arbeid gehn“ [24.04.1947 = 2/1/262]. Der Ausdruck *telepes* wird – nach der Logik der ungarischen Sprache – geschlechtsneutral gebraucht, also sowohl auf Frauen als auch auf Männer bezogen. Im folgenden Beispiel nimmt er feminine Form an: „Der wahr jetzt zwei Jahr zuhause u. lebte mit einer Telepes“ [15.01.1949 = 2/1/014]. Der Schlüsselbegriff kann zu einer längeren Sprachwechselpassage animieren, da er einen semantisch und emotional starken Impuls in die Aussage bringt. Hier fungiert er als potentieller Auslöser für einen nachfolgenden Sprachwechsel:

(109)
Und die Telepesek sagen untereinander, [Siedler]
Jönnének a svábok, de csak ugy ha akarnak [Es kommen die Schwaben, aber nur, wenn sie
és ha viszza kapják a vagyonukat csak wollen und ihr Vermögen zurückbekommen, lass
jöjenek. Das Erst kürzlich wieder einigen das sie nur kommen.]
Vermögen weckgenomen haben.
Einer Fam. […], […] und […].
Und die Telepesek bekommen viele die [Siedler]
Végzés in die Hände weil sie nichtz mehr [Beschluss]
Arbeiten wolten, von Grund u. Haus.
[18.04.1950 = 2/1/259]

Im folgenden Beispiel verbindet sich die Stammform mit einem anderen Schlüsselbegriff, nämlich mit „Zigeuner“, und zwar in einem stark pejorativen Sinn und in einer stereotypen Verbindung:

(110)
Neues bei uns ist das wir eine Intus-
triessiedlung und eine Nebenerwerbssied-
lung bekommen 8 Häuser werden neben
der Fabrick gebaut lauter Ungarn, wie
der Platz genant wird weis ich schon
Heute „Zigány Telep“ das ist aber nebensa- [Zigeunersiedlung]
he Hauptsache das es gute schöne Häuser
werden.
[23.12.1955 = 2/1/291]

in Budaörs, wo eines Morgens „auf einen jeden haus wo ein Deutscher noch wohnt ein Hitlerfahne ausgesteckt“ (d. h. Hakenkreuzfahne angebracht) worden sei und dass die Täter gesucht würden.

Der hier hybridiert erscheinende Ausdruck *Zigány Telep*[309] stellt einen der meistverbreiteten Negativ-Topoi des Vertriebenendiskurses dar, der sich auf die (südostdeutschen) Vertriebenen bezog und – wie u. a. das angeführte Beispiel beweist – lange in Gebrauch blieb. Er spielt nicht nur auf das ‚Gettohafte' der neuen Siedlungen an, wo vertriebene Familien eine geschlossene Gemeinschaft bildeten, darüber hinaus konnotiert das Wort *Zigeuner*, das zu den verbreiteten Topoi-Invektiven gehört,[310] an sich eine Reihe negativer und aus der alten Heimat bekannter Vorstellungen.

Welche Vorstellungen knüpften sich denn im Allgemeinen an den Ausdruck *Zigeunersiedlung*? Gettoisierte Siedlungen außerhalb der ungarischen oder ungarndeutschen Dörfer dürften für die Vertriebenen aus der alten Heimat mit klaren Vorstellungen verbunden sein. Nicht zuletzt aus dem Aufsatz von Bonomi in der Zeitschrift *Ethnographia* (1943) bekommen wir nicht nur von der Lage der ‚Zigeuner' im Ofner Bergland ein Bild,[311] sondern v. a. von der Sichtweise der Mehrheitsgesellschaft.[312]

Der Kulturanthropologe Michael Sinclair Stewart war einer der ersten, der in Ungarn vertieft die Ausgrenzung von Roma thematisierte.[313] Er beschrieb die stereotypen Prägungen, die etwa ab dem Zweiten Weltkrieg bis in die 1980er Jahre vorherrschten; dabei wirft er unter Berufung auf Edit Fél und Tamás Hofer rückwirkend ein Licht auf die Zwischenkriegszeit.[314]

---

[309] Hybride Form zwischen *Zigeuner* und *cigány*. Der Briefschreiberin transferierte vielleicht den ungarischen Ausdruck *cigánytelep* [Zigeunersiedlung], unter Übernahme des deutschen „Z".

[310] Hinweise auf die „ungarischen Zigeuner" wurden in Lebenserinnerungen von Vertriebenen kontinuierlich publiziert. Eine der wohl neuesten Erzählungen ist z. B. im akutellen Presseerzeugnis *Deutscher Kalender* (2023) abgedruckt worden, die hier auch deshalb zitiert sei, weil sie auf eine originelle Art relativiert wird. Die Zeitzeugin Frau Jäger erinnert sich an die Ankunftszeit in der ehemaligen SZB, in Neustadt. Als sie ankamen, sagten die Neustädter mehrmals: „Die ungarischen Zigeuner sind da." Bisher hatte man, so Jäger, „uns in Ungarn immer ‚die Deutschen, die Schwaben' genannt, aber hier in Deutschland sind wir Ungarn und sogar ‚Zigeuner' geworden. Es stimmt, dass unter den aus Ungarn deportierten Frauen viele in Tracht kamen, vor allem die Älteren, darunter auch meine Großmutter, die diese Tracht bis an ihr Lebensende trug. Später änderte sich ihre Meinung: ‚Ungarische Zigeuner, aber die haben auch leckeren Speck.'" (Jäger 2023, 33.)

[311] Bonomi: A budai hegyvidék cigányai. In: *Ethnographia* 54 (1943), 75–78.

[312] Allerdings heißt es dort bezüglich Budaörs und Solymár: „Die Solymárer [Zigeuner] wurden 1942 aus dem Dorf getrieben, da man genug hatte von ihrer Dieberei, in Békásmegyer und Budaörs gibt es keine Zigeuner mehr, lediglich der Name der Zigeunerstraße erinnert an sie." Bonomi 1943, 75. Übers. CS.

[313] Stewart, Michael Sinclair: Daltestvérek. Az oláhcigány identitás és közösségek továbbélése a szocialista Magyarországon (A Szociálpolitikai Értesítö Könyvtára), MTA Szociológiai Intézet Budapest, 1994.

[314] „Im ungarischen Dorf des alten Typs wurden die Zigeuner einfach ausgegrenzt. Fél und Hofer […] beschreiben, dass die Zigeuner – die zwar seit 1740 in der Nähe des Dorfes lebten – laut der bäuerlichen Bevölkerung von Átány ‚keine Ungarn' seien und da sie Aas essen würden, von der Siedlung ferngehalten würden. Sie hätten Arbeiten verrichtet, die ‚herkömmliche Zigeuner-Arbeiten' waren, dazu gehörte u. a. das Entfernen von Müll, das Putzen des Schweinestalls oder Arbeiten, die die Bauern nicht gerne machten. Die Vorstellung von der Faulheit der Zigeuner gehe ‚zugleich mit dem Glauben einher, dass sie verschwenderisch seien' und aus ihrer Lebensweise folge somit das ‚unvermeidlich Unehrenhafte, v. a. der Diebstahl'". Stewart 1994, 55. Übers. CS.

Laut Stewart sind die allgemein vorherrschenden Vorstellungen vom ‚Zigeunerleben' nach einer offiziellen Erfassung aus der Mitte der 1960er Jahre die folgenden:

> „Man meint – ohne jegliche Beweise – dass die meisten der städtischen Zigeuner ‚Einwandererfamilien' seien, sie würden hin und her streunend, von unsicheren Einkünften leben, hättem viele Kinder haben und hielten das Nichtstun für einen Vorzug des Zigeunerlebens […] Während sie sich für ihre vermeintlichen ‚Rechte' einsetzten, benähmen sie sich respektlos und aggressiv: Sie forderten Hilfe für ihre Kinder sowie für das Umbauen ihrer Behausungen ein. Deshalb sei man in anhaltendem Kampf mit ihnen."[315]

Betrachtet man die hier gennannten ‚Merkmale' eines ‚Zigeunerlebens', die noch durch weitere ergänzt werden könnten, erhält man einen Katalog des Andersartigen, der an solchen Problembereichen festgemacht wurde, die auch den (ungarndeutschen) Flüchtlingen nachgesagt wurden: Einwandererherkunft, labile Lebensführung / unsichere Einkünfte, viele Kinder bzw. große Familien, mangelnde Arbeitsmoral, (unberechtigte) Beanspruchung der Empfängergesellschaft durch Unterstützungen und soziale Leistungen u. s. w.

Es stellt sich die Frage, wie die betroffenen ungarndeutschen Vertriebenen mit diesem auf sie projizierten Bild umgegangen sind, ob und wie weit diese Negativ-Stereotypen in das (negative) Selbstbild der Gruppe überführt wurden. Die Briefe geben keine Antwort auf diese Frage, spiegeln aber die Auseinandersetzung mit der ‚Zigeuner-Identität' wider, so wie dies auch andere Quellen tun.[316] Der Briefschreiber Nr. 2 nimmt die Perspektive der Einheimischen ein: Es sei kein Wunder, wenn Einheimische die Budaörser als Zigeuner ansähen, wenn diese sich als „echte wild-ungarische Kerle" aufführten:

(111)

Itt nálunk vannak a környéken le-	[Hier in unserer Gegend gibt es echte wild-ungarische
gények igazi vad-magyarok amik otthon	Kerle, die zu Hause nurPfeilkreuzler und Gauner gewesen sein
csak nyilasok és gazemberek lehettek és	könnnen, und hier können sie auch nichts
itt. nem más. Wir sind wegen denen	anderes.]
die ungarische Zigeuner, de jogos mert a	[Aber zu recht, da es unter den Unsrigen auch solche
mienk között is vannak ilyenek pld.	gibt, z. B. ...]

[Personennamen] stb.
[17.04.1948 = 2/1/054

Die Autobezeichnung *Schwabe* und die Heterobezeichnung *Telepes* sowie *Bund(t)ista* (= Volksbundist) stellen alle jeweils unterschiedlich konnotierte Schlüsselbegriffe einer

[315] Stewart 1994, 54.
[316] Tóth 2008, 84ff.

speziellen Vertriebenennarrativik, die gehäuft in den Briefen – und auch außerhalb unserer Briefe in Selbstzeugnissen – auftreten, dar.[317]

Die Bezeichnung *Schwabe* für die Deutschen in Ungarn, die den zwar im Umlauf befindlichen Ausdruck *Deutschungar* verdrängte (wobei letzterer alle in Ungarn lebenden Deutsche umfasste), hat sich, wie zuletzt Seewann beschrieb,

> „im Verlauf des 19. Jahrhunderts so sehr durchgesetzt, dass auch im öffentlichen politischen Diskurs, in den Parlamentsdebatten, von den *magyarországi svábok*, von den ungarländischen Schwaben, die Rede war, wenn man sie ausdrücklich von den Siebenbürger Sachsen und der deutschen Stadtbevölkerung unterscheiden wollte".[318]

Der im Wesentlichen für die deutschen Bauern reservierte Ausdruck ist von den Deutschen in Ungarn als Autobezeichnung angenommen geworden. Sie erhielt jedoch in den unmittelbaren Nachkriegsjahren der Diskriminierung einen derart negativen Gehalt, dass er in bestimmten Kontexten an und für sich einer Verbalinjurie gleichkam, wozu u. a. die politischen Parolen und Slogans des öffentlichen und politischen Diskurses beitrugen, die die Stimmung im Sinne einer Diskriminierung der Deutschen aufzupeitschen versuchten. Zum Teil hallen diese politischen Slogans in den Berichten der aus der Heimat Schreibenden nach, d. h. der pejorative Inhalt des einst neutrale(re)n Begriffs „Schwabe" wird an die Vertriebenen in der neuen Heimat transportiert, wie das im folgenden Beispiel zu sehen ist, in dem berichtet wird, was die aus russischer Gefangenschaft Heimkehrenden in Budaörs erfahren haben:

(112)
und oft geht es reht zu „Pfuij Schwáb le a Schwabokal ki welük" for der Ernde wieder. [10.08.1947 = 2/1/301]
[„Pfuj, Schwabe, nieder mit den Schwaben, raus mit denen"]

An einer anderen Stelle wird die Diskriminierung in einem Nebensatz ausgesprochen: „So ein Sváb wird niht in die Arbeid aufgenommen" [28.01.1948 = 2/1/296]. Und in einer weiteren, drei Jahre später entstandenen Passage geht es darum, dass man bei der Rekrutierung selbst die Schwaben gebrauchen könne

(113)
Die noch Zuhause
sind schreiben das sie alle einrücken müs-
sen. (Nem baj ha svábok is) alle müssen gehen. [Es tut nichts, wenn sie auch Schwaben sind]
[20.03.1951 = 2/1/305]

[317] Als fundierte Darstellung dieser ‚Wir-Sie-Dichotomie' vgl. Erb 2007.
[318] Seewann 2012, 102. Hervorh. im Orig.

Die Autobezeichnung *Schwabe* ist als Zentralbegriff – nachvollziehbarerweise – am meisten einer Hybridierung ausgesetzt, teilweise weil sie als bilinguales Homophon, also in beiden Sprachen verankerte Form, ggf. unbewusst, als sprachliche Umschaltstelle wirken kann, den Schreibverlauf in Richtung der jeweiligen anderen Sprache umlotsen kann.

Mit der Mitgliedschaft im Volksbund verknüpft sich in der Narrative der Vertriebenen-Briefsprache eine Schuld bzw. Schuldzuweisung, sodass der Begriff „Volksbundmitglied" ein im negativen Sinn zentraler ist. Als Mitglied im Volksbund – durch Wortschöpfung als „Volksbundista" – bezeichnet zu werden, sei es als Unterstellung oder als öffentliche Ausrufung, bedeutet eine Zuordnung zu denjenigen, die Schuld auf sich geladen haben, also implizit mitverantwortlich für die Vertreibung und damit Mitverursacher für das aktuelle Leid aller sind. Im folgenden Beispiel wird der Dorfrichter (Richter Ébner) zitiert, der für die Bestrafung der ehemaligen Volksbundmitglieder war:

(114)

[A] (biro v.) pedig az orosz bevonulás után egy beszédben igy nyilatkozott: Itt vannak hála Istennek a Megmentőink. A volt Volksbundistákat mind internálni kell.

[Er [gew. Richter] äußerte sich in einer Rede nach dem Einmarsch der Russen folgendermaßen: Gott sei Dank sind unsere Retter da. Die ehemaligen Volksbundmitglieder müssen alle interniert werden.]

[18.09.1949 = 2/1/050]

Wie sehr sich dieser Ausdruck als „Fossil" in die ungarndeutsche Vertriebenensprache verewigt hat, lässt sich durch den Briefbestand insofern nachweisen, als er auch in magyarisierter (vielleicht noch in Ungarn oft gehörter) Form im Umlauf war. Auch er konnte – wie im Falle der anderen diskutierten Beispiele – durch das doppelsprachlich verankerte Sprachgefühl der Schreibenden – in hybriden orthographischen Varianten erscheinen, welche die (wohl ebenso hybrid) gesprochenen, in der lebendigen Sprache mehrfach und ‚kreativ durchgeformten' Formen verschriftlichen. Durch folgende Variantenketten lassen sich die ‚Stationen' der mehrfachen Überformung rekonstruieren:

Sváb → svabok → Schwabokkal → Schwábe → Schwabe;
telep/telepes, telepesek → einen Telepes → zu den Telepesen, von den Telepesen;
Volksbundistákat → Bundtista → tie Bunder → die in Volksbund waren.

2.2.4.11 *„und dás er noh di érétsegi viskát*[319] *turch máchté“* – Sprachwechsel in den Briefen nach der Zäsur. Ein Ausblick

Auch wenn die vorliegende Arbeit den Schwerpunkt auf die Briefe des Ankunftsjahrzehnts legt, seien bezüglich des Sprachwechselverhaltens einige Angaben zur zweiten Hälfte der Korrespondenzphase gemacht, zum Briefwechsel ‚der Angekommenen', der sich auf veränderter Basis vollzieht. Es stellt sich die Frage, ob und wie sich das Verhältnis der Schreibenden zur ungarischen Sprache verändert hat. Da bei der Briefschreiberin Nr. 3 und bei der Briefschreiberfamilie nach der Zäsur mit Bonomi keine Briefkommunikation mehr besteht, werden im Folgenden die Briefschreiberin Nr. 1, der Briefschreiber Nr. 2 sowie die Briefschreiberinnen Nr. 6 und Nr. 7 untersucht.

1) Die Briefschreiberin Nr. 1 wechselt um die Zeit der Zäsur zuletzt nur an zwei Stellen die Sprache. Neben dem bereits erörterten Beispiel [23.12.1955 = 2/1/291], schreibt sie 1959 in einem Brief über die Ankunft einer von Ungarn geflüchteten Familie: „Bei uns in […] ist eine/Fam. aus Ungarn, die wonten am/Stalintér." Dies ist wahrscheinlich die Übernahme des schriftlichen oder mündlichen Originalwortlauts. Nach der Zäsur wechselt sie in ihren 44 datierten Briefen, d. h. im Zeitraum 1963–1979, nicht mehr ins Ungarische.

2) Der Briefschreiber Nr. 2 stellt unter den Budaörser Schreibenden eine Ausnahme dar, da er kontinuierlich die Sprache wechselt. Welche Veränderungen lassen sich in seinem Sprachwechselverhalten feststellen? Quantitativ gesehen wechselt er eher bei Themen, die sich auf die alte Heimat beziehen. Unter den auf die alte Heimat bezogenen Sprachwechselstellen dominieren auch bei ihm, wie bei der Briefschreiberin Nr. 1, Eigennamen und geographische Bezeichnungen („Máriavölgynek (Marientalnak) mondjuk") oder wenn die Rede von Erzherzog Joseph ist („Joseph föherceg") bzw. der Briefschreiber von seiner Kinderzeit erzählt „wo ich in Alcsut /war, um die ungarische Sprache zu erlernen, auf Besuch […] in der Kastély [Schloss]" [06.07.1960, 30.03.1965 + o. D. = 2/1/326]. Auch das Mosaikwort für die Lokalbahn wird auf Ungarisch wiedergegeben: „Noch/war ein so enges Gäsle, zwischen dem Schof-/stal (Schofstohl), wo auch wir öfters durchge-/gangen sind, wenn wir zur Hév gegangen/sind" [08.02.1965 = 2/1/327].

[319] Gemeinnt ist *érettségi vizsgát* (Abitur).

Neben lokalitätsbezogenen Angaben, die am häufigsten zum Sprachwechsel führen, scheint eine vertrauliche Redeabsicht nach wie vor einen Einfluss auf das Sprachwechsel zu haben. Dies trifft sowohl bei Wechselstellen bezogen auf die alte wie auch die neue Heimat zu. Diese sind mit Emotionen verbunden und können von positivem wie negativem Inhalt sein. Folgende Stelle ist ein Beispiel für Ersteres, hier erinnert sich der Briefschreiber gern über seine vermittelnde Tätigkeit bei einer Vereinsgründung:

(115)
außerdem ist der „Vinzenzverein“ auch
durch meine Beratung en-standen u. D. Knebel wollte danach in
Kath. Sonntagsblatt darüber schreiben,
aber ich wollte es nicht. D. Knebel igen jo volt hozzám sokat tanultam tőle [er war gut zu mir, ich habe viel von ihm gelernt]
[06.07.1960, 30.03.1965 + o. D. = 2/1/326]

Mitteilungen, die Emotionen negativer Art transportieren, haben im Falle von Briefschreiber Nr. 2 haben zwei Themen: Zum einen setzt er sich sehr häufig mit der Kirche und den Geistlichen auseinander, zum anderen mit seinen Landsleuten. In beiden Fällen dokumentieren die betreffenden Briefstellen auf eine einzigartige Weise, wie der Briefschreiber seinen eigenen Standpunkt vertritt und letztendlich seinen Platz zu bestimmen und zu begründen versucht.

Für (weiterhin bestehende oder nicht vergessene) Verwerfungen mit den Budaörsern ist die folgende Stelle ein Beispiel, in derd er Briefschreiber von der Beerdigung seines nahen Verwandten berichtet und zu dem bitteren Entschluss kommt, den Landsleuten möglichst fernzubleiben:

(116)
Natür-
lich, bat mich dieser aufrichtige, gute Herr
dafür, um Schweigen zu wollen. Dieser Herr
gab mir den Rat, távol maradni ezek- [von ihnen fern zu bleiben,
től, mert ezeknek túl jó megy. Vielleicht da es denen viel zu gut geht.]
wird es bei denen auch einmal noch finster
u. trüb.
[02.07.1965 = 2/1/046]

3) Bei den Briefschreiberinnen Nr. 6 und Nr. 7 tritt Sprachwechsel in Ausnahmesituationen auf. Wie anhand der Diagramme gezeigt, kann Sprachwechsel in der späten Phase der Korrespondenz, d. h. nach weitgehend erfolgter sozialen Integration, auftreten.

Bei der Briefschreiberin Nr. 6, die von 1960 bis 1973, in einem Zeitraum von 13 Jahren, Briefe schreibt, tritt nur an einer Stelle ein Wechsel ins Ungarische auf. Er ereignet sich erst zehn Jahre nach Korrespondenzbeginn und ist sehr privater Art, denn er bezweckt den Ausschluss eines bestimmten Familienmitgliedes. Die Briefschreiberin beklagt sich darüber, dass ihr/e Angehörige/r sich nicht getraut hatte, bei sich, im warmen Zimmer, Aufenthalt anzubieten:

(117)
[Er] traute sich nicht sagen gehts daweil hinauf
zu uns dort ist warm, sinds nur froh Herr Dr. Bonomi das
nicht verheirad sind énn ladom hogy nagyon fél um des lieben [Ich sehe, dass er große Angst hat]
Frieden macht Er alles fürchtet alles u leitet alles geduldig
nur ich muste ins Bett. Hatte Fieber musten in Arzt hollen
[26.04.1970 = 2/1/075]

Die Briefschreiberin möchte verschlüsselt mitteilen, dass ihr/e Angehörige/r in Furcht lebt, und sie selbst hat offenbar auch Angst, was die ohnehin bemerkbare Ventilfunktion der Briefe dieser Schreiberin belegt:

(118)
[Rand unten]
wen Sie shreiben Herr D Bonomi
ja nichts von dem ladom hogy [ich sehe, dass er/sie große
nagyon fel den Brief gleich im Ofen Angst hat]
weil wen Sie mir shreiben möchte doh
[…] sehn mert [unlesb.] es minden Post látya amit kapok. [denn die Post an mich wird gesehen]

Mit der ungarischen Passage wollte die Briefschreiberin den Briefinhalt verbergen und sich letztlich der häuslichen Kontrolle entziehen. Die Briefschreiberin hat hier besonders Vertrauliches mitzuteilen, da sie Beobachtungen betreffend die Beziehung zu Familienmitgliedern beschreibt. Womöglich ist die Passage in der Tat bewusst in der ‚Geheimsprache' verfasst, um den Inhalt zu verbergen. Der Sprachwechsel scheint hier in den Diensten einer Ventilfunktion zu stehen, da die Briefschreiberin mit einem Außenstehenden etwas Belastendes besprechen möchte.

Bei der Briefschreiberin Nr. 7, die nicht vertrieben wurde und erst Mitte der 1970er Jahre nach Deutschland ‚dissidierte', tritt Sprachwechsel gleich in den ersten ihrer 17 Briefe, die im Zeitraum 1973–1978 entstanden sind, auf. Bei der ersten Stelle handelt es sich um die wörtliche Wiedergabe einer für sie wichtigen Aussage, die ihr – nach dem Tod ihrer Schwester neu aufzubauendes – Leben insgesamt betrifft. Das Zitat stammt von zwei

Ordensschwestern, die die Briefschreiberin noch in Ungarn gepflegt hatte. Die Aussage stellt nicht nur eine wichtige Anerkennung ihrer aufopferungsvollen Dienste bei den Nonnen dar, sondern hilft der tief religiösen Frau, Zuversicht zu gewinnen, ja die Gerechtigkeit Gottes für ihren damaligen hingebungsvollen Dienst zu erfahren. Das längere Zitat soll zugleich einen Einblick in ihre stark vom Ungarischen beeinflusste Schreibweise geben:

(119)
Sergéerter Herr Dr Bonomi!

Iehren Brief mit grosser freidé erhálten és ist immer für mich eine freidé wen fon békánde wás hören kánn, ich habé és mir nicht so forgéstélt das nach meiner Swéster ihren tot és so wird sein nicht wár ich war in [Ortsname] meiné swester [Personenname] und swéster Léondin háb ich jaré láng beité gébflégt meiné swéster wár herz kránk sw. Leondin war sond 89 jáhr alt und tabei gáns unbéholfen sihát ichre rehté ágsl gébrohen und turch dás hatsi sinicht einmál khemen könen, wen ich bevor ich sláfen kink bin ich immer hinein gégánken und hábsi géfrágt tetszenek még walamit kérni dás háb ich immer zuándvort béko-men, még kérni hizen de még a kondolatainkat

is figyelet enyire kizolkáls benünket, minten nap imádkozunk érdet ha te is megörekzel és ápolásra

szorulsz hogy a jó Isten atja ézt neket viza amit nekünk adtál![320] wi ich noch in [...] war und o

álleinik, háb ich sooft auf disé wörter gédéngt aber jést sbür ich dás daskébét wirglich eine wirgung hát und és zurük békomt wénnmán wás kutés tut ich bin jést ser glüklich ser zufriden bei der […] sind si zumir her gézoken so dás wir zu trit im kánsen haus sint und sint so kut zumir wi wen ich ichré Mutter were ich hété es nicht géklaubt dás és mir noh so kut wird einmal sein.
[29.12[?].1973 = 2/1/145]

[Haben Sie noch irgendeinen Wunsch?
Noch einen Wunsch? du liest doch sogar unsere Gedanken,
du bedienst uns derartig. Jeden Tag beten wir für dich, dass, wenn auch du alt wirst und auf Pflege angewiesen bist, der liebe Gott dir das zurückgeben möge, was du uns gegeben hast.]

[320] [In korrektes Ungarisch gesetzt:] Tetszenek még valamit kérni?
Még kérni? Hiszen te még a gondolatainkat is figyeled, ennyire kiszolgálsz bennünket. Minden nap imádkozunk érted, hogyha te is megöregszel és ápolásra szorulsz, hogy a jó Isten adja ezt neked vissza, amit nekünk adtál.

2.2.4.12 *„darum dürfen Sie Herr Bonomi meine (Sajtóhibákat) nicht so genau nehmen* – Sprachwechsel jenseits der Heimatthematik: Scherz, Neckerei und Spiel mit dem heimatlichen Klang der Sprache

In einigen Briefen – die zahlenmäßig in Minderheit sind – erscheinen Sprachwechselstellen, um ein Wortspiel oder eine sprachlich frappante, besser realisierte oder einfach nur gefälligere Floskel, ein geflügeltes Wort oder eine häufig gebrauchte Redensart in den Text zu streuen. Auch kann ein klangästhetischer Effekt dabei eine Rolle spielen.

(Beisp. 1) Hier möchte die Briefschreiberin Nr. 3 mithilfe einer Alltagsfloskel betonen, dass sie die ihr angebotenen 10 liter Wein als Geschenk gern annehmen möchte:

(120)
Familie […] luden mich ein ich soll
komen u zum weissen Sontag soll ich mihr
wein holen Er schenkt 10.-l Isten tartsa jó szokását. [Möge Gott diese gute Gewohnheit erhalten![321]]
[26.02.1948 = 2/1/002]

(Beisp. 2) Bei folgendem Beispiel wird auch eine Alltagsweisheit, dass man die Situation so nehmen müsse, wie sie ist, auf Ungarisch realisiert:

(121)
Wir sind noch soweit gesund. was ich auch von Ihnen
hoffe, Den jetzt koment wieder Weinahten es ist der tritte
u. wier werden ich glaub so lang wir Leben hir verbleiben.
Ich habe jetzt wider so ein ganz anderes Gefühl als wie was
mit uns geschehen tät. Lesz ahogy lesz. Nur einmahl möht [Es kommt, wie es kommt.]
ich noch gerne so beinander sein wie Früher. Aber ich glaub
kaum.
[04.12.1948 = 2/1/003]

(Beisp. 3) Auch Spielerisch-Scherzhaftes kommt gelegentlich zum Tragen. Bei der folgenden Passage wird der Ausdruck vielleicht auch schneller abrufbar gewesen sein, doch der witzige Sprachwechsel wird offenbar eingesetzt, um Selbstironie zu überspielen:

(122)
Ich weis es wohl dass, ich in Briefe
schreiben noch immer nicht die nötige
Kraft besitze, darum dürfen Sie Herr
Bonomi meine (Sajtóhibákat) nicht so [Druckfehler]
genau nehmen und vieleicht ist auch
der Ausdruck nicht ganz richtig was
aber Herr Bonomi am besten gut machen
werde mit einer wenige Gedult.
[o. D., Erwerb, 19.03.1947 = 2/1/070]

[321] Diese hier scherzhaft eingesetzte Redensart klingt im Deutschen holpriger.

(Beisp. 4) Der Briefschreiber wechselt die Sprache, da er sich witzig und frappant ausdrücken will, und womöglich ist für ihn der ungarische Ausdruck geläufiger: „Sehr geehrter Herr Dr. Bonomi!/Dieser Brief ist jetzt (soron kívüli) [außer der Reihe], aber der/Wichtigste“ [08.06.1948 = 2/1/31].

(Beisp. 5) Der Briefschreiber Nr. 2 berichtet über einen ehemaligen Besucher; dabei bedient er sich eines der Kindersprache entlehnten, lustig klingenden Spruches:

(123)
Der Oberleitnant der
voriges Jahr bei mir war geht jetzt in die
Schweiz u. hat viel versprochen / hiszi a piszi? [etwa: das glaubt keiner]
[02.09.1948 = 2/1/037]

(Beisp. 6) Anekdotenhaft wird von einer Reise eines alten, etwas verwirrten Herrn erzählt – die Briefschreiberin Nr. 3 berichtet auf eine originelle Art über ihren Großvater. Die Pointe baut auf dem ungarischen Namen eines allgemein bekannten Umsteigebahnhofs auf:

(124)
Und Er wahr bei sienen Sohn in [Ort]
hin kam er gut ahn und als Er nachhauße
wollte hat Er sich in gegen Rihtung hinein ge-
setzt Er glaubt das ist ja egal auf einmahl kam
der Konstrokter u. fragt wo wollens hin der [Schaffner]
Zug fahrt niht weiter. da gfrage Er wo bin ich?
fileicht schon in Kelenföld? Da kukte ihn der
Auskunft geber ahn und sagt wo zu ist das?
Da sagte Er in Ungarn Aber ich möht nach
[Ortschaftsname in Württ.] u, Sie sind in Stuttgartd.
[29.01.1947 = 2/1/263]

2.2.5 Sprachwechsel in den Vertriebenenbriefen aus Ungarn – Versuch einer Bilanz

Die doppelsprachliche Neubeheimatung der Deutschen aus Ungarn scheint in der Forschung zur Integration der Deutschen aus Ungarn bisher ein blinder Fleck zu sein. In diesem Kapitel wurden anhand exemplarischer Sprachwechselstellen der Budaörser Briefschreibenden einige Charakteristika der Sprachwechselpraxis herausgearbeitet. Der Fokus wurde dabei auf die Relation von Sprachwechsel und Mitteilungsabsicht gelegt, um das Sprachliche des sozialen Handelns greifbar zu machen.

Was die quantitativen Merkmale des schriftlichen Sprachwechsels in diachroner Betrachtung anbelangt, zeigen sich große Unterschiede bei den schreibenden Budaörsern. Briefschreiberin Nr. 1 wechselt nur in der ersten Phase der Korrespondenz ins Ungarische. Nach der Zäsur werden von ihr nur sporadisch ungarische Ausdrücke verwendet. Ganz anders bei Briefschreiber Nr. 2, bei dem im gesamten Zeitraum ungarische Passagen zu finden sind; bei ihm lässt sich keine eindeutig abnehmende Tendenz ausmachen. Bemerkenswerterweise wechseln beide nicht von Anfang an die Sprache: Briefschreiberin Nr. 1 erst ab ihrem siebten Brief (1947) und Briefschreiber Nr. 2 auch erst in seinem sechsten Brief (1946).
Die beiden Schreibenden der jüngeren Generation, Briefschreiberin Nr. 3 und Briefschreiber Nr. 4, wechseln beide in relativ hohen Textanteilen ihrer Briefe die Sprache. Bei der Briefschreiberfamilie Nr. 5 scheint das Ungarische keine Rolle zu spielen. (Dies ist jedoch nicht damit zu erklären, dass sie Ungarn den Rücken gekehrt hätten, denn die Briefinhalte verraten, dass sie nach dem Krieg nach Ungarn zurückgekehrt sind.) Die beiden Schwestern, die Briefschreiberinnen Nr. 6 und Nr. 7 benutzen fast nur die deutsche Sprache, wobei das Ungarische nur in ganz besonderen Mitteilungssituationen, praktisch in Ausnahmefällen, in Einsatz kommt. Die bewusste Wahl des Deutschen ist insbesondere bei der jüngeren, bei Briefschreiberin Nr. 7, bemerkenswert, da sie erst Mitte der 1970er Jahre nach Deutschland übersiedelte und in den zehn Jahren, in denen sie in Ungarn lebte, das (schriftliche) Deutsch kaum zu ihrem Alltag gehört haben dürfte.

Betrachtet man die Befunde aus dem Blickwinkel des Verwandtschaftsnetzes, so lassen sich Familienmitglieder kaum vergleichen: Zwar sind alle drei Geschwister (Nr. 2, 6 und 7) schriftlich recht kommunikativ, der Mittelschulabschluss besitzende Briefschreiber Nr. 2 liegt jedoch in sprachlicher Hinsicht weit vor seinen beiden Schwestern. Wenn vorsichtig eine Tendenz formuliert werden sollte, so ließe sich diese entlang Bildungsgrad bilden. Die Daten lassen freilich keine Folgerungen zu, um von Gesetzmäßigkeiten zu sprechen, bemerkenswert ist dennoch, dass diejenigen, die in größeren Mengen ihrer Brieftexte die Sprache wechseln, höhere Schulabschlüsse haben (gemeint ist, dass sie über die Volksschule kamen): Das betrifft Briefschreiber Nr. 2, der sich am souveränsten und mit größter Freiheit zwischen seinen beiden Sprachen bewegt, den jungen Gymnasiasten, Briefschreiber Nr. 4, der zwar nur einen Brief hinterließ, aber in diesem von einer perfekten Zweisprachigkeit Zeugnis ablegt, sowie den nicht nummerierten Briefschreiber aus Bia (vgl. (78)), der offen dazu steht, dass er auf

Ungarisch sicherer schreiben kann und deswegen dieses bevorzugt. Alle diese Briefschreiber verbindet nicht nur der höhere Bildungsgrad – sie sind auch alle Männer.[322]

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das facettenreiche Bild gewisse Einstellungen der Heimatvertriebenen nicht nur bezüglich Sprachwechsel, sondern grundsätzlich bezüglich des Gebrauchs des Deutschen und des Ungarischen zeigt. Die Prioritäten zeichnen sich klar ab: das ‚versuchte Standarddeutsch' stellt die grundsätzliche Briefsprache dar, und die ungarische Sprache konkurriert nicht mit dem Deutschen, denn Letzteres ist die priorisierte Sprache, für die sich die Briefschreibenden – jeweils aus verschiedenen und unterschiedlich gewichteten Gründen – entschieden haben. Zugleich ist das Ungarische aber ein auf Dauer im Hintergrund stehendes Reservoir für das Vermitteln bestimmter besonderer Inhalte, das in Abhängigkeit der Schreibsituation bzw. Mitteilungsabsicht aktiviert werden konnte.

Die verbreitete Floskel, dass das Ungarische nur zum Fluchen benutzt würde, trifft bei den hier Schreibenden offensichtlich nicht zu. Die Schreibenden griffen zum Ungarischen nicht nur um Politisches oder für ihre Lage Wichtiges, Brisantes, Empörendes, Geheimes u. v. m. authentisch zu vermitteln, sondern auch, um eine besonders vertrauliche Stimmung zu erzeugen, sei es, um Heimatliches oder Nostalgisches zu vergegenwärtigen, um Nähe zu erzeugen oder Eindrücke aus der sie umgebenden Umwelt in einer vertraulichen Sprache zum Ausdruck zu bringen, oder sogar, um Inhalte von unerwünschten Mitlesenden zu verbergen.

Die hier in den schriftlichen Zeugnissen fossilierten Sprachzeugnisse verweisen – bei allen orthographischen und grammatikalischen Mängeln – auf einen sprachlichen Reichtum, der schriftlich wie auch mündlich vorgeherrscht haben muss, ohne dass dessen Wert (in der eigenen oder der breiten Gesellschaft) ein Mehrwert zugewiesen worden wäre, einfacher ausgedrückt: ohne dass man darauf stolz hätte sein können. Im Gegenteil: Die – wie Bock es zu seinerzeit ausdrückte – „offen zur Schau gestellte Zweisprachigkeit der ungarländischen Deutschen" dürfte, wenn sie überhaupt je wirklich so „zur Schau gestellt" wurde, wie von Bock unterschwellig beklagt, nur in der Phase aufprallender Kulturkonflikte aufgefallen sein. Grundsätzlich und im Längsschnitt gesehen, war die mitgebrachte Sprache eher geduldet, als dass sie offen gezeigt oder gar als kulturelle Leistung vorgezeigt oder überhaupt als solche

[322] Angemerkt sei, dass wir vom Sprachwechselverhalten einer weiteren Person indirekt einen – vagen – Eindruck bekommen: der Ordensfrau Schwester Klára, von der sowohl deutsch als auch ungarisch quasi wörtlich Briefpassagen zitiert werden.

empfunden worden wäre. Daher dürfte der Gebrauch des Ungarischen bei den Vertriebenen aus Ungarn in der neuen Heimat m. E. vielmehr eine Sprachpflege der stillen und zurückgezogenen Art gewesen sein. Man war zwar *de facto* zweisprachig, stufte sich selber aber offenbar kaum als solche ein und man wollte auch nicht so gesehen werden. Was Ingeborg Weber-Kellermann bezogen auf die Bedeutung der „in vorgerückter Stimmung mit großer Freude ungarisch gesungen[en]" Liedern" für die Liedforschung klar beschreibt,[323] betrifft bei einem großen Anteil der untersuchten Ungarndeutschen auch die Sprache selbst.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Bonomi-Briefbestand selbst bei diesem bei weiten nicht ausgeschöpften Analysespektrum einen fundierten Nachweis dafür erbringt, dass die hier schreibenden ungarndeutschen Vertriebenen Sprachwechsel auf eine sehr komplexe Art einsetzten: sowohl von der Funktionalität als auch von der Realisierung her betrachtet, finden sich zahlreiche Facetten des Einsatzes der ungarischen Sprache in den deutschsprachigen Briefen. Bilingualität ist in den Briefen nicht nur schriftlich auf eine offene Art erfahrbar, sondern auch ‚durchhörbar'. Die Schreibenden handhaben den Sprachwechsel mit einer Selbstverständlichkeit (und stellenweise sogar Souveränität), die ihren mangelnden Grammatikkenntnissen trotzt und an ihrem tief verankerten zweisprachigen Potenzial keinen Zweifel lässt.

Natürlich werden auch die unterdurchschnittlich ausgebildeten Sprachkompetenzen aller Varietäten zugleich erkennbar. Diese standen der schriftlichen Ausdrucksfähigkeit beider Sprachen und allen Varietäten im Wege und schränkten die Briefschreibenden in der sprachlichen Realisierung sowohl des Deutschen als auch des Ungarischen beträchtlich ein. Doch sie scheinen die Schreibenden nicht am Sprachwechsel zu hindern, auch nicht an dessen Einsatz ‚kreativer Art', sondern fördern den authentischen Stil – in einem slochen Maße, dass manche Schreibende im Hin- und Herwechseln offenbar ein Stückweit beheimatet gefühlt haben und andere dadurch sogar ein freudiges Erleben der Sprachkompetenzen und Spaß am

[323] Weber-Kellermann schrieb treffend: „Jede objektive Befragung von Donauschwaben in ihrer ungarischen Heimat seit mindestens zwei Generationen, ebenso wie nach ihrer Umsiedlung in der Bundesrepublik bezeugt nicht nur die ganz selbstverständliche Kenntnis zahlreicher ungarischer Lieder, sondern auch die Zugehörigkeit dieser Kenntnis zu ihrem eigenen Selbstgefühl und Selbstverständnis. Bei jeder geselligen Gelegenheit wird in vorgerückter Stimmung mit großer Freude ungarisch gesungen. Das war und ist keine ‚Zersetzung der alten Formen', wie Kuhn das in einer allzu sehr nach rückwärts gerichteten Blickschau formulierte. Es zeigt etwas ganz anderes, nämlich wie tief die magyarische Umwelt besonders in den letzten 100 Jahren die Donauschwaben geprägt hat; es zeigt eine Stufe des Entwicklungsprozesses, den diese vor 200 Jahren aus den verschiedensten deutschen Landschaften zusammengewürfelten Ungarndeutschen auf ihrem Wege zu einem spezifischen, in sich geschlossenen Ethnikum durchgemacht haben." (Weber-Kellermann 1967, 225.)

sprachlichen Spiel gehabt zu haben scheinen. Die Sprachwechselstellen werten zudem die Briefe hinsichtlich der Authentizität zusätzlich in hohem Maße auf, da sie dicht dem *ad hoc* entstandenen Fluss der Gedanken folgen und diese relativ ungefiltert zu Papier brachten. Dies ermöglicht tiefe Einblicke in den Integrationsprozess, der im folgenden Kap. III unser Untersuchungsgegenstand sein wird.

III. INTEGRATION IM SPIEGEL DER BRIEFE

3.0 Einführung: Zur Geschichte der Vertriebung in Budaörs

Einführend sei die Vertreibungsgeschichte der Deutschen aus Budaörs überblickend dargestellt. Weitere Einzelangaben finden sich bei den Briefanalsysen.

Zu Budaörs

Die deutschen Siedler, die nach der Vertreibung der Türken in Budaörs ankamen, haben 1721 mit Gräfin Zichy Péterné Bercsényi Zsuzsanna verträglich die Bedingungen ihrer Ansiedlung geregelt. 1738 begannen sie ihre Kirche und eine Schule zu erbauen. Durch die hohe Sterblichkeit durch die Pest (1738) kam es zu einer neuen Ansiedlung deutscher Familien während der Herrschaft von Grafen Miklós Zichy. 1765 überging das Dorf von der Familie Zichy in das Eigentum der Königlichen Kammer.

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich Budaörs, so wie manch andere deutschen Ofner Berglanddörfer sowohl von der Bevölkerungszahl als auch gemessen an der in der Industrie Beschäftigten überdurchschnittlich: einerseits konnten die Bauersfamilien ihre Produkte auf den Märkten der Hauptstadt gut verwerten, andererseits gingen nicht wenige in die nahe Hauptstadt arbeiten, darüber hinaus gab es in Budaörs auch eine bedeutende Lokalindustrie im (Klein)Gewerbe. Die Erfolgsgeschichte der bedeutenden Saxlehner Bitterwasser-Fabrik ab dem Jahr 1877 ist hierzu ein gutes Beispiel. Bis in das 20. Jahrhundert hinein blieb die einheitlich katholisch geprägte Großgemeinde ethnisch deutsch.

In der Zwischenkriegszeit wuchs die Bevölkerungszahl weiter: Laut Volkszählung 1941 betrug die Anzahl der Einwohner 9.814, von denen sich die Mehrheit (7.243) ethnisch deutsch bekannt hatte (73, 8%) und 8.449 Personen zur deutschen Muttersprache (86,1%). Es wurde zunächst ein Ungarländischer Deutscher Volksbildungsverein und 1940 der Ortsverein des Volksbundes gegründet. Die deutsche kulturelle Prägung kam insbesondere durch die hier installierten Passionsspiele (1933 – 1939) zur Geltung.

Die Budaörser nahmen in beiden Weltkriegen Teil. Es starben 268 Budaörser im Ersten Weltkrieg, an die das 1925 erstellte Denkmal neben der Kirche erinnert. Der Zweite Weltkrieg forderte 485 Tote. Das ihnen gewidmete Denkmal wurde 1992 errichtet.

Zur Vertreibung

Im Folgenden sei die Vertreibung der Deutschen aus Budaörs im Überblick dargestellt. Die Darstellung basiert auf Forschungen von Réka Marchut, die die Vertreibungsgeschichte von Budaörs eingebettet in die des Ofner Berggegend anhand Archivquellen 2014 umfassend untersucht hatte.[324] Nach Marchut stand bereits im Frühjahr 1945 fest, dass die deutschen Siedlungen in der Nähe der Hauptstadt wegen ihrer kulturellen Gegebenheiten sowie ihrer Volksbund-Aktivitäten in eine exponierte Lage kommen werden. Das traf als bevölkerungsstärkste Gemeinde insbesondere auf Budaörs zu, die als erster Vertreibungsort bestimmt wurde.

Budaörs wurde bereits am 13. Januar 1946 abgeriegelt. Es wurde bald eine Liste der zu vertreibenden Personen erstellt, doch letztlich lag die Entscheidung laut einer anonymen Quelle[325] bei einem fünfköpfigen Ausschuss über die auszuweisenden Personen. Nach einer lückenhaft durchgeführten Inventarisierung der Vermögen der zu Vertreibenden erfolgte die ärztliche Untersuchung. Nach einigen Tagen Verzögerung begann die Vertreibung am 19. Januar 1946 in der Nacht – begleitet von der in- und ausländischen Presse.

Nach den Presseberichten sollen Waggons bereitgestellt worden sein, dabei standen neben beheizten Waggons für Personen auch welche für die Logistik (u.a. Küchen- u. Sanitärwaggon) zur Verfügung. Laut Tamás Nyíri, der die Menschen beim ersten Transport am 19. Januar als Seelsorger begleitete, dauerte die Fahrt bis nach Hockenheim zwei Wochen. Am 22. Januar startete der zweite Transport mit 1.040 Personen, der jedoch kaum überwacht worden sein soll, sodass Menschen entfliehen konnten. Danach folgten noch weitere Transporte: am 25. Januar startete der dritte, am 27. Januar der vierte, am 1. Februar der fünfte, am dritten Februar der sechste und der letzte Transport fuhr am fünften Februar nach Deutschland ab. Während die Einwaggonierung der Menschen in humanitärer Hinsicht als zufriedenstellend beschrieben wird, berichten die Quellen von alltäglichen Plünderungen und Misswirtschaften bezüglich der akquirierten Vermögen. In den Rechenschaftsberichten wird von einer skandalösen Vorbereitungs- und Durchführungsarbeit berichtet, u. a. wird das

[324] Marchut 2014, 189ff.
[325] Marchut 2014, 189.

Verhalten des überwachenden Polizeipersonals als „Schandfleck“ bezeichnet.[326] An einer Sitzung der Alliierten am 12. Februar 1946 wurde von General Key darauf hingewiesen, dass die aus dem Sudetenland Ausgewiesenen im besseren Zustand angekommen seien als die ausgemergelten und hungernden Ungarndeutschen. Der General forderte u. a., dass die ungarische Regierung die Auszuweisenden mit Lebensmitteln für zehn Tage versorgen soll und sie fünf Tage vor ihrer Abfahrt informieren soll.[327]

Im Sinne der Vertreibungsverordnung Nr. 12.330/1945 sind in Budaörs 5.788 Personen ausgewiesen und in der amerikanischen Zone angekommen.[328] In der Folgezeit erwartete sie große Unsicherheit – nicht anders die Daheimgebliebenen. Die ersten Ankunftsorte der ausgewiesenen Budaörser sind zwar durch das sehr zeitnah, bereits 1952 erstellte Heimatbuch von Franz Riedl nachgewiesen,[329] doch diese Ortsliste dürfte eine Momentaufnahme gewesen sein. Die inländische Fluktuation hielt nach Ankunft noch Jahr(zehnt)e an, da sich die Vertriebenen nach den vorhandenen Arbeits- und Wohnmöglichkeiten richten mussten. Man muss auch beachten, dass eine gewisse Anzahl von Budaörser Nachzügler(familie)n aus der sowjetischen Besatzungszone nachgezogen ist. All diese Umstände sind in den Briefen verfolgbar.

3.1 Theoretische Grundlagen und Vorgehensweise der Analyse der Vertriebenenbriefe

In diesem Kapitel handelt es sich um die inhaltliche Analyse der Vertriebenenbriefe; dabei liegt der Fokus auf der Beobachtung der integrationsbezogenen Ereignisbeschreibungen, Wahrnehungen und abgebildeten Einstellungen der Schreibenden bezüglich der alten und neuen Heimat. Dabei gilt, was Götz, Löffler und Speckle (1993) zur Gattung *Brief* festlegten – hier sei es erneut zitiert – : „Nicht auf der Faktenebene, sondern auf der subjektiv-gedanklichen, der Erfahrungs- und Beziehungsebene liegt ihr besonderer Wert“[330].

[326] Marchut 2014, 198.
[327] Marchut 2014, 199.
[328] Marchut 2014, 199.
[329] Die Erfassung, die von György Pfundt stammt, listet die Ortschaften, in denen Budaörser untergekommen waren in 13 Bezirken in Nord-Württemberg sowie in 4 Bezirken in Nord-Baden auf. Die über 180 Ortschaften, in denen Budaörser in Württemberg gesiedelt wurden, waren in folgenden Bezirken zu finden: Aalen, Backnang, Böblingen, Crailsheim, Eßlingen, Göppingen, Heidenheim, Heilbronn, Künzelsau, Leonberg, Ludwigsburg, Mergentheim und Öhringen. Die über 80 Ortschaften, die sich in badischen Bezirken fanden, sind die folgenden: Karlsruhe, Mannheim, Mosbach und Tauberbischofsheim. Nach Riedl 1952, 142. Anzumerken ist, dass nicht wenige der in dieser Liste vorkommenden Orte seither eingemeindet worden sind und heute nicht mehr diesen Namen tragen.
[330] Götz/Löffler/Speckle 1993a, 172.

Für die Analyse wurde als Vorarbeit, ausgehend von der Sequenzanalyse (nach Soeffner 1989) und durch Anwendung bei ost-westdeutschen Briefen (Dietsch 2004) eine eigenständige Sequenzanalyse erarbeitet, die der Spezifik des hier vorliegenden Materials Rechnung trägt. Dazu wurden die Briefsegmente der Briefe von Budaörsern mit integrationsbezogenen Inhalten erfasst. In einem ersten Schritt wurden die Deutungen, Beschreibungen, Beobachtungen und Beurteilungen bezüglich der alten und der neuen Heimat in chronologischer Ordnung identifiziert. Die daraus resultierenden Schwerpunkte der Einzelnen wurden in einem zweiten Schritt überblickend verglichen. Anschließend wurden die hier folgenden Themenschwerpunkte gebildet, die in der Analyse schließlich historiographisch kontextualisiert werden. Ziel der Analyse ist es dabei nicht, die Briefinhalte historisch zu verifizieren – deshalb wurden die Informationen zum historischen Hintergrund meist in den Erklärungsapparat gelegt –, sondern die aufgrund von Erfragung oder spontan entstandenen exemplarischen Äußerungen der Briefschreibenden, die ihre Wahrnehmungen bezüglich alter und neuer Heimat darlegen und dabei individuelle Schritte der Eingliederung subjektiv abbilden, interpretiert wiederzugeben. Einfach gesagt: die Äußerungen der Schreibenden stehen im Mittelpunkt unserer Untersuchung und nicht die ‚Wahrheit' ihrer Aussagen, die nebenbei zu erläutern gilt.

Einführend bedarf es einiger Ausführungen zu dem in dieser Arbeit angewandten Integrationsbegriff. Die in Deutschland erschienenen Untersuchungen zur Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg sind kaum zu überblicken. Einige auch mit Bibliographien ausgestattete Werke bieten Orientierung.[331] Obwohl mittlerweile sogar von einem „abgenutzten Begriff"[332] gesprochen wird, hat u. a. Klaus J. Bade (1987) feststellen müssen, dass „die Geschichte der ‚Integration' von Vertriebenen und Flüchtlingen insgesamt lange in der zeithistorischen Forschung vernachlässigt bzw. der Bearbeitung durch die Betroffenen selbst überlassen worden" sei.[333] Bezüglich des südwestlichen Raums

[331] Beer, Mathias (Hg.): Flüchtlinge und Vertriebene im deutschen Südwesten nach 1945. Eine Übersicht der Archivalien in den staatlichen und kommunalen Archiven des Landes Baden-Württemberg (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde 2) Sigmaringen: Thorbecke 1994; Ders.: Selbstbild und Fremdbild als Faktoren bei der Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen nach 1945. In: Schraut, Sylvia/Grosser Thomas (Hg.): Die Flüchtlingsfrage in der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Mannheim 1996, 31–53. Vgl. ferner Beer 1994 u. Schraut 1995.
[332] Ackermann, Volker: Integration: Begriff, Leitbilder, Probleme. In: Bade 1990, 14–36, hier 14.
[333] Bade 1987.

Deutschlands, der, mit Mathias Beer gesagt, lange „unbeackert geblieben“[334] war, liegen zwar zahlreiche Einzelwerke und Sammelbände vor;[335] auf eine breit aufgestellte, auf Archivquellen basierende Arbeit zum Thema Integration der Flüchtlinge in Württemberg-Baden, wie sie die Habilitationsschrift von Thomas Grosser leistete, musste die Forschung jedoch bis nach der Jahrtausendwende warten.[336]

Da in der vorliegenden Untersuchung das persönlich Erfahrene, Wahrgenommene und Bewertete im Mittelpunkt steht, sind historische und wirtschaftsgeschichtliche Erklärungszusammenhänge lediglich von erläuternder Natur. Manch ältere Darstellungen zur Integration der Heimatvertriebenen in Baden-Württemberg, die mit teilweise gewöhnungsbedürftigen Begriffsapparaten arbeiten (z. B. „donauschwäbisches Landvolk“)[337], waren unbedingt zu beachten, da sie aus Beobachtungen von nächster Nähe entstanden und ‚atmosphärisch‘ m. E. viel von der Lebenswelt, von den Spannungen und Konflikten um die Flüchtlinge vermitteln.

Mit Blick auf die hier behandelten Quellen erscheint der Integrationsbegriff von Jochen Oltmer als besonders geeigneter Ausgangspunkt, denn nach diesem ist Integration

> „ein alltäglicher und in der Regel unauffälliger wirtschaftlicher, gesellschaftlicher, kultureller und mentaler Anpassungsprozess, der schrittweise verläuft und Generationen übergreifen kann. Dabei verblassen vorgebliche oder tatsächliche distinktive Merkmale zwischen Zuwanderern bzw. Zuwanderergruppen und einheimischer Bevölkerung, das gilt für Selbst-, bzw. Fremdzuschreibungen (z. B. ethnische Zugehörigkeit, kulturelle Prägung, nationale oger regionale Identität) ebenso wie für soziale bzw. wirtschaftliche Kriterien (z. B. Sprache, soziale bzw. berufliche Position, Qualifikation).“[338]

Oltmer definiert „Integration“ als einen auf unterschiedlichen Ebenen verlaufenden Prozess mit zeitlichen und sozialen Variablen und betont deren Prozesshaftigkeit. In den hier behandelten Briefen werden die speziellen, brieflich zum Ausdruck kommenden individuellen und kollektiven Markierungspunkte einiger – anhand der oben beschriebenen Sequenzverfahren herauskristallisierter – wichtiger Phasen dieses (individuellen) Integrationsprozesses deutlich. Um diese Phasen greifbarer zu machen, wird auf das

[334] „Baden-Württemberg ist noch nahezu unbeackert geblieben“. Literatur und Quellenlage zur Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen im deutschen Südwesten nach 1945. In: Ders. 1994, 27–47.
[335] Bade 1987, 146, Anm., 42., mit einem bibliographischen Überblick (147, in Anm 45.)
[336] Grosser 2006.
[337] Vgl. u. a. Bock 1953.
[338] Oltmer, Jochen: Migration im 19. Und 20. Jahrhundert (Enzyklopädie deutscher Geschichte, 86), München 2010, 6.

ethnographisch orientierte Sechs-Stufen-Modell von Ulrich Tolksdorf zurückgegriffen,[339] da es aus gemeinschaftlicher Sicht beschriebene kulturelle Vorgänge in den Blick nimmt und dabei besonders der Relation von Einheimischen und Vertriebenen Beachtung schenkt. Tolksdorfs Stufen sind folgende:

1. die Phase nach der Ankunft, die auch als die des Kulturschocks definiert wird;
2. die Phase der Kontakte;
3. die Phase der Konflikte: die Phase der Funktionswandlung der mitgebrachten Kulturformen, ablesbar anhand der „Aufschaukelung" der mitgebrachten Brauchtumsformen;
4. die Phase der „sekundären Minderheitenbildung";
5. die Phase der Akkulturation und/ oder Assimilation;
6. die Phase der „punktuellen Bewahrung" der Eigenkultur innerhalb einer inzwischen sich neu etablierenden Multikulturalität.

Bei der folgenden Analyse der Briefe aus dem Zeitraum 1946–1956 greifen die ersten drei Phasen dieses Modells, wobei die Schreibenden am Ende des hier behandelten Korrespondenz-Zeitraumes in der vierten Phase, der Übergangsphase der „sekundären Minderheitenbildung"[340] angekommen sein dürften.

Bei der Darstellung der Wege der Eingliederung werden die Briefe der Budaörser in den Fokus genommen und solche von Schreibenden anderer Provenienz unterstützend herangezogen. Diese Fokussierung war nötig, um eine vertiefte Inhaltsanalyse nach den von den Briefschreibenden vorgegebenen Themen vorzunehmen. Wo immer es möglich war, werden in den Briefen prozessual beschriebene Begebenheiten aufgegriffen (wiederkehrende Mitteilungen zur Entwicklung des sozialen Standes, z. B. Arbeit-, oder Wohnungssuche), die nach Möglichkeit in chronologischer Folge analysiert werden. Eine diachrone Betrachtung ist bei den Budaörsern bei den Vielschreibenden Nr. 1 und Nr. 2, deren Briefe die Beschreibung eines tiefer einsehbaren und auswertbaren Ereignisverlaufs erlauben, wenigstens in Ansätzen möglich. Einführend wird ein Kapitel „Ankunft" vorangestellt, nicht nur, da der intensive Ankunftsschock jene hohe soziale Energie zeigt, die die Menschen zum Schreiben ‚nötigte' und deshalb unsere Aufmerksamkeit verdient, sondern auch, da hier die besondere Dichte der Beschreibungen und Meinungen m. E. insgesamt erlaubt, dass verschiedene Wahrnehmungen und Attitüden sichtbar gemacht werden.

[339] Tolksdorf 1990.
[340] Tolksdorf benutzt diesen Begriff in Anlehnung an Ina-Maria Greverus. Tolksdorf 1990, 118.

3.2 ANKUNFT

Der lange Prozess der Integration beginnt mit einer ersten Phase der Orientierung, die unterschiedlich verläuft und in den Briefen ebenso unterschiedlich geartete Erfahrungen spiegelt. Diese erste Phase nach Ankunft wird von Tolksdorf als die des Kulturschocks beschrieben, „als Mentalitäts- und Identitätskrise im Wechselbezug plötzlicher ökonomischer, sozialer und soziokultureller Veränderung“ bei einem Verlust „der vertrauten Lebenszusammenhänge und kulturell vorgegebenen Kommunikationsmilieus“ sowie „an Heimat, materiellem Besitz, beruflicher Stellung, familiären und sonstigen sozialen Beziehungen“.[341] Im Folgenden werden anhand Briefinhalt-Sequenzen Momentaufnahmen der ersten Erfahrungen und Begegnungen mit der neuen Heimat und der weiteren Gestaltung des Zusammenlebens herausgearbeitet, die die Eingliederungsschritte auf ihre kleinsten Zellen, auf die persönlichen Begebenheiten, Erlebnisse und Erfahrungen ‚herangezoomt‘ zeigen. Dabei treten unterschiedliche Erfahrungshorizonte zum Vorschein.

3.2.1 Ankunft 1: „*Also sind wir so schnel nach Deutschland gekommen*“

Der erste Brief der Briefschreiberin Nr. 1 nach der Ankunft wurde am 27.05.1946 geschrieben, drei Monate nach ihrer Vertreibung (Februar 1946). Sie und ihre Familie gehörten zu den insgesamt 5788 Personen Budaörser Herkunft, die im Sinne des Vertreibungsgesetzes Nr. 12.330/1945 ausgewiesen und mit einem der sieben Budaörser Transporte[342] in Nordwürttemberg angekommen waren.[343] Das „kleine“ Land Württemberg-Baden mit ca. 3 Millionen Einwohnern nahm im Laufe des Jahres 1946 in den Kreisen Nordwürttembergs 321.000 Zugezogene aus den Ländern Tschechoslowakei, Ungarn und Österreich auf, die hier einen Anteil von 14,6 % der Bevölkerung ausmachten. Die Anzahl der

[341] Tolksdorf 1990, 110.
[342] Der erste Transport fand am 19. Januar 1946 (heute staatlicher Gedenktag der Vertreibung in Ungarn) in der Nacht statt; bei diesem reiste der damalige Pfarrer Tamás Nyíri, später bekannter Theologe, mit. Der zweite fand am 22. Januar in der Nacht (1040 Personen) statt, der dritte am 25. Januar (2955 Personen), der vierte am 27. Januar, der fünfte am 1. Februar, der sechste am 3. Februar und der siebte am 5. Februar.
[343] Die Ankunft der Vertriebenen erfolgte ab Ende Januar bis Anfang November 1946, hier kamen an „in den Güterzügen der Reichsbahn insgesamt 378 organisierte Massentransporte […]. Zusammen mit den ersten aus der Kriegsgefangenschaft entlassenen Männern […] erfaßte die erste zonenübergreifende Volkszählung vom Oktober 1946 daher in Nordwürttemberg 321.000 und in Nordbaden 182.600 Zwangszuwanderer, die amtlicherseits zunächst als ‚Flüchtlinge‘ bezeichnet wurden und nun einen Bevölkerungsanteil von 14,6 bzw. 13,2 % ausmachten. Grosser 2006, 29.

Transporte aus Ungarn betrug 100, die der im Jahr 1946 aus Ungarn transportierten Personen 93.405.[344]

In der Eingliederungsliteratur wurde vielfach beschrieben, dass die Angekommenen in der neuen Heimat nicht willkommen waren; in Württemberg-Baden gab es massive Proteste der einheimischen Bevölkerung; u. a. waren Konflikte bei der Verteilung der Menschen und ihrer (Zwangs-)Unterbringung an der Tagesodnung.[345] In der nordwürttembergischen Region arbeiteten gegen eine gelungene Aufnahme, so Thomas Grosser, nicht nur die wirtschaftlichen Faktoren: Es „überlagerten insbesondere langlebige soziokulturelle Integrationsbarrieren, wie der Konfessionsunterschied, die günstigeren ökonomischen Rahmenbedingungen, so daß sich vor allem in Nordwürttemberg trotz der hier besonders ausgeprägten wirtschaftlichen Aufwärtsentwicklung eine merkliche Verzögerung der sozialen gegenüber der strukturellen Integration ergab".[346]

Die Briefkommunikation mit Bonomi nimmt schnell Fahrt auf: Der Budaörser Briefschreiber Nr. 2 antwortete auf die Erkundigungskarte Bonomis mit seinem ersten Brief schon vier Monate nach der Ankunft (21.06.1946 = 2/1/068). Die Briefschreiberin Nr. 3 schließt sich im Oktober an (08.10.1946 = 2/1/007). Die ‚Haupt-Briefschreibenden' aus Solymár melden sich ein Jahr später ([Erwerb, 11.04.1947 = 2/1/281); und auch die Briefe der restlichen Schreibenden erreichen ihn spätestens 1947 (Briefschreiber aus Békásmegyer: 19.01.1947 = 2/1/132; Briefschreiberin aus Budakeszi: 02.01.1947 = 2/1/487; Briefschreiber aus Pilisborosjenő: 02.01.1947= 2/1/020). Einzig bei der Briefschreiberfamilie Nr. 5 aus Budaörs liegt eine besondere Situation vor: Ihre ersten Briefe sind nämlich vor der Vertreibung datiert (23.03.1945 sowie 09.05.1945). Es ist den Briefen zu entnehmen, dass die Familie im Herbst 1944 mit den Flüchtenden Budaörs verließ (vgl. hierzu u.a. (264)).

[344] Schraut 1995, 177. Schraut lagen als Quellen die Jahresberichte des Staatskommissariats für Flüchtlingswesen vor, ergänzt mi Zahlen aus Akten der Militärregierung.
[345] Sylvia Schraut beschreibt die Lage: „Zu Protesten führte bereits die nach dem Eintreffen der Transporte 1946 am vorhandenen Wohnraum ausgerichtete Verteilung der Ankömmlinge auf die Landkreise und Gemeinden. Zahlreiche Kreis- und Gemeindeverwaltungen wiesen in Eingaben an die Landesflüchtlingsverwaltung, das Innenministerium und den Ministerpräsidenten mit sorgfältiger Zahlenakrobatik nach, daß gerade der eigene Landkreis oder die eigene Gemeinde gänzlich ungerecht behandelt werde. […] Zu massiven Konflikten führte weiterhin von Anfang an die Zwangseinweisung der Flüchtlinge in den vorhandenen privaten Räumen. Die Wohnraumbeschlagnahmungen, die zwangsweise Räumung von Wohnraum für die Neuankömmlinge, die für die Einheimischen Wohnraum bescherten, vergifteten das Klima in den Gemeinden auf Jahre hinaus." Schraut, 1994, 85.
[346] Grosser 2006, 37.

In den ersten Briefen werden hauptsächlich knappe Angaben, oft im Telegrammstil, über den Verbleib der Familienmitglieder und die unmittelbarsten Wohn- und Versorgungsumstände gemacht. Bezug genommen wird auf die Schnelligkeit und die Unvorstellbarkeit der Ereignisse: „Also sind wir/so schnel nach Deutschland ge-/kommen waß wir garnicht glau-/ben wollten" [27.05.1946 = 2/1/311].

Die Transportumstände dürften im Falle von Budaörs, des ersten Vertreibungsortes, dem ja Medienpräsenz zuteil wurde, relativ schonend gewesen sein.[347] Die Briefschreiberin Nr. 1 berichtet über ihre erste kurze Wohnstation bei Bauern und trifft den Vergleich zu ihrer gegenwärtigen Situation in der städtischen Umgebung, wo ihre Versorgung in ihrer eigenen Verantwortung liegt. Sie ist mit Beschaffungen auf sich gestellt („nachmittag gehe ich in den Wald um holz") und erfährt keine Hilfe:

(125)
„Wir waren […] zuvor bei Bauern
untergerbacht da ist es unz sehr
gud gegangen da hatten wir alles
genuk. Jetzt sind wir selbst ständig es
schaft unz Niemand." [arbeitet niemand für uns]
[27.05.1946. = 2/1/311]

Die Ankunft ist im Falle von Briefschreiberin Nr. 1 mit der Zersplitterung der Familie verbunden („Ja fon Allen getrent sind wir hir [27.5.1946 = 2/1/311]). Sie berichtet näher: () „Unser Sohn […] ist […], die Tochter ist in Kreiß […], der Vater, und meine Brüder sind Kreiß Manheim"; Letztere dürften in der Großstadt Arbeit gefunden haben. Die Briefschreiberin und ihr Mann werden in das Haus einer Witwe zugeteilt; diese Zwangseinweisung zeigt sich aber insgesamt als glückliche Fügung. Schon im ersten, dann auch im dritten Brief, der bereits ein Jahr nach der Vertreibung entstand, wird vom Zusammenleben grundsätzlich positiv berichtet:

(126)
„[…] wir wahren bei
sehr neten Leude die halfen unz öfters
und, haben unz Reihlih beschenkt zu
Weihnahden. Wir sind […] in ganzen
Tag bei Ihnen in Ihr warmen Stube
[…]
Sost wären wir schon erfroren so kalt

wir waren bei
sehr netten Leuten, die halfen uns öfters
und haben uns reichlich beschenkt zu
Weihnachten. Wir sind […] am ganzen
Tag bei ihnen in ihrer warmen Stube
[…]
Sonst wären wir schon erfroren, so kalt

[347] Die von Réka Marchut verarbeiteten Quellen, darunter die den Ereignissen beiwohnende ungarische Presse attestierten der Vertreibungsaktion einen insgesamt humanitären Verlauf. In diesem Sinn äußert sich ein langer, berichtender Brief v. 7. Februar des Budaörser Pfarrers Zoltán Sík (an József Mindszenty, der auf dessen Ersuchen entstand), der auf die ersten drei Transporte zurückblickt. Dies bestätigen auch die Protokolle der Alliierten Kontrollkommission. Marchut 2014, 211, Anm. 104.

ist es bei unz.“ ist es bei uns.
[02.02.1947 = 2/1/264]

In der auch als „Krisenwinter“ genannten Zeit 1946/1947, in dem in Deutschland mehrere Tausend Menschen erfroren und hungerten, sind diese Zeilen nicht symbolisch zu verstehen.[348] Auch eine Solymárer Frau weiß es zu schätzen, dass ihre Familie in einer Gegend unterkam, in der es wenigstens zu Essen gab: „wir sind hir in solh einer gegeind Gottseidank das wir/ nicht hungrn brauchen wir haben zu essen genuck wir/ haben noch keinen hunger leiten müsen“ [o. D., Erwerb, 11.04.1947 = 2/1/181].

Die Briefschreiberin Nr. 1 summiert ihre ersten Erfahrungen sachlich und positiv. Sie nimmt auch die Umgebung durchaus positiv in den Blick: „eine sehr schöne Gegend“ [27.05.1946 = 2/1/311]. Dies mag auch daher rühren, dass der neue Heimatort dem alten in geokultureller Hinsicht ähnlich ist. Der Ort hat Weinbautradition, eine hügelige und malerische Landschaft und sogar eine kleine Wallfahrts-Bergkirche ist für sie erreichbar. Diese ist „auf einen schönen Ort in Bergwald“ gebaut und hat „von unden / biß zur Kirhe hinauf die Kreutzweg“ – so wie auch einst die Budaörser auch ihren seit 1851 erbauten Kreuzweg hatten. Ein Jahr später ist die Bindung an die Bergkirche noch stärker, da sie inzwischen als lokale Wallfahrtskirche fungiert: „der Ritter Pfarrer/ fon Greglingen die kommen öfters“; da sei es „im Sommer „kurzweilih da kommen die Leute / von weid, und breid, […] da gibt esein Wiedersehen mit denn / Landsleuten“ [06. 03.1947].

Wenn die Briefschreiberin in die Rolle der Gewährsfrau schlüpft, wechseln vorübergehend der kommunikative Handlungsrahmen und die Mittelungsabsicht.[349] Damit werden gewisse prädominierende Vorstellungen und Annahmen aktiv, die sich darauf richten, was den Adressaten interessieren könnte. Dass diese ‚halboffizielle‘ Berichterstatterebene immer

[348] Im Januar und Februaar 1947 herrschte ein Dauerfrost bis zu minus 20 Grad. Um das Ausmaß des Hungerns und der Kälte, in dem statistisch kältesten Jahr des 20. Jahrhunderts, in dem in Deutschland erneut viele starben und in der Sowjetunion noch einmal 2 Millionen Menschen ihr Leben ließen, der Öffentlichkeit bewusst zu machen, entstanden in jüngster Zeit mehrere popularwissenschaftliche Dokumentationen. Der *Südkurier* befragte 2016 seine Leserinnen und Leser und druckte einige von den Zeitzeugenberichten ab, darunter den Brief eines Vertriebenen aus Ungarn **(**Hans Neuberger, Uhldingen-Mühlhofen), der im April 1946 von Ungarn nach Lauda bei Tauberbischofsheim kam und in einer Zweizimmer-Mansardenwohnung mit seiner Familie Weihnachten so erlebte: „Um ein besinnliches Weihnachtsfest feiern zu können, hatte Vater in einen Haselnussstock Löcher gebohrt – in die er grüne Zweige steckte. Von einem Bauer besorgte er sich eine Futterrübe, in die er ein Loch machte, um sie als Christbaumständer zu verwenden. Mutter, die in den Jahren zuvor den Baum noch mit in Silberpapier eingewickelten Süßigkeiten schmückte, sah sich nun veranlasst, Brotstückchen in Papier zu wickeln, um sie als Bonbon auf die grünen Zweige zu hängen.“ Nach: Michel, Alexander: Zwischen Hunger und Frost. So feierten die Deutschen Weihnachten im Krisenwinter 1946/1947. In: *Südkurier*, 23.12.2016.
[349] Nach Ermert 1979, 59–63.

wieder tangiert und dann wieder verlassen wird, ist ein wichtiges kommunikatives Merkmal bei den Vielschreibenden. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn die Briefschreiberin Bonomi über die Zusammensetzung ihres neuen Heimatortes mit statistischer Genauigkeit unterrichtet:

(127)
„Wir sind 125 Budaörscher hier da
gibd verschidene Sorten von Steinberg,
Marienthal, von der unteren, und
oberen gegent. 130 Suteden Deutsche [Sudetendeutsche
und Schleßier.“ und Schlesier.]
[23.02.1947 = 2/1/310]

Doch letztendlich gewinnen in den Briefen die natürlichen und persönlichen Kommunikationsrahmen die Oberhand.

Die Briefschreiberin Nr. 3, die Tochter der Briefschreiberin Nr. 1, die von Anfang an von ihrer Mutter getrennt, aber mit eigener Familie in einer Kleinstadt unterkam, beurteilt die Ankunftslage in ihrem ersten Brief als verhältnismäßig befriedigend. Eine entscheidende Rolle wird dabei gespielt haben, dass ihr Mann gleich Arbeit und die Familie dadurch eine Wohnung und Existenz fand:

(128)
„Wir sind ihn ein-
er […]fabrik untergebracht. In einer klei-
nen Stadt, u es ist eine nette wohnung
zuhaus sind wier trozdem nicht.
Mein Mann der auch gleich im Haus schafft
Es geht was kan man fiel sagen niht
am besten aber auch niht Schleht.“

Sie legt dar, wie sie versucht, einen Weg für sich persönlich zu finden:

(129)
Trotz allen har-
ten schläge, was uns betrofen hatt, uns
mahn ein wenig leiht dabei sein uns
Sich selber trözten und so ist am besten.“

Bei ihnen scheint der Schock aber die Kinder erreicht zu haben. Die baldige Einschulung katapultiert die Familie in eine Phase des intensiven Kontakt- bzw. Konfilktfeldes mit der Aufnahmegesellschaft – und die damit verbundenen sprachlichen Schwierigkeiten werden deutlich. Sie berichtet über ihre Tochter:

(130)
Das lernen ist Ihm anfang furh-
bar gegangen, den Sie hat weder deutsch
lesen noch rehnen könen da weinte Sie

> oft Sie sagte Ihmer das sein ein zirkusz.
> [08.10.1946 = 2/1/007]

Die in Ungarn noch hauptsächlich ungarisch unterrichteten Kinder stellen sich erst mit der Zeit auf die deutsche Sprache ein: „die […] geht in Schu-/le in [Klasse]. Aber das lehrnen ist Ihr am/ schwierigsten, den Sie fragt einmal/ Ungarisch dan wieder Deutsch“ [20.03.1947 = 2/1/005], berichtet die Mutter. Die obigen Zeilen verweisen auf eine soziale Notlage, die im Laufe der Eingliederung entstehen konnte, wenn Sprachkenntnisse unzureichend waren. Der dadurch erhöhte Leistungsdruck muss für die Kinder sehr groß gewesen sein.

In einer 2018 von Peters erschienenen Untersuchung von Vertriebenen wird nachgewiesen, mit welch hohen Erwartungen Kinder und Jugendliche der Vertriebenenfamilien konfrontiert waren. Nach einer Stellungnahme des damaligen Bundesministers für Vertreibung sollten Kinder und Jugendliche „Bindeglied sein zwischen Flüchtlingen und Einheimischen, Schrittmacher beim Einleben“. Dieses Postulat beschreibt, so Peters, der die Eingliederung der damaligen Flüchtlingskinder Kinder aus psychologischer Sicht sieht,

> „vermutlich auch die alltägliche Realität der Kinder und Jugendlichen treffend. Sie waren einem erheblichen Anpassungsdruck ausgesetzt, denn an ihnen sollte es sich entscheiden, ob die Eingliederung gelang oder nicht. Das Stigma der Vertreibung sollte beseitigt, der Statusverlust – weil der ursprüngliche Beruf oft nicht mehr ausgeübt werden konnte – wettgemacht werden. So würde der anfängliche Sonderstatus möglichst rasch in Normalität einmünden. Und sie funktionierten: Sie galten bald als besonders leistungsbereit, ihr Anteil unter den Gymnasiasten lag deutlich über den Durchschnitt. Viele begabte Kinder und Jugendliche trugen damit in der Tat maßgeblich zum wachsenden Ansehen und zur Integration ihrer Familie bei.“[350]

Anschließend geht die Untersuchung darauf ein, welchen Preis diese Kinder, die zwischen dem der Heimat anhaftenden Elternhaus und der neuheimatlichen Schulgemeinschaft standen und den Stempel eines „minderen kulturellen Niveaus“ trugen, dafür gezahlt haben, und kommt zu der Einschätzung, dass die Flüchtlingskinder veranlasst wurden,

> „ihre ‚wahre Identität‘ [zu] verbergen, das heißt ihre Herkunft, ihr Schicksal, ihren Verlust, gar nicht zu reden von den erlittenen Traumata, die erst recht im Verborgenen blieben. Scham und Schuld wurden zu Begleitern dieser Kinder, die Kunst der Verstellung und des Verbergens wurde ihnen zur zweiten Natur und war oftmals Grundlage eines ‚falschen Selbst‘, das der Preis für die geforderte Anpassung war.“[351]

Die Textpassage, wie auch die sonstigen Ergebnisse dieser Publikation, werfen in der Forschung bislang unbeachtete Fragen zu den Auswirkungen dieses besonderen Anpassungsdruckes auf die damaligen Kinder auf. Die authentischen Beschreibungen in den

[350] Peters 2018, 66f.
[351] Peters 2018, 67.

hier untersuchten Briefen lassen einen kleinen Einblick in die familiär erlebte Notlage bei der Ankunft (Arbeitslosigkeit, Krankheit der Eltern) zu. Zugleich zeigen manche Briefe die mitunter langanhaltende Anhänglichkeit der Kinder an die alte Heimat sein (vgl. hierzu z. B. die Schlusszeilen des Briefes eines Mädchens: „Damit schließe ich/mein Schreiben biß aufs Glückliches Wiedersehn In der Heimat“ [o. D. = 2/1/211]).

Die Kinder berichteten manchmal auch ungefragt über die Sorgen und Nöte der Erwachsenen. Ein Kind aus einer Vertriebenenfamilie schrieb Bonomi, dass die Krankheit des Vaters vom Arzt nicht geltend gemacht wurde (dies wird nicht der einzige Fall sein, in dem Konflikte mit Ärzten beschrieben werden) und dadurch wohl Sozialleistungen wegfielen, ganz zu schweigen von der Demütigung, die die Unterstellung einbrachte:

(131)
Sehrgeerter Herr Bonomi, möchte
ich Ihnen ferner noch mitteilen,
[Seite 2]
daß wir alle, bis auf unseren
Vater gesund sind. er war wieder
mit seiner alten Krankheit im
Krankenstand, und schon nach
kurzer Zeit wurde er wieder
entlassen, weil der Vertraungs- [Vertrauens-Arzt]
arzt es nicht glaubte. So ist
halt das Leben und man kann
nichts daran ändern. man muß
es so nehmen wie es Gott haben
will.
[14.01.1954 = 2/1/168]

3.2.2 Ankunft 2: „*Ich habe keine zwei Kleider noch Koffer* […]. *Der /liebe Gott hat es gegeben u. hat es wieder von uns genommen*“

Bei dem Briefschreiber Nr. 2 beginnt der Briefwechsel auf eine Art, die seine gesamte Korrespondenz mit Bonomi vorwegnimmt: Deutlich herauszuhören ist die Freude über die Kontaktaufnahme mit Bonomi und die Wertschätzung für dessen trostspendende Äußerungen, die er sich zu eigen macht und damit Eintracht, Nähe und Harmoniebedürfnis zum Ausdruck bringt, was den Grundton der ganzen Korrespondenzzeit angibt. Anschließend berichtet er über den Verbleib der Familienmitglieder und über den Verlust des familiären Vermögens in knappen Sätzen, die er in einen – für ihn charakteristischen – Erklärungszusammenhang des Glaubensbekenntnisses stellt:

(132)
„Ihr lieber Brief u. Karte die bei mir eingetroffen
ist, hat mich sehr getröstet trotzdem ich alles [trotzdem = obwohl[352]]
verloren habe. Ihr schreiben ist mir ein Dokument
u. will sie aufbewahren weil der Inhalt änlich ist
meinem Schicksale.
Ich habe keine zwei Kleider noch Koffer,
blos ein abgeschosenes altes Kleid u. einen Stock. Der
liebe Gott hat es gegeben u. hat es wieder von uns genommen."
[21.06.1946 = 2/1/068]

Der unverheiratete Mann schloss sich der Familie seiner Schwester an und kam mit ihnen zusammen in einer sehr bescheidenen Wohnung unter. Dass der Briefschreiber „keine zwei Kleider noch Koffer" habe, ist fast wörtlich zu nehmen – dies wird in der Gesamtkorrespondenz deutlich. Dabei kam er aus einer der wohlhabendsten Familie in Budaörs. Demnach erlitt die Familie einen großen materiellen Verlust, was er außer in diesen Zeilen nur ein einziges Mal erwähnt, erst sieben Jahre später. Da kommt der einstige hohe soziale Stand der (Bauers-)Familie zur Sprache, als er Bonomis volkskundliche Anfrage nicht beantworten kann: „Ich schäme mich als der Sohn des fast größten /Steuerzahlers aus Örs. u. konnte nicht genau angeben, /auf welchem Hotter die Kapelle steht" [30.11.1953 = 2/1/038].

Er berichtet vom Abfahrts- und Ankunftstag[353] und auch über einen etwa viermonatigen Kreislageraufenthalt: „Wir sind von /Budaörs hinaus geworfen worden am 2. Febr. vor Mária Licht-/mes u. sind am 3. Febr. abgefahren. Wir sind gefahren ohne /Sch[w]irrigkeiten u. sind am 8 Febr. in Künzelsau[354] /in Lager untergebracht worden". Unmittelbar danach wird über die in Ungarn zurückgelassenen nächsten Familienmitglieder berichtet, von Schwester und von der Mutter (von deren Todesumständen in einem späteren Brief heißen wird: „die viel mitmachen muste von den Russen"):

(133)
„Meine arme Mutter ist mir der grösste Verlust der
nicht wieder ersetzt werden kann. Die arme […] Schwester
ist das zweite grosse Opfer was ich fast ertragen kann, weil
sie in Ungárn alleine im Spitál liegt."
[21.06.1946 = 2/1/068]

[352] Dieser Briefschreiber verwendet die Konjunktion *trotzdem* sehr häufig und immer in der Bedeutung „obwohl".
[353] Somit muss Briefschreiber Nr. 2 mit dem 6. Transport angekommen sein, und demzufolge muss er vorangegangene Familienmitglieder angetroffen haben.
[354] Gemeint ist der Kreisflüchtlingslager in Künzelsau.

Bei vielen Schreibenden wird in den ersten Briefen das heimatgemeinschaftliche Kontaktnetz erwähnt, entweder kurz und beiläufig („Hier in […] sind auch fon /Biatorbágy 30. Familien“ [08.10.1946 = 2/1/007] oder konkret über den Verbleib gemeinsamer, wichtigerer Bekannten „der A. F. ist in Kr. Heilbronn“ [27.05.1946. = 2/1/311]. Der Briefschreiber Nr. 2 ist in dieser Hinsicht aber besonders kundig. Er berichtet Bonomi im Ton der aus der alten Heimat eingespielten Gewährsmannsrolle im ersten Schreiben über Mitglieder der Prominenz der Ofner Berggegend, über deren Verbleib er Bescheid weiß:

(134)
„Dr. Riedl Dr. Leber haben
auch geschrieben, Dr. Krum ist hier unlängst verunglückt
u. ist dabei gestorben. F[…] T[…] ist in Ho[r]kheim Kr.
(Heilbronn) Heisenberger, Ritter, Lunz, Greszl Pfarrers
sind alle da. Ritter L. Pf. ist in Creglingen Kr. Bad
Mergentheim, wo jetzt Sonntag ein schönes Fronleichnam
Fest abgehalten wird wie zu Hause?“
[21.06.1946 = 2/1/068]

Er vermittelt die Wohnadresse der Prominenz an Bonomi; die von Franz Riedl[355], Ludwig Leber[356], von Rechtsanwalt Krum, Pfarrer Richard Heißenberger[357], Pfarrer Franz Greszl[358] und Pfarrer Lorenz Ritter. Letzerer wird ein wichtiger Betreuer der Budaörser in der neuen Heimat sein. Von Pfarrer Dr. Nikolaus Aubermann, der in der alten Heimat eine sehr wichtige Figur in der Religionsgemeinschaft der Budaörser war, aber vorzeitig die Flucht ergriff und damit seine Gemeinde verließ,[359] wird erst in den Folgebriefen berichtet. Aubermanns, mit dem der Briefschreiber Nr. 2 sich öfters auseinander setzten wird, fällt in den ca. 50 Briefen über fünfzig Mal.

[355] Der Namensgeber des heutigen Heimatmuseums in Budaörs war eine wichtige Figur der Heimatgemeinschaft in der neuen Heimat. Er schrieb das erste Heimatbuch von Budaörs, vgl. Riedl 1952.
[356] Zu Lebers Person vgl. Anm. 56.
[357] Zu Heißenbergers Lebenslauf vgl. den von Riedl (aber unter dem Pseudonym „Adelsberger“) verfassten Artikel, der anlässlich seines vierzigjährigen Priesterjubiläums im Budaörser Heimatbuch abgedruckt wurde. Da steht u. a.: „Nachdem er mehrere Jahre als Kaplan tätig war, wurde er 1923 zum Administrator der Pfarre in Budaörs ernannt. Als solcher wirkte er dort bis 1925. Sodann erhielt er seine Ernennung als Pfarrer mit der Disposition zuerst nach *Leányvár* und anschließend nach *Krottendorf- Békásmegyer*, wo er bis zur Ausweisung im Jahre 1946 seines Amtes waltete. Im Mai 1946 wurde er mit seinen Pfarrkindern vorübergehend in Neckarzimmern untergebracht, kam dann als Flüchtlingsseelsorger nach Bargen (Kreis Sinsheim). Im Frühjahr 1949 begab er sich zu seiner Schwester nach Badersdorf im Burgenland, wo er heute noch lebt.“ In: Riedl 1952, 97.
[358] Greszl, Franz (Ferenc), der Pfarrer des Nagykovácsi Heimatgemeinschaft, entwickelt in der neuen Heimat wissenschaftliches Interesse für die Siedlungs- und Kulturgeschichte seiner ehemaligen Heimat: Er promoviert 1984 mit einer Arbeit an der Universität Graz über Ofen.
[359] Nach András Grósz muss Aubermann seine Heimatgemeinde am 18.10.1944 Richtung Sopron verlassen haben. Der genaue Grund für seine Abreise sei unbeannt, aber wegen seiner Deutschgesinnung (leplezetlen németbarátsága) und seiner Rolle im Volksbund hätte er mit Sanktionen seitens der Ordnungsmacht rechnen müssen. Grósz 2010, 55.

3.2.3 Ankunft 3: „*so ein leben is eine elende Fercveiflunk*“ – Schwierige Ankunft

Die ersten Berichte konnten nicht nur umsichtige Lage- und Kontaktbeschreibungen, sondern auch schlichte Hilferufe sein. Ein erster Brief nach der Vertreibung (10.04.1946) wurde an Bonomi von einer Familie gerichtet (mit der er später nicht weiter korrespondieren wird), die ihn auf Ungarisch anspricht. Die Postkarte trägt den amerikanischen Zensurstempel („U.S. CIVILCENSORSHIP“ und wurde aus dem Lager Lauffen am Neckar an Bonomi versandt:

(135)
„Dr Eugen Bonomi
Schorndorf.
Künkelin-Straße 44
/bei Beeg/

öv […]
Lauffen / Neckar Kr Heilbron
German vürttenberg

Igen Tiszteltt Dr Eugen Bonomi Hát értesitem hogy idvagyunk Lauffenben ar iskolába mék nemvagyunk elhejezve már egy hete, ~~Es~~ kérem hadutt segiteni akor lesz oljan szives és meglátokadni benünket	[Sehr geehrter Herr Dr. Eugen Bonomi Nun, ich lasse Sie wissen, dass wir hier in Lauffen sind, in der Schule, wir sind noch nicht untergebracht, schon seit einer Woche. Und bitte, wenn Sie helfen können, dann seien Sie so gut und besuchen Sie uns
Maradok Tisztelettel özv […]“	Verbleibe hochachtungsvoll, verwitw. […]]

[10.04.1946[360] = 2/1/490]

Manche Briefschreiber werden beim Schreiben der ersten Sätze von ihrer Verzweiflung übermannt, daran wird die emotionale Ventilfunktion des Briefeschreibens deutlich:

(136)
„Seehr Geerther Her Dr. ich mus zuerscht um einschuldigung bittein […],
eirschteir reuche konde ich garnicht schreiben weil ich garnichts gesehein habe, von deim vielein weinen“ [in erster Reihe = vor allem] [gar nichts gesehen habe von dem viel Weinen]

[11.08.1947 = 2/1/180]

Die erfahrenen Ungerechtigkeiten auszusprechen und sich darüber zu beklagen, ist ein zentrales Motiv mehrerer Briefe der ersten Jahre. Ein Briefschreiber (Pilisvörösvár) resümiert zwar eingangs kurz: „untz geht es nicht schlecht“. Einen viel größeren Raum nimmt in seinem Brief jedoch die Klage über die erlebten Ungerechtigkeiten ein. Der Wunsch, sich über die

[360] Das Datum wurde ursprünlich in der in Ungarn üblichen Form gesetzt: 1946.94.10.

tiefe Enttäuschung zu beklagen dringt durch den schwer und mühevoll erstellten Text hindurch:

(137)
„Hundert Jährige [unlesbar]Arbeit
waß wihr in unser Vaterlandt
geleistet habein, Kirchein gebaut und
Schönne Häußer, und wahr einmahl
Ihrein Statzbürger, und habein nihr
führ demogratie gekämpft. Nicht
führ aus zuraubein. wihr habein
verreint mit fihle Naziohnein
gelebt. und ver schehnticht. Und
jetzt man untz außweißein
unschultig und alles beraubein,
waß wihrt das Weldt gericht dazu
sprechein, weinz ein gerechtikeitgibt“
[02.02.1947 = 2/1/020]

[*Sinngemäß:*
Hundert Jahre Arbeit,
was wir in unserem Vaterland
geleistet haben, Kirchen gebaut und
schöne Häuser, und waren einmal
seine Staatsbürger, und haben nur
für Demokratie gekämpft, nicht
für das Ausrauben. Wir haben
vereint mit vielen Nationen
gelebt und [uns] verständigt. Und
jetzt weist man uns aus,
unschuldig und alles beraubt,
was wird das Weltgericht dazu
sagen, wenn es eine Gerechtigkeit gibt]

Etliche Vertriebenenbriefe der Ankunftsjahre spiegeln ein bitteres Gefühl des Verlorenseins wider. Ein Briefschreiber aus Solymár berichtet Bonomi über Beerdigungen von Landsleuten. Die durch diese aktuellen Ereignisse getrübte Stimmung leitet zu einer Negativbilanz des prolongierten Schockzustandes über – zwei Jahre nach der Vertreibung. Hier wird die erlebte Ungerechtigkeit der Ausweisung beklagt; die Rede ist von Bestraftsein und von de Gefühl, von allen verlassen worden zu sein:

(138)
den 27.X.947. trugen vier
die ierdische übereste zur evigen rue
fon M […], vo herr Dr sergut
kante, jetc den 6ten febr. bekleide-
ten vier E. […] die Söhnin[361]
fon gut bekanten Pistabácsi[362] der
belibte man fon Solymár, zein zvei-
ten Son zeine frau zur evige ruhe.
[…] der junge mann
[Seite 2]
schtet jtc mit 2 kleine kinder one
Mutter, ez is zer traurig für im
und beide kinder, den die Haimat
ferloren die Mutter ferloren, einceln
in einen dorf, keine lancleute bei
im dort, daas is biter für im, So is schon
zo manherz fon uncere lancleute
dahier bägraben, entfernt fon der
Haimat in fremden Land, die
traurikeit für unc, und ven nicht

[*Sinngemäß*
[Am 27.10.1947 trugen wir
die irdischen Überreste zur ewigen Ruhe
von M […], den Herr Doktor sehr gut
kannte, jetzt am 6. Febr. begleiteten
wir E. […], die Schwiegertochter (Söhnin)
von dem gut bekannten Onkel Pista,
dem beliebten Mann aus Solymár, die Frau
seines zweiten Sohnes, zur ewigen Ruhe.
[…] der junge mann

steht jetzt mit zwei kleinen Kindern ohne
Mutter da, es ist sehr traurig für ihn
und beide Kinder, denn die Heimat
verloren, die Mutter verloren, allein
in einem Dorf, keine Landsleute bei
ihm dort, das ist bitter für ihn. So ist schon
so mancher von unseren Landsleuten
hier begraben, entfernt von der
Heimat, im fremden Land, die
Traurigkeit für uns, und wenn nicht

[361] Das Dialektwort *Söhnin* (de Frau des Sohnes, auch *Sohnfrau*), steht in der Bedeutung Schwiegertochter.
[362] Gebräuchliche, für die Höflichkeit fast verbindliche Koseform, in der wörtlichen Bedeutung für Onkel, bzw. auch darüber hinaus für alle älteren Familien- bzw. Gemeinschaftslmitlieder. Die weibliche Entsprechung *néni* für eine Tante bzw. ältere Frau ist ebenso häufig.

balt eine enderung komt für unc
verden vier noch fiele fiele cugrunde
gehen. Den so ein leben is eine elende
fercveiflunk, ich veis nicht vodie schva-

ben fon Ungarn diese schtrafe ferdint
haben, für die Mühe und fleis is das
uncer dank, das sich heute nimant ge-
kümert um unc, keine UN keine [unlesb.]
aber niemant vier zint einmal ferlo-ren
auf dieser Velt.
[08.02.1948 = 2/1/376]

bald eine Änderung für uns kommt,
werden wir noch viele viele zugrunde
gehen. Denn ein solches Leben ist eine elende
Verzweiflung, ich weiß nicht, wodurch die
Schwa-
ben von Ungarn diese Strafe verdient
haben, für die Mühe und Fleiß ist das
unser Dank, dass sich heute niemand
um uns kümmert, keine UN, keine [unlesb.]
aber auch niemand; wir sind einmal verloren
auf dieser Welt.]

Zugleich ist die Ablehnung der gegenwärtigen Situation in vielen Briefen nachzulesen, denn manche können sich nicht vorstellen, in der neuen Heimat zu bleiben. Viele Briefe stellen die Frage: „Wi glauben si doh entlich kan das heim keeren doch noh einmahl sein oder wi glauben si eigentlich herr Toktor?“ [17.06.1946 = 2/1/507], (vgl. hierzu u.a. die Briefe (213), (214), (215)) und in der folgenden Passage wird auch bereits die Frage der Schuld aufgeworfen, die noch angesprochen wird:

(139)
„fieleiht, komen wir ja noh mit Gottes wiellen wider nach hause wen der liebe Gott unz hielft, was hörden si doh fon Ungár? Wir sagen di Schöne heimath wollten wir ja doh genslih niht ferlassen wir hoffen ja doh auf das baltige heim kommen hir wollen wir ja doh niht Verbleiben nicht um di Welt hat wie es der liebe Gott macht so muss guth sein so leiden hald die unschultiche mit den Schultichen auh“
[17.06.1946 = 2/1/507][363]

Nicht selten ist in den Briefen davon zu lesen, dass man Glück habe, wenn all das einem erspart bliebe. Ein Briefschreiber, ebenfalls aus Solymár, bekundet Bonomi sein Beileid: „und auch ihrer liebeir Vatter und ihrer Schwageir/ ist geschtorben vielleicht ist es vühr alle zwei besseir als /vür unz“ [24.04.1947 = 2/1/182]. Bei den Schreibenden aus Budaörs sind solche Anspielungen, durch den Tod befreit zu werden, punktuell ebenfalls zu finden, wobei solche seelischen Tiefpunkte an unterschiedlichen Ereignissen festzumachen sind. Der Briefschreiber Nr. 2 wird erst 1948 in seiner schwersten Phase ankommen (vgl. 3.3.2.3). Bei der Briefschreiberin Nr. 1 ist gelegentlich von einer „Heimreise“ die Rede: In ihrem Brief 1949 vom „Heim“ schreibt sie im übertragenen Sinn, und sie meint nicht mehr die irdische Heimatfindung, sondern die letztmögliche Heimat, die am Ende der ewigen Suche steht. Die ansonsten nüchterne und in ihrer familiären Rolle fest im Leben stehende Briefschreiberin erlaubt sich nur in ihrem ersten Brief einen solchen gedanklichen ‚Ausrutscher‘, als sie vom

[363] Die Autorschaft dieses Briefes konnte nicht geklärt werden. Der/die Briefschreiber/in dürfte mit keinem der sonst Schreibenden identisch sein, auch liegt die Absenderadresse (Stadt) nur bei diesem einzigen Brief vor.

Tod eines Familienmitgliedes erzählt: () „Sie ist gleih wie die Russen nach Budaörsch/gekommen sind gestorben die sind am besten aufgehoben wo schon/ dort sind“ [27.05.1946 = 2/1/311].

In manchen Briefen werden für die Notsituation eindrückliche Bilder entwickelt. In der folgenden Passage setzt die – offenbar kaum schriftkundige – Briefschreiberin eine Metapher für einen erneuten Umzug ihrer Familie ein: den Wanderstab auf einer Wanderung. Trotz minimaler schriftsprachlicher Mittel wird die Verzweiflung und der Halt durch den Glauben beeindruckend zum Ausdruck gebracht:

(140)

Sehr Geerter Herr Togtor
Im Anfang Meines Schreiben Mus
Ich. Inen gleih Miteilen, das wir
Niht mer. in […] Wohnen. Sondern in […]
Ja, Ja, lieber Herr Togtor, wir haben halt immer. [wir haben halt immer
den wander stab in der Hanht, u. müsen. den Wanderstab in der Hand und müssen
Wantern. von Einer Schat, zur Andere. wandern.]
aber Ich denge es ist Ja doh Gott. Imer.
dabei, der wirt uns, vieleiht hier auh niht,
Verlasen, lieber Herr Togtor, da hat es wieder
Trenen genug gegeben. bei den, Abschied.
Ich glaube Immer den halt ich niht So leiht,
Mer aus, den ich kan mih niht mer So.
leiht, an dis ales gewönen. weil man
halt, ale Tag Älter wirt,
[19.12.1953 = 2/1/213]

In diesem obigen Brief wird das erlebte Leid kreativ in eine Metapher verwandelt, so wie in manchen Briefen selbstgebastelte Gedichte und Lieder begefügt werden, in denen v. a. Heimweh verarbeitet wird – die Schreibenden wissen, dass der Adressat offen dafür ist und diese wertzuschätzen weiß.
Obwohl im Falle der Vertriebenen der Begriff Heimat ja zentral ist, erscheint der Heimatbegriff in den Briefen explizite seltener. Wenn er auftaucht, dann steht er in der hier behandelten Phase der Integration meistens in Verbindung mit Heimatverlust und/oder Heimweh.

Zur Begriff- und Problemgeschichte vom Heimatbegriff hat u.a. Hermann Bausinger mehrfach klärend beigetragen und zugleich auf „die Gefahr von Mißverständnissen“

hingewiesen.[364] Auch Ina-Maria Greverus hat 1972 bis in das 20. Jh. „unverändert verbreitetesten Heimatbegriff“ abgesteckt, der „als Ort oder Land der Geburt oder des dauernden Aufenthalts“ an der „objektiven Gegebenheit“ Heimat lange Zeit festgehalten hat. In Anlehnung an späteren Begriffstheorien des 20. Jh. kann laut Greverus der Heimatbegriff verstanden werden als „Raumbereich, zu dem der Mensch »jenseits nüchtern-sachlicher Beurteilung eine gemütsmäßig bestimmte, durch liebevolle Bande bewährte innere Beziehung hat. Wir sprechen in diesem Sinne von Heimatgefühl, Heimatliebe Heimatbewußtsein, Heimattreue, die ihre Stärkste seelische Ausprägung im Heimweh erfahren.«“[365] Dabei wird, so Greverus, „die Heimatsehnsucht, das Heimweh […] als nahezu elementar menschliche, d. h. als ‚natürlich‘ angelegte, liebende Verbundenheit [gesehen], die, als Heimatliebe ständig vorhanden, sich im Heimweh nur potenziere.“[366]

In den Briefen erscheint der Heimweh-Gedanke „potenziert“; und oft in Verbindung mit den großen Jahresfesttagen, wie im folgenden Beispiel bei einem Briefschreiberkind, das sich auf das doppelt starke Heimweh bei dem einsam feiernden Bonomi bezieht:

(54)

„Haben Sie Weihnachten auch gut verbracht? Ich dachte mir schon oft, daß wenn man an einem solchen Fest allein ist, das heimweh doppelt stark kommt und die Erinnerung an die Heimat. ist es so? oder habe ich mich getäuscht?“ [18.01.1955 = 2/1/154]

Die „Beschäftigung“ mit der Heimat seitens der BS ist in diesem Briefbestand nicht durch konkrete Erwähnung, sondern „versteckt“ durch beschriebene Ereignisse, Gefühle und Empfindungen zu aufzuspüren.

[364] Bausinger 1986, hier 87.
[365] Greverus 1972 (nach Bülow), 384.
[366] Greverus 1972, 384.

3.2.4 Ankunft 4: *„Ich kann mih niht in das hinein fügen“* – Gar nicht erst ankommen (können)

Nicht nur der Wert des Lebens, sondern im extremen Fall das Leben selbst konnte zur Disposition stehen. Dass in manchen Fällen das Leiden nicht mehr tragbar war und in eine Entscheidung gegen das Leben selbst münden konnte, belegt der Bericht der Briefschreiberin Nr. 3 über den Selbstmord eines jungen Flüchtlingsmädchens, den sie wie einen Film beschreibt:

> (141)
> bei un s hier in […]
> ist ein [Ortschaft] 18- Jähriges Mädl
> in Spritzbrunnen hinein u. hat Ihr auf
> linke Hand die Bultzader mit rasierklin-
> ge aufgeschnitten u. so haben Sie in Mon-
> tag früh gefunden: Im Sontag ging sie
> zur komunion u. Abends hatz noch Ihren
> Freundinnen Ihr schmukwerk hergeschenk
> ging zum nahtessen dan ist noch Ihrem
> [Seite 4]
> Vater um Hals gefalen und sagte zu
> Ihn Ich mus bald sterben.
> Das Mädl hatte zwei Briefe hin-
> ter ihr lassen wo Sie schreibt:
> niht beweint mih, sondern Ihr seit
> zum beweinen, den ich habs überstan-
> den u Iht hatts es noh zum ehrwarten.
> Das hatz schon vor zwei Jahren thun
> wollen in Oberösterreich aber da ist Ihr
> niht gelungen.
> [20.03.1947 = 2/1/005]

Die Tragik an dem hier beschriebenen Selbstmord ist, dass er keine Affekthandlung gewesen zu sein scheint; hier wird ein (sogar bereits früher) geplantes Austreten aus einer Ausweglosigkeit beschrieben, was insbesondere bei einem jungen Menschen tragisch ist, da andere junge Leute die anstehenden Probleme durchaus angehen und im besten Fall sogar als Herausforderung ansehen konnten (Briefschreiberin Nr. 3). Doch offenbar gab es unter den jungen Leuten dennoch manche, die ihren Weg nicht gefunden haben. Ingeborg Weber-Kellermann, die die Deutschen aus Ungarn selbst näher beforschte, berichtet ebenfalls über ein solches Nicht-Ankommen, auch wenn sie das nicht so bezeichnet: „Der Schicksalsbericht einer Mözser Schwäbin möge als weiteres Selbstzeugnis des Sprachinseldeutschtums die Frage nach deren eigentlichen ‚Heimat‘ beantworten.“ Weber-Kellermann zeichnet die Heimkehr einer 22-jährigen jungen Frau nach, deren Eltern zwar Arbeit und Einkommen

gefunden hätten, „aber das Mädchen konnte sich nicht eingewöhnen. Nach wenigen Wochen quoll ihr, wie sie sagte, der Bissen im Munde: sie konnte nichts essen und mußte nach Haus, wenn sie, wie sie beteuerte, nicht sterben sollte.“[367]

Doch nach der Zeugenschaft der hier untersuchten (nicht repräsentativen) Briefe kann gesagt werden, dass die meisten, die sich so schwer einfügen konnten in der Mehrzahl jedoch nicht die Jungen, sondern die Älteren waren, die nach und nach wegsterbende Elterngeneration, die sich grundsätzlich nicht mehr auf die neue Heimat einstellen konnte und im Gefühl des Getrenntseins gefangen war. Die Briefschreiberin Nr. 1 berichtet über das Sterben ihres (nicht bei ihr wohnenden) Vaters. Die in diesem Brief zutage tretende wichtige Rolle des deutsch-deutschen Varietätenwechsels wurde in Kap. 2.2.3.3 analysiert:

(142)
Ich war 14 Tage
vor seinen Tod noch bei ihn und da sah ich schon
das Ende nahen. Er starb an Schlaganfal, Alterschwäche
Er Arbeitete bis 80 Jahre und wahr sehr belibt beliebt
allen ihr Großvater. Nun ist er Heim gegeangen und
nun sind wir an der reihe. Er frakte mich im-
mer wenn ich kam manst kuma noch amol Ham.
[20.09.1953 = 2/1/278]

Briefschreiber Nr. 2 berichtet Bonomi über einen ihm von Pfarrer Aubermann geschriebenen Brief, in dem es auch um das Sterbenwollen geht: „Dr. Aubermann igen szomorú levelet irt [Dr. Aubermann schrieb mir einen ganz traurigen Brief]. Mein lb. Freund Hansi! Schreiben Sie mir öfters den ich bin ganz verlassen u. möchte /am liebsten sterben. Natürlich kommt Herr Aubermann mit dem alten Lied wieder, daß wir Heim können“ [28.06.1950 = 2/1/033]. Solch verzweifelte Worte der einst führenden geistlichen Führungspersönlichkeit verraten eine tiefe persönliche Krise.

In den Briefen erscheinen manche Schicksalswege der Nicht-Angekommenen. In einem zwar viel späteren Brief erwähnt die Briefschreiberin Nr. 1 u. a. einen ehemaligen Budaörser Mitbewohner, der sich offensichtlich nie mit der Vertreibung abgefunden hat, weder in Ost-, noch Westdeutschland leben wollte und in der etwas milderen politischen Periode nach Stalins Tod einen Weg nach Hause fand. Da seine Person in der Budaörser Heimatgemeinschaft heute noch in Erinnerung ist, kann seine Identität offengelegt werden:

(143)
Und ein Vitész Herendi Jakab
hat schon die einreise bewiligung nach

[367] Weber-Kellermann 1959, 39.

Ungarn, der selbe wahr in der Rusische Z. nun kam er in die Westzone um sich hier von seinen Schwestern zuverabschieden [Russische Zone]
[29.06.1954 = 2/1/277]

Der hier erwähnte Vitéz Herendi (sein Titel *Vitéz* verweist auf seine Verdienste im Ersten Weltkrieg) lebte nach seiner Vertreibung im Landkreis Meißen, bevor er 1958 mithilfe seiner Familie nach Hause zurückkehrte. Seine Familie in Ungarn „habe es viel Geld, Wein und Nachfragen gekostet, bis sie die Genehmigung bekommen haben", heißt es in seiner Lebensgeschichte.[368] Er habe noch sechs Jahre in der alten Heimat gelebt, dabei habe man seine deutsche Rente nicht nach Ungarn überwiesen, zu Hause sei ihm jedoch keine gewährt worden. Herendi mag zwar in seine Wahlheimat zurückgekehrt sein, versorgt wurde er jedoch von keinem Staat.

Abschließend kann zu den hier skizzierten Ankunftsdarstellungen gesagt werden, dass in den Briefen verschieden Ankunftsmomente deutlich werden und auch die Berichterstattung über den Ankunftsschock unterschiedlich ist. Die Spannweite der Beschreibungen reicht von einer differenzierten Wahrnehmung, mit Blick auf die Landschaft, auf das erhaltende Gemeinschaftsnetz oder das Festhalten am Glauben, bis hin zur völligen Erstarrung sowie Reaktionen der Ohnmacht und Verzweiflung. Die in diesen Briefen anklingenden negativen Gefühle der Aussichtslosigkeit und das gegenwärtige Gefühl, das Leben als Last zu empfinden (z. B. „O Ih Möhte auh Schon gerne Hir im./Grabe liegen. da wo mein man liegt. /das wäre das beste." [2/1/208, 01.12.1952]) sind oft Beschreibungen eines vorübergehenden Zustandes, die in einer späteren, konsolidierten Lebenslage der Schreibenden keine Gültigkeit mehr haben. Hier zeigt sich unter anderem deutlich der *ad hoc* Charakter der Briefe.

3.3 WEGE INS NEUE LEBEN FINDEN. KONTAKTE UND KONFLIKTE

Die Briefe spiegeln die Auseinandersetzung mit elementarsten Frage, wie die neue Umwelt zu kontaktieren und ein Weg zum Aufbau eines Lebens zu finden sei, wider. Diese Auseinandersetzung findet in der Phase des Kulturkontaktes statt, in der es nach Tolksdorf „je

[368] Nach Steinhauser, Klára: Amiröl egy régi fénykép mesél. Az ifjú Herendi Herczog Jakab, *Budaörsi Napló*, April 1997, o. S., s. https://www.budaorskonyvtar.hu/elektronikus/letoltes/cikkek/cikk128.pdf, letzter Zugriff 01.08.23.

nach Unterbringung in Massenunterkünften oder Einquartierung bei Privatleuten, je nach Wohnsitz, […] zu sehr unterschiedlichen Kontakten zu der einheimischen Bevölkerung" kam.[369] Diese ist auch die Zeit „der hektischen Mobilität der Flüchtlinge", der sich „ab Anfang der 1950er Jahre einstellenden Arbeitssuche, Familiensuche" und der sog. „Kundschafter- und Schwarzmarktfahrten"; dabei zeichnet sich ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Stadt und Land ab, da man in der Stadt sich im Laufe des Krieges ein Stückweit mehr an Durchgang und Bewegung gewohnt hatte (Evakuierung, DPs, u.ä.), auf dem Land hingegen „dem fremden Zuzug mißtraurischer und abwartender" gegenüberstand.[370]

Die im ländlich-kleinstädtischen Millieu geschriebenen Briefe bilden unterschiedliche Strategien der Lebensbewältigung ab: Zielsetzungen, Ideen, Enttäuschungen und widersprüchliche Empfindungen werden deutlich. Kontaktflächen ergeben sich, und Konfliktflächen entzünden sich in den grundlegenden Lebensbereichen. Den Schreibprofilen und Lebensläufen sowie den thematischen Sequenzen der Briefe folgend werden in diesem Kapitel zwei unterschiedliche Bereiche der Eingliederung nachgezeichnet: in einem ersten Kapitel – hauptsächlich anhand von Briefen der Briefschreiberin Nr. 1und 3 – zeichnen sich die Wege und Schwierigkeiten der Wohnungs- und Arbeitssuche besonders ab, während die Briefe des Briefschreibers Nr. 2 profilieren den Prozess der seelischen Neubeheimatung.

3.3.1 „*was sol man den da machen? Hier ist garkeine/Arbeitz gelegenheit*" – Der praktische Weg: Wie zu existieren? Wo wohnen? Wovon leben?

In der 1953 an der Landwirtschafltichen Hochschule Hohenheim durchgeführten Untersuchung, in der die Aussichten und Chancen eines landwirtschaftlichen Werdeganges donauschwäbischer Heimatvertriebener in Württemberg untersucht wurde, wo viele Budaer Berglanddeutsche untergekommen waren, wird die Lage summarisch beschrieben: In den untersuchten Kreisen sei

> „das Augenblicksbild der sozialen Lage des heimatvertriebenen donauschwäbischen Landvolks […] in seinen Schattenseiten kaum noch zu überbieten. Allgemeiner sozialer Absturz, weitgehende berufliche Umschichtung, Arbeitslosigkeit und Rentnerdasein an der Schwelle des Existenzminimums, in ihrem Gefolge Not, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit waren seine hervorstechendsten Kennzeichen."[371]

[369] Tolksdorf 1990, 113.
[370] Tolksdorf 1990, 113f.
[371] Bock 1953, 189. Hervorh. im Orig.

Nicht anders wird die Lage in der neuen Untersuchtung von Thomas Grosser beurteilt: Die Beschäftigung der ehemals in der Landwirtschaft tätigen Zwangszuwanderer „stellte in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft mit Abstand das heikelste Problem der beruflichen Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen dar“, stand in einem Eingliederungsbericht des Innenministeriums Baden-Württemberg.[372] Die aus dem Ofner Bergland ankommenden ehemaligen Bauern und Kleinwirte gerieten grundsätzlich in eine schwierige Lage. Eine zögernd angegangene und letztendlich aufgegebene Bodenreform (1947) in Württemberg-Baden, die auf eine Bodenumverteilung zielte, sollte die ehemaligen Bauern aus dem Osten theoretisch zum Zuge kommen lassen,[373] doch wie Grosser feststellt, wurde es „angesichts der divergierenden Interessenlagen der einheimischen und zwangszugewanderten bäuerlichen Bevölkerung […] damit ein Zielkonflikt festgeschrieben, der die Position der Neubürger von Anfang an schwächte“[374].

Nach Möglichkeiten versuchten die Familien dem oben skizzierten Zustand, der mehr oder weniger jeden betraf, entgegenzuwirken. Im Folgenden wird der „praktische Weg“ durch die Briefberichte der Briefschreiberin Nr. 1 nachgezeichnet, da sie ihn Schritt für Schritt und mit ihren Tiefen und Höhen beschreibt.

Wohnen

Einer der unmittelbarsten Kontaktbereiche zwischen Neuankömmlingen und Einheimischen ist das Wohnen unter einem Dach, wo Welten aufeinandertrafen. Die Zwangseinweisung der Familie der Briefschreiberin Nr. 1 in ein Wohnhaus erwies sich – nach der ersten Station bei den Bauern – als versorgungstechnisch schwierig, in menschlicher Hinsicht aber zunächst als glückliche Fügung. Den positiven Bericht vom Zusammenleben haben wir bereits zitiert, vgl. (126). Die beiden einheimischen Frauen lassen die Flüchtlinge in ihre eigenen Räume, damit diese nicht frieren müssen – ein engerer Kontakt ist kaum denkbar. Die Weihnachtsbescherung verweist auf einen überdurchschnittlich entgegenkommenden Umgang; dabei dürfte dieser teilweise in den persönlichen Dispositionen begründet sein, eine

[372] Hier zit. n. Grosser 2006, 143.
[373] Die politischen Parteien verschiedener Couleur hatten hatten diametral entgegengesetzte Vorstellungen; u. a. zur der Frage der Zwangsenteignung der einheimischen Großbauern. Dabei waren Maßnahmen aus der Sicht der KPD „absolut genügend“ empfunden, die Mittelstandsparteien lehnten hingegen die „kollektivistischen Tendenzen“ grundsätzlich ab und man sprach von „sozialistischen Experimenten“. Grosser 2006, 148.
[374] Grosser 2006, 146.

jeweils grundsätzlich offene, gegenseitig empathische Art der beiden Parteien, die hier, wie auch sonst in den Briefen der Briefschreiberin Nr. 1 durch Humor zum Ausdruck kommt:

(144)
Unsere Hausfrau ist eine Witwe eine
hübsche Blonde so 40 – 41. Jar eine Tohter
hat Sie mit […] Jar, eine Lusdige Witwe
die Schwester in gleihen Haushalt eine
Schöne Brünete mit […] Kinder Sehr Lustig
Die heißen nemlih […]. Sind auh als
die 2 Lustige Witwen bekant. Die treiben
unz so manhe Grillen aus den Kopf.
Da darfmann den Kopf niht hengen lassen
Daß merken die gleih da hat man kei-
ne Ruhe.
[23.02.1947 = 2/1/310]

Der harmonische Umgang kann auch durch den Umstand begünstigt gewesen sein, dass der Ehemann eine besondere erste ‚Arbeit' fand, die zwar kaum Einkommen einbrachte, aber eine wichtige Position: Er wurde vom Rathaus beauftragt, die Unterbringung und Versorgung von Heimatvertriebenen zu organisieren. Er sei ein „Flüchtlings Obmann", heißt es im nächsten Brief [06.04.1947 = 2/1/300], und das sei in der Flüchtlingsnotlage, z. B. bei der Verteilung von Hilfsgütern (Bezugschein)[375], nicht einfach. Im Brief klingen Konflikte an:

(145)
„eine beneidenswerde Stelle
von der er sehr gerne los wäre abber daß
geht niht so leiht die lassen im niht so leiht
loß. Eein jeder möhte halt einen Bezugschein
und die sind halt sehr wenik. Überhaupt
Schuhe die möhte halt ein jeder brauhen
die Männer haben ja schon alle nur noh
frauen und die sind die geverlichen
da gibt es immer Streit."
[06.03.1947 = 2/1/300]

Ohne regelmäßiges Einkommen leben die Briefschreiberin und ihr Mann, wie viele andere, an der Grenze zum Hungern. Seinerzeit wird im Landtag über die „kritische Ernährungssituation" gesprochen.[376] Das Ehepaar hängt, wie viele andere, mindestens bis zum

[375] Durch Bezugscheine regelte man nach dem Krieg die Ausgabe von verschiedenen Konsumwaren, z. B. von Schuhen, Kleidungen und sonstigen zwangsgewirtschafteten Gegenständen des täglichen Bedarfs. Da das Warenangebot klein war, mussten Bezugscheinanträge gestellt werden, die die Ortsvorsteher (z. B. Gemeinderat, dem im optimalen Fall Vertriebene angehörten) geprüft und genehmigt hatten. Ein Beispiel: https://www.denkershausen.eu/module/modul-4/nachkriegszeit-1945/nachkriegszeit-1945-seite2/themenbereich-1945-1949/bezugsscheine.html, letzter Zugriff 01.08.23.
[376] Diesbezügliche Quellen wertet Grosser aus, s. Grosser 2006, 146.

Jahr 1948 in einem Versorgungsvakuum.[377] Kritisch wird seine Situation erst dann, als sich heraustellt, dass der neue Partner der bis dahin alleinstehenden Hausfrau die Flüchtlinge nicht mehr im Haus haben möchte. Die Briefschreiberin berichtet mit bitterer Ironie:

(146)
Wir haben schon unser Ostergeschenk von unse-
ren neuen Hausherrn. Ehr hat uns nemlich die
Wohnung gekündigt. Wir gehn sehr schwer von
der Wohnung hinaus. Weil wir eingezogen sind da
hies es ihr könt so lange bei uns bleiben so lan-
ge ihr hier seid und jezt ist auf einmal der Platz
zuklein, wir sind ja das hinaus schmeissen schon
gewönt, Es ist halt doch schwehr.
[06.04.1949 = 2/1/295]

Der Rausschmiss führt ihr Ausgeliefertsein vor Augen: Es wird beklagt, dass das Versprochene ausgerechnet die befreundeten Hausleute nicht gehalten hätten. Vier Monate später skizziert sie kurz die neue Wohnlage und gibt quasi im Wortlaut die Gründe der Entlassung aus dem alten Haus wieder:

(147)
Wir haben jezt eine neue Wohnung 1 Zimmer eine Kühe
einen neben-Raum klein aber für uns zwei ist es gross-
genuk. Unsere 1. Hausfrau sagte wir können bei Ihr wohnen
so lange wir Leben u. hier sind, aber jezt sind wir halt
schon über 3 Jahre dort gewont, es wird doch besser sein
und mehr Familiehler wen man allein wont.
Nun sind wir halt zu meinen Mann sein guten Freund
gezogen, bis wir wieder so lange wohnen, sind
wir auh schon mehr als 3 Jahre älter und so kommen
wir langsam Heim.
[10.08.1949 = 2/1/255]

Wie wichtig das Thema eines Konfliktes im Zusammenhang mit dem Auszug sein muss, spiegelt sich darin wider, dass Bonomi, der offenbar nochmals nachgefragt hatte, sie die näheren Umstände in einem Folgebrief noch einmal genauer beschreiben lässt; dabei erzählt sie mit Genugtuung: „Es dut denen schon Leid das uns fort ham lassen“. Sie seien mit Hausrat versorgt und ein Stück weit entschädigt worden:

(148)
Nein wir sind nicht in Verdruss von
alten Platz weg, es gab sogar Tränen wir

[377] 1948 wurde ein Soforthilfegesetz verabschiedet. Durch dessen Raster fielen die Briefschreiberin und ihr Mann aber fast gänzlich durch, denn dessen wesentliche Leistungen waren folgende: Unterhaltshilfe in Form einer Rentenzahlung (die sie als „zu junge“ Vertriebene nicht erhielten), Darlehen zum Wohnungsbau (das bei diejenigen, die nicht wussten, ob sie wieder nach Ungarn zurückkehren, nicht in Frage kam); ein Arbeitsplatzdarlehen, was ohne Arbeit ja nicht griff. Sie erhielten zunächst möglicherweise nur die Hausrathilfe, erst später Arbeitslosenunterstützung.

bekammen einen schönen grossen weissen
Herd ein Komote zwei Stüle u. mehrere
sachen. 2 Betten m. Matratzen aber die
nuhr leihweise.
[03.10.1949 = 2/1/257]

Dabei schwingt etwas Stolz mit, wenn sie erwähnt, dass sie die bestmöglichen ‚Mieter' gewesen seien und man niemand anderen haben wolle:

(149)
es wahr eine
dort fragen obs nicht jemanden in die
Miede nehmen möchten, weil von dem
Haus sind jetzt 5 P. heraus gegangen, nein
das kommt nicht in die Frage, wen da
jemand herein mus, komt Fam […]
wieder herein. Aber die gehen halt nicht-
mehr.
[03.10.1949 = 2/1/257]

es war eine
dort, um zu fragen, ob sie nicht

[5 P. = fünf Personen]

Hier wird deutlich, dass sie, obwohl sie durch ihre gute soziale Vernetzung beim Freund des Mannes wieder gut untergekommen sind, sich abhängig fühlen: „ein Eigenes Heim möhten wir ja auh wieder auf die Dauer heist es ja so nihtz" [23.02.1947 = 2/1/310]. Sie analysiert ihr ‚Problem' in Anbetracht ihres unverheirateten Briefpartners: „Für einen Jungeselen ist es ja kein Proplem ein Eigenes Heim zugründen den/ die sind ja heute gesuht u beliebt" [23.02.1947 = 2/1/310]. Damit spielt sie wohl auf die allgemeine Erfahrung an, dass in einer Gesellschaft, die durch den Krieg viele Männer verlor, nun Junggesellen mehr Aufnahmebereitschaft erfahren als (mehrköpfige) Flüchtlingsfamilien.[378] Die Wohnsituation ändert sich durch Ausquartierung auch bei manch anderen Schreibenden. Auch Briefschreiber Nr. 2 mit Familie wurde umquartiert[379], ebenso eine Familie aus Solymár: „Wir, sint Schon wieder, Umgezogen. u. da gabes einen Großen, durheinander dort wo wir waren, hat man uns. Nur hinaus, Nur hinaus Ja aber wohin" [o. D. = 2/1/212].

[378] Es gab beispielsweise ein Gesetz, das versuchte, für das Einheiraten der zugezogenen Männer einen finanziellen Anreiz zu schaffen, um diese in der Landwirtschaft zu behalten. Das als „Ergänzung" des Soforthilfegesetzes 1948 erstellte Gesetz sah vor, „einerseits die freiwillige Übereignung auslaufender oder wüster Höfe an zwangszugewanderte Bauern in Form von Verkauf oder langfristige Verpachtung sowie Hofübernahme im Zuge der Einheirat männlicher Heimatvertriebener durch Beihilfen und zinslose Darlehen für die Neusiedler in Höhe von jeweils bis zu 5.000 DM zu fördern". Nach Grosser 2006, 181.

[379] Er schreibt: „Trotzdem wir so arm Wohnen müssen wir jetzt ohne Ursache ausziehen wo wir mit der Wohnung zufrieden waren. Persze senki nincs se tanács se lakás csak egyedül a Jo Isten [freilich gibt es niemanden, keinen Rat, keine Wohnung, nur den lieben Gott]" [26.10.1947 = 2/1/028]. Aber die Wohnsituation wird in den folgenden Jahren noch ebenso kritisch gewesen sein – offenbar lebten vier Menschen in einem Raum. Dies ist einem Nebensatz in einem Brief von 1948 zu entnehmen: „Mein [Verwandschaftsgrad, Name] ist wieder bei uns, wo wir in einem Zimmer alle zusammen sind, was wirklich ein trauriges Bild ist" [25.08.1948 = 2/1/059].

Doch während persönliche zwischenmenschliche Kontakte sich bei der Briefschreiberin Nr. 1 positiv entwickeln, wird der allgemeine Umgang mit den Flüchtlingen auf offener Straße deutlich negativer beschrieben. Die ablehnende Atmosphäre wird in einem Satz verdichtet dargestellt („itt se kellünk ott se kellünk [hier braucht man uns nicht, da braucht man uns nicht]“), der ein Jahr nach der Vertreibung am Ende eines Briefes steht. Der Sprachwechsel markiert einen Schlüsselsatz, insbesondere, da die Briefschreiberin Nr. 1 in ihren bis dahin verfassten sechs Briefen noch in keinem die Sprache wechselte. Die Passage ist vermutlich als Reaktion auf Bonomis Aussage entstanden, der bestätigend zugestimmt wird, möglicherweise in repetierender Funktion:

(150)

Ja das ist sehr rihtig. Itt se kel- lünk ott se kellünk. Wenn Ich oft auf der Gasse gehe da Glotzens einen so an als wens uns schon was ge- ben hätten. Da klotzt man halt zu- rück. Jezt hat mann schon so manches gewond.	[Hier braucht man uns nicht, da braucht man uns nicht.]

[09.05.1947 = 2/1/268]

Die Kränkung durch die ablehnende Haltung der Einheimischen wird im Stil nachempfunden. Nicht nur die Interaktion wird sehr direkt beschrieben, sondern auch die alltägliche Kraftanstrengung, die die Erzählerin oft aufbringen muss, um ihre Balance zu halten.

3.3.1.1 „ob wir auswandern wollen oder ob eine Siedlung erwünscht ist“ – Suche nach Alternativen

Drei Jahre nach der Ankunft erwähnt die Briefschreiberin Nr. 1, dass in ihrem Ort zwar ein Sechsfamilienhaus gebaut wird, das für sie ohne Arbeit jedoch keine Option sei:

(151)

„Flüchtlinge wurden die Miede nicht zahlen können was die wollen nemlich 30 Mark aufs Monat, und keine Arbeit alles arbeitsloos schon jezt, und dan erst am Winter. Hier ist halt keine Arbeitz gelegenheit“

[10.8.1949 = 2/1/255]

Die unsichere existentielle Lage wird zum Dauerzustand. Zum einen, weil – wie noch zu zeigen sein wird – die Möglichkeit einer Rückkehr fortan im Raum stand. Zeitweise stand

noch ein anderer Weg zum Verlassen dieser neueren Heimat zur Disposition. In einigen Briefen wird über eine Absicht einer Weiterwanderung nach Amerika bzw. Kanada berichtet. Die Briefschreiberin denkt eine geraume Zeit selbst darüber nach. Sie berichtet über eine Befragung zu einer neuen Wohnsiedlung – immerhin bekommt die Familie dadurch einen gewissen Handlungsspielraum –, aber die Arbeitssituation macht ihr Bedenken, und ihr Zaudern ist zu spüren, wenn sie – wieder einmal – Bonomi um Rat fragt:

(152)
„Wir haben Bögen zum Ausfühlen bekommen ob wir auswandern wollen oder
ob eine Siedlung erwünscht ist was sol
man den da machen? Hier ist garkeine
Arbeitz gelegenheit, sonst währe es ja schön
wir haben 2 Kirhen ~~mehr~~ Kaufläden
Bahnstation, aber Arbeit bekommen ist
sehr schwer hier“
[18.04.1950 = 2/1/259]

Sie können bei den Bauern auch nicht (mehr) zuarbeiten, schreibt sie, denn diese bearbeiten ihre Wirtschaft selber: „das machen auh alles die Bauern, hier/sind ja nuhr Kühbeierle,[380] so kleine“ [18.04.1950. = 2/1/259].

Ihre Tochter, die Briefschreiberin Nr. 3 war zeitweise „bereit zum Auswandern“ nach Amerika, darüber wird Bonomi von der Mutter berichtet. Sie ist sich bewusst, dass die Familie noch weiter zerbrechen würde, aber sie versucht es nüchtern zu sehen („ich habe ihnen nicht abgeredet[381] / vileicht haben sie mehr Glück wie hier“) und stellt ihren Standpunkt zu einem anderen elterlichen Umgang in Parenthese, wo ein Vater aus dem Freundeskreis, der seinen Sohn nach Übersee verabschieden musste, in seinem Kummer verlor:

(153)
[…] ist in einer Nervenklinik in Heidelberg, es wahr ja auch ein Mitglied von unseren Verein, ja der ist ganz herunden mit seine Nerven Weil sein Jügerer Sohn nach Kanada ausgewandert ist, der macht sich immer so ein Anliegen.

[„unser Verein“ = Freundeskreis, (scherzh.)
[der ist ganz herunter mit seinen Nerven]

Wie auch in anderen Belangen, bezieht die Briefschreiberin klar Stellung für eine nüchterne und starke innere Haltung, die sie von sich – und offensichtlich auch von anderen – erwartet:

[380] Hier verwendet die Briefschreiberin ein bayerisches Dialektwort, *Kühbäuerle*. Dies ist ein Bauer, der seine Kühe im Zug verwendet. Ärmere Bauern mussten statt Ochsen ihre Kühe als Zugtiere einspannen, was die Milchproduktion beeinträchtigte. Deshalb gilt der Ausdruck, wie auch hier gemeint, als abschätzig.
[381] Möglicherweise kommt *abreden* durch das Transferieren von *lebeszélni*.

Schicksalsschläge gefasst zu tragen, ohne „sich immer so ein Anliegen“ zu machen. Der Richtigkeit halber fügt sie aber noch hinzu:

(154)
sein Neffe ist aus dem Ungarischen Schwei [Internierungslager[382]]
gelager nach elfjähriger trenung zu seiner Fam. nah
[…] zurück gekert.
[21.12.1953 = 2/1/274]

Offenbar wird die erwähnte Familie durch die Entlassung des jungen Familienmitgliedes noch einmal schwer getroffen. Was auch immer konkret die Behandlung in einer Nervenklinik in Heidelberg bedeutete, welche Versorgung im vorliegenden Fall dort nötig und möglich war, dass eine Unterbringung dort anvisiert wurde, wird aus den Briefen nicht deutlich. Angemerkt sei jedoch, dass diese bei weitem nicht die einzige Erwähnung in den Briefen ist: Eine Einweisung dorthin war bei dem Briefschreiber selbst auch der Fall (vgl. (184)). Und er berichtet wiederum von einer weiteren. Eine Briefschreiberin nicht Budaörser Herkunft berichtet über eine längere Zeit hinweg von dem langen, nervenbedingten Krankenhausaufenthalt einer ihrer nächsten Verwandten. Somit ist bei den vertraulich Schreibenden in mindestens vier Fällen von einem Nervenzusammenbruch oder ähnlichen Zuständen die Rede. Briefe als private Zeugnisse beleuchten ein Stück weit eine in anderen Quellen wohl nie diskutierte Konsequenz der Notlage von Vertriebenen.[383]

Das Thema *Auswandern* lag nach Zeugenschaft der Briefe eine Zeit lang sozusagen in der Luft. Die Briefschreiberin Nr. 1 berichtet 1949: „Bei uns in […] haben 3 Familien/~~schon~~ schon die Erlaubnis zum Auswandern nah/Amerika, nuhr noh die Numer müssens warten/wenns in der Zeitung kommt“ [16.01.1949 = 2/1/292]. Eine Überraschung in der Gemeinschaft dürfte die Auswanderung des Budaörser Pfarrers Nikolaus Aubermann verursacht haben. Die Briefschreiberin Nr. 1 kommentiert mit feinem Humor: „Von Pfarer Aubermann die neuih-/keit, hat uns sehr überascht, also ist ehr/ in Kanada, der meint dort mus Ehr/nicht Sterben, aber den wird es auh nicht/ausbleiben“ [20.3.51 = 2/1/305]. Briefschreiber Nr. 2 hingegen ist froh, dass der Pfarrer Babich, wohl eine Art *Magyarone*, auswandern will (Näheres dazu vgl. 3.4.4): „Babics L. Amerikába készül, was schon jetzt zu spät ist, da /der Sommer auf dem Boden liegt. Csak el ne kése a vonatot!!! [L. Babics bereitet sich für seine Reise nach Amerika vor. Möge er den Zug bloß nicht verpassen!!!” [28.06.1950 = 2/1/033].

[382] Berüchtigtes Internierungslager, auch „Schweigelager“ genannt, aus dem die Gefangenen erst 1953 entlassen wurden.
[383] Angaben hierzu können nicht publiziert werden und entsprechende Stellen wurden in den Quellen gestrichen.

Nach einer 1955 erschienenen Untersuchung zu einem nordwürttembergischen Landkreis, in dem etliche Budaörser Familien lebten, hatte dieser Kreis zwar den Ruf, dass 70 Prozent der Heimatvertriebenen dort ausreisewillig seien, diese Angabe wird jedoch bestritten: Dies seien nur 10 Prozent (1950 waren das 70 Haushaltungsvorstände).[384] Die Hauptgründe für das Weiterwandern nach Übersee waren nach dieser Studie Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit. Etwa um die Zeit nach der Währungsreform ist die Tendenz zwar abgeebbt und teilweise wurden Ausreisewillige durch die ernüchternden negativen Berichte der Ausgewanderten abgeschreckt, denn „ein großer Teil dieser […] war sehr unglücklich und wollte lieber heute als morgen nach Europa zurückkehren, wenn er das Geld für die notwendige Ueberfahrt hätte".[385]

Die Briefschreiberin Nr. 1 scheint sich eher aus Altersgründen von der Auswanderung zu distanzieren; außerdem setzt man seine Hoffnungen auf den Lastenausgleich, und schließlich sei man ohnehin „weit genug" von Ungarn:

> (155)
> Von hier haben sich auh einige Fam.
> angefragt gehabt wegen Amerika Reisen,
> nuhr jetzt will scheintz nimand mehr.
> Ja bei uns sind auh viele die auf
> den Lastenausgleich warten […].
> Über das haben wir uns noch nicht
> den Kopf zerbrochen, wen man nuhr
> das Notwendigste hat, und Gesund ist.
> Von der Gesundheit kan ich zuhr Zeit nicht
> reden, [Krankheitsbeschreibung]
> solhe Leute kan man in Amerika nicht
> mehr brauchen. Hier sagen die meisten
> wir bleiben da, wir sind weit genuck.
> [20.03.1951 = 2/1/305]

Von den hier untersuchten Schreibenden plante nur die Familie der Briefschreiberin Nr. 3 eine Auswanderung. Dass dies lang angedauert haben muss, verrät das kurze Postscriptum beim Brief aus dem Jahr 1954, in dem es, in Vorbereitung auf ein Erstkommunionsfest in der Familie heißt: „sind noch nicht in Americka" und „Weißensonntag das wird noch ein / schönes Fest zusammen vileicht das letzte mitein/nander" [28.03.1954 = 2/1/270]. Die Idee der Auswanderung scheint die Familie der Briefschreiberin Nr. 3 erst ca. 1955 verworfen zu haben.

[384] Schlau 1955, 99.
[385] Schlau 1955, 99.

Bei der älteren Briefschreiberin Nr. 1 blieb aber die Unsicherheit offenbar stets erhalten, was die Abwägung hinsichtlich Weiterwanderung innerhalb des Landes verrät, anderswohin, wo „es viel Fabricken“ gäbe [06.01.1952 = 2/1/269]. Erst 1955 bekommt die Briefschreiberin Nr. 1 mit ihrem Mann durch das Mehrfamilien-Hausbauprojekt ihres Sohnes die Chance, einen endgültigen Verbleib zu finden. Die Entscheidung, in Deutschland zu bleiben, wird vermutlich um diese Zeit und wohl im Zusammenhang mit dieser Wohnmöglichkeit gefallen sein. Doch die Berichterstattung darüber ist in dem betreffenden Brief, in dem noch einmal eine Markierung durch Sprachwechsel in Einsaz kommt (vgl. hierzu auch Kap. 2.2.4.11), alles andere als enthusiastisch:

(156)
Neues bei uns ist das wir eine Intus-
triessiedlung und eine Nebenerwerbssied-
lung bekommen 8 Häuser werden neben
der Fabrick gebaut lauter Ungarn, wie
der Platz genant wird weis ich schon
Heute „Zigány Telep“ das ist aber nebensa- [Zigeunersiedlung]
he Hauptsache das es gute schöne Häuser
werden. unser […] baut auch mit dan
kommen wir auch ins Neue wen wir
noch so lange Leben.
[23.12.1955 = 2/1/291]

Mit dem Erwerb von Wohneigentum wird die Wohnsituation des Paares bis zum Lebensende zwar als gelöst angesehen; aus den Zeilen wird aber zugleich deutlich, dass sie mit Vorurteilen rechnen müssen, die offenbar bereits vorweg bestanden und mit der sie und alle neuen Bewohner umgehen lernen mussten.

3.3.1.2 „Mein Mann ist seid ein Monat wiedert/Arbeitzloos“ – Suche nach Existenz

Die Situation der auf dem Lande untergekommenen Vertriebenen, zu denen die hier untersuchten Schreibenden gehörten, war u. a. deshalb schwierig, weil sie als ehemalige Landwirte keine Beschäftigungsmöglichkeiten fanden. Die Briefschreiberin Nr. 1 und v. a. ihr Mann, der Hauptverdiener, konnten sich durch Gelegenheitsarbeiten, die vom Rathaus zugesagten Beihilfen und bescheidene Nebeneinkünfte über Wasser halten können. Auf ihre Situation wirft eine zeitgenössische Untersuchung ein Licht zu werfen (1953). Darin wird herausgearbeitet, dass ein sozialer Absturz unter anderem der Tatsache geschuldet war, dass der Weg zum Grundbesitz den Vertriebenen versperrt blieb, wodurch sie zu einer beruflichen Umstellung gezwungen wurden. Dies verlangte eine Anpassungsfähigkeit, die meist nur

Jüngere hatten. Alter sei ein benachteiligender „Auslesevorgang“, der „umso stärker zum Ausdruck [kam], je geringer die Arbeitskapazität im Verhältnis zum Arbeitskräfteangebot war“.[386] Innerhalb der älteren Generation gab es notgedrungen eine überhöhte Arbeitslosigkeit. Bei Jüngeren sei eine „beträchtliche innere Abwendung von der Landwirtschaft“ festzustellen, während bei Älteren „der Wunsch nach einer bäuerlichen Siedlung weitgehend erhalten blieb oder aber der Ressignation [sic] Platz machte, vor allem dort, wo gesundheitliche Mängel die Erwerbsfähigkeit beschränkten“.[387] Bock stellt die These auf, dass bei den Älteren die Abwendung von der Landwirtschaft eher dort gelang, wo ein dazu nötiger „Gesinnungswandel“ bereits in der alten Heimat vorhanden war. Dagegen behauptet der Landwirtschaftswissenschaftler, dass „der Kern des donauschwäbischen Bauerntums, in den vier untersuchten Kreisen nach wie vor eine bäuerliche Gesinnung zur Schau trägt, auch dann noch, wenn die Verhältnisse in der Mehrzahl der Fälle zu einer beruflichen Umstellung zwangen“ und fügt dabei hinzu; „als augenfälliges Beispiel seien die Vertriebenen aus dem Ofner Bergland“ anzuführen.[388]

Auf der anderen Seite kommt Bock für die von ihm untersuchten Kreise auch zu dem Ergebnis, dass die Donauschwaben hinsichtlich des bis dato erreichten Eingliederungserfolges an letzter Stelle stünden. Das mag damit zusammenhängen, dass „bis in die Gegenwart seinem besonders schweren Schicksalsweg so gut wie gar keine Beachtung geschenkt worden ist“, ferner damit, dass in der Empfangsgesellschaft „das Wissen um die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit“ dieser Volksgruppe fehle.[389]

Die neue Untersuchung Grosser erläutert im Zusammenhang der Verhältnisse unter einheimischen und vertriebenen Bauern, „daß sich, trotz aller offiziellen Erklärungen von Ministerien und Verbänden, die bäuerliche Solidarität insgesamt in engen Grenzen hielt“, und das „erleichterte die Eingliederung des ‚vertriebenen Landvolks‘ nicht gerade“. In einer bundesweiten Repräsentativbefragung unter 2.000 vertriebenen Landwirten wurde am Ende 1950er Jahre festgestellt: „Die menschlichen sozialen Schwierigkeiten beim Einleben in den meist durch Zufall und Zuflucht bestimmten Dörfern waren oft größer als die wirtschaftlichen“.[390] Dabei hätte man, so Grosser, die Flüchtlinge gern in der Landwirtschaft

[386] Bock 1953, 190. Bocks Untersuchung erstreckte sich auf 848 donauschwäbische Haushalte mit 2757 ortsanwesenden Personen.
[387] Bock 1953, 190.
[388] Bock 1953, 187., Anm. 1. sowie 190–192. Hervorh. im Orig.
[389] Bock 1953, 192.
[390] Schilke/Reimann: Heimatvertrieben als Bauern, 70. Hier zit. Nach Grosser 161, Anm. 159.

halten wollen, denn die Flüchtlinge seien „für die Landwirtschaft tatsächlich die einzige Reserve gewesen, um sich gute Arbeitskräfte zu verschaffen.“[391] Man habe sogar, laut Rückblick des Leiters des württembergisch-badischen Landarbeitsamtes 1948, einen „Landarbeiterstand“ herausbilden wollen, und dazu habe man „damals in Versammlungen die Bauernschaft darauf aufmerksam machen wollen, daß doch durch gute Behandlung, gute Unterbringung und gute Entlohnung der Flüchtlinge dafür gesorgt werden soll, daß aus den vorhandenen Flüchtlingen ein gewisser Landarbeiterstand herausgebildet werden kann.“[392] Demgegenüber seien die Empfehlungen des Landesarbeitsamtes nicht immer beherzigt worden, vielmehr war das Gegenteil der Fall: „In dieser Zeit sind von den Flüchtlingen bei den Arbeitsämtern derartig viele Anträge auf Arbeitsplatzwechsel eingegangen, daß Ende des Jahres 1948 35.000 Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft abgewandert sind.“[393] Während in der Ankunftszeit (1947) 42.300 Vertriebene als landwirtschaftliche Arbeitskräfte registriert wurden, halbierte sich ihre Zahl bis 1950, „sehr zum Leidwesen der einheimischen Bauern, die damit nicht nur ihre billigen Landarbeiter verloren, sondern mit ansehen mußten, wie die Zwangszuwanderer als Arbeitspendler auswärts gutes Geld verdienten, während ihre Familien auf dem Land noch immer den knappen Wohnraum blockierten“.[394]

Wie entfalteten sich die beruflichen Wege der Schreibenden laut Zeugenschaft der Briefe gemessen an der oben skizzierten schwierigen Ausgangslage? Nach den Berichten der Briefschreiberin Nr. 1 war die Arbeitssituation für das Paar äußerst prekär. Die Beschäftigung bei der Gemeinde besteht nicht lange („Jezt haben wir halt wieder neue sorgen, die Gemeinde last auh nihtz/mehr machen, und so ist mein/Mann wieder Arbeitz los“ [18.07.1948 = 2/1/254]), und der Mann findet zwar zeitweise Arbeit, verliert sie aber immer wieder („Mein Mann ist zurzeit/ auh wieder Arbeitz los“ [10.08.1949 = 2/1/255]; „Mein Mann ist seid ein Monat wiedert/Arbeitzloos, ~~[f]~~viel haben wir nicht aber im-/mer etwas, wen es nuhr so blieb“ [21.12.1950 = 2/1/265], „Mein Mann ist wieder/arbeitslos“ [06.01.1952 = 2/1/269]).

Die Briefschreiberin Nr. 1 selbst ist nur saisonal und kurzzeitig beschäftigt, durch Gelegenheitsarbeiten. Es folgen zwei Beispiele mit vier Jahren Abstand: Zunächst helfen sie bei der Ernte, später arbeiten sie in der Weinernte und der Mann teilweise bei schwerer „Notstandsarbeit“:

[391] Grosser, 161.
[392] Grosser, 161.
[393] Grosser, 161.
[394] Grosser, 161.

(157)
Im Sommer half
Ich bei unserem Nahbar am feld und in den
Weinbergen denen bin ich ganz gud kommen
überhapt beim binden und in Schnit
in Schnit hat mein Mann auh geholfen
abber alle wollen lieber mih und geschaft
haben wir auh, und da ist es unz ganz
gud gegangen.
[06.03.1947 = 2/1/300]

Das zweite Beispiel:

(158)
ich
hilf noh beim Haushern manhmal mit und gehe
noh manhmal in das Nachbarsort zu einer Guten
Frau aushelfen, in Weinberg, und auh Flicken und so
ums Haus herum. Mein Mann der arme ist wieder auf
Notstansarbeit Wasserleitung graben mus sehr weit zufus
gehen, wen Ehr nuhr einmal eine gewisse Arbeit bekom
men möcht aber das ist hier schwehr.
[19.06.1951 = 2/1/297]

In der Weinerntesaison gab es allerdings Gelegenheitsarbeit, bei der die einstigen Weinbauern sich gut einbringen konnten, da sie sich auskannten:

(159)
Es gab hier heuer viele Weintrauben nuhr
sind sie ein bishen abgefroren, es mahte
nicht viel aus die wahren ja schon Reif.
Da gab es zum lesen da ging alles klein und
groß jung und alt. Ich ging grad 14 Tage
lang, da hat man auh schön fertint.
Mein Mann geht halt immer noch Graben
es ist halt sehr schwer für ihn, aber
es ist halt immer noch nichtz anderes.
[14.11.1951 = 2/1/293]

Trotz allem scheint das Ehepaar sich dank seines Anpassungsvermögens zurechtgefunden haben, denn die Tochter zieht nach dem ersten Jahr Bilanz: „Meine Mutter wahr jetzt bei mihr […]. Die Mutter ist//wider die Alte geworden […]. Mich stauntz das meine Eltern so schnell sich//in den eingewont haben, die mein Vater der hat von//der Arbeit niht genuk bekomen, Sie wissen es auch gut“ [13.01.1947 = 2/1/010].

Die junge Briefschreiberin Nr. 3 konnte das schwierige Thema des Nebenerwerbs durch rührige Lebenstüchtigkeit bewältigen. Sie fand eine lukrative Nebenbeschäftigung: In einem

für sie typischen verschmitzten Ton berichtet sie darüber, wie sie durch Beerensammeln die Haushaltskasse verbessern konnte:

(160)
„Dem ganzen Tag wie eine Hexe lauften wir im Wald herum. Ich sammelte Wacholderbeeren und hatte es in der Apotheke verkauft fürs bfund 1-DM. in ein Tag von 1-5 Uhr hatte ich meinem Rucksack voll das wahren täglich 15-20 Mark es wahr reizend zu machen, nur muß man sein sach verstehen, aber leida ist es jetzt schon zu kalt. Was man alles kan da werden nicht wahr? Das ging ich drei wochen lang wens die Zeit erlaubte."
[04.12.1948 = 2/1/003]

Nachdem sie sich oben mit graphostilistisch hervorgehobenen Selbstironie fragte, „was man da alles werden kann", beschreibt sie schelmisch, dass die Budaörser bei diesem Geschäft mit den nachahmenden Einheimischen in Konkurrenz gerieten und wie sie sich in ein Duell des Beerensammelns begaben. Es schwingt ein wenig Freude am Kamp gegen die Einheimischen mit:

(161)
„Dan habens die Einheimischen erfahren da ging der Wettkampf los, es ist Ihnen aber nicht gelungen, den wir wahren schon gut eingerichtet mit Gumihandschuhe u. eine Schüßel da haben wir es hinein geriben. Jetzt ist aber unser Geschäft zu ende."
[04.12.1948 = 2/1/003]

3.3.1.3 „die Leute wollen gleich Lebens mittel fürs helfen" – Ringen um Lebensmittel – Ringen um die Würde

Die Briefschreiberin Nr. 1 und ihr Mann versuchten 1947 durch den Kauf eines kleinen Stücks Ackers den Lebensmittelbestand für die Küche zu verbessern – ein Weg der Selbsthilfe, die viele Landsleute gewählt haben.[395] „Wir sind schon Grundbesitzer geworden", schreibt sie, fügt aber scherzend und zugleich bitter hinzu: „mit denn sind wir abber bald verdig mit den Schaffen" und witzelt weiter mit einem Sprichwort: „es heist kurze hare sind bald gekämt" [14.04.47 = 2/1/313]. Die Selbstversorgung durch den Garten muss erfolgreich gewesen sein, denn bereits im Mai berichtet sie zufrieden: „Dann gingen wir in unseren Garten. Dort ist/alles schon sehr schön. Wir hatten schon Gemüs von/dort gehabt" [26.05.1947 = 2/1/256]. Fünf Jahre später heisst es dann: „Wir haben zwei Äkerle, und einen

[395] Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine der vielen kleinen gepachteten Gartenlandparzellen. Wie es in den Quellen bei Grosser zu lesen ist, ließ man im Rahmen einer „Gartenlandaktion" 77.400 Flüchtlingsfamilien bis Mitte 1948 ca. 1.900 ha Land zukommen; dabei wurde „in erster Linie auf brachliegendes und wenig intensiv benutztes Land zurückgegriffen", sodass dies die bisherigen Besitzverhältnisse nicht tangierte. Grosser, 146.

Garten, das besorg ich“ [19.06.1951 = 2/1/297], und es muss außerdem auch ein Schweinestall angelegt worden sein, denn in einem Nebensatz heißt es: „eine Großeschwein geschlachtet“ [01.04.1953].

In der unmittelbaren Ankunftszeit, v. a. bis zur Währungsreform, gab es als alternative Form der Lebensmittelbeschaffung noch die Nebenarbeit in landwirtschaftlichen Betrieben, die sowohl gemeldeten als auch nicht gemeldeten Arbeitslosen offenstand und die „natural entlohnt“ wurde.[396] Doch das konnte ein vorprogrammiertes Reibungsfeld sein, da eine Verhältnismäßigkeit kaum garantiert werden konnte, da sie „Verhandlungssache“ war. Unter ähnlichen Konditionen muss die Briefschreiberin gearbeitet haben, denn sie schreibt:

(162)
„Ich ging in
die Kornernte und da gink Er auh mit. Ehr
konte aber niht fill helfen. […]
Ich gehe ja auh wenn mann mich
brauht aber Leben kann mann fon den
nicht. Hier will man nicht die Flühtlinge zum
helfen Die sagen die Leute wollen gleich Lebens
mittel fürs helfen und das kann mann
doch nicht mit einen Feschper zahlen die
meisten und das wird Die Leute auh zu-
tum.“
[10.08.1947 = 2/1/301]

Wenn es, wie sie wieder direkt formuliert, „den Leuten zu dumm“ wurde, für ihre Arbeit entsprechend bezahlt zu werden, deutet das auf einen Bereich mit viel Konfliktpotenzial: Einerseits waren Einheimische auf die saisonalen Arbeitskräfte in der Landwirtschaft angewiesen; andererseits traf das (natürliche) Interesse und Bestreben der Einheimischen, den Lohnaufwand so niedrig wie möglich zu halten, selbstverständlich ins Mark der einst selber Wirtschaftenden, die sich praktisch verdingen mussten und sich dadurch sozial zusätzlich deklassiert fühlten. Sie drohten in eine Art Landproletariat abzurutschen, und manche Politiker sahen durchaus die damit verbundenen Gefahren für die soziale Stabilität.

[396] Dies ist die Beobachtung des Dipl.-Volkswirts E. Müller. In seiner Arbeit ist hierzu zu lesen: „Dadurch konnten sich viele Vertriebene so manchen fehlenden Gegenstand für ihren Haushalt beschaffen und waren häufig besser gestellt als manche einheimische, nur ein Geldeinkommen beziehende Personen“.Es klingt anschließend sogar so, als ob Vertriebene bevorteilt worden seien, wenn er hinzufügt: „Auf diese Weise war vielen Vertriebenen die Lage nicht genug bewußt geworden, in der sie sich eigentlich befanden.“ Müller 1962, 12.

Das gesamte Konfliktfeld zwischen Einheimischen und Vertriebenen verdichtet sich in einem Brief der Briefschreiberin Nr. 1 vom 05.09.1947, der Selbstbild und Außenbild der Vertriebenengemeinschaft plastisch widerspiegelt. In diesem Bericht an Bonomi gibt sie eine erlebte Vertriebenenversammlung im Beisein des späteren Landtagsabgeordneten Ludwig Leber, in dessen Rede Selbstzuschreibungen sowie Fremdwahrnehmungen der Empfängergesellschaft deutlich werden, wieder. Das Briefeschreiben erscheint hier in der Verarbeitungsfunktion, während man das Gehörte resümiert und weitergibt. Die Briefschreiberin stellt sich in den Schutz des Redners, indem sie sich dessen Gedanken zu eigen macht:

(163)
„Der hat es aber den […] gut gesagt [ordentlich gesagt[397]]
wer wir sind, und warum wir gekom-
men sind, und das wir bestimt niht hir
bleiben wollen nihteinmal wenn Sie mit
uns Ihr Vermögen theilen möhten, und das
wir keine zikäuner sind wenn wir sind dann
ist ein jeder Würtemberger einer weil wir
da abstamen. Und das wir an den Grik nicht
auh nicht schuld sind den seine Wiege hir gestanden
Und Sie sollen doch einwenig einsicht haben u.
die Leute nicht gans wie Knehte u. Mägte
behandeln Sie sollen auh denken, das hir under
die Leute sehr fille sind die auh Pferde und
alles schön und gud hatten und Hunderte Hekto-
liter Wein. Aber die glauben ja das gar nicht.
[Seite 4]
Ich selber sagte Er wohne in einer Tehstube [Teestube]
in Einer schöne Willa mus hundertmal in
Tag fragen frau …Darf ich den Topf neh-
men darf ich in da herstellen, darf ich herunder
oder herein, und so bekommen wir Täglich tausend
solhe Briefen nur klagen und klagen. Wir haben
Eure Soltaten alles geben das beste und schönste
und haben Ihnen noh für die zuhaus auh mit
geben und haben Eure Kinder [?] von den ausge-
bomten Städten aufgenommen. Waren stolz auf
unseren Stam und Namen uns.w. Zu die flücht
linge sagte Er wer die waren die Sie hinaus gesch-
missen haben nuhr die Komunisten, das Sie wießen
wie Sie sih zuferichten haben. Und sollen nicht gleih
streiten den fileiht einmal Komt doch nach lan-
ger hunger zeit die Stunde das wir noheinmal in
unsere Heimat kommen können."
[05.09.1947 = 2/1/258]

[397] Transfer aus dem Ungarischen *jól megmondta*, im Sinne von „ordentlich die Leviten gelesen".

Hinter der Forderung, nicht ganz „wie Knehte u. Mägte/ behandel[t]“ zu werden, steht das Gefühl, nicht würdig behandelt worden zu sein. Der offene Ton der Vertriebenenbriefe überzeugt davon, dass diese über das Existenzielle und die Versorgungsschwierigkeiten hinausgehende Problematik der kollektiven Kränkung eine große Rolle gespielt hat.

Nach der Einschätzung von Grosser waren die einstigen Vertriebenenbauern mit den Arbeitsverhältnissen in der Landwirtschaft besonders unzufrieden und verkrafteten „eine berufsfremde Beschäftigung oftmals besser […] als den Verbleib in ihrem gewohnten Tätigkeitsfeld“, was „nicht nur wirtschaftliche, sondern auch psychologische Gründe“ hatte. Denn die Einheimischen, die

> „sich oftmals geweigert hatten, ganze Familien auf ihren Höfen unterzubringen, hatten die ‚Ostflüchtlinge‘ darüber hinaus doch nur zu oft als wenig besser zu behandelnden Ersatz für die ehemaligen Kriegsgefangenen ‚Ostarbeiter‘ oder bestenfalls als Saisonarbeiter betrachtet und bereits im Winter 1946/47 die zur Erntezeit noch gerne eingesetzten Vertriebenen entgegen dringlicher Aufrufe des Landwirtschaftsministeriums und des Staatsbeauftragten für das Flüchtlingswesen nicht weiterbeschäftigt. […] Bewußt oder unbewußt war man sich, wie mancher Flüchtlingsbetreuer feststellte, ‚besonders auf dem Land viel zu wenig darüber klar, dass diese Ausgewiesenen, die jetzt als Knechte oder Mägde beim kleinen Bauern arbeiten, vor wenigen Jahren selbst noch sehr reiche Bauern waren.‘ So wiesen denn auch die Spitzen der Flüchtlingssonderverwaltung eindringlich auf eine allerorten bemerkbare ‚gefährliche Spannung zwischen der einheimischen bäuerlichen Bevölkerung und den jetzt als Knechte oder Mägde tätigen, im Ausweisungsland jedoch selbständig gewesenen Arbeitskräften der Ausgewiesenen‘ hin.“[398]

Grosser zitiert den Innenminister Fritz Ulrich (SPD): Es war für viele Zwangszuwanderer, die in dem ‚Lande, aus dem sie vertrieben, wohlhabende Bauer‘ gewesen waren, besonders „bitter […], jetzt vor dem völligen Nichts zu stehen, heimat- und existenzlos zu sein und eine höchst unsichere und unklare Zukunft vor sich zu haben“, sodass sie „angesichts ihrer extremen Deklassierung eine ebenso ausgeprägte Rückkehrorientierung aufwiesen, die, wie entsprechende Stimmungsberichte vermeldeten, sie zunächst an eine Wiederansiedlung oft nicht denken ließ“.[399]

3.3.1.4 „Geht ma in Stadt hinein do bleibt am da Verstand stehn, alles gibt’s vo kleinsten bis zum besten […], alles ist Geld giarig“ – Währungsreform

[398] Grosser 2006, 162f.
[399] Grosser 2006, 164.

Durch die am 20.06.1948 in Kraft getretene Währungsreform änderte sich die Welt. Sie wird in den Briefen kurz kommentiert: „Wie gehd es nach der Wehrung?/ Das Kopfgeld solte niht ausgehen/Wir sind schon bereitz fertig mit un-/seren“ [18.07.1948 = 2/1/254]. Das erhaltene „Kopfgeld“, in neuer Währung 40 Deutsche Mark, war nicht viel Geld für die durchstartende Konsumwelt, dafür aber ein wichtiges Zeichen der Gleichbehandlung von Einheimischen und Vertriebenenen. So beschreibt dies jedenfalls Marie Treier, die Ehefrau eines Budaörser:

> „1948 kam über Nacht die Währungsreform. Wir waren alle überrascht, denn wir erfuhren nichts, wir hatten keinen Radio [sic] oder Telefon. Jede Person bekam 40 DM, da waren alle gleich. […] Leider hatten uns die Tschechen alles im Lager weggenommen, deshalb fingen wir mit 40 DM neu an. Die Geschäfte waren über Nacht voll mit Waren, aber jetzt hatten wir kein Geld, um uns die nötigsten Sachen zu kaufen. Wir hatten alle Arbeit, aber man verdiente nicht viel. Das wichtigste war, wir konnten uns endlich was zu essen kaufen.“[400]

Seit der Währungsreform stehe, so die junge Briefschreiberin Nr. 3, die Welt auf dem Kopf und sie ist von dem allgemeinen Konsumdrang und „Geldgier“ überrascht:

> (164)
> Seit der Wehrung hatt sie mihr scheint die Welt geträht,
> den jetzt gibt’s alle blos Geld bräucht man und das verlost uns zu
> Früh, niht wahr?
> Geht ma in Stadt hinein do bleibt am da Verstand
> stehn, alles gibt’s vo kleinsten bis zum besten die Punkte sind auch
> niht wihtig, alles ist Geld giarig.
> [11.10.1948 = 2/1/011]

3.3.1.5 „Nur vere gut ven für uns einmal schon ein entscheidentes vort erteilt möchte verden“ – Sich neu orientieren

Es gibt einige Schreibende, die sich durch Eigeninitiative erfolgreich umschulen lassen konnten. Hier zeigen sich in den Eingliederungsverläufen des ersten Jahrzehnts große Unterschiede. Der hier schreibende Vertriebener aus Solymár, einst erfolgreicher Schreiner, traute sich 1949 nicht, beruflich keinen entscheidenden Schritt zu wagen:

> (165)
> Nur vere gut ven für uns einmal
> schon ein entscheidentes vort erteilt
> möchte verden, das man sich einmal
> orentiren könnte! den so traut sich noh
> keiner nichts unternemen und ausfüren
> fon unsere landsleute, Nemlich ih selbst
> bin perfekt an Model Bau und allerlei-
> Möbel tischlerei und Drexlerei zuferläsig

[400] Treier 2012, 31.

undviel aber dahier in Deutschland niks
Untenemen, den da denk ih imer an einen
Bettelarmen niedergeschlagenenland
und über übervölkernt vo niks mer
los ist, vie nur armut und elend jamer,
[o. D., Erwerb, 18.03.1949 = 2/1/379]

Auf Bonomis Nachfrage versichert er, dass er bis jetzt immer eine Anstellung gefunden habe; dabei wird betont, dass er alles ohne jegliche staatliche Hilfe geschafft habe:

(166)
Nun vill ih in H. Dr fon ieren letsten Brife
iere fragen über mih mitteilen, das ih
bisher imer in arbeit va und jets noh [bisher immer in Arbeit war und jetzt auch noch]
seit 948 sept. binih auf einplats als Schreiner
[Seite 2]
bin dort angesehen als erster Mann in
Betrieb fon 16 personen und arbeit imer
genuk, Ih habe bisher noh kenie unter
stützung fon niegens bezogen auh keine
Vinterhilfe oder Hausrathilfe Lastenausgleih
und so.
[03.04.1950 = 2/1/375]

Bemerkenswert dabei ist, dass dieser Briefschreiber nicht der einzige ist, für den es so wichtig war, ohne staatliche Hilfeleistung zurechtzukommen. Die Bauersleute dürften in der alten Heimat keine vergleichbaren Wohlfahrtsleistungen gekannt haben, und sie betrachteten diese möglicherweise nicht als ihnen rechtlich zustehende sozialen Hilfsdienste, sondern vielleicht sogar als eine Art Armutszeugnis. Bei dem Briefschreiber Nr. 2 klingt es jedenfalls so, als ob er nicht in der Gnade der Einheimischen stehen wollte: () „Ich habe keinen Caritas Pfennig noch weniger einen Bezugschein in Deu-/schland erhalten u. wenn mir Gott hilft, will ich auch weiterhin mich so fort plagen“ [o. D. 2/1/048].

Drei Jahre später besitzt der obige Handwerker zwar noch kein Haus, aber jetzt schreibt er entschlossen: „aber ewig in Mite wonen will ich/auch nicht!“ und berichtet stolz darüber, dass er Obst und Gemüse anbaut und eine neue, erfolgreiche Nebenerwerbstätigkeit in einer Radio-Werkstatt hat:

(167)
Nämlich hate
ih imer beschäftigunk, das ich in
sommerzeit imer zu tun hatte, auf dem
Felde, und inder Werk stadt, ich habe merere
Äcker in pacht wo ich gemüse und getreide
bauit hate somit das ih meinen wirtschaft-
liche lageerhöhen kan das heist ih wider sau,

Hüner und Enten, und habe einen acker gekauft
für 150. DM. 800 qm gross, sind merere obst beumel
darauf, Nur wen ih Kredit erhalten Köne so möhte
ih so einen obstgarten mit tafel trauben ganz
aussetzen, alles für Markfrucht,
[29.11 1953 = 2/1/377]

Schließlich gibt es in den Briefen vereinzelte Erwähnungen von schnellen Integrationen und erfolgreichen Unternehmungen, wie hier über einen erfolgreichen Handwerksbetrieb:

(168)
Sie schreibt
noch das in […] auf besuch wa-
ren bei einen Deigner Lipot das war
ein Kamm macher in Budaörs und
treibt sein Handwerk hier wieder der
hat schon ein eigenes Haus so gross
wie eine Kasserne, die habens Daheim
auch schön gehabt nuhr so nicht die
woln nicht mehr Heim.
[03.10.1949 = 2/1/257]

Die Geschichte des hier genannten Familienbetriebes ist unter den Budaörsern eine herausragende Erfolgsgeschichte. Der vertriebene Kammmacher konnte seinen bereits in der alten Heimat mit Erfolg praktizierten Betrieb in der neuen Heimat in kurzer Zeit wieder aufbauen, und seine Nachfolgefirma blieb bis heute bestehen. Auf der Webseite der heutigen Firma wird der Firmengründer Leopold Deigner (1896–1975) erwähnt und auch seine Vertreibung nicht verschwiegen.[401] Der gebürtige Törökbálinter baute seine erste Firma in Budaörs auf, und seine Tochter, die die Firma nach seinem Tod übernahm, ist lt. Homepage die „erste Frau überhaupt, die eine dreijährige Kammmacherlehre absolvierte“[402].

[401] S.: https://thohr.de/historie/, letzter Zugrodd 01.08.23.
Das im Main-Tauber-Kreis liegende Familienunternehmen liegt mi seinen vielfältigen hochwertigen, handbearbeiteten Naturprodukten aus Horn (Griffschalen, Rasiermesser, exklusiver Schmuck, Brillenfassungen, Kämme, Gitarren-Plektren usw.) im Trend. 1993 wurde die Firma vom Westdeutschen Rundfunk besucht, um einen Beitrag zur Sachgeschichte „Hornkamm“ für die *Sendung mit der Maus* produzieren.
[402] Ebd.

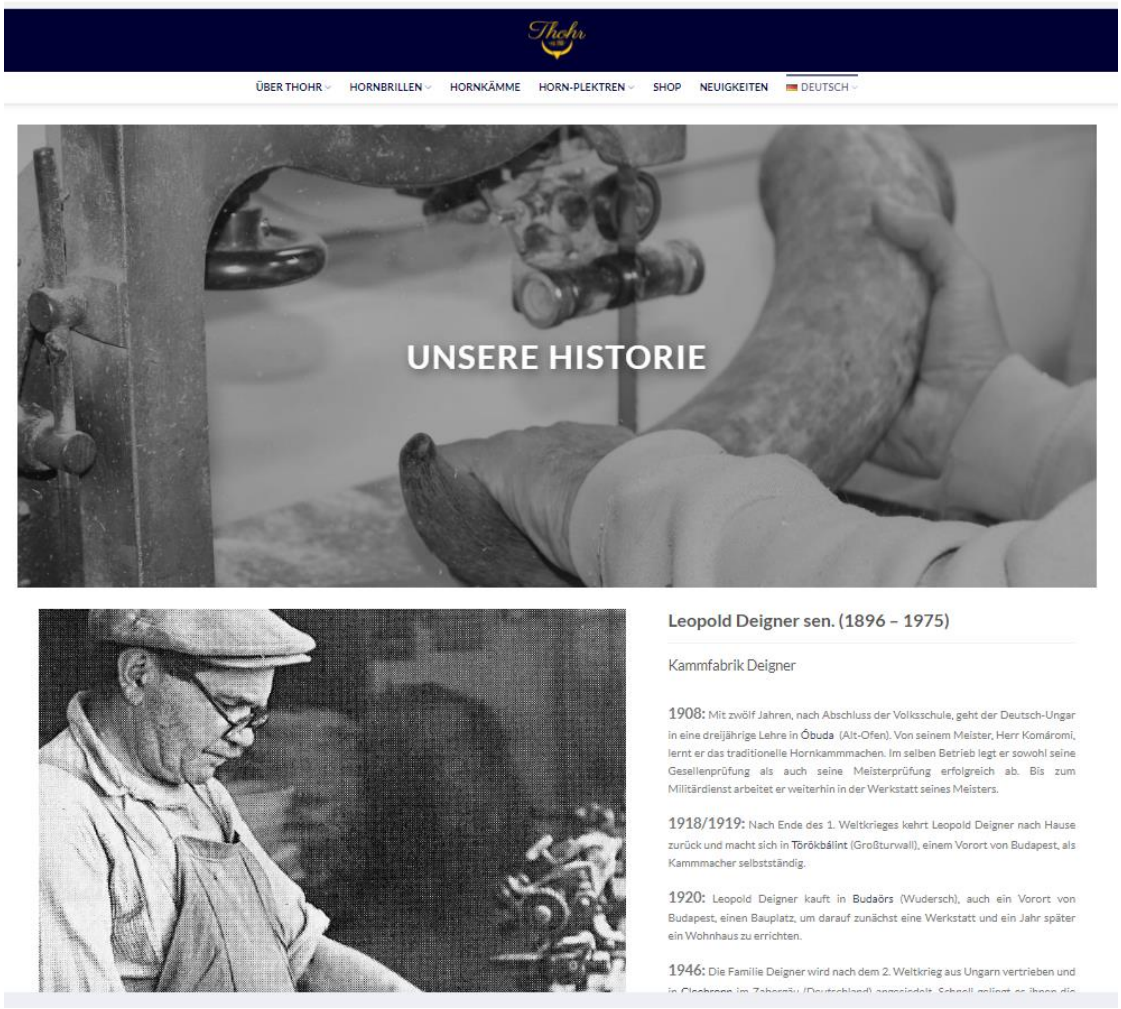


Abb. 23. Webseite des Nachfolgeunternehmens der einstigen Kammmacherfabrik in Budaörs (Letzter Zugriff: 01.06.23)

Es finden sich Quellen – allerdings außerhalb unseres Briefbestandes –, die belegen, dass manche Budaörser in der neuen Heimat als selbständige Landwirte Fuß zu fassen versuchten. So ist im Heimatbuch davon zu lesen, dass J. Michelberger in Lauffen a. N. einen Landstrich für Pfirsiche pachtete, wo er 400 Pfirsichbäume anpflanzte und außerdem betrieb er auch eine Baumschule. Auch ein Josef Prath in Stockheim zog Pfirsiche.[403]

[403] Kreiß, Matthias: Berufswahl daheim und hier. In: Riedl 1952, 158.



Herrliche Wein- und Pfirsichgärten gibt es auch schon wieder, mühsam erschaffen durch Fachtüchtigkeit der Landsleute. (Pfirsichgarten Josef Michelbergers in Lauffen am Neckar)

Der Wein- und Pfirsichgarten des Landsmannes Sebastian Braun in Jagstberg, Künzelsau

Abb. 24. Pfirsich- und Weinplantagen in der neuen Heimat, o. J. (IVDE, Nachlass Anton Reppmann, 4. Sammlungen)

Die hier angeführten Beispiele stellen Mosaiksteine für die beruflichen Integrationsverläufe der Budaörser dar; ihre geringe Zahl lässt keine Aussagen über Tendenzen zu, wie Vertriebene ihren Weg zur Existenz fanden – aber solche auszumachen stellte auch kein Ziel dar. Das Bild, das hier sich vage abzeichnet, dass nämlich Handwerker bzw. die in der Industrie Tätigen bessere Chancen hatten, während ehemalige Landwirte und Bauern, zumal in der Provinz, in der saisonalen Arbeiterschaft bzw. im Arbeitslosenstatus „Stempler“[404] verharrten, könnte real sein. Doch viel mehr dürfte deutlich geworden sein, dass sowohl der Arbeits- als auch der Wohnstatus eine beträchtliche Zeit hindurch im Status der Unsicherheit erlebt und beschrieben wird.

[404] Der im Heimatbuch benutzter Ausdruck bezieht sich auf Saisonarbeiter, die, wenn sie außerhalb der Saison ohne Arbeit waren, Arbeitslosengeld bekamen und „zum Stempeln“ gehen mussten.

3.3.2 „*Es ist bei mir* […] *von keinem Lohn die Rede, sondern von der Heimat*" – Briefschreiber Nr. 2 will die seelische Heimat finden In diesem Kapitel werden die

Themen *Kirche, Religion* und *Glauben* in den Fokus gestellt. Dabei werden die Briefe des Briefschreibers Nr. 2 den roten Faden bilden, die schwerpunktmäßig um diese Themen kreisen.

Dass Budaörs eine verfestigte und traditionsreiche Religionsgemeinschaft war, ist in der Forschung bekannt: Nicht zuletzt hat gerade die Volkskunde dafür gesorgt, dass die Volksfrömmigkeit der Budaörser, dabei insbesondere ihr Fronleichnamsbrauch, landesweite Aufmerksamkeit erhielt und ein emblematisches Beispiel für die donauschwäbischen Religionsbrauchformen wurde.

Für das Überführen der Glaubensgemeinschaft in die neue Heimat war die Anwesenheit von und Betreuung durch Seelsorger im Falle von Budaörs von sehr großer Bedeutung. Lt. Quellen, die die Vertreibungsereignisse beschreiben, soll die Kirche in jenen Wochen stets voll gewesen sein, auch forderten die Budaörser, dass sie in den Transportzügen von Geistlichen begleitet würden. In der Tat sind insgesamt bei drei der sieben Transporte nach Deutschland Geistliche mitgefahren.[405] Kirchenleute versuchten den Deutschen vor, während und auch nach der Vertreibung zur Seite zu stehen.[406] Der „mitgebrachte" (im fünften Transport mitgereiste) Geistliche Lorenz Ritter wird in der neuen Heimat sehr aktiv, und er sollte eine wichtige Stütze der Heimatgemeinschaft werden.

In seinem ‚Empfehlungsbrief' übergibt der ehemalige Pfarrer Dr. Zoltán Sík[407] die Glaubensgemeinde in die Obhut des künftigen Kollegen, indem er auf die offenen Wunden

[405] Marchut 2014, 205ff..

[406] Der neu in Budaörs angekommene Pfarrer Zoltán Sík (der erst nach der Flucht seines Vorgängers Aubermann nach Budaörs kam) schrieb einen Bericht an Mindszenty über die Situation in Budaörs; auch stellt es einen einmaligen Umstand dar, dass er an den Nachfolgerkollegen in der neuen Heimat einen Begleitbrief richtete. Der Pfarrer von Nagykovácsi, Ferenc Greszl (mit dem Bonomi ebenfalls Briefe wechselte) wurde in der neuen Heimat ebenfalls sehr aktiv, und auch seine Erinnerungen haben Quellenwert. Es sei darüber hinaus der mitreisende Kaplan, der später bekannte Theologe Tamás Nyíri (der erst 1986 einen detaillierten Bericht über den zweiwöchigen Weg von Budaörs nach Hockenheim verfassen wird), erwähnt. József Mindszenty versandte einen Rundbrief an seine Gläubigen, die „auf den Kreuzweg der Vertreibung" antreten mussten. Marchut 2014, 211.

[407] Der in Budapest geborene Zoltán Sík (1917–1994) studierte in Wien und wurde dort 1940 zum Pfarrer geweiht. Den größten Teil seines Dienstes verbrachte Sík in Budaörs, wo er zunächst noch als Kaplan und nach 1946 als Nachfolger von Pfarrer Aubermann wirkte. Der von ihm im Februar 1946 an József Mindszenty geschriebene Brief ist eine der wichtigsten Quellen zu den Vertreibungsereignissen in Budaörs.

seiner Gläubigen hinweist und zu Geduld mahnt.[408] Im folgenden Abschnitt wird die Gemeinde vorgestellt; dabei sei das Original der Briefpassage abgebildet, da die Quelle bisher immer in berichtigter Rechtschreibung abgedruckt wurde,[409] wahrscheinlich, um dem Gedenken des Wohltäters einen Dienst zu erweisen.

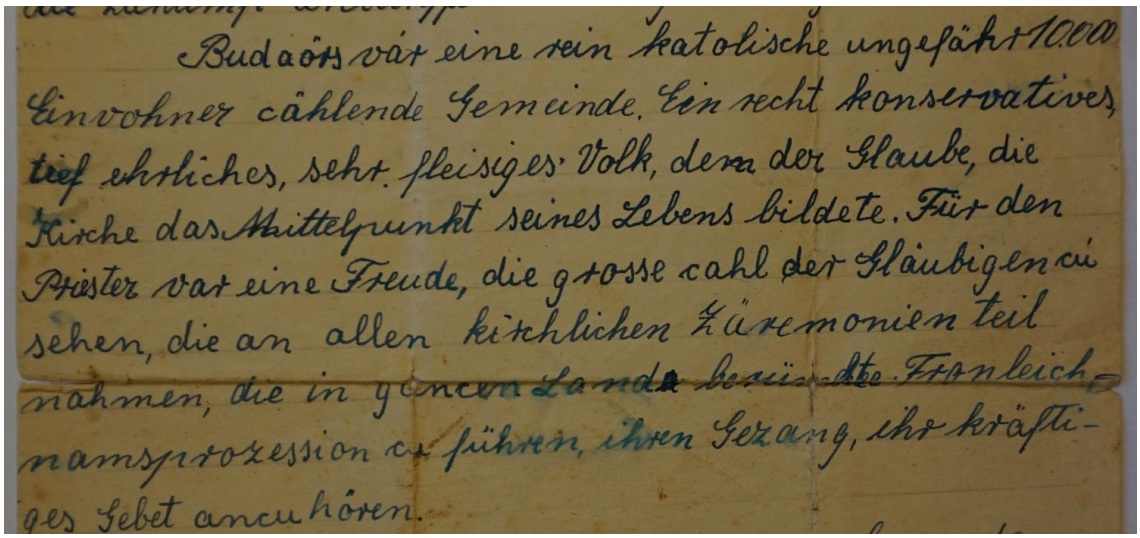

Budaörs vár eine rein katolische ungefähr 10.000
Einwohner cählende Gemeinde. Ein recht konservatives,
tief ehrliches, sehr fleisiges Volk, dem der Glaube, die
Kirche das Mittelpunkt seines Lebens bildete. Für den
Priester var eine Freude, die grosse cahl der Gläubigen zu
sehen, die an allen kirchlichen Zäremonien teil
nahmen, die in gancen Lande berümte Fronleich-
namsprozession zu führen, ihren Gezang, ihr kräfti-
ges Gebet anzuhören.

Abb. 25. Auschnitt aus dem Brief von Pfarrer Dr. Zoltán Sík, 27.01.1946, Heimatmuseum Bretzfeld[410]

In diesem Brief charakterisiert Pfarrer Sík seine ehemalige Glaubensgemeinschaft und möchte seinen künftigen Kollegen für die „in gancen Lande berümte Fronleichnamsprozession“ sensibilisieren, indem er die stark katholische, ja „konservative“ Prägung der Gläubigen hervorhebt.[411]

[408] Pfarrer Sík schrieb: „Ich tát alles, váz mir nur möglich var, um ihre Seelen zu beruhingen, das sie niht unter den fast cu sveren Kreuze cuzamenbrehen. Die schöne aufgabe ervartet Eu. Hochwürden, die offenen Wunden ihrer Seelen cu heilen, und sie in das neue Leben eincuführen. Ich bitte Eu. Hochwürden diese aufgabe mitt viel gedud und mit reht grosser Liebe cuferichten; si vird Eu. Hochwürden viel Freude in Gottesreichen Segen bringen. Oremus pro invicem [Beten wir füreinander]! […] Pfarrer Dr. Sík Zoltán, Budaörs. den 27.1.1946.“

[409] U. a. *Unsere Post* 51 (1996), Nr. 1, Jan., 12.

[410] An dieser Stelle gilt mein Dank Frau Theresia Mann,/Geimatmuseum Bretzfeld, die den Brief zur Verfügung gestellt hat.

[411] Es gibt allerdings eine ganz andere Einschätzung von Pfarrer Heissenberger, in Form eines Aufsatzenwurfes mit dem Titel „Beitrag zur Schilderung des religiösen Charakters der ungarländischen Vertriebenen“, die wohl nicht veröffentlicht wurde. Darin heißt es u. a.: „Eine bedeutende Anzahl der Flüchtlinge kommt aus der Umgebung der Hauptstadt Budapest, aus unmittelbarer Nähe einer Großstadt, wo viele den größten Teil ihres Lebens in Betrieben, in sozialdemokr. Erfaßung zugebracht haben. Aus diesen Andeutungen kann man die vielfach bekrittelte Haltung unserer Flüchtlinge in weltanschaulicher, religiöser Beziehung verstehen und teilweise auch entschuldigen. Wenn hautpsächlich ihre Männer auffallend liberal, glaubenskalt und in verschwindend kleinem Ausmaß als glaubenslos erscheinen.“ Typoskript von Richard Heißenberger, Hettingen, 08.03.1947, IVDE Freinburg, Nachlass Anton Reppmann.

Die Briefe der vertriebenen Budaörser belegen, dass die althergebrachte Wallfahrts- und insbesondere die Fronleichnamstradition in die neue Heimat transloziert wurde – und Letztere konnte punktuell erhalten werden. Den Briefen ist zu entnehmen, dass die Budaörser an einer ganzen Reihe von Frömmigkeitsereignissen teilnahmen (u. a. Fronleichnam vier Monate nach der Ankunft (im Jahre 1947: 10.06.1947 = 2/1/272), mit einem Hinweis auf das im Vorjahr 1946 gefeierte Fronleichnamsfest, ferner Verweis auf den St. Stephanstag im August, mit Wallfahrt (05.09.1947 = 2/1/258). Bevor wir zu den Briefen des Briefschreibers Nr. 2 kommen, sei – in Anbetracht dessen, wie „verwachsen" er mit Budaörs war – auf den Fronleichnamsbrauch der Budaörser in den Briefbelegen eingegangen.

3.3.2.1 „*Am Fronleihnamstag* […] *haben wir einen schönen Blumen Tebich gemacht. Es war wirklih schön, die haben so was in Ihren leben noh nie gesehen*" – Fronleichnam in der neuen Heimat

Die Briefe des Bonomi-Briefbestandes bestätigen die bereits bekannte Tatsache, dass die Integration der Vertriebenen in der neuen, nichtkatholischen Umgebung stellenweise auf erhebliche Schwierigkeiten stieß.[412] Bereits in einem früheren Brief merkt die Briefschreiberin Nr. 1 an, dass sie in ihrem Wohnort „einen sehr Strengen Pfarer" haben [06.03.1947 = 2/1/300]. Drei Monate später berichtet sie darüber, mit welcher Ablehnung die Einheimischen dem zweiten Fronleichnamsfest der Budaörser gegenüberstanden und welche konkrete Formen ihr Protest annahm:

(169)
„Am Fronleihnamstag waren wir alle in
Greglingen, den voriges Jahr haben wir einen
schönen Blumen Tebich gemacht. Es war wirklih
schön, die haben so was in Ihren leben noh nie
gesehen aber das haben die niht gesagt das es
schön ist. Den über Ihnen gibt es doh nihts. Und
dann würden die Wiesen vertapt die Blumen ge-
schandet, die Senftblüten abgerisen, den Bihnen
die nahrung, wekgenommen u. s. w. Ja noh der
Gottes Dinst verseimt. Und das ist nur alles eiserlih. [äußerlich]
[Seite 2]
Ja der Pfarer wuste niht was Er alles sagen solte
weil es halt niht seine Schäfflein gemaht haben."

[412] Das im Kapiteltitel zitierte Briefbeispiel und die darauf bezogenenen Ausführungen sind bereits teilweise veröffentlicht. S. Schell 2016a u. 2016b.

Es folgt die persönliche Einschätzung der offenbar festgefahrenen Situation zwischen dem einheimischen Pfarrer und der Gemeinschaft der Budaörser:

(170)
„Das ist einer ein Reht hiziger und die Ungarn
sind doh auh und so pasen wir halt garniht zu-
samen. Die Flüchtlinge sind auh bei Im das 5 te Rath [das fünfte Rad am Wagen]
am Wagen."

Die Empfindung, das „fünfte Rad am Wagen" zu sein, wird in der nächsten Passage noch durch die Behauptung des Geistlichen gesteigert, wegen „Gottlosigkeit" vertrieben worden zu sein. All das ruft bei den Gläubigen keine Reaktion des Erstarrens, sondern die des Widerstands hervor:

(171)
„Der kann jeden Sondag auf der Kanzel
schimpfen. Da will keins mehr in die Kirhe hinein.
Der sagt wir sind Gottlosse Menschen darum haben
wir fort müssen von Zuhaus, und lauter solhe
sahen nur nihtz liebes.
Und so bakten
wir unz halt zusammen und furen nach Greglingen
dort war ganz Budaörsch beisammen, und es war
halt ganz heimatlich, der Blumen Tebich, die Lieder
die Gesihter alles war halt ganz anders, und wir
Sangen noh mehr wie in Jahr wieder unsere Lieder
mit unserer Musik."
[10.06.1947 = 2/1/272]

Die detailreiche Beschreibung erstreckt sich nicht nur auf das „eiserlih[e]" (aus Protest Blumenteppich niedergetreten, Blüten abgerissen usw.), sondern mündet in die Beschreibung des Widerstands gegen den Pfarrer, der mit den Heimatvertriebenen in eine erbarmungslose Konfrontation ging, indem er die Flüchtlinge von der Kanzel beschimpft. Dabei verrät die Unterstellung, gerade die Budaörser seien gottlos, eindeutige Unkenntnis und eine kompromisslose Haltung. Auf der anderen Seite ist aus dem Bericht zu spüren, dass die Budaörser es nicht dabei belassen wollten. Ganz im Sinne der Theorie der „Aufschaukelung" der Brauchhandlungen von Tolksdorf liest sich die letzte Passage, in der die Reaktion der Budaörser beschrieben wird, dass sie „sich packten", nach Creglingen fuhren, wo „ganz Budaörsch beisammen" war und wo sie noch mehr als im letzten Jahr, aus einer aufbegehrenden Haltung heraus ihre Lieder sangen und ihre Bräuche zelebrierten. Wie kontinuierlich solche Konfrontationen zwischen den nichtkatholischen Einheimischen und den Budaörsern waren und wann sie sich gelegt haben, lässt sich auf der Grundlage der Briefe nicht sagen, dazu ist die Berichterstattung zu punktuell. Angemerkt sei auch, dass die

Briefschreiberin Nr. 1 auch ein entgegengesetztes Verhalten entdeckt: „Der Vikar aber ist auf die/Flüchtlinge Ihrer seide der hat in Sontag bredigen/dürfen weil der Alte niht Zuhause war der hat es/Ihnen dann wieder gud gesagt." Fünf Jahre später berichtet die Briefschreiberin allerdings erneut von einem ähnlichen Vorfall anlässlich eines Einkehrtags:

(172)
Dan wahr in
[…] ein Einkertag- Missionstag in der Kirhe
Da sakte der Pretiger u.d.a. Das das Lastenausgleich
Gesetz, das aller ungerechteste Gesetz ist von allen Gesetzen.
Zeigte herunter mitt dem Finger und Schrie du
Flüchtling trinkst Schnaps, du kauft dir Modorrad
und unsere Arme bauern müssen sich so plagen
und müssen für Euch so viel bezahlen. Den anderen
Tag blib die Kirhe leer wahren keine Flüchtling mehr
dort. Die hätten sagen soln aber der Bauer ist auh noh
nicht ärmer geworden der kauft sich Buldogs. [Bulldogs[413]]
[01.04.1953 = 2/1/271]

Mit den Briefen der Anfangszeit endet zwar in diesem Briefbestand die Berichterstattung über die Fronleichnamsfestivitäten in der neuen Heimat der Budaörser. Dass die Budaörser aber nicht nur im hier erwähnten Creglingen, sondern auch in Wertheim[414] sowie in zahlreichen südwestdeutschen Gemeinden den Fronleichnamsbrauch pflegten (Hassmersheim, Kirchheim/Ries, Oftersheim), ist nicht nur für die 1960er Jahre (filmdokumentarisch) belegt,[415] sondern wurde, wie Hans-Werner Retterath nachgewiesen hat, in Oftersheim nachhaltig, bis in die neueste Zeit erhalten.[416] Dabei stellt Retterath eine Funktionswandlung in der Translozierung fest: Was vorher in der alten Heimat gewohnte religiöse Übung war und der Selbstvergewisserung diente, wurde jetzt mit Bedacht integrativ eingesetzt.[417] Retterath beschreibt anhand Quellen die (Re)Installierung der Fronleichnamsefeier, als 1954 Fronleichnam in Baden-Württemberg zu einem allgemeinen Feiertag eklärt worden war und die evangelische Kriche auf die neue Lage ragiern musste:

[413] Traktoren.
[414] Darauf geht Michael Prosser-Schell ein; dabei beruft er sich auf zeitgenössische Quellen. Zur Gestaltung von Fronleichnamsprozession und -altären in verschiedenen Orten s. die Bistumszeitung des Erzbistums Freiburg (Boxberg-Unterschüpf, Karlsruhe-Rüppurr und Wertheim (Konradsblatt 1946, 155, 196). S. Prosser-Schell 2016, 17.
[415] Norbert Riedl ist der Autor des Budaörser Heimatfilmes *Budaörser in der alten und neuen Heimat*, uraufgeführt 1963 (vgl. hierzu Schmidt 2002, 158). Johannes Künzig drehte 1966 den Film *Das Blumenteppich-Legen der Budaörser in Oftersheim bei Schwetzingen*. Filmarchiv des Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa Freiburg, Sign.: FL 16.5a-b, Farbfilm, 7.25 Minuten.
[416] Dass der hier näher untersuchte Oftersheimer Fronleichnamsbrauch letztendlich bis in die jüngste Zeit noch aufrechterhalten werden konnte, kann durch die Tatsache, dass der Oftersheimer Blumenteppich 2010 bei dem vom Bistumsblatt der katholischen Kirche angekündigten Wettbewerb und dort unter den am schönsten gepriesenen 57 Blumenteppichen Erwähnung findet.
[417] Retterath 2011.

> „Wegen des stark demonstrativen Charakters der Fronleichnamsprozession und der vielerorts interessierten Haltung evangelischer Christen sah sich die Evangelische Kriche genötigt, die konfessionellen Unterschiede […] herauszustellen. Immer noch, so heißt es, bestehe die Machanspruch der Katholischen Kirche.“[418]

Wie Retterath es formulierte, am Fronleichnemsweg „schieden sich die Wege“ zwischen Katholiken und Protestanten; auch, wenn man sonst bereit war, große Feste gemeinsam zu begehen, sprach beispielsweise das *Evangelische Gemeindeblatt* (Bad Mergentheim) eine klare Mahnung aus: „Der Protestant wird unter den heutigen Verhältnissen das, was an diesem Tage geschieht, um des Friedens willen ertragen, auch wenn er es innerlich ablehnen muß.“[419]

Dass das Fronleichnam der Budaörser von Anfang etwas von einem ‚Wettbewerbsgeist‘ trug, belegt bereits seine erste, (unter Pseodonym) von Jakob Bleyer verfasste Vorstellung und Würdigung:

> „Vielleicht begeht kein Volk das Fronleichnamsfest mit solcher Pracht und Innigkeit wie das deutsche. Unsere schwäbischen Dörfer wetteifern mit einander in der Entfaltung des Besten und Schönsten, was ihnen gegeben ist. Allen voran aber schreitet die große, schöne Gemeinde Budaörs.“[420]

Die Fronleichnamsfeier der Ofner Deutschen und darunter v. a. die von Budaörs, erhielten sehr intensive wissenschaftliche Aufmerksamkeit. Bonomi widmete in seiner Dissertation auch dem Fronleichnamsfest einige Seiten,[421] und Rudolph Hartmann verfertigte zahlreiche, bis heute sowohl im wissenschaftlichen als auch im landsmannschaftlichen Diskurs emblematisch gehandelte Bilder der Volksfrömmigkeit.[422] Doch als richtiger Durchbruch muss es gegolten haben, als das Phänomen dem internationalen volkskundlichen Publikum vorgestellt wurde: Elmar von Schwartz publizierte über die Fronleichnamsfeier 1930 in der *Zeitschrift für Volkskunde*.[423] Das Fronleichnamfest von Budaörs bekam also bereits vor der NS-Zeit einen starken identitätsstiftenden Impetus. Ob diese internationale Publikation, in der zugleich Gustav Jungbauer über den drohenden Untergang des deutschen Kulturgutes durch

[418] Retterath 2011, 96.
[419] *Evangelisches Gemeindeblatt* Nr. 22, 16.6.1957. Zit. n. Retterath 2011, 97.
[420] Schwabe, B. [d. i. Jakob Bleyer]: Fronleichnam in Budaörs. In: Sonntagsblatt, 26.6.1925 (nochmals in: Göttling, Hans: Aus Vergangenheit und Gegenwart des deutschungarischen Volkes. Heimatbuch, Budapest 1930 [Schriften des Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins, Nr. 8], 179–181, hier 179.).
[421] Bonomi 1933, 53ff.
[422] Vgl. das Online-Bildarchiv des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa Freiburg, siehe Homepage.
[423] Von Schwartz, Elmar: Die Fronleichnamsfeier in den Ofener Bergen. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 40 NF 2. (1930), 45–49; ferner: Der Budaörser Fronleichnamsteppich in Budapest. In: *Das Sonntagsblatt*, 14.6.1931, 14.

die fremdvölkische Umgebung klagt,[424] dem Budaörser Fronleichnamsbrauch genützt hatte, ist eine andere Frage.

In diesem Licht betrachtet erscheinen die obigen Zeilen des Pfarrers Sík über die „in ganzem Lande berümte Fronleichnamsprozession“ in der neuen Heimat als eine zutreffende Behauptung. Dass Budaörs in der Zwischenkriegszeit ein beliebter Ausflugsort für die aus Deutschland kommenden, sich für die urige und urtümliche Volkskultur des Auslanddeutschtums interessierenden Besucher (Studenten, Touristen usw.) war, dürfte auch dieser, nicht zuletzt durch die Volkskunde angekurbelten Publizität geschuldet sein.

Die Aufarbeitung dieses Kapitels der Budaörser Geschichte scheint noch auszustehen. Bei künftigen Forschungen wird u. a. noch zu fragen sein, welche Wirkung u. a. der Besuch des Stuttgarter Oberbürgermeisters Dr. Karl Strölin[425] in Budaörs, von dem im Heimatbuch Riedls einige Fotos überliefert sind,[426] der in den 1930er Jahren erfolgt sein muss, entfaltete. Dieselbe Frage stellt sich bei der Gruppe der Hitlerjugend, die 1942 in Budaörs stationierte.[427] Dass der Präsident des Auslandsinstitutes höchstpersönlich und gewiss nicht ohne Gefolge den Ort besuchte, blieb sicher nicht ohne Spuren. Strölin war Leiter eines Institutes, das nach 1934, nach seiner NS-Gleichschaltung, sich zum erklärten Ziel machte, sich „vor allem darum [zu] kümmern, die nationalsozialistische Weltanschauung unter den Auslandsdeutschen zu verbreiten und sie gegebenenfalls zu Soldaten des Dritten Reichs auszubilden“. Auf seinem

[424] Schwartz wird es kaum bewusst gewesen sein, dass sein Beitrag – zusammen mit anderen – als treffendes Beispiel für den im selben Band erschienenen Aufsatz von Gustav Jungbauer fungiert haben muss, in welchem bei den Überlieferungen über die „Folgen der Lostrennung vom alten [= deutschen] Kulturraum“ in „fremdvölkischer“ Umgebung geklagt wird. Diese würden „von Jahr zu Jahr stärker bemerkbar“ – eine Entwicklung, schreibt Jungbauer, die „nicht nur von Nachteil zu sein [braucht], obwohl dieser weit überwiegt“. Jungbauer 1930, 198.

[425] Karl Strölin (1891–1963), Sohn eines Offiziers aus einer alten württembergischen Familie, knüpfte 1923 erste Kontakte zu der nationalsozialistischen Bewegung und wurde 1931 Mitglied und vertrat als Fraktionsvorsitzender die Hitler-Partei im Gemeinderat. Er wurde 1933 zum Oberbürgermeister von Stuttgart ernannt und blieb es bis 1945. Nach dem Krieg wurde Strölin interniert und kam bis 1848 ins Gefängnis. Das für sein Amt milde Urteil kam durch seine Kontakte zu der Widerstandsbewegung. Strölin blieb im Zwielicht und erst durch die Freigabe der Entnazifizierungsakten konnte mit Klarheit zur Entlastung festgestellt werden, dass er bereits zu Beginn des Krieges von seinem Amt zurücktreten wollte, da er die Politik des Regimes nicht mittragen wollte. (Lebenslauf nach Sauer 1999.) Mit Strölins Figur soll hier gezeigt werden, dass sich in der Zwischenkriegszeit hochrangige NS-Persönlichkeiten in Budaörs gezeigt haben.

[426] „Dr. K. Strölin, der Oberbürgermeister Stuttgarts, der Stadt der Auslandsdeutschen auf Besuch beim Hauser Hansi-Vetter“, in: Riedl 1952, 109. Ferner vgl. *Szülőföldünk Budaörs* (Online-Quelle), 90. Bei der ungarischen Fassung sind noch zwei neue, beim Nachdruck nachträglich eingefügte Bilder abgedruckt, davon eins „Budaörsre látogató német fúvószenekar koncertje a Templom téren 1939-ben“, in: *Szülőföldünk Budaörs*, 91.

[427] Hierzu Hinweis von einem Zeitzeugen: „Im Mai 1942 kam von Deutschland eine Gruppe Hilterjugend nach Budaörs, die wollten uns kennenlernen und wohnten verteilt bei Familien. Zu uns kam der Gruppenleiter namens Werner Schmidt. Wir haben uns vertragen, haben viel unternommen“, schrieb der 1928 geborene Pál Deigner in seiner Einnerung. Deigner 2011, 28.

Programm „standen die Propagierung der deutschen ‚Rassenpolitik' und die ‚Eindeutschung' ausländischer Gebiete". Ein weiteres Bild wirft ein Licht auf die Fortsetzung der Verbindung der Budaörser mit Strölin; dieses trägt den Titel: „Die kleine Braun Susi begrüßt den gew. Bürgermeister von Stuttgart, der in Budaörs einst als Gast weilte, mit Gedicht und Blumenstrauß."[428] Demnach standen die Budaörser mit Strölin auch in der neuen Heimat, nachdem er aus dem Gefängnis auf freiem Fuß war, in Kontakt – eine Verbindung, deren nähere Umstände anhand Archivquellen noch eruiert werden muss.

3.3.2.2 „*Ich gehe fleissig in die Evangelische Kirche da die Katholische sehr weit ist. Remélem az ég ellen nem vétkezem?*" – Flucht zur Kirche beim Briefschreiber Nr. 2

Dass der Briefschreiber Nr. 2 zwischen seiner starken katholischen Prägung und dem evangelischen Umfeld zerrissen zu sein scheint, ist nicht nur seiner persönlichen Veranlagung geschuldet. Es ist bekannt, dass in Württemberg katholische Zugezogene in großer Zahl in evangelischen Ortschaften untergebracht wurden. Dies trifft auf einen großen Teil der hier untersuchten Schreibenden ebenfalls zu.[429] Die mitgebrachten Frömmigkeitsbrauchformen waren somit ein zusätzlicher be-fremdender Lebensbereich. „Für die waren wir Katholiken wie ein Fremdkörper", schrieb die sudetendeutsche Marie, Ehefrau des Budaörsers Josef Treier, in ihrer Erinnerung. Als sie gleichaltrige Jugendliche traf, wurde sie damit konfrontiert:

> „Natürlich wurde ich als Betschwester verlacht, aber sie konnten mich nicht beeindrucken, denn ich ging weiter zur Sonntagsmesse und nach ein paar Sonntagen haben sie mich in Ruhe gelassen. Leider waren nicht alle katholischen Jugendlichen so stark den Spott auszuhalten und blieben von der Kirche weg."[430]

Sich als Katholik unter den evangelischen Gläubigen zu behaupten, war nicht selbstverständlich. Der Briefschreiber Nr. 2 beschreibt einen Fall, wo eine Budaörserin ins Fettnäpfchen getreten war (und wo er selbst intervenieren musste „so daß ich alles wieder gut machte"):

> (173)
> „eine Frau beim Roten-
> Kreuz, die gefragt wurde, wo Sie untergebracht ist?
> […] gab zu
> Antwort ich bin in […], wo es ganz
> [Seite 2] ./.

[428] Riedl 1952, 159. Beide Fotos sind ohne Datum abgedruckt.
[429] Nähere Angaben hierzu können wegen der Anonymisierung der Wohnorte der Schreibenden nicht gemacht werden.
[430] Treier 2012, 34.

gut wäre, aber bin ich ganz alleine als C[h]rist
unter den Kalviner. Der Mann bei Rotenkreuz
war natürlich Ewangelisch […] So aufgeregt [so aufgeregt,
wie der Mann war der wirklich ein guter Christ wie der Mann war, der wirklich ein guter Christ
ist, (trotzdem ewangelisch), habe ich noch keinen Deut- ist (obwohl evangelisch), habe ich noch keinen Deut-
schen gesehen.“ chen gesehen.]

Anschließend, wohl aus dem Gefühl der Scham heraus, dass die Einfältigkeit dieser Budaörserin die ganze Gemeinschaft in ein schlechtes Licht stellen könnte, erklärt er in einer Folgepassage, die von Bonomi markiert wurde, dass er seine ungarische Herkunft am liebsten verleugnet:

(174)
„Wenn mich wer fragt von wo ich
bin, so gebe ich immer zu Antwort, von Bur-
genland. Ungarische-Schulen, was habt ihr er-
zogen?“
[04.02.1952 = 2/1/039]

Aber auch in der Glaubensgemeinschaft gab es interne Konflikte. Eine Passage bei der Briefschreiberin Nr. 1 deutet unwürdiges Verhalten eines Priesters an und dies sei der Grund dafür gewesen, dass sie von ihrem Glaubten abkehrten:

(175)
„Wen ein Prister sich so
weit herab last, wo bei der H. Wandlung den Leib des [herablässt = so weit sinkt]
Herrn verwandelt und so ein Leben fürte aber wie
gesakt das kan er alles [Name] verdanken. Wir ha-
ben das noch nimanden erzélt. Sie können ja da-
rüber auh schweigen. Ich will den Alten T. nicht
mehr aufrühren, Und will über ein anderes Tema
übergehen.“
[21.12.1953 = 2/1/274]

Der Brief bezeugt, dass schmähliches Verhalten gerade eines Geistlichen (anhand anderer Briefstellen vermute ich, dass es sich hier um ein Verhältnis eines Pfarrers mit einer Frau geht), von dem man insbesondere in der Zeit der Werteschwankungen nach der Ankunft Orientierung erwartet hätte, enttäuschend und verunsichernd auswirkte. Zugleich wird in der Kommunikation wieder einmal der Budaörser Code, der gemeinsame Wissens- und Erfahrungsraum deutlich, auf den hier zurückgegriffen wird.

Wie bereits früher dargelegt, war der Briefschreiber Nr. 2 eine ‚Anlaufstelle‘ für das soziale Netzwerk der Budaörser, da er Adressen und Informationen beschaffte: (vgl. (134)). In einem

der ersten Briefe [undatiert] berichtet er: „Ich kenne in der umgebung / schon mehr Pfarrers“ und erklärt sich als versöhnlich, offen, ja ökumenisch:

(176)
„Ich bin auch mit dem Ewangeler sehr gut
u. besuche auch Ihr Vereinshaus u. Kirche. Das
gemeinsame Vater unser habe ich im meinem Leben
eimal beten gehört u. das war in der Ewangeli
sche ./.
[Umseitig]
Kirche. Alles ist schön aber wir gehören
zu unseren Leute- u Kirche alles gehört
zum ganzen.“
[o. D., Erwerb, 20.09.1946 = 2/1/069]

Dass der Briefschreiber gleich in seinem ersten Brief die bekannten Geistlichen auflistet, gibt nicht nur von dem gut vernetzten Landsmann ein erstes Bild, sondern nimmt ein übergeordnetes Motiv seiner Briefe vorweg: In all seinen Briefen setzt er sich mit dem persönlichen und dem kollektiven Weg zur Kirche und mit deren Seelsorgearbeit auseinander. Die Flucht zur Kirche ist in seinem Fall wörtlich zu nehmen. Die wichtigste Säule seiner Eingliederung in der neuen Heimat ist für ihn, in der Glaubensgemeinschaft Anschluss zu finden. Unter den Pfarrern fand er solche, an die man sich wenden konnte, da deren flüchtlingsfreundlicher Ruf offenbar verbreitet wurde. In einem undatierten, aber im ersten Ankunftsjahr geschriebenen Brief benennt der Briefschreiber namentlich einen solchen „Schutzengel“:

(177)
„wenn Sie hilfe brauhen
wenden Sie sich an dem Pfarrer
Hermann Wéber Marlach[431] der ein
Schutz-Engel ist der auf guten
Wege einen begleiten wollte.
Natürlich gehört eine längere
Zeit da Er von uns hübsch
weit ist was in 2 Tage nur
erledigt kann werden. Vielleicht
wenn Er nach […] kommt
dort könt man Im erwischen.“
[o. D., Erwerb, 20.09.1946 = 2/1/069]

Der Briefschreiber Nr. 2 geht in die nähere evangelische Kirche und begibt sich damit in ein Dilemma, das ihn stets beschäftigt:

[431] Es handelt sich dabei um Pfarrer Hermann Weber in Marlach (1902–1976). Weber, Sohn eines Schuhmachers, studierte im Wilhelmstift in Tübingen Philosopie und Theologie und erhielt 1926 die Priesterweihe. Er war in Unterkochen ansässig, wo er kirchengeschichtliche Heimatforschungen betrieb. In Marlach war er von 1941 bis 1957 als Pfarrer tätig.

(178)

„Ich gehe fleissig in die Evangelische Kirche da die Katholische sehr weit ist. Remélem az ég ellen nem vétkezem?“ [Ich hoffe, ich sündige nicht gegen den Himmel?] [21.10.1946 = 2/1/071]

Die Frage ist wahrscheinlich eher eine rhetorische, sie mag ein Ausdruck der tiefen Sehnsucht sein, wo auch immer seelische Beheimatung zu finden. Wie in diesem ersten Brief wechselt der Briefschreiber auch später häufig die Sprache, zum einem, um für den Inhalt einen kommunikativen Mehrwert zu erzeugen und zum anderen, um emotionalle Aufgebrachtheit zum Ausdruck zu bringen. Im selben Brief spielt er auf einen Weg an, den die wenigsten gehen wollten: Er überlegt, ins Kloster zu gehen. In einem weiteren (undatierten) Brief[432] präzisiert er diese Idee. Die Passage (die von Bonomi markiert wurde) ist in hohem Maße selbstreflektierend und gibt einen tiefen Einnblick in seine Lebensphilosophie:

(179)

„Sie dürfen mir nicht böse sein, daß
ich eimal geschrieben habe von Kloster was keine
schlechte Absicht von mir war. Wir sind Jahre
hindurch mitsam gewesen u. können einander
gewis von dieser Seite auch schon nicht war H. Bonomi?
Sie können meine Natur gewis, dass ich als ein
Altruist überall gelibt wurde trotzdem es ein
undankbares Erbteil ist von meine l. Eltern.
(Igy se jo, ugy se jo.) So habe ich nichts u. [So ist es nicht gut und anders auch nicht.]
wenn ich anderst wäre hätte ich auch nichts.
Als guter Politiker habe ich den Antrag Kloster
gestält, hoffentlich ist es jetzt verstanden?
Tue recht u. scheie niemand! Wenn ich nicht
so unglücklich wäre mein einziges wäre nur
das Kloster Pf. Kreis schrieb mir a (fenne aki meg eszi)“ [Der Teufel soll’s holen[433]]
[o. D. 2/1/048]

Der Brief belegt eine eingespielte Verständigung der beiden Männer, die überdurchschnittlich viel voneinander wissen („undankbares Erbteil“) und jeweils Verständnis antizipieren („Wir sind Jahre/ hindurch mitsam gewesen u. können [= kennen] einander gewis von dieser Seite auch schon nicht war H[err] Bonomi?“). Der geplante Klostereinzug des Briefschreibers Nr. 2 muss nicht nur Bonomi, sondern auch andere in der Heimatgemeinschaft beschäftigt haben. Bonomi muss hierzu ein Meinungsbild von der Briefschreiberin Nr. 1 eingefordert haben. Die nüchterne, aber scharfblickende Briefpartnerin, die ihren Landsmann gut kennt und ihn als „Alten Grübler“ bezeichnet, nimmt auch hier kein Blatt vor dem Mund: „eine der / es sagt der

[432] Der Brief muss noch in der Zeit entstanden sein, als er den neuen Anzug noch nicht fertig hat.
[433] Mildes Fluchen.

maht es niht“ und fügt aber mitfühlend hinzu: „Es ist ja schlim für ihn“ [23.02.1947 = 2/1/310]. Die Passage ist ein Beispiel für das Zirkulieren von Informationen in der Community und den Einsatz von Codes. Die Nachricht macht die Runde, denn auch die Briefschreiberin Nr. 3 schaltet sich in die Diskussion ein:

(180)
„Von meiner Mutter hab ich einen Brief bekomen. Sie schreibt das der […] i ns Kloster will. Das kan Er ihm ruhig aus dem Kopf schlagen, den wens Ihm vor zwanzig Jahre niht eingefahlen ist so kan Er es jetst auch auf die Seite legen, den viel wert hätts ja niht wen er es tät.“
[27.02.1947 = 2/1/004]

Doch der Briefschreiber Nr. 2 hat auch ein fundierteres Projekt im gemeinschaftlichen Bereich, das allerdings nicht von ihm ausgeht. Im Herbst 1947 unternimmt Pfarrer Aubermann eine Rundreise unter den vertriebenen Landsleuten, und der Briefschreiber Nr. 2 soll ihn dabei begleiten: „Dr. Aubermann schreibt folg. Lieber Herr/Dechant ich gedenke die Budaörser bis Mitte /Sept. aufsuchen zu können in 10 Tagen soll/meine Rundreise beendigt sein“ [09.09.1947 = 2/1/061]. Er wechselt ins (stellenweise hybridierte) Ungarische, wenn er die anstehende Organisationsarbeit anspricht: „Den Tag hat Er leider nicht bestimt. Most ~~se~~ van munka elég ha az összes kreisokba a budaörsieket kell értesiteni, mert kerületenkin akarjuk őket felkeresni. [Jetzt gibt es genug Arbeit, wenn die Budaörser in jedem Kreis zu benachrichtigen sind, da sie ja nach Kreisen besucht werden sollen] [09.09.1947 = 2/1/061]. Im Oktober berichtet der Briefschreiber über die Stationen der mit Aubermann erfolgreich ausgeführten Rundreise („Sehr geehrter Herr Bonomi! Mit der hilfe Gottes haben wir mit Dr. Aubermann unsere Missionsreise vollendet u. bin wieder bei den Mei-/nigen in […] eingetroffen.“), die offenbar nicht ohne Entbehrungen war:

(181)
„Bei […] in Wertheim ging’s uns sehr gut, so auch in Creglingen bei Herr […]. In Rappach war es am schlimmsten da wir Beide fast in einem Bett schlafen mussten. Nem baj ez a Missosnak sorsa! [unlesb.] In Wertheim habe ich die Frau […] die […] bäsl getroffen die sehr gut untergebracht ist. In Hasmersheim habe ich die Fam […] getroffen die ausgezeichnet schön wohnen.“

[Macht nichts, das ist das Schicksal des Missionars!]

Was bezweckte die Rundreise unter den Vertriebenen? Der Briefschreiber berichtet, dass Pfarrer Aubermann seinen Gläubigen „versprach“, in die Heimat kommen zu können, was er in einem distanziert-sarkastischem Ton wiedergibt:

(182)
„Die Reise
war wunderbar u daß verschprechen, was
der Herr Aubermann den Budaörser schprach
ist auch nicht schlecht, aber ist’s doch nicht
war. Régi nota. Wenn es gelingt am [Das alte Lied.]
ende November, dan können wir nach
ungarn zurück, bis Frühjahr, aber nicht [nicht bestimmt = nicht sicher]
bestimmt, daß wir nach Börs. können, weil
es auch sein kann, daß nach Burgen-
land oder über die Teisz kommen[434] würden.“ [Theiß]
[26.10.1947 = 2/1/028]

Mit dem im distanzierten Ton nacherzählten „Versprechen“ des Pfarrers einer Heimkehr wird das zentrale Thema *Rückkehr* angesprochen. Die Briefe zu der obigen Missionsreise, sowie weitere Passagen der Vertriebenenbriefe belegen, dass Pfarrer Aubermann die Hoffnung auf eine Rückkehr zu nähren versuchte. Selbst in einer 1952 im Heimatbuch abgedruckten Rede, die er einst wohl auf einer Vertriebenenversammlung für seine Pfarrkinder hielt, fordert er zu einer Rückkehr nach Ungarn auf.[435] Mit dem ganzen Gewicht seines pastoralen Ansehens versucht er seine gefühlt immer noch betreute ehemalige Pfarrgemeinschaft zu aktivieren, in der Hoffnung, dass diese ihm noch wie einst „williges Gehör“ schenken würden und an eine „gute Wendung“ glauben, an der der Briefschreiber selbst alerdings nicht gauben konnte.[436]

3.3.2.3 „*Ich bin bei die kath[oliken] ew[angelisch]. u. bei die ew[angelischen]. Kath[olik]. u. bei die Kommunisten ein Pfaffenfreund, jetzt was sagen Sie HerrBonomi zu dem allen*? – Identitätskrise – Lebenskirse

Die 1948 intensivierte Korrespondenz beleuchtet eine wichtige Phase für den Briefschreiber Nr. 2. Die acht Briefumschläge enthalten zehn Briefe; dabei handelt es sich teilweise um

[434] Die Formel „über die Theiß zu kommen“ könnte eine Anspielung auf eine Deportation in die Sowjetunion sein.
[435] Dort heißt es: „Ihr müßt mit den übrigen Donauschwaben aus Ungarn, aus der Batschka und aus dem Banat zusammenarbeiten, wie die Sudetendeutschen und die anderen Heimatvertriebenen. Versammlungen halten, gemeinsam gegen das euch zugefügte himmelschreiende Unrecht der Vertreibung immer wieder protestieren, die Rückkehr zur geeigneten Zeit auf Grund des natürlichen, vertragsmäßigen und historischen Rechtes fordern, da ihr ohne gerichtliches Verfahren, ohne Prozeß, vor allem aber ohne Schuld ausgewiesen wurdet. Ihr müßt dem gottlosen, menschenunwürdigen, ja menschenfeindlichen Kommunismus den erbittertsten Kampf ansagen.“ Riedl 1952, 95f.
[436] Ebd.

zusammengelegte Brief(segment)e. Er schrieb also fast monatlich, und die Hinweise auf den Erhalt der Gegenbriefe lassen auf eine ebensolche Aktivität Bonomis schließen. Der in Kap. 1.2.7 angesprochene Mediumcharakter der Briefe als Multiplikatoren spielt hier eine hervorgehobene Rolle, da Briefinhalte oft zitiert, nacherzählt und kommentiert werden.

Der Briefschreiber Nr. 2 lebt in einer schwierigen finanziellen Lage, denn seine Suche nach Arbeit scheitert. Er schreibt verbittert: „nem kellek a kutyának se úgy látszik [mich braucht anscheinend keine Sau]“ [17.04.1948 = 2/1/054]. In dieser Situation stützt er sich auf seinem Glauben: „Das Gebet, Gott mache aus mir ein Werckzeug des Friedens, ist von hl. Franz von Sales, was wirklich wunderbar ist“. Franz von Sales, mit dessen in der Monarchie verbreiteten Lehren der Briefschreiber evtl. schon im Internat oder spätestens anlässlich seines neuen Kultes durch Heiligsprechung vertraut gemacht worden sein dürfte, mag ihm als Vorbild und Leitfigur gedient haben.[437] Lt. Zeugenschaft der Briefe hatte der Briefschreiber Kontakte zu mehreren Salesianern. So auch zu Pater János Szőke (1927–2012), der ihn beauftragt hatte, Unterlagen aus dem Ungarischen zu übersetzen [24.09.1965 = 2/1/064]. (Pater Szőke zählte spätestens seit 1956 zu den bekannten Figuren der ungarischen kirchlichen Emigration; noch später war er viele Jahre Postulator für Heilig- und Seligsprechungen in Osteuropa.[438]) Im folgenden Brief beschreibt er, wie er Kontakte zu Gleichgesinnten sucht:

> (183)
> Ich gehe immer
> in die ew. Kirche, wo ich immer mehr dem Pfarrer
> mehr lieb gewinn, weil Er ein richtiger fam. Vater
> u. Seelsorger ist. Der kath. Pfarrer fragte mich, warum
> ich in die ew. Kirche gehe? Ich bin um so eine
> Zeit sehr schnell fertig, mit der Antwort „wo zwei
> oder drei in meinem Namen versandt sind, bin ich
> mitten unten euch“ u noch was anderes dazu, was zu
> lange dauert zu schreiben.
> [07.05.1948 = 2/1/060]

[437] Franz von Sales (1567–1622), Bischof in Genf und Ordensgründer, dürfte als 1922 anlässlich seines 300. Todesjahres zum Patron der katholischen Schriftsteller und Journalisten ernannten Kirchenlehrer dem Briefschreiber Nr. 2 besonders nahegestanden haben.

[438] Szőke absolvierte 1944 sein Gelübde noch in Ungarn (Mezőnyárád), studierte 1948–1954 im Ordenszentrum in Italien, in Turin, Philosophie und Theologie. 1956 versah er die Seelsorge bei den Ungarnflüchtlingen im Lager Innsbruck. Nach 1958 war er Betreuer der Ungarnflüchtlinge in Schweden. 1965 kam er nach Stuttgart, wo er eine ungarische Wochenendschule und Pfadfindergruppen organiserte. Er gründete dort das Monatsblatt *Életünk*. Nach 1975 war der osteuropäische Veranwortliche für Not/Ostpriesterhilfe (Hilfsorganisation der verfolgten Kirchen). Nach dem Systemwechsel zog er nach Ungarn (1993). Er schrieb die Biographie von Sándor Stephan (1914–1953), des Salesianerbruders, der von dem kommunistischen Regime unschuldig wegen Hochverrat verurteilt und hingerichtet worden war.

Und auch wenn er am Ende seines Briefes mit dem kraftspendenden Zitat des (völkischen) Dichters schließt („Früchte reifen an der Sonne, /Die Menschen durch die Liebe!“[439]), holen den Briefschreiber die Alltagssorgen immer wieder ein. „Dieser Brief ist jetzt (soron kívüli) [außer der Reihe], aber der/Wichtigste“, beginnt er den Folgebrief [08.06.1948 = 2/1/031], in dem er klagt: () „Der Arzt scheint ist nicht sicher, /oder sind die ganz sicher, nur wollen Sie mich Automatisch wo hineinstecken irgent, in einen Krankenhaus, oder in ein Altenheim“ [08.06.1948 = 2/1/031]. Auch beklagt er, dass er angezeigt worden sei: „Ich bin persönlich ins Kreiswohlfahrtsamt, wo ich fragte was sie wollen? Antwort der Arzt konnte es nicht feststellen u. bin ich angezeigt worden nachträglich“. Er setzt später die Erzählung fort:

(184)

„Mich wollen sie jetzt nach Heidelberg schicken auf eine kurze Zeit, ott megállapitják, hogy a Kreiswohlfahrtsamt tőlem nem [várhat?] semmit és igy vagy öreg/házába [?] vagy talán mindjárt Weins- bergbe, engem is.“ [08.06.1948 = 2/1/031]	[dort stellen sie fest, dass das […] von mir nichts [erwarten] kann und so entweder ins Altersheim [?] oder gleich nach Weinsberg, auch mich.]

Sein ungeklärter Status verunsichert ihn: „Ich bin genug am verzweifeln, weil ich zu keiner richtigen Heimat kommen darf“. Er setzt seine Hoffnung auf einen bestimmten Arzt, der ihn ins Caritaskrankenhaus bringen soll: „Ein Arzt der für mich felsenfest steht ist noch/meine einzige Hoffnung, aber leider ist Er ein Flüchtling u. dazu Kath. Ami sajnos itt is számít [Was leider auch hier zählt]“. Er wird ratlos: „Most arra kérem H. Bonomi Urat mihöz tartsam magamat? [Jetzt frage ich Sie Hr. Bonomi, wonach kann ich mich richten?]“ [25.08.1948 = 2/1/059]. Seine Lage macht im zu schaffen: () „Jetzt bin ich ohne Rente u. ohne Lebensmittelkarte […]. Wenn ich für die Rente zu jung bin, wie kann ich fürs Altersheim die entschprechende Rechte haben? Wenn Sie Herr Bonomi das sehen wo das ist, möchten [= würden] Sie sagen (én se megyek). A mi jó kath. papunk a legnagyobb ellenség a Flüchtlingeknek. Most kérem hová tovább? [(Ich gehe auch nicht hin.) Unser guter kath. Pfarrer ist der größte Feind der Flüchtlinge. Nun, wie soll jetzt bitte weitergehen?]“ [25.08.1948 = 2/1/059]. Zum Schluss entschuldigt er sich wegen seines Hilferufes: „Sie müssen mir es verzeihen wenn/mit meiner aufgeregte Schrift Ihnen Herr Bonomi/viel Zeit

[439] Korrekt heißt der Aphorismus: „Früchte reifen durch die Sonne; Menschen reifen durch die Liebe“, dessen Autor der Briefschreiber auch bekannt gewesen sein dürfte. Er stammt von Julius Langbehn (1951–1907), ein Schriftsteller und Kulturkritiker, mit einer deutschnationalen Einstellung, der am Ende seines Lebens zum Katholizismus konvertierte.

geraubt wird, aber sucht man Hilfe über-/all“, und man merkt, dass die Stimmung einen kritischen Punkt erreicht:

(185)
„Ich bin ganz am
Rande des Abgrundes u. habe mich ganz entschlossen bald den Vorhang der Welt-
bühne herunterfallen zu lassen, weil ich ein unglücklicher Mensch bin u. in
einem schlechten Zeichen auf die Welt gekommen bin ~~u~~. wo ich nur von Feinde
tag täglich verfolgt werde.“
[25.08.1948 = 2/1/059]

Bonomi muss dem Briefschreiber erneut Geld zugeschickt haben, denn er beginnt mit einem innigen Dank für den Brief „mit dem reichlichen Inhalt“:

(186)
„hat mich
ein wenig beschämt, aber bin ich bestrebt
diese Summe irgent-wie einmal zurück
statten zu wollen. Gerade wo ich meine
Lebensmittelkarte wieder zum auslösen hatte
ist mir dies Wunder zugestanden. Ich bin
fast überzeigt, daß mein Gebet nicht ver-
loren geht da auch jetzt meine Bitte so
auf Wunderbareweise eingetroffen ist, was
ich am Morgen schon spüren dürfte, weil
am selben Tage ich so gut mich fühlte. Ich
bete jeden Tag abens für Sie Herr Bonomi u
für Ihre lb Mutter u hoffe, daß Sie etwas [liebe]
anders fühlen u. daß mein Gebet eine Wirkung
hat?“
[02.09.1948 = 2/1/037]

Sein Krankenstatus ist immer noch nicht geklärt, und bei einem Arzt, der für seinen Fall zuständig ist, fühlt er sich äußerst schlecht behandelt:

(187)
„Der Arzt der
eine hat die Flüchtlinge so lieb, daß
Er alle so erledigen möchte wie der Herr
H. im 3 Reich es getan hat in Weinsberg H. [= Hitler]
(wie man es hier erzählt) Lehet hogy nem [Kann es sein, dass es gar nicht
is igaz?“ wahr ist?]
[02.09.1948 = 2/1/037]

Wie ernsthaft die hier ausgesprochene Bedrohung war, nach Weinsberg abgeschoben zu werden, ist nicht ersichtlich; die Passage weist aber nach, dass er über die NS-Geschichte der „Zwischenanstalt Weinsberg“, aus der mehrere Hundert Patienten in Tötungsanstalten abtransportiert und ermordet wurden, informiert ist.

Inzwischen gab es noch einen gescheiterten Vorstoß, dem Briefschreiber eine Stelle zu beschaffen, dabei wirkt die landsmannschaftliche Gemeinschaft mit. Zunächst Pfarrer Ritter und zu einem sptäteren Zeitpunkt Ludwig Leber:

(188)
„Pfarrer Lenzi Ritter
hat wirklich in Mergentheim für mich
bei den Amerikaner für eine Stelle
sorgen wollen, aber geht's nicht, weil
ich Krank bin. Jetzt wohin soll ich mich
wenden?"
[…]
Nochmals bitte ich die Vermittlung
zwischen Lajos und mich. Der lb. Gott soll [Ludwig Leber]
mir eine kleine Summe verdienen
lassen dann kann ich Herr Bonomi die
Schuld zurück zahlen.
Hätte gerne ein wenig Wein für Sie, aber hier hat der
Hagel alles zusammen geschlagen so, daß der alte Wein
nicht verkauft wird für uns arme Bettler"
[02.09.1948 = 2/1/037]

Der Briefschreiber drückt seine Zerrissenheit treffend aus:

(189)
Ich bin bei die kath. ew. u. bei die ew.
kath. u. bei die Kommunisten ein Pfaffen
freund, jetzt was sagen Sie Herr Bonomi
zu dem allen? Ugye milyen érdekes személy [Nicht wahr, welch interessante Person
vagyok én itt a Mutterlandba. ich doch hier im Mutterland bin.]
[1~~0~~[3].9.48 = 2/1/036]

Anschließend entwirft er allerschlimmste Aussichten: „Sollte mit mir jetzt was sonderbares geschehen, was bestimmt (die Ärzte es so werden erklären, daß sei ein Familiekrankheit") [18.10.1948 = 2/1/035]. Seine Verzweiflung erreicht den kritischen Punkt, das Gefühl, verfolgt und ggf. vernichtet zu werden:

(190)
„In Deutschland gehe ich in keinen
Krankenhaus mehr, weil ich weis
daß mich automatisch verschwinden
lassen wollen, wie es im drittenreich"
[18.10.1948 = 2/1/035]

Und anschließend verabschiedet er sich:

(191)
„Es ist bei mir einst, von keinem Lohn
die Rede, sondern von einer Heimat, was ich hier nicht
bekomme. In das Altersheim gehe ich nicht aber im Tod…
Ihr dankbarer immer u. aufrichtiger […] grüßt Sie von Herzen"

[18.10.1948 = 2/1/035]

Die verzweifelten Zeilen des Briefschreibers alarmierten die Gemeinschaft. Bonomi, Pfarrer Ritter und Ludwig Leber dürften alle schnell und aktiv auf diesen Brief reagiert haben, der von einem offensichtlich höchst verzweifelten, womöglich vor dem Selbstmord stehenden Menschen stammte, denn in einem nächsten, weniger als zwei Wochen später entstandenen Antwortbrief entschuldigt sich der Briefschreiber mehrfach. Bonomi muss ihn aufgefordert haben, zu handeln:

(192)
„Auf Ihren letzten Brief hin, der bei mir
zuletzt eingetroffen ist, bin ich leider so
undankbar Ihnen gewessen, da meine
Angelegenheit mich so in Anspruch nahm,
daß ich vorher nicht imstande war es
fertig zu bringen. Gott sein Dank war es
nicht ohne Erfolg, trotzdem es mir
viel Schwierigkeiten u Lauferei kostet.
[…]
Lajos hat mir [Ludwig]
einen wunderschönen Brief geschrieben,
der wirklich nicht schöner geschrieben
sein könnte zum Trost für mich. Ich
bin in der Hoffnung, daß Er es auch
tun wird?
[…]
Ich habe jetzt wieder erreicht,
daß ich die 27 DM. für ein Monat bekom-
me was doch besser ist als nichts. Der
Einladung des H. Stadtpfarrer habe ich
jetzt dankend ~~angenommen~~ folge geleistet.“
[31.10.1948 = 2/1/032]

Es gab weitere helfende Reaktionen: „Pfarrer Ritter wird in zwischen auch in […] für mich Stellung suchen im Krankenhaus oder bei den Amerikaner“, außerdem habe ihn der Pfarrer „auf 8 Tage zu Ihm eingeladen, ohne, daß ich etwas mitbringen muss“, obwohl, fügt er hinzu: „Er selbst ohne Stelle u. Lohn ist“ und deshalb zieht er den Schluss: „Én nem megyek oda [Ich gehe da nicht hin]“ [31.10.1948 = 2/1/032] – vielleicht, um nicht zur Last zu fallen. Es ist vielleicht nicht übertrieben zu behaupten, dass die Heimatgemeinschaft in diesem Fall das Leben dieses Schreibenden rettete; dabei geschah dies wohl nicht durch materielle Hilfe („von keinem Lohn die Rede, sondern von einer Heimat“), sondern durch die solidarische Haltung und tatkräftige Hilfe der Gemeinschaft – die durch die Briefe hier bezeugt werden.

Überblickend lässt sich zum Lebenweg des Briefschreibers Nr. 2 zur seelischen Heimat anhand seiner Briefe sagen, dass die Konfessionsunterschiede der Nachkriegsgesellschaft sowohl die Glaubensgemeinschaft der Budaörser als auch den Briefschreiber Nr. 2 vor eine große Herausforderung stellten. Bei den größeren oder kleineren Konfrontationen spielte dabei das Auffangnetz der Gemeinschaft eine große, gelegentlich eine entscheidende Rolle.

3.3.3 *„Wen Er nur seinem Weinkeller dabei hätt dan währs reht"* – Verlust der heimatlichen Nahrungsmittel, Verlust der Geselligkeit

Wenn der Historiker Gerhard Seewann die Gründe vergegenwärtigt, die die Vertriebenen zu einer Rückkehr in die alte Heimat bewogen, nennt er als ersten die Tatsache, dass sie aus „einem an Lebensmitteln reichen Land gekommen" waren und nun aber Mangel und Hungersnot erlebten; „wirtschaftliche Katastrophe und die kulturelle Fremdheit" gingen miteinander einher. Dabei „erfuhr ihre ungarische Heimat eine neue Aufwertung als ein Land, in dem sie nicht hungern mussten, selbst nach ihrer Enteignung nicht", schreibt Seewann.[440] Diese Einschätzung mag erklären, warum ein Briefschreiber beklagt, in einem „bettelarmen Land" gelandet zu sein, das nichts zu bieten hat („aber dahier in Deutschland […] da denk ih imer an einen/Bettelarmen niedergeschlagenenland/und über übervölkernt vo niks mer los ist, vie nur armut und elend jamer" [o. D., Erwerb, 18.03.1949]).

Da es Lebensmittelknappheit droht, wurde Lebensmittel ein wichtiges Stichwort in den Briefen. Insbesondere zeigt sich dabei in den Briefen die Wichtigkeit des Fleisch- und Fettkonsums.[441] Die junge Briefschreiberin Nr. 3 sieht die Lebensmittelvorräte für den Winter gesichert; das ist offenbar ein Grund, freudig-scherzhaft in den Heimatdialekt zu wechseln:

> (193)
> Was gibt es den sontst neues? Gibts auch reht viel Obst?
> Hier ist genuk u. Kartoffel auch. Wenns Fleisch u Fett auch so
> reichlich wird bis Winter. Dan geima nima Ham bis uns hinaus
> schmeißen.
> [11.10.1948 = 2/1/011]

[440] Seewann 2012, 366.
[441] „All das, wovon die Ungarndeutschen zuhause kochten und was sie kalt verzehrten, war fetter, gewürzter, ‚kräftiger', als man in diesem Teil Deutschlands kocht und isst", schreibt Franz Riedl. Riedl: Die Neubürger unter uns, Artikelentwurf, o. J. In: Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa Freiburg, Nachlass Anton Reppmann.

Materiell gesicherter Stand wurde in der alten Heimat – nach dem herkömmlichen bäuerlichen Wirtschaftsdenken – daran gemessen, ob genügend kalorienhaltiges Essen, u. a. Fleisch und Fett, zur Verfügung stand und ob dieses erschwinglich war, denn das brauchte man ja zur schweren landwirtschaftlichen Arbeit. Dementsprechend dürften sich die Essgewohnheiten der älteren Generation eine Weile nach der heimatlichen Küche mit viel Fleisch und Fett gerichtet haben. (Dass es gelegentlich zu reichhaltig war, wird aus der anekdotenhaften Erzählung der Briefschreiberin Nr. 3 klar, die ihren Silvesterbesuch bei ihren Eltern beschreibt: „Ich kam gerade reht zu einer Wurst suppe sauerkraut u leber u Blutwurst. Die wahr/so arg Fett ich Füllte gleich das es zu Fett wahr im /anderen Tag wahr ich krank Ich sagte nur zurück“ [15.01.1949 = 2/1/014].) Die Briefschreiberin Nr. 3 beschreibt etwas neidisch, dass eine bekannte Familie ein Schwein schlachten konnte:

> (194)
> Mit Familie [Name] war ich noch nicht im Briefferkehr.
> Aber ich hab gehört, hogy van szép malacunk váljék egészégűk- [dass sie ein schönes Schwein haben, wohl bekomm’s
> ve. ha volna nekem alyan helyen akkor nem csak egyet hanem Wenn ich Platz hätte, würde ich nicht nur eins, sondern mehrere mästen, aber ich habe leider keinen]
> többet hiszlalnék de sajnos nincs.
> [04.12.1948 = 2/1/003]

Auch im Heimatbuch (1952) wird eine ebenso anekdotenhafte Geschichte abegedruckt, die die Bedeutung von fettem Fleisch veranschaulicht:

> „Vor der Währungsreform ging eine unserer Wuderscher Frauen mit ihren spärlichen Fleischmarken zum Metzger, für den Sonntag wollte sie ein schönes Stück Fleisch haben, aber ein fettes, betonte sie. Der Metzger bekümmert sich nicht viel um den Sonderwunsch. Der Frau und gab ihr mageres Fleisch. ‚Da ist aber nichts fettes an dem Fleisch!‘sagte sie vorwurfsvoll. – ‚Da kann ich doch nichts machen, es war eben eine magere Kuh!‘ erwiderte der Metzger. – ‚Es wird halt eine Flüchtlingskuh gewesen sein!‘ sagte darauf unsere Landsmännin, zahlte und verließ den Metzgerladen.“[442]

Als es in Ungarn ab den 1950er Jahren auch zu einer Mangelwirtschaft kommt, wird dies von der Briefschreiberin Nr. 1 auch anhand des Fleischmangels nachgewiesen: „Eine hat heraus geschrieben das [man] kein Fleisch/ bekommen, nuhr manhes mal Rindfleisch/und da müssen sie sich ansteln“ [18.04.1950 = 2/1/259], und zehn Jahre nach der Vertreibung rechnet sie vor, wenn sie über die Verhältnisse in Ungarn berichtet: () „Bekommen dut man alles nuhr mitt/so einen preis das es ein Arbeiter nicht/bezahlen kann 800 – 1.200 hat ein Arbeiter Lohn/30 Forint kostet ein kilo Fleisch u. auch das/Fett u. alles ist halt sehr teuer“ [23.10.1956 = 2/1/324].

[442] Riedl 1952, 197.

Neben der Beschaffung von Fleisch musste man auch für die von Gemüse und Obst Sorge tragen. In den ersten Krisenwintern sah man zu, dass man dem Hungern im Winter vorbeugen konnte; falls möglich, wird auf Vorrat gekauft („Most ezen a hétten vettem ötven kilo lisztet [„„]. A krumplit is már beszeresztük télire. Most még egy pár kilo zsirt akarok. [Diese Woche habe ich fünfzig Kilo Mehl gekauft […] Auch die Kartoffeln für den Winter haben wir bereits besorgt. Jetzt will ich noch ein paar kilo Fett.]“[443]). Wie im Fall der Briefschreiberin Nr. 1 bereits gezeigt wurde ([14.04.47 = 2/1/313] in Kap. 3.1.3.3), versuchen später viele, durch Landgärten, Acker bzw. Nutztiere Lebensmittel zu erzeugen, wie hier ein Solymárer Landsmann: „ich habe merere Äcker in pacht wo ich gemüse und getreide/bauit hate […] das heist ih wider sau, Hüner und Enten“ [29.11.1953 = 2/1/377].

Und schließlich kristallisiert sich noch ein weiteres wichtiges Konsumgut in den Briefen heraus – und dies ist der Wein. Weintrinken (können) stand einmal für einen stolzen Arbeitsertrag, der sich sehen lässt – im Gegensatz zum Wassertrinken (müssen). „Wir tranken doh damals auh aus der flasche abber kein Wasser“, schreibt die Briefschreiberin Nr. 1 scherzhaft, um den ehemaligen Wohlstand zu schildern [23.02.1947 = 2/1/310]. Worauf es hier ankommt, ist nicht die Möglichkeit, sich betrinken zu können (wobei es in manchen Briefen zwischen den Zeilen auch von reichlichem Weinkonsum bei großen Vertriebenenveranstaltungen die Rede ist), sondern dass der Besitz von Speisevorräten das Leben sicherte und reichlich gefüllte Weinkeller mit Weinvorräten zum Standard gehörten. Dies wird besonders deutlich, wenn Vertriebene den Einheimischen gegenüber glaubhaft zu machen versuchen, was sie alles hatten: „das hir under/die Leute sehr fille sind die auh Pferde und/alles schön und gud hatten und Hunderte Hektoliter Wein. Aber die glauben ja das gar nicht“ [05.09.1947 = 2/1/258].

Die junge Briefschreiberin Nr. 3 berichtet anlässlich eines Besuchs bei ihrem Großvater:

(195)
„Also nach die Weinachten wahr ich bei meinem Großvater Er ist Gesund und auch gut beinand Er wahr ganz zufrieden. Wen Er nur seinem Weinkeller dabei hätt dan währs reht Er muß aber so auch zufrieden sein. Auch einen Gruß von Ihm.“
[15.01.1949 = 2/1/014]

[443] Briefe nach Szigetcsép aus dem Jahr 1948. Salga 2019.

Auch berichtet sie über den innigen Wunsch ihres Großvaters, noch einmal im Weinkeller sein zu dürfen; dabei wird bemerkbar, wie sich Wein, soziale Gemeinschaft und Geselligkeit verbinden, und dass der Verlust der Domäne *Weinkeller*, auch als soziale Plattform der Männertreffs,[444] beinahe ein elemenatrer ist:

> (196)
> „Sein wunsch währ einmahl noch so
> einander trefen wie es immer war, u.
> dan noch in Keller wen Er auch lehr wer
> u ein guten schluk Wein, u wens gleich
> sein Tot möht sein.“

Im selben Brief heißt es dann: „Nun sagte Er gereist bin ich genuk aber keinen Wein hat er in Deutschland noch niht gesehn was manhmal zufil war, ist jetzt zu wenig“ [29.01.1947 = 2/1/263].



Abb. 26. „Ein kühler Trunk zum Weidmanns-Heil“. Männertreff vor dem Keller, abgebildet im Heimatbuch (Riedl 1952, 204), o. J.

Die Kellerräumlichkeiten stellten in der alten Heimat nicht nur für die Einheimischen, sondern auch für fremde Besucher einen Kontakt- und Empfangsbereich dar. Durch einen sonntäglichen Kellerbesuch machte z. B. auch der Gemeindearzt Dr. Michael Schäffer mit seinem künftigen Patientenkreis Bekanntschaft, als er in den 1920er Jahren neu nach Budaörs kam. Bei dieser Gelegenheit bekam er einen Einblick in die Ess- und Trinkgewohneheiten der Einwohner.[445]

[444] Thomas Ludewig beschreibt in seiner Arbeit zu Nemesnádudvar/Nadwar diese ‚Männergesellschaft‘ exemplarisch. Ludewig 1994.

[445] Schäffer habe seinen ersten Spaziergang an einem Sonntagsnachmittag in der Gesellschaft des Pfarrers durch Budaörs „auf einer Umschau der Gemeinde“ gemacht und wurde hinter dem Kalvarienberg von einem äteren Mann angsprochen, „von der offenen Kellertür heraus“ und zu einem Glas Wein eingeladen. Schäffer erzählt: „Unser Gastgeber nimmt sein einziges Trinkglas, wischt es mit seiner Schürze sauber, läßt vom Heber ein Wenig Wein hinein, spült es herum, trinkt es leer, füllt es, und mit einem Stolz reicht er es dem Pfarrer und sagt: ‚So,

Auch kann wurde die alte Heimat ein Stück weit über den Zustand der Wein- und Obstgärten wahrgenommen: „Unsere Weinberge und Obstbäume sehen/sehr traurig aus“ [06.03.1947 = 300]. Die Verwüstung der Weinkeller wird bitter beklagt: „die Wein/keller unsern Männer Ihr Stolz die sind auh schon die/helfte verbrant. Ez a Kultura [Das ist die Kultur]“ [16.01.1949 = 2/1/292], und die schlechte Behandlung der Weingärten und die offenbar inkompetente Haltung der Weinreben durch die arbeitsscheuen neuen Besitzer wird missbilligt:

> (197)
> „Die Weinstöke sind
> auf 4-5 Augen gesch[n]iten daß halten die
> Weinstöcke niht lange aus überhaubt ohne
> Dünger. Wir haben bloß auf ein höhstenz
> zwei Augen geshnitten. Um daß sind Sie
> früher fertig, mit allem.“
> [06.03.1947 = 2/1/300]

Zur Geselligkeit, wie in der alten Heimat gehabt, und zur guten Laune würde der Wein, den es jetzt nicht mehr gibt, dazugehören, schreit die Briefschreiberin Nr. 1, als davon die Rede ist, dass der Budaörser Gesangverein im Radio auftreten solle: „Es fält abber die /Laune zum Singen denn es vält der Wein, […] so lehr herum Singen/ ist nihtz Ehtes“, klagt sie [26.05.1947 = 2/1/256].

Ein Schwärmen für die aus der alten Heimat gekannten Trauben erscheint selbstverständlich nicht nur in Briefen des Bonomi-Briefbestandes: „Már két éve hogy nem ettünk szöllö[t] [Wir haben bereits seit zwei Jahren keine Trauben mehr gegessen]“, schreibt eine unbekannte Briefschreiberin 1948 an eine Bekannte in Ungarn, in einem in Ungarisch geschriebenen Brief, den Kristóf Salga veröffentlichte.[446] Die Briefschreiberin setzt jedoch fort: „már itt is lehett kapni de nagyon drága egy killo egy Márk Hattvan [Man bekommt sie auch hier, aber sie sind sehr teuer, ein Kilo eine Mark sechzig“]“. In einem anderen Brief nach Szigetcsép

---

tringas, Hochwürdiger Herr! Tringas nur aus!‘ Der Arzt berichtet ferner, dass das Glas ‚immer gefüllt und mußte auch immer ausgetrunken werden‘ und dass er dabei u. a. erfuhr, dass sein freundlicher Gastgeber ‚am Freitag keine Suppe ißt, da keine Rindssuppe gekocht wird und auch seine Lieblingsmahlzeit, das Frühstück mit Bratwurst und Brot, dazu ein Liter Wein, ausfallen muß‘. Ohne dass der Arzt dies näher kommentiert, wird in den darauf folgenden Ausführungen deutlich, dass er auf eine – aus medizinischer Sicht erschütternde – Rückständigkeit anspielt. Er berichtet von einem niederschmetternden Gesundheitszustand der Dorfbevölkerung: „[…] der Pfarrer erzählte mir, dass am nächsten Tag drei Kinderbegräbnisse sind, und ein sechzigjähriger Mann an Schaganfall gestorben sei. […] Später, als ich schon Zugang zum Matrikelamt im Gemeindehaus hatte, mußte ich feststellen, daß von 300 Neugeborenen in einm Jahr 100 absterben, daß jährlich 10 bis 20 junge Mädchen oder Frauen an Lungentuberkulose zugrundegehen, daß unsere Männer frühzeitig an Schlaganfall, und die Frauen wegen Abschnürung der Körpermitte an Leberkrankheiten sterben.“ Schäffer 1952, 124f.

[446] Salga 2019. Die Briefe sind im Jahr 1948 an eine Familie Megyei („Megyei csalat“) in Szigetcsép geschrieben worden.

von einem Ehepaar Mayer sehnt man sich nach der Weinlese: „Most itthon biztosan sok munka van, már biztosan szüreteltek, de jó volna egy kis must [Jetzt ist zu Hause sicher viel Arbeit, ihr habt bestimmt Weinlese, wie schön wäre ein wenig Most].“[447]

Drei Abbildungen aus der Nähe von Darmstadt sollen die zentrale Stellung der nach Deutschland transportieren Weinproduktion und Tierhaltung verbildlichen, wie sie die Atmosphäre einer ungarndeutschen Siedlung für einen Zeitungsbericht einfangen. Auf dem ersten wird die perfekte „Puszta-Illusion“ durch einen mit Fellmütze und Hirtenmantel ausgestatteten Schäfer sowie ein Ziehbrunnen vervollständigt, während das zweite Bild neben einer Blechbaracke lebende Zuchttiere zeigt. Und schließlich sind auf dem dritten Bild der Sandweinbau mit frisch angesetzten Rebstöcken zu sehen.



Fast ein Puszta-Bild — aufgenommen in der Gegend von Darmstadt. Der Schäfer in Fellmütze und Hirtenmantel übt seinen Beruf hier genau so aus wie früher in Ungarn. Der Ziehbrunnen vervollständigt die Puszta-Illusion.

Fotos: Sendelpiehl

Der Stolz der Siedler und ihre große Hoffnung: der Sandweinbau. Mehr als hunderttausend Rebstöcke aus den Rheingebieten wurden gesetzt. Man mußte sich auf Sorten beschränken, die nicht zu viel Sonne brauchen.

[447] Ebd.

Abb. 27. Puszta-Illusion, Tierhaltung und Weinbau heimischer Art in der neuen Heimat (IVDE, Nachlass Anton Reppmann, 4. Sammlungen)

Abschließend soll erwähnt werden, dass Speisen und Getränke aus der alten Heimat selbst in der späteren Phase der Korrespondenz immer noch als hochwertig angesehen werden. Ähnlich wie bei den am längsten erhaltenen oder nie aufgegebenen Kochgewohnheiten, werden in der alten Heimat gewachsenen Konsumgüter, die auf die denkbar unmittelbarste Art, durch Einverleiben, erfahren werden können, begehrt: Weintrauben und Wein können auch als Mitbringsel von Budaörs in die neue Heimat gelangen. Zehn Jahre nach der Vertreibung, als die erste Besucherin aus Ungarn eintrifft, hat der Gast aus der alten Heimat folgende Produkte mitgebracht: „Trauben hat sie auch zum versuchen mitt gebracht und Wein u. Schnaps“ [23.10.1956 = 2/1/324].[448] In unserem letzten Beispiel bezeugt ein Brief, dass ein vertriebenes Kind vier Jahre nach der Vertreibung große Freude an einer Rose aus der Heimat (am Geschenk von Bonomi) gehabt haben muss und auch „die guten Trauben“ noch im Sinn hat. Es wird von der Großmutter nacherzählt:

(198)
„[Mädchenname] war gerade bei uns über
die Ferien die mahte große Augen weil wir
es aufmachten und ich sakte es gehört ihr
und [Name], da frakte sie noch ob die Rosen
wirklich aus der Heimat währen, die hat
heute noch Heimweh, u sakt oft das sie
noh einmal Heim möchte zu den Großen
Nusbaum u. zu die guten Trauben. Auch
ihrer seitz vielen dank.“
[06.01.1952 = 2/1/269]

3.3.4 „*Die Mussikanten gaben Ihr/bestes. So eht Budaörscherisch*“ – Aufschaukelung des Heimatlichen

Die dritte Phase im Integrationsmodell von Ulrich Tolksdorf ist die des Kulturkonfliktes. Dieser „leitet sich […] direkt aus dem Kulturkontakt her.“[449] Nachdem sich herausstellte, dass die Flüchtlinge bleiben müssen, „wich die Sozialbeziehung ‚Gast-Gastgeber‘ einem distanzierten Verhältnis. […] Hatte man den Vertriebenen in der Hoffnung ‚des

[448] Ebenso wird z. B. in Interviews selbst etliche Jahrzehnte nach Vertreibung von Obsttransporten berichtet, z. B. von Melonen, die optimal transportabel sind und in der Zeit reifen, in der Vertriebene zum Urlaub und/oder Verwandtenbesuch in die alte Heimat reisten.
[449] Tolksdorf 1990, 115.

demnächstigen und definitiven Wieder-auseinander-Gehens‘ Einblicke gewährt, die einem nun zum Nachteil gereichen konnten, so waren Konflikte hier bereits angelegt, die später offen zutage treten sollten.“[450] Für diese Phase beobachtete Tolksdorf einen starken Zusammenhalt der einzelnen landsmannschaftlichen, familiären und großfamiliären Gruppen – „soweit sie wieder zusammengefunden hatten“. Und gerade in diesem Gefüge „betonte man noch eigenkulturelle Werte und veränderte nach Möglichkeit nicht die eigene Lebensweise. Wie in der alten Heimat, so wollte man auch in der nun angenommenen neuen Heimat leben. Man sprach unter sich die vertraute Mundart, kochte die alten Gerichte, feierte die alten Feste, pflegte die tradierten Formen der Volksfrömmigkeit, heiratete bis Mitte der 1950er Jahre in der eigenen landsmannschaftlichen Gruppe.“[451]

Auch in der Funktionswandlung der mitgebrachten Kulturformen verbirgt sich Potenzial für Kulturkonflikte. Tolksdorf beobachtet: „Die eigenen Brauchtumsformen werden zwar nicht mehr als etwas Selbstverständliches gelebt, sondern nur ‚vorgezeigt‘, man will an ihnen sein eigenes ‚kulturelles Erbe‘ demonstrieren, man will zeigen, daß man seine ‚eigene Geschichte‘ hat […], es kommt zu einer Brauchtumssteigerung, zu einer *Aufschaukelung der Bräuche*.“[452] Tolksdorf dokumentierte zahlreiche „brauchtümliche Kulturkonflikte“, die für ihn als „Bagatellfälle“ erschienen, in ihrer Gesamtheit jedoch ein wichtiger Teil des Außenbildes geworden waren. Es steltl sich die Frage, ob anhand der Briefe der Budaörser solche „brauchtümliche Kulturkonflikte“ auch nachweisen lassen; auch die Rolle der heimatgemeinschaftlichen Zusammenkünfte wird im Folgenden umrissen.

Musikkapellen und Tanzveranstaltungen spielten in der alten Heimat im Gemeindeleben eine sehr wichtige Rolle. Mehrere Wirtshäuser betrieben in Budaörs eine florierende Wirtschaft, die durch die gesteigerte kulturelle Publicity des Ortes gewachsen sein dürfte – sei es durch Besucher der Fronleichnamsprozession, sei es durch die in der Forschung bisher noch nicht genug beachtete Budaörser Passionsspiele. Beide Großereignisse dürften viele die Tausende in das ungarische Oberammergau gebracht haben; ebenso zahlreich waren die städtischen Ausflügler, die schnell den stadtnahen und ländlich-idyllischen Ort erreichten. Die Tochter des ehemaligen Wirts erinnert sich an das Wirtshaus *Poizl* und veranschaulicht nicht nur die Rolle der Musik, sondern auch die Dimensionen solcher Festivitäten:

[450] Tolksdorf 1990, 115.
[451] Tolksdorf 1990 114.
[452] Tolksdorf 1990 116. Zit. n.: Tolksdorf, Ulrich: Volksleben in den Ermländersiedlugen der Eifel, Marburg 1967, 321. Hervor. Im Orig.

„Jeden Sonntag war außer der Fastenzeit um 3 Uhr Nachmittag Musik und Tanz. Auf der Straße vor dem Gasthaus wurde ein Marsch gespielt und dann zogen alle in den langen Tanzsaal. Gegenüber war die Mädchenschule, die Schwester zogen die Vorhänge zusammen um zu verhindern, dass die Marienmädchen statt zu beten Lust zum Tanzen bekommen. In diesem Wirtshaus trafen sich jung und alt, auch Hochzeiten oder Sportveranstaltungen hielt man hier. Bei größeren Festen trank man 35 Hektoliter Wein und noch mehr Bier, zwei Kessel Rindsuppe, 1 Zentner Würstel verzehrte man.“[453]

Im Zitat wird die Regelmäßigkeit und die gemeinschaftliche Bedeutung der sonntäglichen generationsübergreifenden Volksbelustigungen deutlich, und nicht zuletzt wird auf die Bewirtung abgehoben, die auf einen blühenden Wirtschaftszweig und auf eine gefestigte großgemeindliche ‚Unterhaltungsindustrie‘ schließen lassen.

Manche familiäre bzw. landsmannschaftliche Großtreffen dürften in der neuen Heimat wenigstens in Spuren an das Leben in der alten Heimat erinnert haben. Es fanden z. B. Flüchtlingshochzeiten statt, die zugleich ein großes, integratives Gemeinschaftsereignis darstellten, insbesondere, wenn sie „echt Budaörscherisch“ gestaltet waren, mit „prima Musik“ der in der alten Heimat berühmten Budaörser Kapellen[454], mit einer in Tracht gekleideten Braut und einer großen Hochzeitsgesellschaft, über die weiter unten lebhaft berichtet wird. Zum ersten Mal wird im Sommer 1947 auf eine „ganz Budaörscherisch“ ausgerichtete Hochzeit verwiesen, die allerdings nicht die erste gewesen sein dürfte („es rihtet sih schon wieder eine zusammen“), bei der sich die ganze Gemeinschaft beteiligt haben will und die bewusst traditionell, z. B. mit einer Braut in Tracht, ausgerichtet sein würde. Wie die Briefschreiberin selbst schreibt, waren diese willkommene Anlässe zum Treffen und zum Vergessen der Alltagssorgen: „es wäre gut wenn öfters so eine Hohzeit wäre man fergist auf so manhes wenigstens so lange daweil mann dabei ist“:

(199)
„Es rihtet
sih schon wieder eine zusammen, und wie ich es
vernim reht bald. Es ist noh dazu ein naher ver-
wander. Die wollen es ganz Budaörscherisch ma-
hen. Die Braud auh so anzihn wie es bei unz
üblich war. Und alle Flüchtlinge wollen die Braud
Leude begleiten in die Kirhe.“
[10.06.1947 = 2/1/272]

[453] Bader 2004, 14.
[454] In einem Aufsatz zur deutschen Blasmusik im Ofner Bergland stellt Bonomi u. a. die Kapellen der Budaörser vor, die vor der Vertreibung bestanden, und auch in der neuen Heimat konnte Silvester Herzog 1949 eine Heimatkapelle aufbauen, die auf Heimatveranstaltungen spielte. Nach 1967 wurde sie von Andreas Herwerth weitergeleitet, der in Budaörs der Kapelle von Johann Heß angehört hatte. Bonomi berichtet von einem Treffen noch aus dem Jahr 1971. Vgl. Bonomi 1973.

Ein Jahr später wird wieder von einer – dreitägigen – Hochzeit sehr plastisch berichtet, und die eigene Musikkultur wird dabei der Aufnahmegesellschaft selbstbewusst dargeboten:

(200)
„Es heiratete der Erste flüchtling von uns ein
Jungessele eine junge Witwe. Da gingen einige
zusammen und lissen, die Budaörscher Musikkapelle
bringen. Denn ersten abend waren nur die flücht-
linge Eingeladen am zweiten Abend alle
zum Tanz eingeladen. Die Mussikanten gaben Ihr
bestes. So eht Budaörscherisch, das es sogar uns Alten
in denn Füssen ging. Wir tanzten wie schon
lange nicht. Da hat man kein Herzklopfen
gespürt, und kein weh wir tanzten biß in der
Früh
[Seite 2]
Der Alte Kapele Meister Heß kamm sogar mit [Kapellmeister]
es wurden alle flüchtlinge von der umgebung
Eingeladen. Die tanzlustigen kammen alle.
Beffor die Mussik in denn Sal hinein ist
haben Sie trei Märsche gespielt da sind alle
zusammen kommen von ganzen Ort die sagten
alle daß ist ein Prima Mussik.“
[18.12.1948 = 2/1/256]

Wenn die Briefschreiberin jetzt fortfährt, merkt man nicht nur den Stolz darüber, was die Budaörser (buchstäblich) auf die Beine stellen können, sondern auch das vergleichende Moment, die Einheimischen – wenigstens in diesen Belangen – hinter sich zu wissen. Sehr deutlich wird dabei der bereits erwähnte Wille zur Selbstdarstellung, im Dienst der Selbstvergewisserung:

(201)
„Ja ich wunderte mih denn die hir wollen doh al-
les besser können und schöner die sind abber
weid zurück, wenigstenz um 50 Jahre hinder unz
Budaörscher.
Mein Mann bekam eine Einladung
Er soll in Gesang Verein wieder theil nemmen
und mitwirken in Radio gesennken die
Budaörscher Mussik auh.“
[26.05.1947 = 2/1/256]

Der letzten Passage ist zu entnehmen, dass es für die Budörser ‚Flüchtlingsmusik‘ folkloristisches Interesse gegeben haben muss; man hat sie sogar für die Medien entdeckt. Es wird aber auch deutlich, dass man sich als Budaörser zwar geehrt fühlte, aber zum Singen fehle da „so manches“, was in der alten Heimat gegeben war. Zum Singen fehle schon die Luft:

(202)

„Dazu mal
und heut war ein ganz eine andere Zeit.
So hat mein Mann immer gesungen und
noh dazu. Schön ware die Matal sias [„Schön warn die Madarl sias [süss] war der Wein“]
war da Wein a liawa Herrgott laß
wiederum so sein. Daß könte Er hier sin-
gen abber hier hat Er garkeine Stimme zum
Singen. Daß maht fileiht auh die Luft.“
[06.03.1947 = 2/1/300]

Eine ebensolche, vor Aufregung sprühende Vitalität wie bei den Hochzeitsberichten ist in den Briefen zu spüren, in denen über die „heiligen drei Fasching täge“ erzählt wird. Auch hier dreht es sich noch einmal um den Wein. Bedauernd hervorgehoben wird dabei, dass die Festivität ohne Wein „nüchtern gehalten“ worden sei:

(203)
„Die heiligen drei Fasching täge sind
auch forüber wo in Budaörs einer
fon die wihtigsten wahren.
Da kamen die Ungarn in einer
Turnhalle zusamen u. auch die Musik
mit Ihnen die unterhaltung wahr
grossartig aber leider die habens nühter
[Seite 3]
gehalten kein betrunkener, aber auch
kein Wein.
Die Budaörser haben Ihm ersten breis
die haben die mehrsten stimen gegangen, [an die sind die meisten Stimmen gegangen]
Wir sind alle Schnee weis gegangen
und als für uns ein Tanz kam da
hat der Bürgermeister, für Budaörs ein
Wiedaholn gerufen, da wahren die an-
dere beleidig.
Wisnts Herr Profesor, da haben wir
eine Wohe gresgirt[455] und mit Kartofeln
unsre röcke gerihtet die haben glänst
wie Schnee. Der erste Preis wahr ein
Blumenkorb der zweite Preis haben
Tobágy erwischt, das wahr eine Torte
aber leider von gibs. Die hatten mit [aus Gips]
uns gwett wollen, aber es ist Ihenn niht
gelungen. Wir wahren angezogen wie
zuahus am Schwabenball könen Sie
sich noch ehrinern? u nach dem Nacht-
essen wahren alle Schnee weis. […]“
[27.02.1947 = 2/1/004]

Unverkennbar wird auch hier die ausgelassene Freude der gemeinsamen „grossartigen“ Unterhaltung, und es wird wohl beim Tanzen ähnlich zugegangen sein, wie bereits erwähnt.

[455] „geopfert“. Die Erklärung stammt von Bonomi, s. Bonomi 1961/1964, 172, Anm. 41.

Zugleich wird die Freude am Wettbewerb bemerkbar, am Sieg über die Torbágyer, die vergeblich mit den Budaörsern haben „gwett wollen“. Und dass es bei der Veranstaltung – im Gegensatz zu der Behauptung auf Seite 3, in Zeile 2 – doch nicht ganz ohne Wein zuging, verraten die Schlusszeilen des Briefes: „Aber naher ein Kater, dass ich von die Augen niht heraus habe gesehen, jetst ist es Gott sei Dank schon wider forüber“.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die oben mit Tolksdorf beschriebene Betonung und Steigerung der eigenkulturellen Werte durch manche Briefberichte von heimatgemeinschaftlichen Zusammenkünften in der neuen Heimat auch hier bestätigt werden. Die Lebendigkeit der Erzählungen, das bildhaft Beschriebene, die selbst im Ton spürbare Begeisterung lässt keinen Zweifel daran, dass die großen „echt Budaörscherische[n]“ Flüchtlingshochzeiten und -zusammenkünfte im Ankunftsjahrzehnt noch massiv gegen den Zerfall der gemeinschaftlichen Identität wirken konnten.

3.3.5 „*Die hier wollen doch alles besser können*“ Konfrontationen im Alltag

Die Briefe der Vertriebenen bieten ein authentisches Bild des Erlebens mancher Abwehrhaltung und Reibereien seitens der Aufnahmegesellschaft. Wenn im Folgenden kleinere oder größere Ereignisse aus dem Alltagsleben angeführt werden – die bereits erwähnten „Bagatellfälle“ der Tolksdorfschen Konfliktphase –, stellen diese aktuelle, d. h. zeitnah entstandene Eindrücke dar, die die augenblickliche Situation betreffen. Sie sind als Ad-hoc-Äußerungen einer erlebten Situation zu bewerten, oft aus einem individuellen Blickwinkel, selbst wenn sie beanspruchen, das Kollektiv zu vertreten. In diesem Zusammenhang kommt – wieder einmal – das Vertrauensverhältnis zwischen den Briefschreibenden und dem Adressaten besonders deutlich zum Tragen. Die Schreibenden wissen, dass sie offen und ungefiltert über das Beobachtete schreiben können, dürfen und sogar sollen – ohne ihre Ansichten hinter guten Manieren verstecken zu müssen. Angespornt dadurch, überhaupt gehört zu werden, haben die Schreibenden das Selbstvertrauen, zu schreiben, wie ihnen ‚der Schnabel gewachsen ist‘. Dieser so geschaffenen schreibhabituellen Offenheit ist es zu verdanken, dass in den Briefen die vorherrschenden Einstellungen auf eine authentische, d. h. sogar aus verborgenen Bereichen der Überzeugungen und Einstellungen entspringende Art zutage gefördert werden können.

Alltagsszenen ergeben sich überall; eine solche Alltagsszene ist, wenn man beim bloßen Anblick auf der Straße Signale der Ablehnung und des Unerwünschtseins erlebt. Die Briefschreiberin Nr. 1 beschreibt, wie sie ‚begafft wird' und wie sie mit „zurück glotzen" reagiert: „Wenn Ich oft auf der Gasse gehe da Glotzens einen so an als wens uns schon was geben hätten. Da klotzt man halt zurück. Jezt hat mann schon so manches gewond" [09.05.1947 = 2/1/268].

Alltagsbeispiele für die kleinen Feindschaften in den ersten Jahren kommen aus der Feder der Briefschreiberin Nr 1 und ihrer Tochter, der Briefschreiberin Nr. 3, die in den ersten Jahren beide in intensivem Kontakt mit Bonomi stehen. Letztere berichtet vom ersten Weihnachtsfest in der neuen Heimat: „die weinachten sind wieder vorüber, aber solche wie die jetzt waren haben wir noch niccht erlebt". Das Besondere rührt von den gemeinschaftlichen Vorbereitungen in der Vorweihnachtszeit her. Offensichtlich wurde die Schreiberin stark eingespannt – entweder im Rahmen einer geregelten Beschäftigung oder in dem einer Gefälligkeit –, jedenfalls klagt sie über die Einheimischen: „die dürf man keinen guten Willen zeigen sonst vindens kein Ende", und berichtet näher:

(204)
„in der letzte Woche habe ich nur 10 – stk Gänse geputzt
den die thun es niht so als mihr es gemaht haben. Und dan
hab ich Ungarische Kuchen gemaht, so etwas habens nihr ein-
mahl gesehen, das hat aber Ihnen gut geschmekt, ich hab blos
nur Angst khät das noh von dem Täller noh ein schblite be- [Splitter]
komen sin könen mir den Apfel Kuchen machen in an-
weit von uns." [sie sind weit von uns]
[30.12.1946 = 2/1/006]

Die Budaörser Technik des Gänseputzens ebenso wie die ungarische Art des Apfelkuchenmachens sei den Einheimischen „weit" voran, stellt die Schreiberin mit Genugtuung fest, und sagt damit, dass die gute Arbeit den Einheimischen Anerkennung abgerungen hatte. Doch sie zieht im Hungerjahr die Bilanz, dass man von der Anerkennung allein nicht leben könne: „Ich glaub zum Schaffen und Butzen sind wir reht konen nur zum Essen könen wir sie gehen wo wir hin wollen. Da fragt niemand ob wir etwas haben". Und weiter unten im Brief wird es auf die allgemeine Formel gebracht:

(205)
„Es scheint so zu sein, den die hoken alle in ihren
eigenen, u wir sind hinaus geschmißen worden u
müssen noch ihnen jetzt untertänig sein, wen wir
was von zuhause was erzählen die glauben es niht."
[30.12.1946 = 2/1/006]

Die Wirkung der Tatsache, dass die Einheimischen nicht glauben, wenn die Vertriebenen „was von zuhause erzählen“, wurde durch die Rede von Ludwig Leber bereits in einem Brief thematisiert (vgl. (163)). Die hier oben anklingende Thematik bezüglich der mitgebrachten Essgewohnheiten und Küche wurde in der volkskundlichen Vertriebenenforschung oft als Beispiel für die Andersartigkeit angeführt (das Phänomen hat in die Vertriebenenforschung durch den Begriff „Kochlöffelkrieg“ Eingang gefunden). Bonomi hatte noch 1976, während seiner Tonaufnahmen hierzu Erzählungen, sowohl Konfrontatives[456] als auch Zeugnisse positiver Begegnungen festhalten können.[457]

In manchen Briefen zeichnen sich besondere Vorfälle im Umgang der Geschlechter ab. Dabei klingen stereotype Auslegungen an, z. B. dass einheimische, moderner (in disem Fall körperbetonter) gekleidete Frauen den (vertriebenen) Männern den Kopf verdrehen würden. Der folgende Brief erzählt – diesmal in der Funktion eines Dorftratsches –, dass ein Landsmann, der bereits verheiratete Söhne hat, sich eine Liebhaberin nahm, obwohl er „auch eine hübsche Frau nur keine enge Röck“ habe:

(206)
„Dies ist eine Einheimische Frau die nütztn aus wo Sie Ihm
nur kann. Jól teszi ha dudja csinálni. Sie hat […] Kinder [Soll sie nur machen, wenn sie kann.]
angeblich […] von Ihrem Mann die andere von gute Leut.
Sie ist […] – Jahre alt, bis 50 ist, wird’s doch genuck haben, bis dort
hin kans von jedem Landtheil haben, den jetzt komt man mit [Kontinent]
verschiedene zusamen nicht wahr?“

Es werden nicht nur das Liebesverhältnis und die Patchworkfamilie der einheimischen Frau angeprangert, sondern ihr latent auch Triebhaftigkeit unterstellt. Dass die Frau künftig, bis sie

[456] Es wird erzählt, dass einmal die Budaörser Frau B. beauftragt worden war, für die Hausleute, eine Familie, probeweise zu kochen und dabei – auf die ungarndeutsche Art – Vieles und Gutes aufgetischt hatte, sodass es der Hausherr großen Gefallen daran fand, da es ihm sehr gut schmeckte. Nicht so aber die Frau des Wirtes und seine zwei Töchter, die das Essen zu beanstanden hatten (womit unterschwellig gesagt wurde, dass sie neidisch waren, keine solche Gerichte kochen zu können). Erwähnt wird anschließend, dass nach diesem Ereignis Frau B. nie mehr für die Hausleute hat kochen dürfen. Tonbandaufnahme von Bonomi mit Frau B. aus Budaörs am 6. Juli 1975.

[457] Zum anderen wird eine Begegnung eines einheimischen Mannes erzählt, der auf dem Markt von einer Frau aus Solymár Himbeeren gekauft hatte (diese hatte die Familie im Wald gesammelt, um damit etwas Geld zu verdienen). Nach der Erzählung soll sich herausgestellt haben, dass der Mann als einstiger Soldat in Ungarn den ungarischen Strudel kennen und lieben glelernt hatte und dass dieser ihm so geschmeckt hatte, dass er ihn nicht vergessen konnte. Nun kaufte der Mann der Solymárer Hausfrau nicht nur die zwei Körbe Himbeeren ab, sondern bat sie bei ihm zu Hause für seine Familie solche Strudel zu backen, was dann auch geschah. Sie soll die Familie anschließend mehrfach besucht haben. Die Beispiele zeigen, dass das heimatlich zubereitete Essen nicht nur Konfilkt-, sondern auch Kontaktflächen ergab. Tonbandaufnahme von Bonomi mit Frau T. aus Solymár am 14. September 1975. Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa Freiburg, Tonarchiv, Bonomi-Bänder.

50 wird, von jedem Kontinent („von jedem Landteil“[458]) einen Liebhaber haben könne, denn man käme jetzt mit verschiedenen Leuten zusammen, ist der höhnischer Ausdruck der Ohnmacht gegenüber einer sich öffnenden Welt, in die die Heimatgemeinschaft hineingesprengt wird und in der sie unterzugehen droht. Die Briefschreiberin wechselt bei den heiklen Themen zunächst ins Ungarische, dann gibt sie ihre bissig-ironische Erklärung zum Besten, warum der Landsmann noch nie so verliebt gewesen sei („Az őreg azt mandja hogy olyan/ szerelmes még életébe nem volt [Der Alte sagt, so verliebt sei er noch nie in seinem Leben gewesen]“), und man spürt, wie mittels Humor Spannung abgeleitet wird: „Ich glaub das muß von die vielen Kartoffel sein“ [04.12.1948 = 2/1/003].

Generationsantagonismen werden mit Gegensätzen zwischen Einheimischen und Vertriebenen beladen, selbst zehn Jahre nach der Ankunft: Die Jugend sei in Ungarn nicht so frech gewesen wie die hiesige, meint die Briefschreiberin Nr. 1, die sich aber zu wehren weiß:

(207)
„Das die Jugend frech ist das sehen wir auch
überhaupt in der Kirhe beim hinaus gehen
da stosen einen an den den andern das einen
bald um werven, aber von mihr haben sie
schon einigemale eine bekommen. So war die
Jugend in Ungarn nicht.“
[18.03.1956 = 2/1/276]

Dass die Vorstellung, dass schlechte Manieren bei der Jugend durch die (einheimische) Nahrung ‚zugefüttert‘ werden könnte, halbwegs ernst gemeint sein könnte, beweist eine andere Briefstelle. Darin wird über einen Enkelsohn vermutet: „ein ganz Frecher so wie sie hier sind. Ich sage imme daß steckt schon im Futter, wo man Ihnen Fütert wenn sie klein sind“ [23.12.1959 = 2/1/299]. Selbst in der Zeit, als die Eingliederung weiter vorangeschritten war, heißt es in einem Brief an den Lehrer Bonomi vor der Osterferienzeit: „Erholung können Sie ja immer brauchen, bei so einer Bande wie die sind“ [13.04.65 = 2/1/290]. Damit ist ein neues Stichwort gegeben: Bonomis immer wieder thematisierte, unbefriedigende Lehrtätigkeit stellt auch ein Briefmotiv dar, das Anlass zu Klage ist. Bonomi hatte sich als „Flüchtlingslehrer“ im Schulbetrieb der neuen Heimat auch integrieren müssen, was zeitweise nicht einfach zu sein schien.[459] Markus Mößling setzt sich in seinem Buch *Flüchtlingslehrer und Flüchtlingshochschullehrer* mit den Umständen der Einstellung von Flüchtlingslehrern

[458] Der Ausdruck *Landteil* könnte sogar „Kontinent“ [*földrész*] meinen, da die Briefschreiberin nicht selten ‚Spiegelübersetzungen‘ anwendet.
[459] Einen Einblick konnte ich anhand Bonomis Personalakte gewinnen. Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Ludwigsburg. Aktennummer: EL 203 / 993. [Personenbezogene Daten sind gesperrt.]

auseinander und vertritt dabei die These, dass Lehrer und Hochschullehrer „keineswegs vor einem völligen Neubeginn standen“, weil sie auf ihr „geistiges Fluchtgepäck“ zurückgreifen konnten; zugleich herrsche bei der Integration dieser Berufsgruppe je nach Herkunftstradition eine andere Problemlage vor.[460] In Bonomis Personalakte wird seine Laufbahn abgebildet.[461] Es werden in seinem Fall nicht nur Schwierigkeiten mit der ‚Umschulung‘ von einem Universitätsdozenten zu einem im Gymnasiallehrer konkret angesprochen, sondern in seinen Dienstzeugnissen wird z. B. auch sein (wohl osteuropäischer) Akzent im Französischen bemängelt.[462] Bonomi wird die Schwierigkeiten in seinem Berufsleben immer wieder beklagt haben, denn er erfährt nicht wenig tröstende und solidarische Worte – er ‚bestellt‘ diese ja regelrecht bei seinen Briefpartnerinnen und Briefpartnern. Eine Vertriebene aus Solymár drückt ihr Mitgefühl so aus:

(208)
„Ser, Ser, oft habe.
Ih Schon, an Inen gedaht, was werden,
Sie niht, ales Mietmahen Müsen, mit,
diese Schlieme Kindter, in der Schule. [diese schlimme Kinder]
Ah, Ja, So, get es halt in der Fremde.“
[01.12.1952 = 2/1/208]

Die Briefschreiberin Nr. 3 tut ihre Meinung auch hier unverhüllt kund. Sie rät Bonomi mit Nachdruck davon ab, sich „für die“ anzustrengen, und stattdessen empfiehlt sie ihm, sich eher kaltschnäuzig zu verhalten:

(209)
Sie schreiben das wider Ihr alter Ärger anfängt,
Ist <u>niht nötig</u>, sich ganz für <u>die</u> hingeben und
zugrunde rihten, <u>für was?</u> Die sollen Ihnen ganz
<u>Kahlt</u> bleiben, den für wenig wollen Sie doch niht unter
Ihnen ferbleiben und so hats gar kein wärt.

Sie versucht den Adressaten darin zu bestärken, dass er mindestens so viel wert sei wie „ein Württemberger“:

(210)
Und noch zittern das Ihnen kündigen! ach gar
kein Raht weh machen, den die wissen es ganz
genau das Sie solch einen niht mehr bekomen wie
Sie trotz das kein Württenberger sind. Ich glaub das gegenteil.
[13.01.1947 = 2/1/010]

[460] Mößling 2002, vorläufig Covertext!
[461] Staatsarchiv Ludwigsburg, EL 203 / 99 – 55.
[462] Staatsarchiv Ludwigsburg, EL 203 / 99 – 55. Als er 1959 zum Oberstudienrat ernannt wird, wird er schließlich postitiv bewertet.

Und in einem anderen Brief rät sie dazu, die so zu behandeln, wie sie es mit einem tun:

(211)
Sie schreiben das die Schule Ihnen
viel Arbeit maht. Und oft Müde ins
Bette sinken, das glaub ich Ihnen,
Aber ich täts so machen „Ahogy Ök velünk bánnak Ugy hasonlo kippen vissza.“ [So wie die mit uns umgehen, so ähnlich es ihnen zurückgeben]
[20.03.1947 = 2/1/005]

All diese an Bonomi adressierten Ratschläge dieser und anderer Briefschreiberinnen bringen zum Ausdruck, dass sie hinter ihm stehen und sich mit ihm solidarisch zeigen wollen. Zugleich wird hier die Wir-ihr-Dichotomie noch einmal deutlich. Auch zeigt sich, dass die Briefschreiberpositionen ein Stück weit kippen: Hier sind es einmal die Bauersleute, die der studierten Respektperson gegenüber beratend auftreten.

Schließlich gibt es noch den Alltag betreffende kleine Themen, die ebenfalls den Einheimischen auf die Rechnung geschrieben werden. In der folgenden Passage geht es um Kettenbriefe, die nach Zeugenschaft dieses Briefes in der einheimischen Bevölkerung die Runde machten. Mit Kopfschütteln fragt die Briefschreiberin Nr. 1 über eine „Dumheid“, die „denen auh hier noh ein[velt]“:

(212)
„haben Sie auh schon von die Keten
Briefe gehört ich bekom jede Wohe ein
par. Die schreiben Sie ohne absender
und man soll die Keten niht brehen
sonst wird man kein Glück ha-
ben. Das soll mann wieder wie-
der schreiben einem Guden bekannden
so eine Dumheid velt denen auh
hir noh ein.“
[14.04.1947 = 2/1/313]

Mit den obigen herausgegriffenen Beispielen ist das Gebiet der Kontraste und Reibereien bei weitem nicht ausgeschöpft. Die Spannung zwischen der Lebenswelt der Einheimischen und der der Zugezogenen ist bei weiteren, hier nicht explizit benannten, in anderen Kapiteln behandelten Themen aber ebenfalls zu entdecken.

3.4 ZERRISSEN ZWISCHEN UNGARN UND DEUTSCHLAND

Der hier untersuchte Briefbestand bietet m. E. einen vertieften Einblick in die Komplexität der Empfindungswelt der Schreibenden, die sich – in Abhängigkeit von den äußeren Einflüssen und Eingriffen der unmittelbar erfahrenen Umwelt (neue Heimat) und der Verbindungsebene der hinterlassenen Welt (alte Heimat) – von Jahr zu Jahr ändert. Im Folgenden wird der Weg zwischen Rückkehrwunsch und Rückkehrzwang nachgezeichnet, der bis zu der Entscheidung führen konnte, die neue Heimat als endgültige zu betrachten. Dieser Weg wird nicht anhand der äußeren Umstände oder sozialen Gegebenheiten, sondern durch das Vermittelte abgebildet, welches selten so gut zu beobachten ist wie in diesen persönlichen Briefen. Die Phase der tiefen Verunsicherung ist am sich wandelnden Bezug zur alten Heimat wörtlich abzulesen: Es geht einerseits um den konkreten Kontakt zur alten Heimat, die Art und Weise, wie die Informationen und Nachrichten über eine Rückkehrmöglichkeit aufgearbeitet werden, andererseits geht es um den Blick auf die alte Heimat im Sinne von Hoffnung, Sehnsucht und Ablösung.

3.4.1 „*viel schaff ich mir nicht an weil ich doch gar nihts weiß was mit uns noch geschiht*“ – Dauerhafte Unsicherheit

Vor der Analyse der Briefe sei zunächst der historische Hintergrund der Rückkehrbewegung skizziert. Nachdem bereits die erste *Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa* (1956) das in seinem Ausmaß einmalige Phänomen der Rückkehr der Ungarndeutschen dokumentierte,[463] wurde in der geschichtswissenschaftlichen Forschung dem Thema *Rückwanderung der Ungarndeutschen* mehrfach die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet. Als erste beschrieb die interviewbasierte Arbeit von Ágnes Tóth (2008) für den Zeitraum 1946–1950, was von Sebastian Sparwasser noch einmal bestätigt (2016) und in jüngster Zeit von Györgi Ritter aufgriffen wurde (2020), dass nämlich aus der Vertreibungsgeschichte der Ungarndeutschen das Thema *Rückkehr* nicht mehr wegzudenken ist. Alle diese Arbeiten zeigen, dass es mehrere Faktoren und Gegebenheiten waren, die bei dieser Vertriebenengruppe den Eindruck erwecken konnten, dass die Vertreibung, mit den Worten Seewanns, „kein irreversibler Vorgang“ war.[464] Die wichtigsten dabei seien zum einen die Verzögerung der Vertreibung, die eine gewisse Inkonsequenz bzw. Überforderung

[463] Dokumentation (bearb. v. Schieder) 1956.
[464] Tóth 2008. Sparwasser 2016. 2012 wurde diese Arbeit von Ágnes Tóth von Gerhard Seewann nochmal vertieft besprochen und durch eigene Gesichtspunkte dieser Rückkehr-Welle asu der Sicht der Gesamtgeschichte der Ungarndeutschen ergänzt. Seewann 2012, 364-368.

bei der Durchsetzung suggeriert; und zum anderen eine in Aussicht gestellte (aber den konkreten Ereignissen widersprechende) Absicht der Konsolidierung, die spätestens mit der Aussage von Mátyás Rákosi auf der Sitzung des Zentralkomitees am 27. November 1948, die Gestalt einer offiziellen Zielsetzung annahm: „Jetzt ist die Zeit gekommen, die Verhältnisse der hier verbliebenen Personen deutscher Muttersprache zu regeln und es ihnen zu ermöglichen, sich in unsere Demokratie einzugliedern."[465] Da beide Faktoren einen gewissen Einfluss auf das Rückkehrverhalten der Schreibenden gehabt haben dürften, seien sie etwas näher beleuchtet.

Die 1946 eingeleitete und in Budaörs am 19. Januar begonnene Vertreibung hätte lt. ursprünglicher Planung der Alliierten am 1. August 1946 bereits abgeschlossen werden sollen, doch durch ihre knapp zweijährige Verzögerung geriet sie zu einem mehrphasigen, langwierigen und stockenden Prozess. Dabei kam es zu Unregelmäßigkeiten und Ungereimtheiten und in Budaörs wird ein „Panama-Geruch" (sprich: Undurchsichtigkeit) beklagt.[466]

Unregelmäßigkeiten gab es nicht nur in Budaörs, sondern im ganzen Land. Während in einem Teil des Landes Menschen bereits auf den Weg geschickt wurden, ‚warteten' Menschen etlicher Gemeinden in einem Zustand großer Unsicherheit und Angst auf ihre Vertreibung. Solche Orte wurden im Zustand „des Aufruhrs, wie die Bienen im Bienenkorb" gehalten, wie das der Pfarrer von Nagykovácsi für Budaörs formulierte.[467] In anderen vernahm man wiederum Erzählungen von bereits zurückgekehrten und sich auf unterschiedliche Weise versteckt haltenden Vertriebenen, die auf die Beruhigung der Lage hofften. Ágnes Tóth fasst zusammen:

> „Die Vertreibung vollzog sich in Wahrheit von Ort zu Ort anders – je nachdem, wie das Verhältnis der lokalen Verwaltung und des Vertriebenenbeauftragten war, welche

[465] Seewann 2012, 365 nach Tóth 2008, 53. (Übers. G. Seewann)
[466] Ein von Réka Marchut veröffentlichter Bericht gewährt einen Einblick in die konkrete Vorgehensweise des Vertreibungsausschusses vor Ort. Ein Unbekannter berichtet zur Lage in Budaörs an den Innenminister László Rajk: „Es wird durch den von dem Ministerium ernannten fünfköpfigen Ausschuss entschieden, wer zu vertreiben ist und von dem Nationalkomitee bestimmt, wer Verfolgung erlitten hatte. Doch nach der Praxis in Budaörs zeigt, dass in der Regel das Nationalkomitee alle Anträge für Befreiung begutachtet, es redet in alles rein und der Ausschuss befasst sich eher mit technischen Fragen, produziert Statistiken sowie schaut nach den Prozenten. Es schwebt bezüglich des ganzen Verfahrens herum ein Panama-Geruch. Besonders odios, dass die von den Ausschüssen Befreiten auf der Liste letztendlich auf Stellen gesetzt werden, dass sie außerhalb der Prozente fallen. Sonst ist der Schwabe, der irgendeinem Ausschussmitglied den Preis der Befreiung bezahlt hatte, dennoch der Gefahr ausgesetzt, dass er auf der Liste auf eine solche Stelle gerät, dass er mitgenommen wird. […] Ich kann dir sagen, mein Onkel Laci [in Ungarn typische, vertrauliche Anrede], die Angelegenheit dieser unglücklichen Menschen geht mir so nah, dass ich keine ruhige Minute habe". Marchut 2014, 207.
[467] Marchut 2014, 206.

parteipolitische Differenzen im Ort vorherrschten, wie die aktuelle politische Lage des Landes war bzw. welche Möglichkeiten des Transports gegeben waren.“[468]

Der Umgang mit den Rückkehrenden war unterschiedlich. Z. B. kam es zu Fällen, wo Menschen aus ganzen Zügen von der Landesgrenze wieder zurückkehrten: Aus der Gemeinde Tevel im Komitat Tolnau kehrten 90 % der über 1000 vertriebenen Personen zurück und manche zogen in andere Orte weiter, da ihre Gemeinde bereits neu besiedelt worden war.[469] Ein Massenrückkehrversuch erfolgte in einem anderen Fall, als sich 300 Ausgewiesene an Flüchtlinge und Kriegsgefangene, die nach Ungarn einwandern wollten, angeschlossen haben. Sie wurden an der Grenze zuerst von der ungarischen und anschließend auch von der österreichischen Polizei zurückgewiesen, was sich insgesamt dreimal wiederholte.[470] Vertriebene sollen versucht haben, sich nach der Ankunft durch Verwandte in der alten Heimat „massenweise“ von der Vertreibung befreien zu lassen. All diese Umstände können erklären, dass in den Köpfen nicht weniger Vertriebenen eher das Bild einer Fluktuation als das einer endgültigen Abtransportes entstehen konnte.

In den Briefen zeichnen sich drei Bereiche ab, die im Vorfeld einer Entscheidung für das Bleiben oder einen Rückkehrversuch thematisiert werden: Es werden

1) die Rückkehrbewegung diskutiert;
2) die Zustände in der alten Heimat (Pull-Effekte) nacherzählt, erörtert und kommentiert;
3) die Abschiebeeffekte der neuen Heimat (Push-Effekte) erwogen.

1) *„ob die Heimat für uns schon ganz verloren ist“* – Zweifel an der Endgültigkeit der Vertreibung

Die in dieser Zeit vorherrschende gefühlte Disponibilität der Heimkehr lässt sich gut anhand eines Witzes der satirischen Zeitung *Ludas Matyi* veranschaulichen – vielleicht ist dies gerade jener Witz, den die Briefschreiberin Nr. 1 Bonomi zuschickte, den sie kurz davor von Ungarn erhielt [24.04.1947 = 2/1262]. Übersetzt heißt es darin:

[468] Tóth 2008, 13.
[469] Tóth 2008, 29.
[470] Tóth 2008, 32.



„– Ich bin Verschwörer und fliehe aus dem Land [illegal].

– Ich bin Schwabe und kehre zurück [illegal].

Zusammen: Lass uns unsere Papiere tauschen!“

Abb. 28. Illegale Mobilität und Feindbilder in der satirischen Zeitschrift *Ludas Matyi* 1947, 21. März, Nr. 11, S. 4. (Übers. CS.)

Der Briefschreiber Nr. 2 bringt mit kurzen Sätzen auf seine Art zum Ausdruck, was ein knappes Jahrzehnt bei den meisten Schreibenden, ob offen ausgesprochen oder unterschwellig ausgetragen, auf der Tagesordnung sein wird:

(213)
„quo usque Tandem? [Wie lange noch]
Wir hören garnichts neues ob
die Heimat für uns schon ganz ver-
loren ist oder ob wir uns hinein-
leben müssen in dem unbarmherzi-
gen Schicksal oder beten damit der
Böse keine schlechte Gedanken geben
mag.“
[09.10.1946 = 2/1/067]

Genau nach ein Jahr nach der Vertreibung ist die Zukunft auch für die Briefschreiberin Nr. 1 auch ein doppeltes Fragezeichen:

(214)
„Heute […] [waren wir]
schon ein Jahr von der
Heimad vort es fergeht auh hir die Zeit
schnel waß wirt unz wol daß zweite
Jahr bringen fileiht die heimat wieder??“
[02.02.1947 = 2/1/264]

Die wichtigste Orientierungsfrage, ob man heimkehren könne oder nicht, zieht sich wie ein roter Faden durch die Korrespondenz des ersten Jahrzehnts und wird beinahe von allen Schreibenden in der – weit gefassten – Ankunftszeit mindestens einmal, oft mehrmals gestellt, wobei höchstens die Modalität der Redeweise unterschiedlich ist.

Die Fragemodi umfassen eine große Spannweite, von einer vorsichtigen Anfrage bis hin zu Gefühlsausbrüchen. Manche fragen völlig verunsichert: „was hörden si doh fon Ungár? Wi glauben si doh entlich kan das heim keeren doch noh einmahl sein oder wi glauben si eigentlich herr Toktor?“ [17.06.1946 = 2/1/507[471]]; manche versuchen Bonomi, in eine Diskussion zu verwickeln: „Und komen schon die Wierte Weihnachten seit Kriegsende und vier sind noch immer da, Und zeigt sih bisher noch keine entscheidung für Haimatsfertriebene was mit diser Masse Mencsen Heute oder morgen noch geschit? […] Und mit einem vort sagt man ja die Mencsheit ist ferdorben und das kann man Nichtmer so kleich in ordnung bringen“ [12.12.1948 = 2/1/382]. Manche stellen eine höfliche Anfrage: „Und jetzt Ser geerther Her Dr wen sie von zu Flüchtlinge edwas besonteres wissein haben sie tie güte und tun sie es unz zuwisen“ [11.04.1947 = 2/1/181]; manche sind vor Ratlosigkeit verzweifelt: „Den so ein leben is eine elende/fercveiflunk“ [08.02.1948 = 2/1/376] und manche trauen sich kaum zu fragen und holen ergeben und lang aus:

(215)
„Herr Dr. wen ich recht schön
bitten darf wen sie möchten so gut sein wen sie etwas wisein
wäre unz seir gut, wen es ihnen aber keine unannemlich-
keiden macht ich mus zurecht um einschuldigung bittein
das ich so frecht sie anrede abeir das macht hald das
heimwe, und das wierd immeir grösseir.“
[11.08.1947 = 2/1/180]

Eine hochbetagte Frau aus einer Vertriebenenfamilie aus Solymár verlor offenbar die Hoffnung, je Sicherheit zu finden, und gibt resigniert die Frage auf, indem sie nur die endgültige Heimat als sichere ansieht: “Ih. Glaube auh unsere Heumath brauhen. Wir ja So

[471] Vgl. (139).

niht mer Tengen. überhaubt, wir alten wir Müsen nur, auf die Ewigen Heumath Tengen. den di ist uns Siher“ [o. D., Erwerb, 15.01.1952 = 2/1/209].

All diese unterschiedlichen Arten von Fragen machen eines deutlich: dass die oben beschriebenen Vorgänge die Ungarndeutschen in einem Zustand der Labilität verharren ließen. Eine Antwort auf diese Fragen wurde auf unterschiedlichen Wegen und Ebenen gesucht: Ein durch hektisches Hin- und Herschreiben und Herumreichen von offiziellen, halboffiziellen sowie nur durch Herumerzählen bekannten Informationen waren gleichzeitig im Umlauf, teilweise konkurrierend. Auch vereinzelte – wenige – offizielle Berichterstattungen, z. B. das an einem Rathaus Angeschlagene, das im Radio Gehörte oder in *Unsere Post* Gelesene, wurden in den Briefen kommentiert.

Die Verlässlichkeit und Verwendbarkeit dieser Nachrichten war unterschiedlich. V. a. die Nachrichten aus der alten Heimat waren von sehr unterschiedlicher Qualität, und die Nachrichtenverbreitung dürfte in manchen Fällen nicht zu einer besseren Beurteilung geführt haben, sondern folgte Mechanismen der Zwangsdynamik der Nachrichtenverbreitung in einer aufgescheuchten und in Daueralarm lebenden Gemeinschaft („Haben Sie von Ungarn kein schreiben ehrhalten? Den hier hat eine Soroksarerin einen Brief von Ihren Pfarrer der schreibt Das Geduld dies Jahr komens noch nahause“ [27.02.1947 = 2/1/004]).

Die lang schwelende Rückkehrfrage und die daraus folgende Unsicherheit wurde aus mehreren Quellen gespeist: Erstens waren verschiedene, teilweise konkurrierende Informationen über die Rückkehrmöglichkeiten im Umlauf; dabei befanden sich die kontaktierten Personen in unterschiedlichen Stadien der Rückreise: Manche standen in Korrespondenz mit Leuten in Ungarn und bereiteten ihre Rückkehr vor, andere stellten Anträge, und wieder andere machten sich auf den Weg, wobei manche von ihnen dann nach Abweisung wieder zurückkamen. Wie bereits bei der Analyse des Briefes der ‚Missionsreise‘ von Pfarrer Aubermann erwähnt [26.10.1947 = 2/1/028], bemühte sich der mittlerweile betagte, aber immer noch Ansehen genießende Pfarrer intensiv, seine Gläubigen den Rückkehrwunsch und die Rückkehrhoffnung aufrechterhalten zu lassen. Auch in den bereits vorgestellten *Értesítő* haben wir Beispiele für Rückkehrhoffnungen gesehen (Neujahrsgruß zum Jahr 1951).

Informationen über beantragte Rückkehrversuche im Dorf beziehen die Schreibenden entweder aus nahen Quellen aus der Umgebung („Bei unz haben einige nahhaus geschrieben. dord soll Eine einreihen beim Ministerium das Sie nahhaus dürfen“ [14.04.1947 = 2/1/313]) oder durch die oben erwähnte ‚Informationskette‘:

(216)
„Da hat mir eine wieder einen Brief lesen
lassen von Zuhaus der Ihr Schwieger Sohn hat Ihr geschrieben
das Ihr gesuh schon in Innen Ministerium ist […]
Sie das dauerd jezt niht mehr lange biß wir nahhaus
dürfen. Denen mus man halt die freud lassen.“
[24.04.1947 = 2/1/262]

Der spöttische Ton im letzten Satz täuscht, hat doch die Briefschreiberin Nr. 1 einen Monat davor selbst noch unschlüssig gefragt:

(217)
„Sie meinen auh daß wir nie
Wieder nahauße kommen? Die Rauber-
bande wird doh niht ewig an der Schbi
ze bleiben.“
[23.02.1947 = 2/1/310]

Ein Heimkehrversuch von Dorfgenossen wird in einem anderen Brief derselben Schreibenden geschildert:

(218)
„Von […] ein Budaörscher hat auh
Schwartz nahaus wollen. Da sind in
Passau zwei Egyeker begegnet die frag-
ten In wad er vor hat. dann sagten sie
Er soll zurück den es ist geverflich. Jetzt
werden sehr ville verschlept.“
[09.05.1947 = 2/1/268]

[Vertriebene aus Etyek[472]]

Die Zeitung *Unsere Post*, die die Briefschreiberin Nr. 1 und ihre Familie nachweislich bezog (Hinweis auf Zeitunglesen [05.02.1949 = 2/1/261], Hinweis auf Erhalten von Zeitung von Bonomi [30.03.1969 = 2/1/306], zugeschickt von Ungarn [18.12.1948 = 2/1/251]) verbreitete auch „Berichte von Ungarn“, von Augenzeugen, denen es gelang, illegal über die Grenze zu kommen. Am Ende eines solchen Berichtes aus dem Jahr 1949 steht: „So heißt es in den übereinstimmenden Berichten vieler Personen, die in den letzten Tagen aus Ungarn kamen. Wir geben sie ohne Kommentar inhaltlich getreu wieder.“[473]

[472] In Etyek (hier stimmhaft „Egyek“ geschrieben) im Kreis Bicske/Komitat Fejér fand ebenfalls Vertreibung statt.
[473] *Unsere Post*, 4 (1949), Nr. 4, März 1949, 3.

Dass manche selbst bei erfolgreicher Existenzgründung weiterhin mit dem Gefühl lebten, auf ihren Koffern zu sitzen, erkennt man in den Zeilen der Briefschreiberin Nr. 3, die über ihr neues, durch den Chef des Ehemannes zur Verfügung gestelltes Haus erzählt:

(219)
Habe zwei Zimmer, Küche,
Keller u. waschküche ein Hof u Garten.
miete ist 28, mark. habe auch ein
wenig möbel angeschafft aber nur
was ich am notwendigsten brauch.
viel schaff ich mir niht an
[Seite 2]
weil ich doch gar nihts weiß was
mit uns noch geschiht.
[23.12.1949 = 2/1/013]

Sporadisch wird bei Rückkehrgeschichten auch Beihilfe erwähnt. In der folgenden Passage wird nacherzählt, dass man auch durch bezahlte Grenzschleuser nach Ungarn kommen könne: Man würde für tausend Forint mit Dokumenten versorgt und nach Ungarn geschleust werden, wodurch die Kommunisten ein Geschäft machen würden – so die Behauptung. Es wird plastisch und in Dialogform nacherzählt:

(220)

„Nur neulich bin ich in [Ortsangabe] mit einige Solymárer zuamen kommen, die sagten na Basl geht ihr a balt ham

sagte ich garnicht mehr, sagen die nicht mehr wie so, wir

wollen jezt in einige Tagen Heim faren. Da komt einer und

nimt einen mit nuhr 1000 Frt. mus man ihn zahlen mit

tem komt man durh und sogar schriften versorgt der einen von die Komunisten den die tun alles weil die

woln nuhr viel Geld. Und da hab ich schon zuhause geschrieben und die machen uns Platz weil nuhr eine Wohnung mus man haben, ich lachte sie aus und sagte was Sie dan dort anfangen wird sagt sie arbeiten dort gibt es wenigstenz eine, na sagte geht halt und last Euh nicht erwischen."
[Erwerb, 31.03.1950 = 2/1/260]

[Die sagten: „Na Basl, geht ihr auch bald heim?"
Sagte ich: „Gar nicht mehr", sagen die: „Nicht mehr, wieso?" „Wir wollen jetzt in einigen Tagen Heim fahren. Da kommt einer und nimmt einen mit, nur 1000 Ft.[474] muss man ihm zahlen, mit dem kommt man durch und man wird sogar mit Dokumenten versorgt. Der

eine von den Kommunisten, denn die die tun alles weil die wollen nur viel Geld.

Das Thema *Rückkehr* wird in den 1950er Jahren zwar an Bedeutung verlieren, aber ganz verschwinden aus dem Blickfeld wird es nie. Das jüngste mir bekannte Interview mit einem

[474] Seit dem 1. August 1946 war der Forint die neue Währung in Ungarn.

Rückkehrer habe ich 2020 in der Untersuchung von György Ritter gelesen.[475] Ein Bericht über dieses Schicksal erscheint für unseren Zusammenhang aufschlussreich, zum einen, da der Informant sich in Briefform an Ritter wandte, zum anderen, da der Fall zeigt, dass der in der Gesellschaft überdurchschnittlich erfolgreiche Vertriebene durch eine lange Zeit hindurch Rückkehrwünsche hegte, dem er schließlich nachgab. Nicht zuletzt zeigt der Fall des aus Pusztavám stammenden Vertriebenen, so Ritter, das „dichte Kontakt-System der Flüchtlinge und Vertriebenen, das eine Anziehungskraft" gehabt habe. Der geschilderte Lebensweg zeigt selbst in seiner Singularität eindrücklich, dass negative Zuschreibungen der neuen Heimat langanhaltend nachwirken können und selbst bedeutende materielle Erfolge und vollbrachte, Wohlstand erbringende Lebensziele nicht mit dem subjektiven Gefühl des Angekommenseins gleichzusetzen sind. [476]

3.4.2 *„sie sagen das ist kein Leben zaus in Ungarn"* – Allerlei Nachrichten aus der alten Heimat

Die folgenden Ausführungen konzentrieren sich auf die heimatbezogenen Briefinhalte der Ankunfts- und Orientierungsjahre, die Fakten, Erzählungen und Beschreibungen enthalten, die die im Kapiteltitel angesprochene Zerrissenheit zwischen alter und neuer Heimat verdeutlichen. Wie bereits in Kap. 2.2.4.3 dargestellt, spielen hier paraphrasiert nacherzählte, von Zeitzeugen und Besuchern weitererzählte Briefinhalte eine große Rolle.

Die Briefschreiberin Nr. 1 bekommt regelmäßig Nachrichten von einem in Ungarn verbliebenen Verwandten und vergleicht immer wieder ein Stück weit ihr Schicksal mit dem

[475] Ritter 2020, 548-555.

[476] Der zunächst in die Ostzone vertriebene Mann floh in den Westen, nachdem er an dem Berliner Aufstand mitgewirkt hatte. Er hielt sich im Westen zunächst in einem Lager auf, als er ein Mädchen aus dem Heimatort traf. Er erzählt: „Sie erkannte mich und sagte mir, wo die Vertriebenen [aus Pusztavám] wohnten; der Ort hieß Geretsried. Ich bin dahingezogen und habe in der Waffenfabrik gearbeitet. […] 1954 war ich bereits Betriebsleiter und hatte Geld. Ich fand Verwandte und sagte zu ihnen ‚ich habe Geld und ihr habt keine Arbeit, lasst uns zusammentun!' Ich gründete eine Firma, wir stellten chemische Stoffe für eine Textilfabrik her. Zunächst war ich Forscher in einer Chemiefabrik, später, 1960, kaufte ich die Fabrik. Da war ich Vertreter in der Gemeinde […]. Bis 1978 war ich Vertreter. Inzwischen kaufte ich eine Lehmfabrik auf und kam an die Universität als Fachberater. […] Ich entwickelte ein Lösungsmittel, das Mineralien anzieht […]; dieses Material verkaufte ich nach Schweden. Dadurch hatte ich Geld, und damit baute ich meine Firma aus. […] Zum ersten Mal kam ich 1958 nach Hause. […] 1956 half ich den Flüchtlingen, auch brachte ich Lebensmittel nach Ungarn und verteilte diese in österreichischen Lagern. […] Vor zwanzig Jahren zog ich nach Hause; es stand dabei sehr schlecht um die evangelische Kirche – jetzt haben wir einen Pfarrer und 500–600 Gläubige, es zahlen zusammen mit Mór 450 [Kirchensteuer]. Ich fühlte mich nie als Deutscher, sondern als Ungar, deshalb bin ich nach Hause. Meine Firma baute ich mit großem Willen auf, aber ich hatte währenddessen die ganze Zeit in mir, dass ‚dieser Zigeuner euch es noch zeigen wird.'". Ritter 2020, 551. Übers. CS.

seinen. Sein erster Bericht überrascht mit der Ansicht, die beinahe so klingt, als hätten sie sich ihr Schicksal selbst ausgesucht:

(221)
„Mein […] ist zuhau-
se. Wenn Sie Sih erinnern auf ihn[477]. […]
Er schreibd
under allen warum daß wir vort sind. [fort]
Ich habe doch immer gesakt bleibt zuhaus.“

Danach wägt die Briefschreiberin ab, als würde sie laut denken, welche Chancen sie in Budapest (nicht in Budaörs!) hätten, und dabei wird die im vorigen Kapitel behandelte Disponibilität einer Rückkehroption spürbar:

(222)
„Ja Er meinte wir sollen mit Ihm in
die Stadt hinein gehe abber da wären
wir ganz nakt. Wir hätten niht einmal
daß wo wir so haben. In die Stadt hät
man doch niht mehr mit Bakete hinein
dürfen. Und die Kinder wären hir das
wolle mann auh nicht.“

Im selben Brief wird ein umfassender Eindruck des Heimatorts geboten. Es gebe noch alles, von Hunger sei in Budaörs noch keine Rede: „Marken gibt es auh abber es ist alles genuk“. Mit knappen Sätzen wird über die neuen Eigentümer berichtet, der Schwerpunkt der Beobachtungen liegt jedoch auf dem Umgang mit dem übernommenen Besitz: () „Unser Garten /ist sehr schön alles schön eingefangen“. Anschließend erzählt sie anekdotenhaft nach:

(223)
„Dann wie Er forbei ist ist eine Nus he-
runden gelegen dann hat Er sie aufgeho-
ben. da ruft der hausherr heraus und
sagte abber nur die eine sonst…und
ich stekte die Nuß ein und in Gedanken
versunken kerte ich heim, und zuhauß
hab ich sie gegessen.“
[06.03.1947 = 2/1/300]

Neben den Zuständen des Heimatortes stellt das Schicksal der in der Heimat Verbliebenen ein weiteres dominierendes Thema dar. Im selben Monat schreibt die Briefschreiberin Nr. 1 einen weiteren Brief, in dem u. a. von Repressalien die Rede ist: Die Schwaben würden interniert und im Lager nicht versorgt:

(224)
„Die Männer habens gleich am Nyugati [Westbahnhof]

[477] Die Konstruktion „erinnern auf ihn“ wurde aus dem Ungarischen transferiert (*emlékszik rá*).

Bahnhof weg und gleich in Internirungs
Lager hinein gekommen.
Können Sie sich die Károly Laktanya [Károly-Kaserne]
auf der Budaörsi ut. vorstellen? Dort habens [Budaörser Straße]
alle hinein. So wie Sie früher mit Soldaten
voll war so wahr Sie jetzt zuletzt mit
[Seite 2]
Männer u. Frauen.
In […] sein
Bruder und Schwester waren auch drin
Unterdem Trümern lagen Sie bei Nahts
den die Kasserne hatte auch etliche ein-
schüße, und Essen hat man nur mit Kle-
der Ihnen bringen können den Sie sag-
ten: „Schwáboknak nem kell.““ [„Schwaben brauchen keins.“]
[20.03.1947 = 2/1/005]

Im Lichte der schlechten bis bedrohlichen Nachrichten (geplante weitere Vertreibung der noch Verbliebenen und Verschleppungen) über Ungarn erscheint das eigene Schicksal der Briefschreiberin Nr. 1 erträglicher:

(225)
Und das mann noh die in Ungarn le-
bende Deutschen abschieben will. Und das so fille in
den Lagern sterben vor hunger das ist traurig
dürfen die richdig mit die Menschen machen was
Sie wollen. Wan wird denn das aufhören?
Wir haben auh nachricht bekommen, das einen bekan-
ten Törökbalinder jezt auh verschlept haben und
Seine Frau gleih an Herzschlag gestorben ist.
Von so was hat mann hier doh eine Ruhe.
[26.05.1947 = 2/1/256]

Auch wird nacherzählt, was Landsleute berichten, die aus der russischen Gefangenschaft entlassen wurden, aus Ungarn geflohen sind und davor die neuen Entwicklungen in der alten Heimat noch einmal miterlebt hatten, nämlich Misswirtschaft und Diskriminierungen (der Brief wurde bereits zitiert ()):

(226)
Jezt sind
wieder einige fon Ungarn gekommen die wa-
ren in der Russischen gefangeschaft und ein
Monad in Budaörs. Die erzélen von der
Budaörscher schönheid. Es gibt schon Einen Kuh
Halter, Schwein und Zigen Halter (Hirt) Und die
Telepesek sind die Weinhüter und der last alle bei [Siedler]
den Schwaben stélen wens im 15 Florin geben
und oft geht es reht zu „Pfuij Schwáb le a [„Pfuj, Schwabe, ab mit den
Schwabokal ki welük“ for der Ernde wieder. Schwaben, raus mit ihnen“]
[10.08.1947 = 2/1/301]

Laut einem Brief aus dem Jahr 1948 will man Budaörs ‚schwabenfrei'[478] machen:

(227)
Von Ungarn habe ich ein Brief bekomen
die schreiben das von Budaörs- Vörösörs getauft [Rot[Buda]Örs[479]]
wird ´s svábmentes Kőszséget akarnak csinálni [man will eine schwabenfreie Gemeinde machen]

Also die müssen alle hinaus
[Seite 3]
Die wo noch zurück sind haben keine
ruh Tag u Naht, Sie schreiben wens noch
so fort geht dan sind bald alle Häuser ohne
Tach.
[26.02.1948 = 2/1/002]

In diesem Sinne berichtet auch die Briefschreiberin Nr. 3 im Herbst 1948:

(228)
Den wie Sie jetzt wieder heraus schreiben geht es Ihnen mistig
jetzt sinds wieder Punktiert worden, also I. klasse die darf bleiben [klassifiziert[480]]
[Seite 2]
II. Die müßen heraus die ist noch der Rest von uns III. kl. Die werden
attelepitve de hová? ezt még nem dudják. IV. kl. Die können Zuhaus [umgesiedelt, aber wohin, das wissen sie noch nicht]
bleiben, den die brauchen doch Taglöhner Ihre Wirtschaft was besitzen
müßen Sie abgeben. Es ist so nihts, für Die, wo noch dort sind.
[11.10.1948 = 2/1/011]

Am Ende dieses Briefes unterstreicht sie (auch wörtlich): „Wir haben niht zum klagen, den wir theilen uns es halt ein/ dan geht es schon wieder. Az a Fö hogy mégis szabadok vagyunk [Die Hauptsache ist doch, wir sind frei]".

Trotz aller Schrecknachrichten stellt die junge Briefschreiberin Nr. 3 aber bezülich ihrer Landsleute fest:

(229)
unsre Leut sind noch immer niht zu frieden, alles will
nur Heim, dan täht das elend erst von vorne ange-
hen.
[09.08.1948 = 2/1/008]

Knapp zwei Jahre nach der Vertreibung, am Ende des Jahres 1948, meldet sich der bereits erwähnte Verwandte der Briefschreiberin Nr. 1 per Zeitungsartikel und gibt sich optimistisch,

[478] Der Ausdruck *schwabenfrei* lehnt sich an dieselbe ‚Diskriminierungssprache' an, aus der z. B. *judenfrei* stammt.
[479] Mit *rotem* ist ein kommonistisch geprägtes Budaörs gemeint.
[480] Der Ausdruck *punktiert* dürfte ‚durch ein Punktesystem in Klassen eingeteilt' meinen.

dass sie sich treffen würden; dagegen scheint die Empfängerin keine Hoffnung mehr zu haben:

(230)
„Mein Mann sein [Verwandschaftsgrad] schrieb in
die Zeitung. Nem sokára [Bald werden wir
tallákozunk, ich weis nicht will uns treffen]
Ehr kommen oder meint Ehr wir
kommen, das soll Ehrsich aus den Kopf
schlagen, das wird nicht mehr wahr.
Sonst nihts neues“
[18.12.1948 = 2/1/251]

Ab Anfang 1948 gewinnen in den Briefen die schlechten Nachrichten aus Ungarn die Oberhand. „Wir bekommen jezt fleisig Ungari-/sche Zeitungen zugeschickt da kann/man so manhes lesen von Mord/und hinrichdungen das meiste“ [18.12.48 = 2/1/251]. Über die Verschlechterung der finanziellen Lage wird berichtet: „Unser/ […] schreibt Ehr hat 160 forint auf/einer Woche, das Geld gehd auf von/einer Woche zu der andere“ [26.07.1948 = 2/1/266].

Die Briefschreiberin Nr. 1 berichtet durch die Linse eines Augenzeugen, der von Ungarn zurückgekehrt ist. In einem Brief werden alle relevanten Themen komprimiert angerissen, die die Vertriebenen beschäftigen, wie Terrorherrschaft, Razzien, Denunziationen und weiterbestehende Diskriminierungen von Schwaben, die Vertreibung der Ungarn aus der Slowakei, die aktuelle Wohnsituation der verbliebenen Budaörser sowie die entvölkerten Kirchen:

(231)
„Nach […] ist jetzt die Täge wieder
einer zurück gekert aus Ungarn der war
seid Juni in Budapest in der Gegend wo
Sie Herr Professor wonden. Nach Budaörs hat
Ehr Sih garnicht getraut beim Tag, den Ehr
sagt, die Telepesek kennen einen ja nicht, [Siedler]
nur die Eigenen Leute die laufen gleih an
zeigen. Und dan gibt es gleih Rassia.
Dord beim Teih Lágymányos war Er bei einen
Herrn der hatte zwei Häuser das eine links
das andere Rehtz und hat nur in einen ge-
wond in den anderen war Er nur so fil
das jemand drin war. Da hatte Er einen
kleinen Lohn, und so war es halt auh niht glän-
zent für Ihn der wil niht mehr zurück daweil
es so aussid. Dan hat Ihn der Herr auh nicht
mehr behalten draut weil es oft Rasia war.
Sehr wenik Brod haben die, Mehl auh wenik
das Gedreide wurde nicht abgemacht, weil

die wolen nur Fressen Arbeiden kann
wer will. So ein Sváb wird niht in die Arbeid [Schwabe]
[Seite 3]
aufgenommen. Jezt dun Sie einberufen wen
so einer erwischt wird der mus einrüken. die
Partisaner sind die grösten Herrn. Fleisch haben die
jezt Vil von der Tschehei die Ungarn bringen so
fil Vih die können das garniht aufheben da
müssen Sie vil schlahten. Ein manher bringt
10 Wagon auh nah Ungarn die dürfen al-
les Bewegliche mitnehmen. Da haben Sie halt
wenick Platz in so kleinen Vichstäle und
in den Wonungen auh. Die alt Budaörser
haben schon die meisten aus Ihrem Wonungen
heraus müssen. Die haben halt auh keine
Möbel mehr, Die müssen auf Ihren gebäck [Gepäck]
schlaffen. […]
[Seite 4]
Ja und 3 Kirhen sind in Ord. Die alle hat
angeblih gar kein werd mehr der Pfarrer
auh kein Reht mehr. […] eine in der Eisenbahn
gasse das ist die O Katolikus Kirhe ge- [katholische]
nuk nur die Besuher werden velen."

Im selben Brief wird auch von einem anderen Augenzeugen, einem Verwandten, der inzwischen nach Budapest zog, ein Bild gegeben:

(232)
„Ehr schreibt das sein Haus
und noh 24 andere am Berg der Erde gleih
sind, ja Ehr schreibt sogar die Steiner sind wek
So dun die Derék emberek aufbauen. Das [die braven Leute]
Holz ist heitz Material ob es Möbel ~~ist~~ sind
oder Tachstul oder Haustüren oder Fenster." [Dachstuhl]

Am Ende dieses Briefes kommt die Briefschreiberin zu einer Bilanz:

(233)
„Ja der sagte auh die wo in der Ameri-
kanischen Z. sind die sole nur zufrieden sein
und wen Sie nuhr Kartofel u. Brod haben
aber eine Ruhe haben Sie doch und müssen
nicht immer zitern."
[28.01.1948 = 2/1/296]

Wie in diesem Brief bereits angedeutet, ist die Entmachtung der Kirche in Budaörs und das Entsetzen darüber ein Thema, mit dem sich mehrere Briefschreiber auseinandersetzten:

(234)
„Schreiben bekammen wir von Zuhause
aber nihts besonderes neues, nur
fil Arbeitz lose gibt es, und ein
neuer Gruss ist in Schule. Nincs [Es gibt

Isten die andword ist Még nem is volt. Wie weit das Die es noch bringe werden.
[18.07.1948 = 2/1/254]

keinen Gott, […] es hat auch nie einen gegeben.]

Und obwohl nach Durchsicht der Briefe dieser Briefschreiberin aus dem Jahr 1948 bei der Eindruck entstehen könnte, dass eine Rückkehr nicht in Betracht gezogen wird, wird aus der folgenden Passage klar, dass die Frage durchaus weiterhin im Raum stand – wenn es „auf etwas ankomt", z. B. bei einer offiziellen Registrierung des Vermögens. In allerhöflichstem Ton erbittet die offenbar verunsicherte (da mit ihrem Mann uneinige) Briefschreiberin Bonomis Einschätzung:

(235)
„Lieber Herr Bonomi! Wir möhten Sie noh ersuhen, was meinen ob das was ~~maht~~ ausmaht wenn man das Vermögen hier angibt oder nicht, mein Mann will es nicht. Er sagt wens auf etwas ankomt hat man die Umschreibungen da, das kann einen dan auh helfen. Und so ah was können die uns geben. Wens bite einmal Zeit übrig dan Sins so gut und schreiben Sie uns ja oder nein, in forhinein unseren inigsten dank."
[17.04.1948 = 2/1/294]

Dass es derartige Gerüchte leicht in Umlauf kommen konnten und möglicherweise viele Ungarndeutsche beeinflussen konnte, wurde in einer zeitgenössischen Erhebung (1955) explizit festgestellt.[481]

Auch zum Ende dieses Jahres wird Bilanz gezogen, und es ist kein Zufall, dass dies um diese Zeit, zum Jahresabschluss, geschieht. Vor den hohen Feiertagen ist oft Wehmut zu spüren:

(236)
„Es nachen wieder Weihnachten das sind wieder schwere Tage für uns, da kommen wieder die alte guten zeiten in unsere erinerung einst und jezt. Die gute kleine Stube [personenbezogene Angaben] und die fillen freundlichen Gesichter und jezt? Dort

[481] Schlau hat festgestellt, dass die Deutschen aus Ungarn nicht an seiner Erfassung teilnehmen wollten, da sie den Verlust ihres Vermögens befürchteten. „Im Kreise Mergentheim, vor allem aber im Kreise Waiblingen war so z. B. das Gerücht verbreitet worden, eine Beteiligung an der Erfassung ziehe den Verlust des Anspruches auf den in Ungarn zurückgelassenen Besitz, auf eine Rückkehr und auf die – den Ungarndeutschen durch alliierten Beschluß und ungarisches Staatsgesetz längst aberkannte – ungarische Staatsangehörigkeit nach sich. Außerdem würden die, welche sich an der Erhebung beteiligen, in die Landwirtschaft zwangsverpflichtet usw. Da vorwiegend Ungarndeutsche auf Grund solcher Argumente die Beteiligung an der Erhebung ablehnten, konnte die Herkunft der Gerüchte ermittelt werden." Schlau 1955, 14.

währen wir doch wieder beisamen.
Da haben wir an so etwas noch
nicht gedacht. Und wie fille solhe
Weihnachten werden wir noch feiern
mein solhe arme?“ [ich meine, solche arme?]
[18.12.1948 = 2/1/251]

Auch der Adressat scheint die schlechte Lage in Ungarn bestätigt zu haben:

(237)
„Wir danken Ihnen für den aus-
fürlichen Brief. Es ist einen ganz anderst
zumute wen man so etwas list. Und
das wird gleich verbrent, aber zu erst has-
tig turch gelessen dan noch eingemal,
dan wird er verdaut.
Ja bei so einer Wirtschaft möchten wir
garnicht Daheim sein, Hier hat man
doch seine Ruch.“
[03.10.1949 = 2/1/257]

Doch die Gedanken kreisen nach wie vor um den verlorenen Besitz, und manche Berichte geben Raum für Hoffnungen, wie die nächsten beiden Beispiele zeigen. Ein Briefschreiber erfährt in Deutschland, dass die Siedler, die sein Haus zwangseingewiesen und ungewollt in Besitz nahmen, das Haus nicht als ihr eigenes Haus betrachten, denn sie wollten wieder zurück in ihren früheren Heimatort:

(238)
„Ich habe
auch vonzu Hauß nachricht bekomein [auch von zu Haus Nachricht bekommen,
[Seite 3]
In mein Hauß Wohnt ein jungeß Ehebahr In meinem Haus wohnt ein junges Ehepaar,
die möchtein auch zurück wo sie komein sind.
die sagein es gehört nicht inner, mein“ die sagen, es gehört nicht ihnen]
[22.12.1950 = 2/1/019]

Ähnliches berichtet ein weiterer Briefschreiber aus Krottendorf/Békásmegyer, der über Umwege hört, dass der neue Besitzer seines Hauses im Fall seiner Heimkehr bereit wäre, ihm Wohnraum zu überlassen:

(239)
„fon zaus haht man. Von zu Haus hat man
mihr geshriben, der in mein Hausse wond. mir geschrieben, der, der in meinem Haus wohnt,
hatte. 2 Pferte, 2 Küh, und sagt. immer. wen. hat 2 Pferde, 2 Kühe und sagt immer, wenn
der Herer […] zaus. komt so gibt er mir. der Herr […] nach Haus kommt, so gibt er mir
glei ein zimer. […] heist er. ih kene im.“ gleich ein Zimmer. Ich kenne ihn.
[03.02.1952 = 2/1/123]

Die obigen Beispiele dürften wieder einmal die eher atmosphärische als reale ‚Umkehrbarkeit' der Vertreibung vor Augen führen – wenn vielleicht auch nicht in Wirklichkeit, so doch wenigstens in den Köpfen waren die alten Besitztümer noch nicht ‚abgeschrieben'. Inbsbesondere kann ein Eindruck von Verhandelbarkeit entstehen, wenn, wie in diesen Fällen, die neuen Besitzer ein Signal gegeben haben, dass sie ‚das Feld räumen' würden, sei es aus Kulanz, weil sie die Vertriebenen gekannt haben, sei es, weil sie aus irgendeinem Grund selber weiterziehen wollten usw. Dies zeigt, in welch hohem Maße doch die Vertreibung und Sesshaftwerdung in Ungarn mancherorts von den Verhältnissen vor Ort und vom ‚Faktor Mensch' abhängig war.

Die Vertriebenen aus Solymár wurden besonders von einer Person über die neuen Entwicklungen informiert; vom „Steffen Vettl", genannt „der Weise". Briefschreiber und Inhalt hat Bonomi anscheinend für wichtig genug erachtet, um den Brief abzutippen. In diesem wird sachlich und umfassend von willkürlichen Verhaftungen, Misshandlungen, Enteignungen und von der Zwangskollektivierung (Kolchos) berichtet. Bemerkenswert ist dabei nicht nur, dass Steffen Vettel den Landsleuten in Deutschland das Heimweh ausreden will, sondern auch, dass er am Ende ausdrücklich um die – mündliche – Verbreitung dieser Nachrichten bittet, nicht jedoch um die schriftliche, er fürchtet „Unannehmlichkeiten":

(240)
[Maschinenschrift]
„Aus einem Brief aus Solymár, geschrieben ~~im November~~ 1949.

……Ist es wahr? Sie soll sich doch keine Sorgen machen, ihr
seid doch die glücklichen Menschen, die diesen Kalvarienberg nicht
mitmachen müssen! Wenn ihr nur eine kleine Idee hätt fon diesen
Leben, möchtets gar nicht mehr hier her denken. Abschreiben kann mann
es nicht und darf mann es nicht, wie es hier zugeht. In der Schule
keine Religion. Der Pfarrer, kántor keine BeZahlung, keinen Grund.
Alte leute von den Amter ausgeworfen/ Csomax heute auch/. Geschäfte
bald alle államositva [Korrektur unleserlich]. [verstaatlicht]
Das heist: in an einen schönen Tage kommt eine
Truppe, übernimmt alles was darin ist, und der Eigentümer darf sich
nict einmal umschauen, noch weniger etwas anrühren. Das warten wir jetzt
auch schon jeden Tag. In budapest sind die forige Woche 600 so über-
nommen worden. Leute auf der Gassen haltens auf, und führens ab. In den
[…] (Jóska) habens bald tot geschlagen, als er inder Früh in die [Josef (Kosename)]
Stadt gefahren ist. Gute Felder habens alle weggenommen, wenn sie auch
schon gesäet sind. /Postweg, Bildstock, Steinrigel stb./. Hier wird
der kolhoz. Wir alle müssen sie anbauen mit unseren Brot Weie. Jeder
mensch in foller angst und furcht. Keine dienstboden kann mann nicht
becahlen. Unser Mädel ist in 15.okt. weggegangen, der Jóska muss
bleiben bis sein Jahr aus ist. Aufs nächste Jahr müssen wir schon
alles selber machen/ wenn wir noch leben. Schreiben brauchen sie dafon
nicht, weil es konnte unanemlichkeiten machen. Aber erzählen sie es

nur alle bekannte, sie sollen sich nicht mehr hier her sehnen, sondern
sollen dank sagen unseren lieben Gott, betet nur fiel für uns hierbliebene!
Es grüsst und küsst Euch fielmals eure treue aber sehr traurige T.“
[o. D. 1949 = 2/1/172]

Zum Anfang des neuen Jahrzehnts (1950) ist spürbar, dass die Schreibenden nicht wissen, was sie von den Nachrichten aus Ungarn halten sollen – ob sie dem Gelesenen/Gehörten trauen können. Selbst wenn die rechtliche Diskriminierung der in Ungarn verbliebenen Deutschen inzwischen aufgehoben wurde, könne man den positiven Nachrichten kein Glauben schenken:

(241)
„Was das nuhr für eine Beteutung hat das die Deutschen
wieder ihre Rechten Daheim haben und, Deutsch Beten
und reden dürfen, und einige haben sogar schon ihr
Vermögen zurück bekommen. Unser […] wahr neulich auh
in Budaörs der Bruder von meinen Mann, der sagt ehr
ist am Steinberg hinauf gegangen und hat heruntergekukt
da ist gleich, von vorne und hinten, die Preshäuser sind
alle wie abgebrand, das Holz alles wek, und ferbrant, das
man garnicht schaun wil nuhr wieder fort von dort wo
man so gerne wahr.“
[o. D., Erwerb, 31.03.1950 = 2/1/260]

Die offiziell aufgehobene Diskriminierung der Schwaben scheint sich durch die Briefnachrichten nicht zu bestätigen. Die Briefschreiberin Nr. 1 berichtet darüber, dass jemand im Bekanntenkreis im Radio Nachrichten „von nachhaus [kommen]“ gehört haben soll; im gleichen Brief wird über neue Enteignungsaktionen berichtet:

(242)

„Eine Fam	[eine Familie]
von hier hat kleich nachhause geschrieben	
weil das ihn Radio kam, von nachhaus	[weil das im Radio kam, von Nachhaus
kommen, und haben ja auh schon eine	kommen
Antwort bekommen, in dem es hies es sol	
ihnen ja nicht einfalen das nachhause	
kommen den Sie soln‘ froch sein das in	[denn sie sollen froh sein, dass sie in
Deutschland sind, den dort ist so überfült.	Deutschland sind]
Und die Telepesek sagen untereinander,	[Siedler]
Jönnenk[482] a svábok, de csak ugy ha akarnak	[Die Schwaben würden kommen, aber nur,
és ha viszza kapják a vagyonukat csak	wenn sie ihr Vermögen zurückbekommen,
jöjenek. Das Erst kürzlich wieder einigen das	sollen sie nur kommen]
Vermögen weckgenomen haben.“	

Man habe mit weiteren Enteignungen und Diskriminierung der Deutschen in Budaörs zu rechnen:

[482] Nachtr. eingefügt: „jönnének“.

(243)
„[…] von Steinberg schreibt [Steinberg ist = ein Dorfteil von Budaörs]
an seine Kinder, bleibt wo ihr seid,
meinen Weingarten hatte bisher gehabt
am Sonnenberg und habe dafon gelebt,
und jezt haben Sie mihr ihn wekgeno-
men. Eines Morgenz wahren auf einen
jeden haus wo ein Deutscher noch wohnt
ein Hitlerfahne ausgestekt, der täter wird
gesucht u.s.w.“
[29.06.1950 = 2/1/303]

Das Erzählte ist teilweise widersprüchlich („einige geht es gut und einige schleht“ [18.4.1950 = 2/1/259]), aber die Berichte über Zwangsabgaben, Restriktionen und Mangel überwiegen:

(244)
„Einer hat müssen eine Sau abgeben
mit 180 klgr. und mus so viel Steuer
zahlen für seinen Grund das Ehr es
nicht mehr auftreiben kan. Der möhte
schon gerne seine Verwanten abgeben
dafon aber die woln nichtz wegen den zahlen.
[Seite 3]
Eine hat heraus geschrieben das kein Fleisch
bekommen, nuhr manhes mal Rindfleisch
und da müssen sie sich ansteln.
Kaufläden gibt es keine mehr wo man
etwas bekomt zum kaufen, nuhr ein
Szövetkeszet, das Brot müssen Sie in der [Genossenschaft]
Stadt hollen. Holz, und Kohle hatten Sie
sehr wenig, auf einen Tag haben sie
3 klgr. ferbrenen dürfen in Winter mehr
nicht.“
[18.04.1950 = 271/259]

Was den Wiederaufbau anbelangt, so kann nur im Fall der Hauptstadt über hergerichtete Häuser berichtet werden:

(245)
„B. pest sehr schön
gemacht ist die Kaputenhäuser wurden ab-
gerissen und lauter Park gemacht mein
Mann möhte nicht einmal mehr den
Laden finden wo Ehr so lange Gear-
beitet hat so verentert ist. Haben eine
neue Stalin Brücke und eine Kinderbahn
von Schwaben Berg bis Hüvosvölgy, und
Kinder sind die Führer.“
[29.06.1950 = 2/1/303]

Die letzten Zeilen beziehen sich auf die neuen sozialistischen Errungenschaften in der Stadt. Offenbar war die Briefschreiberin von der „Kinderbahn“ beeindruckt – die in Wirklichkeit die

mit viel Propaganda betriebene „Pionierbahn“ war (wobei die Briefschreiberin den Ausdruck *Pionier* wohl gar nicht kannte).[483]

Letztendlich aber überwiegen die Berichterstattungen über eine wirtschaftliche Not, wie hier im Brief einer Frau aus Solymár:

> (246)
> „Und vill aber gleih Mitteilen das kürzlich
> aus Rusland 2 Landsleute aus gefangenschaft entalsen
> vurden nach Ungarn, und fon dort sind sie erst zu iere
> Familie heraus komen in Karlsruher Kreis, die sagen
> das in Ungarn zur zeit eine unbeschreibliche armutei
> ist, es ist unglaublich gege dahier“
> [22.03.1951 = 2/1/381]

Die Zeiten, als die Briefschreiberin noch schreiben konnte, man bekäme „laufend Post aus Ungarn“ [28.01.1948 = 2/1/296], änderten sich in den darauffolgenden zwei Jahren. Spätestens ab Anfang der 1950er Jahre versiegt der Briefstrom aus Ungarn: „Lieber Herr Bonomi wenn Sie Ferien haben dan schreibenz/Sie uns halt auh einmal wieder einen langen/Brief mit vil neuihkeiten wir wissen gar nichtz“ [06.04.1949 = 2/1/295]; ebenso klagt in saloppem Ton (was bei ihm auf Aufregung hindeutet) der Briefschreiber Nr. 2: „Aus Ungárn bekomme ich von mei-/ner Schwester schon lange keine Post was mir sehr viel Sorge/macht. (Úgy látszik nem tiszta a levegő) [Es scheint, die Luft ist nicht rein]“ [25.05.1949 = 2/1/047], und am Ende des Jahres: „Nachrichten kommen aus Ungarn in letzter Zeit nur ganz selten/u. diese sind nur von keiner außerordentlichen [?] Natur. Unsere Angehörige/haben bereits seit langer Zeit nicht mehr geschrieben“ [22.12.1949 = 2/1/062]. Die Tendenz ist dabei fallend. Die Briefpartner in Deutschland registrieren die Lähmung der Kommunikation und die Einschüchterung, die dahinterstecken vermag.

Das Schweigen überschwappt nach Deutschland. Die Briefschreiberin Nr. 1 würde gern mehr von frisch aus Budaörs Gekommenen erfahren, aber „die sagen/nicht viel, ich wollte Ihnen viel neues/schreiben aber es scheint das die das/Schweigen gewont sind“, schreibt sie; und auch was das Briefeschreiben selbst anbelangt, heißt es: „Fr […] schreibt sie könnte garvieles schreiben aber sie traut sich nicht“ [29.06.1950 = 2/1/303]; „Wen Sie mal wieder Zeit haben

[483] Nicht nur unsere Briefschreiberin scheint von der Pionierbahn beeindruckt wogewesen den zu sein. Im Nachlass von Anton Reppmann (IVDE) haben wir auch den – heute auch online verfügbaren – Propagandafilm „Csillebérc Úttörőtábor“ aus dem Jahr 1955 entdeckt: http://diafilm.osaarchivum.org/public/index.php?fs=2176 Der Film wie auch die Institution selbst stellte ein mit umfangreicher Propaganda geworbenes Mittel der sozialistischen Kindererziehung dar.

schreiben Sie uns bitte viel neuichkeiten, den wir wissen nichtz mehr“ [Erwerb, 31.03.1950 = 2/1/260]. Auch der Briefschreiber Nr. 2 äußert seine Sorge, da jetzt nicht einmal diejeningen sich melden, die bis dahin regelmäßig geschrieben hatten:

(247)
„Aus der Heimat bekomme ich keine Nachricht was mir nicht ganz richtig scheint. [Name] schweigt auch jetzt trotzdem [trotzdem = obwohl] es jetzt viel neues gibt in Örs.“

Erst 1953 (nach Stalins Tod) macht sich eine gewisse Lockerung in der Atmosphäre bemerkbar: In einem Brief reagiert der Briefschreiber Nr. 2 mit beschwingter Freude auf Bonomis Erleichterung, endlich wieder von seinen Verwandten zu hören: „Ich freue mich mit Ihnen aufrichtig, daß Sie wieder nach so langem Schweigen von Ihrer vielgeliebteste gute Mutter u. Schwester ein Lebenszeichen erhalten konnten“. Er selbst hat auch ähnlich gute Nachrichten: „Bestimmt war es auch für mich eine außerordentliche Große Freude nach anderthalb Jahr wieder von den meinigen etwas erhalten zu dürfen“ [13.10.1953 = 2/1/057].

Auch wenn die Heimatvertriebenen von den Entwicklungen ganz unterschiedliche Mengen an Nachrichten, verschiedene Interpretationen und alles durch verschiedene Kanäle vermittelt bekamen, entgingen manche Nachrichten keinem. Solche war es am Ende des Jahres, als vor Weihnachten die letzte Sälue des Widerstands der freien Welt fiel, als Kardinal József Mindszenty verhaftet wurde. Die Heimatzeitung *Unsere Post* widmete dem Fall in der ersten Nummer des Folgejahres einen anderthalbseitigen Artikel („Kardinal Mindszenty verhaftet. Die ganze Welt protestiert gegen das Vorgehen der ungarischen Regierung“). In der Zeitung wurde eine per Brief zugegangene besorgte Stimme „aus dem Volk“ mit der Überschrift „Aus dem Brief eines Landsmannes aus dem Kreis Heidelberg“abgedruckt: „Wir warten schon mit großer Sehnsucht auf unseren Caritasbrief (‚Mitteilungen‘), um zu erfahren, was mit unserem hochwürdigsten Herrn Fürstprimas geschehen wird. Wir alle beten Tag für Tag, daß ihn der liebe Gott beschützen und sich seiner erbarmen möge“, hieß es.[484] (Ob der Brief fingiert ist, ist nicht zu sagen.) Auch in weiteren Briefen wird die Nachricht verbreitet; allein von dem Briefschreiber Nr. 2 wird der katholische Würdenträger in höhnischem Ton genannt (dabei richtet sich die Kritik wohl eigentlich gegen die Kirche): „Daß Kardinal Mindszenty (hier gesagt Mindschenki [etwa Sonstniemand][485]) verhaftet ist, ist Ihnen gewiß auch nichts Neues? Trauriges haben die Zuhause noch zu erleben“ [29.12.1948 = 2/1/056].

[484] *Unsere Post*, 4 (1949), Nr. 1-2, S. 2f, hier 3.
[485] Wortspiel aus dem Eigennamen *Mindszenty* und *senki* ('niemand'). Vgl. (90).

Aktuelle politische Vorgänge der kommunistischen Diktatur werden nach Möglichkeit verfolgt, u. a. durch zugesandte Zeitungen, die dann, wie hier, auf dem Briefweg, kommentiert weiterverbreitet werden: „Über Ihren ehemaligen Studiengenossen Rajk volt Belügyminiszter [gew. Innenminister] las ich ausführlich in der Szabad Nép [*Freies Volk*] vom 19 Juni. Kann nur dazu sagen: „Egyik a másik után kerül sorra [Einer nach dem ande ren kommt an die Reihe]“, kommentiert Briefschreiber Nr. 2 [10.07.49 = 2/1/030].

Auch persönliche verheerende Schicksale werden gelegentlich nacherzählt, z. B. anhand eines von Ungarn erhaltenen Briefes, in dem Fall vom Schuldirektor:

(248)
„Wir bekammen […] einen
Brief in dem Ehr uns mitteilte, Das […]
Áthelyezték Feleségível együt egy Tanyára. [Er wurde zusammen mit seiner Frau auf ein Einzelgehöft versetzt.
[…] Ferje egy Népboltban segéd. Der Mann von […] ist Gehilfe in einem Laden.]

Früher hatten die Jungen ein
eigenes Geschäft gehabt. In […] seine Frau
habenz in der Nacht fortgenomen, von 3 Kinder, weil man
einige Kiló Fett und Zucker gefunden hat, das weis bis heute
noch nimand wo die sind, und die arme Kinder alein.
An der Sparkasse ist ein Wasserhane von dort holn alle das
Wasser Autobus Verker in der Früch und Abends alle 5 Minuten untern Tag alle halbe Stund.“
[Erwerb, 21.09.1950 = 2/1/302]

Auch der schlechte Ruf der forcierten Industrialisierung und des „Stachanowismus“ erreicht die Vertriebenen; hier in einer Nachricht, in der berichtet wird, wie ein Arbeitsverweigerer in die berüchtigte Andrássy út 60[486] in Budapest gebracht wurde, wo er von der Staatssicherheit „seins bekam“[487]:

(249)
„Meine Tante schrieb mihr, das ein Törökbaliter
auf […] kam, der ist aus Ungarn ge-
flüchtet, erst dies Monat. Der wahr vorarbeiter
da ferlangten sie jeden Tag mehr Arbeit da
sakte Ehr das geht nicht mehr und hat die
Arbeit stehn lassen, den anderen Tag muste ehr
schon auf die Andrasiut, dort bekam ehr seins, [Andrásssy Straße]
und hätte jeden Tag soln wieder kommen.
[Seite 2]
Da glükte es Ihm das Ehr heraus kam. Ehr fur
überal hin wo Törökbálinter sind, und erzelte
es.“

[486] S. Anm. 282.
[487] Der Ausdruck „er hat seins bekommen“ ist möglicherweise ein Transfer aus dem Ungarischen, denn *megkapta a magáét* ist im Ungarischen gebräuchlicher.

[21.12.1950 = 2/1/265]

Zu den Repressalien des neuen Regimes gehören die zunehmenden Einschränkungen der religiösen Brauchausübung, u. a. an Fronleichnam. Briefschreiberin Nr. 1 erzählt nach:

(250)
„Es hies unter andern. Bei uns ist wieder der Teufel los.
am Fronleichnamsfest beim Wegerlstran nahmen sie die
Schwesteroberin fort es weis Heute noch niemand wohin.
Die wo noh etwas besitzen wird alles wekgenohmen.
In der Hauptstadt ferschwinden sehr viele Menschen alle
übernacht, lauter solhe die Pension bekommen, man hört
und sied nichtz mehr von ihnen."
[19.06.1951 = 2/1/297]

Zum ersten Mal ist 1951, im Schatten massiver existentieller Bedrohung („Wen ihr von mihr lenger kein schreiben bekomt dan/bin ich auh schon fort, ich bin schon sehr aufgerekt/kan nicht mehr schlafen, und sehe schon kommen und/mich abhollen") zu lesen, dass der/die Schreibende lieber in Deutschland wäre:

(251)
„Wen ich nuhr zu Euch kent, Euch geht es
halt gut, aber uns werden sie halt dorthin wo der
Mattias zurück gekommen ist, nach Rusland, Die wo solhe
Gelter bekommen die müssen alle wekgeräumt werden."
[19.06.1951 = 2/1/297]

Auch der Verwandte der Briefschreiberin Nr. 1 in Budapest schreibt Negatives, „zum ersten/mal der hat immer nur gut Geschrieben"; er schreibt, „das Ehr sehr nerwös ist immer bei/der Nacht Arbeiten mus dan schreibt Ehr noch/nincsen „Frötcs nincsen Salona" [Es gibt „kein Gespritztes, es gibt keinen Speck"] [14.11.1951 = 2/1/293]. Nun werden die Kirchenleute schweren Verfolgungen ausgesetzt:

(252)
„Von Budaörs hört man das der Pfarer
hat auh einrücken müssen, und die Schwes-
tern werden Fertehtigt das sie geheim Komu-
niziren, werden immer ferfolkt, die armen
haben auh keine Ruhe. Die noch Zuhause
sind schreiben das sie alle einrücken müs-
sen. (Nem baj ha svábok is) alle müssen gehen."

[Es macht nichts, wenn sie auch Schwaben sind]

[20.03.1951 = 2/1/305]

Zu Beginn des Jahres 1952 kommt die Briefschreiberin Nr. 1, nachdem sie ausführlich über das ihr Erzählte berichtete, wieder zu der Bilanz: „da geht es uns doch /besser nicht wahr,/wir

werden schon/so langsam zufrieden, wen man immer/ solhe sachen hört“, denn die Misswirtschaft scheint sich fortzusetzen:

(253)
„Wir hatten viel besuch über die Feiertäge,
da wahren wir in dem Geschprech auh
daheim, da wurde u.d.a. erzélt das der
[…] Gastwirt einen seiner Weinberge zurück
bekam, und hatte auh eine schöne Weinernte
gehabt 33 Hkl, hatte ehr geerntet dafon muste
Ehr 10 Hkl. für den Pacht 20 für die Steuer,
[Seite 2]
abgeben da blieben ihn noch 3 zum Leben.
[…] hatte sein Haus zurück kaufen
dürfen neben […] auh für Wein, dan
nehmen sie es ihn wieder wek und wen
wieder die Ernte da ist kan Ehr es wieder
zurück kaufen da bleibt auh nicht viel zum
Leben […]
[…] schreibt auh schon das was Ehr vertint
zum Leben aufgeht.“
[06.01.1952 = 2/1/269]

Anfang 1953 heißt es wieder: „Aus Ungarn bekommen wir auh/keine Nachricht“ [02.01.1953 = 2/1/314]. Und in einem weiteren, einige Monate später verfassten Brief steht, dass jemand sich weigert, den Inhalt der Post aus Ungarn weiter zu erzählen:

(254)
„Aus Ungarn bekommen
wir auh keine Post. Hier bekomt nuhr Fam.
[…] und die sagen es nicht was die von
zuhause schreiben. Der ihr Mann ist noch in
Geffangenen Lager Tiszalöckwie es schon heist nuhr [Tiszalök[488]]
soviel hat ihr einer Geschrieben der frei wurde.“
[01.04.1953 = 2/1/271]

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Briefe nachweisen, dass die hier untersuchten schreibenden Vertriebenen sich intensiv mit Themen der Heimat auseinandersetzten. Dabei handelt es sich insbesondere um Berichterstattungen über die politische und wirtschaftliche Lage, vor allem – aber nicht nur – in Budaörs. Was die Politik anbelangt, so beschäftigten sie die Vertreibungen und Verschleppungen, Enteignungen und Diskriminierungen der Dortgebliebenen, aber auch die Situation der Kirche (des Pfarrers und der Nonnen). Dabei kommt immer wieder die kritische Einstellung zum Kommunismus zum Tragen. Ihre Informiertheit der Schreibenden ist gelegentlich überraschend – das konnte man am Beispiel

[488] Im Lager Tiszalök wurden Ungarndeutsche zwecks Zwangsarbeit interniert. Erst im November 1953 wurden die ersten Gefangenen aus dem Lager entlassen, sodass die schreibende Familie im April noch nicht in Bedrängnis leben musste.

des Terrorzentrums Andrássy út oder bem Lager Tiszalök erkennen, die ja unter Ausschluss der breiten Öffentlichkeit betrieben wurden. Was die Wirtschaft anbelangt, so überwiegen Themen der Versorgung, der Lebenshaltungskosten, der Kollektivierung; dominierend ist und bleibt das Thema der Misswirtschaft (u. a. durch neue Siedler) beim verlorenen Besitz (noch 1955 schreibt die Briefschreiberin Nr. 1 über ihr ehemaliges Wohnhaus beinahe poetisch: () „Die Auserewand / abgefallen die Zigel fälen auch schon/und der Fürst oben ist wie ein Mund/ wenn ein jeder zweiterzahn fält“ [10.01.1955 = 2/1/284]). Auffallend ist, dass die Schreibenden aufgrund der vielen, ab den 1950er Jahren beunruhigenden Nachrichten immer wieder zu einer Bilanz, also zu einer ‚erneuerten und wiederbestätigten Entscheidung‘ für Deutschland kommen (bei der Briefschreiberin Nr. 1 kann man diese regelrecht nachzählen); gleichzeitig sind gerade diese immerwährenden Bekräftigungen ein Nachweis dafür, dass die Unsicherheit bezüglich der Heimkehr im Hintergrund ein Dauerthema war. In den Briefen werden viele Möglichkeiten der Heimkehr thematisiert; angefangen von einer ‚Freiwilligkeit‘ der Vertreibung (bei der Briefschreiberin Nr. 1, die auch zu Hause hätte bleiben können), über illegale Heimkehrversuche, sogar eine „Heimkehr-Verrücktheit“ („Der Sohn wo noch hier ist will auch nach Ungarn jetzt werden wieder alle verückt“ [10.01.1955 = 2/1/284] bis hin zu bezahlten Grenzschleusern kommt einiges zur Sprache. Die Kommunikation friert ab den 1950er Jahren immer mehr ein, sowohl was die Themen als auch was die Briefzufuhr selbst anbelangt, und es ist deutlich zu spüren, dass die Schreibenden mit der Verhärtung der Fronten im Kalten Krieg mit der Nachrichtenwiedergabe tendenziell deutlich zurückhaltender werden; anscheinend schwappt sogar scheinbar die Kommunikationssperre und das Angstmachen von den aus Ungarn Schreibenden auf die Briefeschreiber in der Bundesrepublik über. Auch sei hier noch einmal an Bonomis ausdrückliche Warnungen erinnert (vgl. die Briefe (36), (37), (38), (39) (40) im Kap. 1.2.9), als er seine Briefpartnerinnen und Briefpartner ermahnte, von ihm nichts zu schreiben. Die Briefkommunikation stellte also zu jeder Zeit ein treues Abbild der vorherrschenden Einstellungen und Lebenslagen dar.

3.4.3 „*Einer der ist hiher gekommen von der Gevangen/schaft und seine Frau ist Zuhaus […] was wird denn mit denen werden?*“ – Krisen im herkömmlichen Wertesystem

Einer der Bereiche, in dem der Zusammenbruch des traditionellen sozialen Wertekanons anhand der Briefe am schärfsten deutlich wird, ist die erdrutschartige Wandlung und

Zersetzung der geltenden Formen des familiären Zusammenlebens. Wie nicht nur Tolksdorf, sondern auch der Soziologe Braun betont, gehörte die Familie zu den wichtigsten stabilisierenden Elementen in der Nachkriegszeit. Ein Rückzug auf sie „war zunächst ein Gebot des schieren Überlebens, denn neben Kirchengemeinde und Familie war eben kaum noch etwas an öffentlicher Ordnung greifbar", und nach der Gründung der BRD kam ein weiteres Moment hinzu, denn „die Solidargemeinschaft der Familie wird zur Ausgangsbasis für den sozialen Aufstieg".[489] Doch durch Krieg und Vertreibung geriet die Struktur der Familie zunächst ins Wanken. Da Familien- bzw. Verwandtschaftsnetze getrennt wurden und manchmal die nächsten Familienmitglieder erst nach Jahren wieder zusammenfanden oder in der neuen Heimat arbeitsbedingt zerstreut wurden, kam es zwangsweise zu getrennten Lebenswegen. Bonomi beobachtete:

> „Allerlei ist in den Schreiben über Liebe und Ehe zu lesen. Neue Möglichkeiten bringen ungewohnte Schwierigkeiten, konservative Auffassungen können nur noch bedingt Gültigkeit haben. Ehelosigkeit? Mischehe? Ehe mit Heimatvertriebenen oder Einheimischen? Zusammenleben? Untreue? .... All diese Fragen werden erörtert."[490]

Was hier Bonomi anhand der an ihn vertrauensvoll herangetragenen, Familie, Moral und Ethik betreffenden Konflikte schildert, tangiert jene Zone massiver Konflikte, die sich aus dem Zerfall des gültigen Wertekanons, aus Normverlust und der damit einhergehenden Orientierungslosigkeit zwangsweise ergab. Nach Zeugenschaft der Briefe kam es zu Lebenssituationen, die vor der Vertreibung so kaum denkbar waren und die Schreibenden fassungslos machten. Es fällt auf, dass alle die Familie betreffenden Themen in dieser Ausführlichkeit und Tiefe ausschließlich von Frauen diskutiert werden, sodass die folgenden Beispiele auch alle Frauenbriefen entnommen wurden. Was Vilmos Keszeg bei seiner Briefe schreibenden Bauersfrau auch feststellte, gilt auch hier: „das Bedürfnis, sich auszusprechen, arbeitet stark in der Briefschreiberin". Die Schreiberin beschreibt „all die Ereignisse ihres Lebens, die mit ihrem gesellschaftlichen Status im Zusammenhang steht, ungeachtet dessen, ob sie bestätigt oder vernichtet/verändert werden".[491]

Die Briefschreiberin Nr. 1 reagiert mitfühlend auf eine Trennung von Eheleuten, bei denen „Er von der Gevangenschaft gekommen ist und seine Frau ist hir wieder Einer der ist hiher gekommen von der Gevangenschaft und seine Frau ist Zuhaus […] was wird denn mit denen werden?" [24.04.1947 = 2/1/262]. Oder: „Der […] ist das von dem die schreibt, der ist/auh

[489] Braun, 288 (nach Schelsky).
[490] Bonomi 1961/64, 171.
[491] Keszeg 1996, 40. Übers. CS.

seid for Weihnachten in Ungarn aber wo weis nie-/mand der ist schon aht Jahre fort, und seine Frau ist/hier bei uns“ [19.06.1951 = 2/1/297]. Die Ankunft von lange vermissten Familienmitgliedern, Bekannten und Landsleuten, selbst wenn man sie nicht persönlich kennt, beschäftigt die Gemeinschaft:

(255)
„Daselbst ist aus
Ungarn ein Spätheimkerer am Muttertag
nach 9 Jahre mitt zwei Kameraden
angekommen die wusten garnichtz von
Im. T[…] Josef, und einer H[…]
und in den anderen sein Name ist mir
entfalen“
[29.06.1954 = 2/1/277]

Die Briefschreiberin Nr. 3 verpackt mehrere „herumerzählte“ Lebensgeschichten in einen Brief, deren briefliche Nacherzählung einerseits Informationen (vielleicht auch Gerüchte) vermittelt, andererseits aber auch Raum für den Ausdruck eigener Ansichten und Einstellungen gibt. In der ersten Geschichte geht es um eine Frau, die während der Abwesenheit ihres Mannes mit einem jungen Mann lebte. Als der Mann an Weihnachten heimkehrte, „hatte alle zwei Daheim angetroffen“. Die dramatische Begegnung wird wie ein Filmdialog wiedergegeben:

(256)
„als Er zu Türe hinein kam wuste
Er ja niht währ Er ist, nur ein kleines
Kind hatte Er auf dem Arm, da hat Er Ihm
Denkt no es ist halt a gut bekanter ja aber
die Frau reiht Ihm blos so kalt die Hand u.
sagte zu Ihm? was sagst dazu unsre Familie
hat Sie seit dem Du vortbist vermehrt? Da
Mann blieb stehn u sagt da kann ich schon
wieder Gehen, u. jetzt ist Er bei seiner alten
Mutter.“
[15.01.1949 = 2/1/014]

In einem anderen Ort ereignete sich der umgekehrte Fall; da sei ein Mann „wieder zu/seiner Frau gekomen Der wahr jetzt zwei Jahr/zuhause u. lebte mit einer Telepes [Siedlerin] Die hatte/auch ein Kind von Ihm aber das bald“. Auch über den Abschluss der Geschichte weiß die Briefschreiberin Nr. 3 Bescheid: „die sagte zu/Ihm ja aber ich will eine Lebensbeicht von Dir/wissen, was gethan hast seit dem Du vort/bist von Mihr. No ja der Mann hatte um/dem hausfrieden hat Er halt alles gesagt“. In der folgenden Passage urteilt die Briefschreiberin über eine Landsfrau: „aber/musterhaftes könen Sie [sie] niht mehr zeigen“. Die Geschichte

einer Scheidung nach nur siebenmonatiger Ehe, der Betrug mit einem Schwarzen voranging, bestürzt sie:

(257)
„Die eine gewisse […] hatte vor
einem Jahr geheiratet auch von unserem
Dorf einen Der ist erst von der Gefangen-
schaft gekomen Da er von nihts wuste
, also Sie wahren kaum 7 monat verhei-
ratet bekam Sie ein schwarzes Kind a [Geschlecht]
Mir scheint die Sonne hatt es arg erwischt auf
andre Welt, da muß nur zu [unlesb.] u. zu eine
Antwort komt man niht. Die Sach ist so
das dort im […] mehrere Neger sind,
dan sagte ich zu Ihr ja […] Du ich kom
gar niht mit, hast keine Angst gehabt von
dena Kerln. Sie lahte einst u sagt im anfang
maht man die Augen zu, u dan es ist blos
eine gewohnheit nimmst gar niht im aht.
Na da hätt mich da Slag getroffen. Mein
Gott ich hatt mihr das gar niht Denken
können was da alles vorgeht. Die zwei sind
jetzt Geschieden.“
[15.01.1949 = 2/1/014]

An dieser Stelle treten offen rassistische Ansichten zutage, die durch die authentische, unverhüllte Kommunikation deutlich werden, die die massiv konservative, das Unbekannte auf eine xenophobe Art ablehnende Haltung an Tageslicht bringt. Am Ende des Briefes kündigt die Briefschreiberin Fortsetzung an, als würde sie, wie nach dem Muster eines mehrteiligen Groschenromans, den das Leben schrieb, die Spannung steigern wollen: „Folytatás majd kővetkezik [Fortsetzung folgt bald]“ [15.01.1949 = 2/1/014].

Oft wird mit der Absicht erzählt, von Bonomi eine Meinung, meist moralische Bekräftigung einzuholen. Über die Faschingsfeiertage wird z. B. berichtet, dass viel getrunken wurde; dabei hätten – behauptet die Briefschreiberin Nr. 3 – einheimische Männer vertriebene Mädchen betrunken gemacht, die „den Ferstand verloren“ hätten:

(258)
„Sind die Feiertäge
gut vorübergegangen? das heist des Fa
sching, ach jetzt vom letzten möht ich
Ihnen nicht fiel schreiben, aber am liebsten
ein Blick für Sie den dan tät ich gerne
eine antwort von Ihnen hören.
  Das hät ich von unsre Mädl nie geglaubt
das auch die den Ferstand verloren haben.
  Die habens aber gut dran grigt den die
einheimischen haben Ihnen schnaps gegeben

so dass sie heim tragen müsten.
[Seite 2]
Also soweit haben wir es gebraht in
zwei Jahren, was komt dan in die nägste?
Meine unthaltung wahr eine stunde
dan gingen wir Heim den das hatte man
niht zuschauen könen.“
[26.02.1948 = 2/1/002]

Ihre Bilanz („soweit haben wir es gebraht in zwei Jahren“) antizipiert schlechtere Szenarien. Die Briefschreiberin Nr. 1 vervollständigt das hier entworfene Bild. Sie berichtet über noch offensichtlicheres, – nach damaligem Recht und Empfinden – in den kriminellen Bereich gehörendes Fehlverhalten von jungen Leuten, nämlich über eine illegale Abtreibung; dabei mag sie den Ausdruck ein *Kind bekommen* gar nicht aussprechen, sondern nur verkürzt verwenden:

(259)
Hier haben sie einen [Herkunftsangabe] Ferhaftet
von dem bekommen 2 [Herkunftsangabe] ein K. [K. = Kind]
einerferhalf ehr noch zur Abtreibung es ist auh
gelungen, der bekomt auh seins ehr ist […] Jahr.
[21.12.1950 = 2/1/265]

Die ‚Täter‘ seien vertriebene Männer, Landsleute, und die Opfer einheimische Frauen, deren Wohnort benannt wird. An dieser Stelle werfen die Briefe ein zwar seltenes, aber scharfes Licht auf die dinkle Geschichte der illegalen Schwangerschaftsabtreibungen, die in diesen Jahrzehnten in der Gesellschaft schwelte,[492] und hier aber die Begegnung der einheimischen und vertriebenen Jugend betrifft.

Es fehlt nicht an Vorurteilen, was die einheimischen Frauen anbelangt. Hier wird am deutlichsten bemerkbar, dass die Briefschreiberin Nr. 3 kaum ein Blatt vor den Mund nimmt; sie lästert förmlich darüber, dass die einheimischen Frauen nur am Arbeiten Freude haben: „den die sind dieser meinung das die Ungarischen Frauen auch so Gaul[493] sind gewesen als die ihrigen.“ Und später urteilt sie mit spürbarer Gereiztheit und Sehnsucht nach den alten Verhältnissen: „hier die Frauen haben ihr vergnüge entweder bei die Hühner oder in Stall sonst könens nihts wie Schaffen Es währ mihr schon alles reht, aber am liebsten tätt Ich schon hören ‚wir fahren Heim‘“ [30.12.1946 = 2/1/006].

[492] In der Gesellschaft der 1950er und 1960er Jahre, solange die Pille noch nicht zur Verfügung stand, schwelte das Problem der ungewollten und illegal abgetriebenen Schwangerschaft. Erst als Frauen öffentlich zu ihrem Problem standen, wurde eine Diskussion entfacht. Vgl. https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/angebote/dossiers/30-jahre-geteilter-feminismus/schwangerschaftsabbruch-in-ddr-und-brd
[493] *Gaul* dürfte hier im abwertenden Sinne „minderwertiges Zugpferd“ bedeuten.

Im folgenden Brief wird nicht nur über die Entwertung der mitgebrachten Tracht berichtet, die nun abgelegt wird, wie es in der Flüchtlingsliteratur öfter beschrieben wurde. Die Privatheit der Briefe gibt darüber hinaus Einblick in die sich daran knüpfenden Vorstellungen zu bekommen. Es wird ein Kontrast zu den in der neuen Heimat zu sehenden „engen Röcken" hergestellt („eine hübsche Frau nur keine enge Röck" [04.12.1948 = 2/1/003]), die durch ihre Körperbetonung ein anderes Bild von einer Frau bieten, als es die Budaörser gewohnt waren. Nicht mehr die weiten Röcke stehen für Weiblichkeit, wie noch in Budaörs (und wie es noch stolz bei der Faschingsfeier vorgeführt wurde, vgl. den Brief zur selben Zeit [27.02.1947 = 2/1/004]), sondern diese sind nun eben enge:

> (260)
> „Lieber Herr Profesor! Sind dort in Schorndorf auch
> alle umgezogen? oder den hier fangen alle ihre Röcke
> [Seite 2]
> zum fertrenen, den Sie sagen. Nachause können wir
> niht, und so hat unser Tracht gar keinen wert. Den
> die hier wissen und kenen gar keine andern als
> die ängen Kleider"
> [13.01.1947 = 2/1/010]

Und was die Briefschreiberin Nr. 3 – und vielleicht nicht nur sie – mit engen Röcken verbindet, geht aus einem Brief etwa ein Jahr später hervor, wenn sie von einem Mann berichtet, der seine Frau hat „stehn lassen", was – freilich nur symbolisch – an den engen Röcken festgemacht wird, denn, „Nämlich er hat auch eine hübsche Frau nur keine enge Röck u. dies maht viel aus bei Ihm" [04.12.1948 = 2/1/003].

Die oben zitierten Briefstellen dürften nachweisen, dass manche Briefe v. a. in den ersten Jahren nach Ankunft als eine Art Marktplatz und Informationsbörse fungiert haben müssen. In der nächsten Stelle deutet die Briefschreiberin nämlich an, dass sie gerade dabei ist, Neuigkeiten zu beschaffen, und zwar auf dem Schwarzmarkt: „das nägste mahl geths weiter bis dort hin/gibts sicher mehr neuigkeit, den jetzt/fahre ich am Fekete pia[c?]ra [Schwarzmarkt] dort sind 400.-/beinander die wissen schon wieder mehr/neues" [26.02.1948 = 2/1/002]. Und im PS witzelt sie über sich selbst: „wen das ein fremder ehwischt die glauben /ich spinn".

Die oben zitierten Briefstellen machen deutlich, welch tiefen Einblick in das (kriselnde) individuelle Wertesystem eines/einer Schreibenden die Gattung *Privatbrief* bei einem

vertrauten Adressaten bieten kann. Sie wurden hier nicht analysiert, um Redseligkeit der sich offen und ehrlich äußernden Schreibenden in ein schlechtes Licht zu stellen; vielmehr soll veranschaulicht werden, mit welchen Herausforderungen die Vertriebenen in der neuen Gesellschaft – über die ‚üblichen Eingliederungsprobleme' hinaus – konfrontiert wurden, was hohe Toleranz, Offenheit und Resilienz für neue, nie gekannte Lebensentwürfe für eine ganz anders aufgebaute neue Welt abverlangte, die mit der von Budaörs nicht zu vergleichen war. Dabei gilt, dass die hier auf eine authentische Art zu Tage tretenden Äußerungen *ad hoc* gelten.

3.4.4 *„Mir kam es so for wie wenn schon alle spinen möchten. In Ungarn waren Sie Deutsche, und hier sind Sie Ungarisch"* – Deutschgesinnte versus „Magyaronen". Mitgebrachte Gegensätze, Spaltung und innere Identitätskrise der Gemeinschaft

Im Folgenden werden Briefpassagen vorgestellt, in denen auf die ungarische bzw. deutsche Identität bezogene Selbstzuschreibungen der vertriebenen Deutschen aus Ungarn zum Ausdruck kommen. Dabei sind sehr unterschiedliche Einstellungen und Attitüden zu beobachten.

In der bereits erwähnten, auf einer 1950 durchgeführten Erhebung basierenden Untersuchung von Schlau[494] wurde bei Donauschwaben aus Ungarn ein Einfluss „magyarisch orientierter" Kreise beobachtet. Bei diesen sogenannten „Magyaronen" handelte es sich

> „um Personen, die in der alten Heimat den deutschen kulturellen Belangen zumindestens gleichgültig, oft jedoch direkt feindlich gegenüberstanden und die extrem nationalistischen und äußerst unduldsamen magyarischen Regierungskreise bei der Unterdrückung des deutschen kulturellen Lebens und bei der zwangsweisen Magyarisierung ihrer deutschen Landsleute unterstützten. Ein Teil von ihnen hat – wohl auch, um sich selbst vor der Ausweisung zu retten – in den Jahren 1945/46 aktiv an der Vertreibung ihrer Landsleute mitgewirkt. Trotzdem wurden anschließend auch diese – genau wie ihre Opfer – auf Grund ihrer deutschen und bürgerlichen Abstammung aus Ungarn abgeschoben. In Zusammenarbeit mit der geflüchteten – meist ausgesprochen nationalistischen – magyarischen Emigration bemühen sich Angehörige dieser magyaronischen Kreise z. T. noch heute, ihre durch den magyarischen Nationalismus seit 1867 in steigendem Maße kulturell unterdrückten Landsleute den sog. ‚Ungarischen Nationalkomitees' als zahlende Mitglieder und damit auch dem Einfluß dieser Gremien zuzuführen."[495]

Im Zitat wird ein Personenkreis von pro-magyarisch gesinnten Ungarndeutschen beschrieben, der durch seine Loyalität gegenüber der Mehrheitsgesellschaft in der Zeit der ideologischen

[494] Schlau 1955. Hier 10 und 14.
[495] Schlau 1955, 14.

Spaltung Konflikte austrug, u.a den radikalisierten Flügel der Ungarndeutschen zu bekämpfen versuchte und sich dadurch unbeliebt machte. Wenn diese Personen, die ja die Vertreibung gleichermaßen erleiden mussten wie die ehemaligen Volksbundmitglieder und -sympathisanten, in Deutschland aufeinandertrafen, waren Konflikte vorprogrammiert. Schlau beobachtete, dass die Spannung, die sich hier innerhalb der ungarndeutschen Gruppe gegenüber den „Magyaronen" aufbaute, insbesondere unter den „schlichten, bäuerlichen Landsleuten" zu Desorientierung führen konnte:

> „Derartige Bestrebungen führen zu Unsicherheit, Unruhe und Gerüchten unter ihren größtenteils schlichten, bäuerlichen Landsleuten, die infolge der Magyarisierungspolitik des ungarischen Staates meist auch nur über eine mangelhafte Schulbildung verfügen; sie erschweren die Wiederseßhaftmachung dieser Gruppe sehr und haben zur Folge, daß selbst die geistige Eingliederung der Ungarndeutschen in Gegenden, in denen die ‚Ungarischen Nationalkomitees' wirken, von den verantwortlichen Stellen oft als ein kaum lösbares Problem bezeichnet wird."[496]

So ergab sich „eine geradezu paradoxe Situation", stellt Schlau fest, denn es war „doch gerade der magyarische Nationalismus, dessen konsequenter Vorarbeit die Ungarndeutschen ihre Vertreibung verdanken".[497]

Welche Wirkung die hier erwähnten ‚Ungarischen Nationalkomitees' entfalten konnten, ist derzeit nicht erforscht. Auch die Quellenlage zur Geschichte der ungarischen Emigration lässt eine Darstellung der Berührungspunkte zwischen dem ungarischen Emigrationskreis und den vertriebenen Deutschen icht zu. Nach Gyula Borbándi kann gesagt werden, dass die Zentren der ungarischen Migration nicht im westlichen, sondern im süd-östlichen Teil Deutschlands, hauptsächlich in Südbayern und Österreich konzentrierten.[498] Da keine Statistik erhoben wurde, könne auch die Anzahl der ungarischen Migranten nur geschätzt werden.[499] Die im süddeutschen Raum lebenden Ungarn, die sich aus verschiedenen Gründen hier aufhielten, strebten nach Ungarn und verharrten oft in abwartender Haltung. Obwohl sie eine separate Gruppe bildeten, konnte an ihrem Schicksal die Empfangsbereitschaft der ungarischen Regierung ein Stück weit ‚abgelesen' werden. Auch Bonomi muss die Emigranten bzw. Exilungarn thematisiert haben. Eine Reaktion auf seine Ausführungen ist bei der

[496] Schlau 1955, 14.
[497] Schlau 1955, ebd.
[498] In Bayern wearen die größten Zentren in München, Landshut, Passau, Pfarrkirchen, Eggenfelden, Dingolfing, Gangkofen, Metten und Rosenheim. Das größte Lager war in Pockingban; hierher wurde diejenigen gelotst, die nicht im Westen bleiben wollten, sondern nach Ungarn zurückkehren wollten. Angaben nach Borbándi 1985, https://mek.oszk.hu/03400/03472/html/emigr1.htm#T3 , unpag.
[499] Nach dem durch Magyar Harcosok Bajtársi Közössége erstelltes Weisses Buch sollen 280 000 ungarische Soldaten im Westen in Kriegsgefangenschaft geraten sein, nach Ferenc Kisbarnaki Farkas etwa waren es 1945 10 000 Soldaten, 150 oo Levente, 300 000 Zivilisten, darunter 40 000 Pfeilkreuzler und 250 000 Volsdeutsche im Westen. Borbándi 1985, https://mek.oszk.hu/03400/03472/html/emigr1.htm#T3 , unpag.

Briefschreiberin Nr. 1 zu lesen: „Das wo Sie uns schrieben von den ungarischen Emigranten, darüber wahr mein Mann ganz sprahlós“. Sie teilten doch dasselbe Schicksal der Verbannung und hofften ähnlich wie die Vertriebenen auf eine Heimkehr, meint der Mann der Briefschreiberin Nr. 1:

> (261)
> „Den das wahr noh sein einziger Trost wenn amal Die [Denn]
> in ihre Heimat können dan kommen wir auh sagte
> Ehr immer, den die wissen was die Schwaben Geschaft haben
> in Ungarn.“
> [05.02.1949 = 2/1/261]

3.4.5. *Magyar Hüség Mozgalom* – Versuch, die Treuebewung in Württemberg zu installieren. Zündstoff in der Heimatgemeinschaft

Dafür, dass die ‚Ungarntreuen‘ zeitweise versuchten, sich als eingetragener Verein zu organisieren, konnte ich – im Rahmen meiner eingeschränkten Archiv-Recherchemöglichkeiten – einen punktuellen Beleg ausfindig machen. Im Folgenden wird ein Einblick in die Akten des Vereins „Ungarndeutsche Treubewegung in Herbrechtingen e. V.“ geboten.[500] Er wurde am Amtsgericht Heidenheim/Brenz am 23.03.1953 ins Vereinsregister eingetragen und am 20.10.1957 auf der Mitgliederversammlung durch dortigen Beschluss aufgelöst. Das Gründungsprotokoll, ein maschinenschriftliches, deutschsprachiges (nicht fehlerfreies) Schriftstück, ist von einem Landes- und einem Vizevorstand unterschrieben: Das Amt des ‚Landesvorstands‘ bekleidete Ignaz Rein, ein Heidenheimer Hilfsarbeiter; das des Vizevorstands in Vertretung für Württemberg Herr Johann Hárer, ebenfalls aus Heidenheim, und den „bayerischen Vorstand“ bildete Kilian Mayer, wohnhaft in Herbrechtingen. Die Gründung des Vereins sei nötig, um die „unsichere Rechtslage der Bewegung aufzugeben“ und „dem bestehenden Bundesgesetz nach, die Ungarndeutsche Treuebewegung auch aus öffentlichen Interesse, ins Vereinsregister einzutragen“.[501] Der Verein erklärte sich in seiner Satzung demnach zum Rechtsnachfolger der „1938 in Ungarn gegründeten Treuebewegung, die man ungarisch: ‚Magyar Hüség [sic] Mozgalom‘ genannt“ habe, und die im Bundesgebiet seit 1946 ohne gerichtliche Eintragung funktionierte.[502] Laut Protokoll der Versammlung von 21.03.1954 habe der (inzwischen neu gewählte) Vorsitzende, der Schreiner Lorenz Fekete, einen ausführlichen Bericht über „die Erfolge der Bewegung seit Eintragung“ vorgelesen. U.

[500] Staatsarchiv Ludwigsburg, FL 300/13 II.
[501] Staatsarchiv Ludwigsburg, FL 300/13 II.-2.
[502] Ebd.

a. hieß es, Fekete habe „mehrere Briefe vorgelesen die von prominenten Persönlichkeiten der ungarische Emigration an ihn zugeschickt waren und Alle haben ihre moralische Unterstützung für die Bewegung zugesagt“. Anschließend habe Herr W. Klotz, Direktor a.D., Schirmherr der U. T. B. e.V. gesprochen. Dieser „gab den Mitgliedern einen ausführlichen Bericht über die zersetzende Tätigkeit von Géza Bíró Josef Binder und Alois Klemm die durch Verbreitung von falschen Nachrichten und Anschuldigungen versuchen, die Mitglieder der Bewegung einzuschüchtern“. Das Protokoll legt nahe, dass der Verein, der sich zwar als eine überdachende Interessenvertretung inszenierte, mit Andersgesinnten in Konflikt gestanden haben muss. Welche Wirkungskraft der Verein entfalten konnte, wird aus der Aktenlage nicht ersichtlich. Man kann jedoch vermuten, dass der Verein wohl mehr eine Initiative, ein Vorstoß blieb, als dass er viele gleichgesinnte Menschen um sich sammeln hätte können. Doch das Dokument bezeugt den allemal bestehenden Willen und die politische Kraft, sich mit der ungarischen Emigration zu verbinden. Zielsetzungen waren laut § 5 der Satzung:

> „1. Pflege und Aufrechterhaltung der volksdeutschen Kultur.
> 2. Pflege und Förderung der traditionellen deutsch-ungarischen Freundschaft und Kulturgemeinschaft zwischen heimatvertriebenen Ungarndeutschen und die [sic] deutschfreundliche ungarische Emigration.
> 3. Aufrechterhaltung der Beziehungen zur der im Bundesgebiet und ausserhalb Deutschland ansässigen ungarischen Emigration. – Vertretung der Ungarndeutschen Interessen vor die [sic] ungarische Emigration so lange, bis Ungarn vor der russisch-kommunistischen Gewaltherrschaft befreit und die Rückkehr nach Ungarn [möglich wird].“[503]

Zentrale Figur der Treuebewegung in Baden-Württemberg dürfte der oben erwähnte Wilhelm Klotz gewesen sein, zu dessen Aktivitäten noch geforscht werden muss. Ein von dem Briefschreiber Nr. 2 an Bonomi mitversandter Artikel über ein großes Heimatvertriebenentreffen in Ellwangen (1949) lässt darauf schließen, dass Klotz dort als Sprecher der *Treuebewegung* zu Wort kam. Im Artikel über das Ellwanger Treffen der Ungarndeutschen wird Pfarrer Babich, der ebenfalls eine aktive Figur der Bewegung gewesen sein dürfte, als Sprecher erwähnt:

> „In der Versammlung am Nachmittag in Ellwangen sagte Pfarrer Babich, daß es ihm eine besondere Freude gewesen sei, für seine Landsleute in einer so schönen Kirche die Messe zu lesen. Er und der Leiter der Treuebewegung im Kreis Aalen grüßten die Landsleute und die Gäste. Dann ist der Generalsekretär des Ungarischen Nationalkomitees für territoriale Wiedergutmachung, Stefan Wilhelm Klotz, aufs Podium gestiegen. Er bat die Deutsch-Ungarn um Zusammenhalt. Zweck der Treuebewegung und ihr Ziel sei die Zurückführung aller Volksdeutschen in ihre Heimat. Die Deutschen in Ungarn seien vorher nie unterdrückt gewesen und hätten die höchsten Stellungen erlangen können.“[504]

[503] Ebd.
[504] [07.11.1949 = 2/1/050]. Hervorh. im Orig.

Die letzte Zeile des Artikels zeigt den wunden Punkt, in dem die kritische Haltung des Briefschreibers gegenüber Pfarrer Babich begründet war: die Nichtanerkennung der in der alten Heimat erlittenen ethnischen Unterdrückung. Der Briefschreiber ‚kommentiert' den Artikel, indem er den Namen *Babich* unterstrich und an der Seite die Anmerkung „Sapienti sat!!!" [Es bedarf keiner weiteren Erklärung!!!] schrieb.

Weitere Briefe geben einen Einblick in die Stimmungslage, die eine gewisse Unverträglichkeit zwischen den Vertriebenen und manchen Ungarnmigranten geben. Im folgenden Zitat berichtet der Briefschreiber Nr. 2 darüber, was er sich „über den ungarischen Pfarrer" anhören musste und über die in seiner Umgebung angetroffenen „wilden" Ungarn – eine Stelle, die von Bonomi am Rand markiert wurde:

(262)

"Itt nálunk vannak a környéken legények igazi vad-magyarok amik otthon csak nyilasok és gazemberek lehettek és itt. nem más. Wir sind wegen denen die ungarische Zigeuner, de jogos mert a mienk között is vannak ilyenek pld. [Personennamen] stb." [17.04.1948 = 2/1/054]	[Hier in unserer Gegend gibt es echte wild-ungarische Kerle, die zu Hause Pfeilkreuzler und Gauner gewesen sein müssen, und hier sind sie auch nichts anderes. […] aber zu Recht, da es unter uns auch solche gibt, z. B. … usw.]

Hier wird deutlich, dass der Briefschreiber Nr. 2 darunter zu leiden scheint, mit Personen wie ehemaligen Pfeilkreuzern und sonstigen „gazemberek" (Gaunern) in einen Topf geschmissen zu werden. Und in einem senkrecht eingefügten Satz heißt es: „Niemand etwas erwähnen von Babich, mert veszélyes [denn es ist gefährlich]!". Er beklagt, dass in den eigenen ungarndeutschen Reihen auch Personen zu entdecken sind, „wegen denen" sie alle als „ungarische Zigeuner" angesehen werden würden. Im Weiteren macht er seinem Ärger offen Luft (auf Ungarisch) und schimpft spürbar über die, die sich von Faschisten (Pfeilkreuzlern) zu Kommunisten gewandelt haben:

(263)

„darum, mert elegem van a Ittunk ettünk még cigány huzt rá stb. De ez volt a legjobb benne Mária ország Isten ország / és a végén nem tudja azt, hogy nagy Nyilas és	[Ich habe genug von dem Essen, Trinken und „Spiel, Zigeuner"[505], usw. Aber das Beste war daran, das Land Marias, Land Gottes, und sie wissen am Ende nicht, dass er großer

[505] Der Spruch „Még cigány, húzd rá", paraphrasiert das bekannte geflügelte Wort „Húzd rá, cigány", mit dem in der Regel der Primgeiger zum Spielen aufgefordert, ja angetrieben wurde. Die Redewendung wurde durch die bekannten Gedichte von Sándor Petőfi (Falu végén kurta kocsma, 1847) und Mihály Vörösmarty (A vén cigány, 1854) in der ungarischen Sprache weiter verfestigt, sodass die Floskel zum Inbegriff eines (ggf. mithlife von Alkohol) ausgelassenen Vergnügens gehört.

kommunista is volt.“ Pfeilkreuzler und auch Kommunist war.]
[17.04.1948 = 2/1/054]

Zwei Jahre später berichtet er mit Genugtuung über die Weiterwanderung Babichs nach Amerika; dabei wechselt er zwischen den Sprachen hin und her: „Babics L. Amerikába készül [Babics bereitet sich auf die Reise nach Amerika vor], was schon jetzt zu spät ist, da / der Sommer auf dem Boden liegt. Csak el ne kése a vonatot!!! [Möge ja nicht spät auf den Zug zu kommen!!!]” [17.04.1950 = 2/1/055].

Die obigen Ausführungen zur *Treuebewegung* und zur Person Babichs deuten selbst in ihrer Bruchstückhaftigkeit auf ein gespaltenes Verhältnis bezüglich einer ‚Treue‘ zur alten Heimat hin. Das Hin- und Herwechseln zwischen Deutschland und Ungarn zeigt das Schicksal der Briefschreiberfamilie Nr. 5, das in knappen Sätzen (wohl von dem Familienoberhaupt) beschreiben wird. Die Familie floh bereits vor Kriegsende nach Deutschland – sie dürfte zu jenen Budaörsern gehören, die 1944 vor dem Einmarsch der Russen den Ort verließen. Wie im folgenden Brief jedoch berichtet wird, „haben sie sich als Ungarn erklärt“ – was das auch immer konkret heißen mag –, und 1945 sind sie wieder nach Ungarn zurückgekehrt. Angekommen in Ungarn gelangten die Männer gar nicht in ihre Heimat, sondern wurden gleich interniert. Ihr ehemaliges Haus war bereits besetzt. Die Familie kam ein Jahr später (1946) wieder nach Deutschland, diesmal nicht freiwillig:

(264)
„Und mit Familie [Name] wahr so.
Die haben Sich in 1944. in Dez. nach Deutsch-
land und sind bis 1945 dort geblieben dan ha-
ben sie Sich als Ungarn erklärt und sind mit
einen Ungarischen tranzbort zurück gekomen.
Die Männer habens gleich am Nyugati [West-Bahnhof]
Bahnhof weg und gleich in Internirungs
Lager hinein gekommen.“
[20.03.1947 = 2/1/005]

Im Folgenden werden Briefsegmente zitiert, die zeigen, wie unterschiedliche Gesinnungen aufeinanderprallten und dies letztendlich zu einer nachhaltig wirkenden identitären Zerrissenheit der ungarndeutschen Gruppe führte. In einem Brief der Briefschreiberin Nr. 3 ist von einem Landsmann die Rede, der in Ungarn blieb. Die in Ungarn Verbliebenen werden nicht selten als ungarntreu-nationalistisch oder als Kommunisten hingestellt. Hier eine spöttische Floskel, die die Ungarntreuen zur Zielscheibe hat, aus der Feder der

Briefschreiberin Nr. 3: „Von Herrn [Name] noch keinen/Thon. der ist zuhaus. ‚mint Ös Magyar/magnak'[als urungarischer Samen[506]]".

Verschiedene Einstellungen zum ‚Deutschtum', wie sie sich manchmal auch in der Loyalität zum Volksbund innerhalb einer Familie zeigten, verschwanden nicht mit Übertritt in die neue Heimat. Ein Briefschreiber beklagt sich; dabei wechselt er ins Ungarische und unterstreicht: „Nővérem […], dacára, hogy minden rosszul megy mindig, nagy német marad. [Meine Schwester […] bleibt, obwohl immer alles schlecht läuft, eine große Deutsche]" [10~~3~~09.1948 = 2/1/036].

Es ist schwierig, damit umzugehen, wenn Menschen – um der Vertreibung zu entkommen – die Farbe wechseln. Manche Nichtvertriebenen, darunter diejenigen, die sich als Ungarn haben ‚anerkennen lassen' (was auch immer das in Solymár zu bedeuten hatte), konnten in Einzelfällen in der Tat erreichen, dass sie bleiben konnten: „teir […]/Vetter ist jezt annerkant als eichter Ungar aber sie wissen/ ja weir eir war zuvor, jezt wollwn halt alle Ungarn sein" [o. D., Erwerb, 11.04.1947 = 2/1/181]. In einem Brief des Briefschreibers Nr. 2 ist Wut zu spüren gegenüber Schicksalsgenossen, die in der alten Heimat zu gegebener Zeit als „heldenhafte und große Ungarn" aufgetreten waren, hier jedoch opportunistisch „in deutscher Farbe" antreten:

(265)
Das Rundschreiben, „Unsere Post" werden Sie doch wohl auch beziehen? Egynéhány budaörsi sváb egyén (akik otthon mindig – illetve csak adott helyzetekben mint hős és nagy magyarok akartak szerepelni) most ujra mutogatják pofájukat és tátják szájukat, mindenesetre jelenleg német szinezetben. [Manche Budaörser schwäbische Personen (die zu Hause – bzw. in bestimmten Situationen als Helden und große Ungarn auftreten wollten), zeigen jetzt wieder ihre Fressen und gaffen, zurzeit jedenfalls in deutscher Färbung]
[18.09.1949 = 2/1/050]

Auch die (einst deutschfreundliche) Leitfigur der Budaörser Intelligentzia, Pfarrer Aubermann, sorgte für Spannungen bei Andersgesinnten, was offenbar nicht vergessen wurde:

[506] Die Floskel urungarisch (‚waschecht-ungarisch') spielt auf einen in der Zwischenkriegszeit wohl oft gehörten Begriff des Urungarischen an, wie er z. B. im Gedicht von Endre Ady zum Ausdruck gebracht wird. Darin wird die Zeit der Landnahme vergegenwärtigt, in der noch das urtümliche Lied zu hören war: „Verecke híres útján jöttem én,/ Fülembe még ősmagyar dal rivall" [etwa: „Ich kam durch Verecke, als in mein Ohr noch urungarisches Lied jaulte"] (Ady, Endre: Góg és Magóg fia vagyok én, 1905).

(266)

Über […] werde ich persönlich viel einmal erzählen. Aubermann volt legnagyobb ellensége még akkor is mikor [?]-ról eljöttünk, mert tudom, hogy a fülembe súgta, hogy ez a gazember (gauner)	[Aubermann war sein größter Feind, auch als wir von [?] wegkamen, denn ich weiß noch, wie er mir ins Ohr flüsterte, dasas der hier der Gauner ist.]

[10~~0~~[3]09.1948 = 2/1/036]

Auch im folgenden Brief wird eine mutmaßliche Opportunistin kritisiert, die in *Unsere Post* als „sentimentale heimatliebende Deutsche“ auftritt, die Frau des ehemaligen Richters Ébner, dessen unvergesslichen und unverzeihlichen Verrat der Briefschreiber Nr. 2 auch in anderen Briefen anprangert (vgl. z. B. (88)). Dieser soll sich auf die Seite der in das Dorf einfallenden Russen gestellt haben:

(267)

„Például az utolso számban a hirhedt nagy magyar Ebner v. Börsi bironak felesége adta, den sentimentale heimatliebende Deutschen. Mikor még odahaza bevonultak az oroszok, épp ennek a fia hajtotta gazember modra a szegény svábokat az inter- nálótáborba~~n~~, sőt még a legaljasabb modon vieselkedett a szegényekkel szemben. Ennek a „suhancnak“ az apja (biro v.) pedig az orosz bevonulás után egy beszédben	[Beispielsweise in der letzten Nummer, die Frau des berühmten großen ungarischen gew. Richters stellte sich als […]. Als zu Hause die Russen einzogen, gerade ihr Sohn jagte die armen Schwaben auf hinterlistige Weise ins Internierungslager, und zeigte den Armen gegenüber das gemeinste Verhalten. Der Vater dieses „Schurken“, der Richter aber, sagte in einer Rede nach dem Einzug
[Seite 2] igy nyilatkozott: Itt vannak hála Istennek a Meg- mentőink. A volt Volksbundistákat mind internálni kell. – Und diese Charakterlose Leute sind jetzt auch hier in Deutschland (Ami Zone) u. leben sich aufs beste. Bauer, der große Judas der sich auch wichtig machte mit sein Hausbau war ein großer Km…. Hol itt az igazság? Na ~~de~~ ja, der Herrgott wird schon mal alle finden u. die Gerechtigkeit walten lassen.	der Russen: Gott sei Dank sind unsere Erlöser sind da. Die ehemaligen Volksbundmitglieder müssen alle interniert werden.] [Kommunist] [Wo ist hier die Gerechtigkeit?]

[18.09.1949 = 2/1/050]

Wieder einmal zeigt sich, dass die Briefe dieser ‚privaten‘ Kommunikation mit dem vertrauten Adressaten Bonomi unverhohlene Ansichten enthüllen und dass die Heimatgemeinschaft keine homogene war. Das Gegenteil ist der Fall: Aufgrund unterschiedlicher Schicksale und Erfahrungen bildeten sich verschiedene Reaktions- und Verhaltensmuster.

3.4.6 „*Und jezt mit der Volkszählung, Hier hat man ja noch nicht angefangen, aber sie sind alle gans Nervös*“ – Trauma-Thema Volkszählung und ihr langer Schatten

Darüber hinaus kommen auf die Vertriebenen Impulse von außen zu, die eine Auseinandersetzung mit der Identitätsfrage erzwingen. 1950 heißt es, man könne nach Ungarn, wenn man für dessen „würdig“ befunden werde; dabei wird insbesondere die Staatsangehörigkeit angesprochen:

(268)
Lieber Herr Professor bei uns wurde am Rathaus angeschla
gen ausgans August, das die Ungarn heim können wen
Sie sich für würdig befinden dan haben Sie auh das M.Állam bolgárság nicht verloren, es meldete sich nimand. [ungar. Staatsangehörigkeit]
[o. D., Erwerb, 21.09.1950 = 2/1/302]

Und in den folgenden Zeilen geht es um ein noch wichtigeres Thema als die Staatsangehörigkeit, das für große Bedenken sorgte: um die angekündigte Volkszählung. Da in Ungarn ja gerade die Volkszählung die rechtliche Grundlage der Vertreibung bildete, sorgte eine Volkszählung in der neuen Heimat nach Zeugenschaft der Briefe für große Aufregung. Man erwartete aufgrund der gemachten Erfahrungen nichts Gutes („Hier hat man ja noch nicht angefangen“); v. a. ist man unsicher bezüglich der Frage, als was man sich eintragen lassen soll:

(269)
„Und jezt mit der Volkszählung, Hier hat man ja
noch nicht angefangen, aber sie sind alle gans Nervös
sie sagen, jezt weis man nicht wie man Sich be-
kenen soll, die meinen das halt keinen unsin zusa-
men machen ~~die~~ sie sagen ja wir sind ja Deutsche
abstammung aber wen man sich Deutsch bekent darf man
nicht mehr nahhause wen es einmal so weit
komt. Was sagen Sie Bitte dazu.“
[o. D., Erwerb, 21.09.1950 = 2/1/302]

Die Briefschreiberin Nr. 1 möchte die Meinung des Adressaten einholen; v. a. möchte sie damit versuchen, etwaige Benachteiligungen zu verhindern („das man „halt keinen unsin zusamen machen“).

Hinter der Frage „wie man Sich bekenen soll“, steckt Unsicherheit, und die Notwendigkeit, die Identität der jeweiligen politischen Lage entsprechend auszurichten. Die Selbstzuschreibung (hier in Form einer Angabe der Volkszugehörigkeit) dient de facto *einer Anpassungsstrategie*. Vielleicht kommt hier einmal mehr die historisch mehrfach erlebte Verhandelbarkeit der Identität zum Ausdruck. Es ist auch bemerkenswert (man beachte

unsere früheren Ausführungen zur Ablehnung der Rückkehr bei dieser Briefschreiberin), dass die Briefschreiberin sich noch 1950 darüber Sorgen macht, in eine Situation zu kommen, in der sich durch die Angabe „deutsch“ die Chance auf Rückkehr verbauen könnte. Die tiefe Verunsicherung könnte kaum ein anderes Moment mehr demonstrieren.

3.4.7 „*Prédikacio mise és stb. az mint magyarul ment. Was sagen Sie dazu*?“ – Identitätskrisenmanagement mittels Sprache

Einführend sei Bonomis Einschätzung vergegenwärtigt, der hier nicht als Adressat, sondern im wörtlichen Sinne als „teilnehmender Beobachter“ im sprachlichen Neubeheimatungsprozess der Heimatvertriebenen fungiert. Er stellt einen klaren Zusammenhang zwischen Sprachgebrauch und Pflege der (noch vorherrschenden) ungarischen Identität her und verschweigt dabei die Problembereiche um „die deutsche Sache“ auch nicht:

> „[…] kaum waren die Leute da, setzte auch schon eine unerfreuliche Auseinandersetzung unter ihnen ein. Alle Schuld an der Vertreibung wird nun denen zugeschrieben, die daheim für die deutsche Sache geworben haben. Mit Vorwürfen überhäufen sie sich jetzt. In manchen Familien wird von nun an mit Vorliebe madjarisch statt deutsch gesprochen, madjarische Vereine und Gottesdienste haben plötzlich eine besondere Zugkraft. Aber auch andere Differenzen werden jetzt ausgetragen. Der jähe Zusammenbruch ihrer Welt bewirkte, daß allerlei Untugenden (Ich-Sucht, Mißgunst, Neid, Haß, …) in Erscheinung treten und Unfrieden stifteten.“[507]

Das Zitat beleuchtet, welche Rolle der ungarischen Sprache innerhalb der familiären bzw. der heimatlichen Gemeinschaft zufiel. Entlang jener Kluft, die sich durch die Gemeinschaft zog, standen die Menschen je nach Einstellung auf sehr unterschiedlichen Standpunkten bezüglich der „deutschen Sache“, des ungarischen Mutterlandes, dessen Sprache sowie der deutschen Muttersprache. Dabei fällt auf, dass sich Schuldhaftigkeit mit diesem Fragenkomplex verband.

In der folgenden Briefpassage berichtet der Briefschreiber Nr. 2 über einen St. Stephanstag am 20. August. Dass der einstige Nationalfeiertag, der St. Stephanstag von den Heimatvertriebenen in der neuen Heimat an mancherorts im Ankunftsjahrzehnt begangen wurde, habe ich bereits versucht nachzuweisen.[508] In der folgenden Passage wird nicht auf die Ereignisse, sondern vor allem auf die Sprache abgehoben; dabei schwingt Missbilligung der

[507] Bonomi: Deutsche aus dem Ofner Bergland in neuer Heimat 1955, 67f.
[508] Schell 2008, 71ff.

Tatsache mit, dass die Messe in ungarischer Sprache zelebriert wurde. Dies wird von dem Briefschreiber zwar moniert, er selbst berichtet jedoch auf Ungarisch:

(270)

Kupferzellbe tartotak Szt. István napot Svábokal és ami legérdekesebb magyarul.	[In Kupferzell hat man den St. Stephanstag mit Schwaben gefeiert, und was am interessantesten ist, auf Ungarisch.
Prédikacio mise és stb. az mint magyarul ment. Was sagen Sie dazu? És ami még szintén megemlitendő magyar imákat és énekes könyveket osztanak ki.	Predigt, Messe, usw. alles lief auf Ungarisch. Und was noch zu erwähnen ist, ungarische Gebete un Gesangbücher werden ausgeteilt.]

[15.09.1947 = 2/1/053]

Was für den ‚privaten Verkehr' für den Briefschreiber Nr. 2 angemessen ist, gilt anscheinend nicht für den sozialen Raum der Gruppe; der Briefschreiber ist gegen einen vermeintlich ‚forcierten Gebrauch' der ungarischen Sprache. Eine landsmannschaftliche Zusammenkunft in Schorndorf, im Heimatort des Adressaten, kritisiert der Briefschreiber noch deutlicher; er ärgert sich sogar in Rage und legt am Ende den Finger in die Wunde:

(271)

„Wie ich gehört habe soll in Schorn- dorf eine Unterhaltung werden, wo die Krämer Musikkapelle spielt u. der Lajos so Wie wie Riedl teilnehmen werden. Sie fangen hier gerade so an, wie sie in der Zeit U. D. V. bei Herr Ex. Bleyer[509] das alles nur mit Musik u Saufen gut gemacht werden soll (és közbe ez volt a legnagyobb hiba)"	[Ludwig Leber] [(und dabei war das der größte Fehler)]

[02.09.1948 = 2/1/037]

Offensichtlich ist das selbstbewusste heimatpflegerische Singen und Tanzen der Landsleute dem eher auf ein frommes Leben eingestellten Briefschreibers Nr. 2 ein Dorn im Auge. Die Volksbelustigung stößt ihm sauer auf – wie schon zur Zeit des Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins unter der Leitung von Jakob Bleyer. Mehr noch: Er deutet letztendlich eine Mitschuld von alldem an der Vertreibung an („das war der größte Fehler").

[509] Hier wird auf eine der einflussreichsten Figur der ungarndeutschen Bildungsgeschichte und zugleich Politik in der Zwischenkriegszeit Bezug gennommen, auf den Germanisten und Politiker Jakob Bleyer (1874 Tscheb /Batschka – 1933 Budapest), der 1924 den *Ungarländischen Deutschen Volksbildungsverein* begründete, welcher sich schnell über das ganze Land verbreitete. Der Verein hatte nach sieben Jahren ca. 27500 Mitglieder und 180 Ortsgruppen und organisierte v. a. deutschsprachige allgemeinbildende Vorträge, musikalische Veranstaltungen und Trachtenfeste und richtete Büchereien ein.

Die Briefschreiberin Nr. 1 berichtet hingegen von einem Stephanstag in Creglingen. Auch sie thematisiert die dort vorherrschende ungarische Sprache und erläutert näher, wie es dazu kam, dass Pfarrer Ritter diese Sprache wählte:

(272)
„Ferner das wir um H. Stefanstag in unser
Bergkirhe, aus Greglingen ein Walfart gehabt
haben. Es kammen ville aus Greglings umgebung.
Und unsere von ganzen Ort die flüchtlinge
waren auh oben. Die Prozesion leitete Lorenz
Ritter Pfarer. Ja und da wurde es Ungarisch
Gebetet, gesungen, und Gebretigt was sagen
Sie dazu. Mir kam es so for wie wenn
schon alle spinen möchten. In Ungarn wa-
ren Sie Deutsche, und hier sind Sie Ungarisch
der Ritter sagt es hat einer zu Ihn gesagt
Er soll alles Ungarisch machen, Und welher von
Euh ist dagegen. Miért gyülöljük a Magyart? [Warum soll(t)en wir das Ungarische hassen?][510]

Wo wir so lange und so gud gelebt haben.
Es war schön es gehd Ihm gud aus in der [es war schön, es ist gut ausgegangen]
Ungarischen sprache. Am 15 ten kommens wie-
der mit denn Herrn Bischof und fille Buda-
örscher werden hier zusammen kommen“
[05.09.1947 = 2/1/258]

Dem Bericht nach wurde Pfarrer Lorenz Ritter von den Gläubigen gebeten (oder evtl. unter Druck gesetzt), das Fest auf Ungarisch zu zelebrieren, was jedoch nicht für alle selbstverständlich war – so auch nicht für die Berichterstatterin. Sie bringt hier das Dilemma auf eine klare Formel, die die Querstellung der Identitäten kaum besser ausdrücken könnte: „In Ungarn waren Sie Deutsche, und hier sind Sie Ungarisch“. Dabei geht es, um es noch einmal zu betonen, bei beiden Schreibenden *nicht um eine Ablehnung der ungarischen Sprache* – dagegen sprechen ja die zahllosen Stellen, bei denen sie zur Anwendung kommt. Ihnen geht es offenbar um die für sie befremdliche, durch ihre dezidierte Anwendung demonstrierte Selbstbehauptung nach außen hin, in einem bestimmten sozialen Kontext. Einmal mehr zeigt sich somit in diesem für die Budaörser wichtigen Bereich der Religionsausübung die zentrale Rolle der Sprache, wie sie eine gewisse Funktion im Aushandlung der ungarischen Teilidentität ausüben vermochte.

Ein letzter Punkt bezüglich der bereits erwähnten Spaltung der Gesinnung sei in Bezug auf Schuldhaftigkeit nochmals aufgegriffen. Es scheint, dass die aus der alten Heimat

[510] Warum sollen wir das Ungarische [ggf. die Ungarn] hassen? Anhand der Formulierung, die beide zulässt, ist nicht eindeutig zu bestimmen, ob hier die Rede nur von der Sprache oder eventuell von den Menschen ist.

mitgebrachten Gegensätze zwischen ‚Volksbundtreuen'[511] und „Ungarntreuen" noch länger Bestand hatten. Bei Deutschen, die dem Volksbund ferngeblieben waren, konnte das Gefühl entstehen, das Schicksal mit den Schuldigen teilen zu müssen. Dass die festgefahrenen Gegensätze zwischen ‚Volksbundisten' und ihren Gegnern buchstäblich nach Deutschland transportiert wurden, beleuchtet ein Interviewsegment einer Rückkehrerin von Ágnes Tóth. Hier antwortet die Interviewte auf die Frage, ob es in ihrer Heimatgemeinde einen Volksbund gegeben habe:

> „Natürlich, es gab einen großen. In Újpetre war etwa 10 % nicht Mitglied. […] in der Zeit des Volksbundes gab es keinen, der die Tochter eines Volksbundisten geheiratet hätte. Wir haben gar keinen Kontakt gehabt, wir waren derart gegensätzlich. […] Wir waren ganz separiert, wir, die keine Mitglieder waren, und die, die beteiligt waren im Volksbund. Und dann mit solchen zusammen, Sie können denken, in einem Waggon zusammen nach Deutschland gebracht, wie die gegrölt haben über uns! […] dass man uns nach draußen, nach Deutschland gebracht hat, trotzdem, dass wir bis zum Schluss Ungarn waren… d. h. dass wir Ungarn sind."[512]

Das folgende Beispiel aus unserem Briefbestand zeigt, dass es unter dem Druck einer sozial schwierigen Lage zu ernsthaften Zerwürfnissen unter den Landsleuten kommen konnte. Die Briefschreiberin Nr. 1 und ihr Mann gerieten in einen Konflikt mit den Budaörsern, der ein grelles Licht auf die Konkurrenzlage unter den Flüchtlingen wirft. Das schwierige Thema wird von ihr in sarkastischem Ton eingeführt: „Wir sind jezt durh unsere gute Lantsleute in eine kritische Lage gekommen", erklärt sie und beschreibt, wie sie von den Landsleuten gemobbt werden, dabei greift sie zum allgemeinen Feindbild *Kommunisten* (und bei diesem Wort wechselt sie ins Ungarische):

(273)

„Es werden nemlih Budaörscher Komunista part egy iteni segitségevel lebendig. Mein Mann und ich wir sind allein keine verwánten u. bekan ten. Der Hass gegen uns komt fon den her dás Sie nicht jede Woche Bezugschein[513] bekammen. […] Glückliche Men- schen die heut zutáge keinen ánteren Schmerz haben. [Seite 2] […] Der Bürger- meister reichte ein um eine Unterstüzung für Ihn und für mih. Wir bekammen […] Mark monátlich dafan wird noch die Miete ab-	[Die kommunistische Partei wird mithilfe eines hiesigen]

[511] Es gilt als bekannte Tatsache in der Vertriebenenforschung, dass die Organisation *Volksbund* bzw. ihre deutschgesinnten Anhänger in den von Deutschen bewohnten Orten vielerorts eine ideologische Trennlinie zwischen den „Deutschgesinnten" und „Ungarntreuen" zogen. Réka Marchut bietet anhand zeitgenössischer Presseangaben bzw. in Budaörs früher erhobener Interviews einen Überblick über die Zustände in Budaörs. Demnach dürfte der Volksbund in Budaörs ca. 800 Mitglieder bei einer mehrfachen Anzahl von Sympathisanten gehabt haben. Vgl. Marchut 2014, 108f.

[512] Tóth 2008, 100. Interview mit einer 1928 geborenen Person. Weitere Fälle: 100f. Übers. CS.

[513] Zum „Bezugschein" vgl. (145).

gezogen. Also das dut Denen so weche
Er hat 265 Flüchtlinge Wonung besorgt und
eingerichtet mit ten Notwentigsten sachen
wo man brauht zum kochen zum Schlafen
u.s.w. dan um Licht und Holz és hátte fille
mühe gekostet und fille Nächte in ansbruch
genommen. Und jezt komt der Lohn Sie zeig-
ten in beim Landrat an und am
Arbeits Amt, das Er die Understüzung um
sonst beziht Er ist Arbeits fehig und macht
den gansen Tag nichts. Wenn Er gesund ist
macht es uhm nichts aus Er hat ja immer
geárbeitet. Die Unterstüzung wurde enzogen.“
[10.08.1947 = 2/1/301]

Diesem Brief zufolge haben Landsleute den Mann der Briefschreiberin angezeigt und bezichtigt, unrechtmäßig Unterstützung zu beziehen, worauf dieses Geld ihnen tatsächlich entzogen wurde. Das sei ihnen aus Neid angetan worden. Das Intrigieren der Landsleute dürfte dem Ehepaar nicht nur materiell geschadet, sondern auch moralisch in eine krisenhafte Situation gebracht haben, denn die Anzeige ging offensichtlich mit Diffamierung einher:

(274)
„Ja und dan sagen Sie noch das Er ein
Geferliher Bundtista wár und da wollen
ihn anzeigen. Das Er ein Jahr eine Leitente
Stelle gefürt hat wo Er nicht hät Dürfen also
so eine ferleumdung. Wár nicht einmal ein-
geschrieben, und wenn Ehr gewesen währe
könten Die ihm auh nichts anhaben.“
[10.08.1947 = 2/1/301]

[Bundtista = Mitglied im Volksbund]

Die Beschuldigung, Mitglied des Volksbundes gewesen zu sein (und folglich unrechtmäßig eine leitende Stelle beim Rathaus gehabt zu haben), erinnert die Briefschreiberin an die alten Feindschaften. In der aktuellen Verleumdung sei diese nun fortgesetzt: () „Das/möchte[514] da auh so fort géhn genau so“ [10.08.1947 = 2/1/301]. Der Ausdruck „Geferliher Bundtista“ ist jedenfalls eine beabsichtigte Kränkung. Die Briefschreiberin erwartet von Bonomi Beistand; dabei ist sie selten so klar in ihrer Mitteilungsabsicht. Wenn sie nun um Rat fragt, versichert sie Bonomi ihre Verschwiegenheit:

(275)
„Lieber Herr Bonomi wen Sie zurük schreiben wollen
können Sie ruhig schreiben das sied nimand und
wird gleih fernichtet. Ich hab mih halt müssen aus
glagen.“
[10.08.1947 = 2/1/301]

[514] Der Konjunktiv erscheint in den meisten Fällen mit dem Hilfsverb *mögen* statt *werden*.

Dass die Lage des Ehepaares den im entfernten Schorndorf wohnenden Adressaten beschäftigt haben muss, ist daran zu erkennen, dass er bei einem anderen Korrespondenzpartner nachgefragte, worauf dieser mit einer Andeutung antwortet:

> (276)
> „Über […]
> kann ich nur persönlich auskunpft geben. Die Bu-
> daörser sollen sich schämen. Jetzt habe ich alles gesagt."
> [14.11.1949 = 2/1/073]

Dass Vertriebene wegen ihrer Zugehörigkeit zum Volksbund in Rechtfertigungszwang gerieten, wird kein Einzelfall gewesen sein. Das beweist ein anderer Konflikt, der durch einen gerichtlichen Prozess aktenkundig wurde. Der Fall wird nicht wegen seiner Repräsentativität angeführt, und die betroffene Person gehörte auch nicht zum Kommunikationskreis der Budaörser; vielmehr ist er ein punktuelles Ergebnis meiner diesbezüglichen Recherchen und er soll den hier stattfindenden moralischen Erdrutsch in der angespannten Lage unter den Flüchtlingen veranschaulichen. Lt. Archivakte wurde ein Herr H. von einer Landsfrau beschuldigt, sich freiwillig in die Waffen-SS gemeldet zu haben und im Konzentrationslager von Dachau Wachmann gewesen zu sein. Die Spruchkammer Mergentheim hat als öffentlicher Kläger am 17.03.1948 beantragt, den Mann „sofort in Haft zu nehmen und in ein Interniertenlager einzuweisen", was auch vollzogen wurde. In der Begründung heißt es:

> „Im Falle des Betr. besteht Verdunkelungsgefahr und unter Umständen Fluchtverdacht. Er gehörte seit 1944 der Waffen/SS an was er in seinem Meldebogen verschwiegen hat. Eingegangene Anzeigen und diesbezügliche Ermittlungen lassen den Betr. als einen Angehörigen der Wachverbände der KL. [Konzentrationslager] erscheinen. Der Betroffene bestreitet dies zwar, jedoch sind seine Ausführungen derart verworren und widersprechend, sodass sie in jeder Beziehung zweifelhaft erscheinen."[515]

H. wurde festgenommen und in Ludwigsburg interniert. Am 05.04.1948 wurde die Strafe jedoch mit sofortiger Wirkung aufgehoben. In der Begründung heißt es: „Auf Grund der am 05.04 1948 gemachten […] Aussage entfällt der Festhaltungsgrund. Danach ist der Betroffene zusammen mit dem Zeugen und noch vielen anderen Ungarndeutschen im September 1944 zwangsweise zur SS eingezogen"[516]. In der ausführlichen Fallbeschreibung steht, dass die genannte Frau, die in der alten Heimat mit dem Beschuldigten lebte und von ihm ein fünfjähriges Kind hatte, den Betroffenen, den Zeugen und noch eine dritte Person noch in Ungarn bei den Russen angezeigt habe. Die Beschuldigten seien daraufhin schon in Ungarn

[515] Staatsarchiv Ludwigsburg, EB 434. Blatt Nr. 6.
[516] Ebd. Blatt Nr. 18.

verhaftet worden und vier Tage eingesperrt gewesen. Erst als der Gemeindevorstand, die Polizei und andere Behörden bestätigt hatten, dass dies nicht der Fall war, sondern sie zwangsrekrutiert worden waren, seien sie befreit worden. Einer der Zeugen habe lt. Protokoll ausgesagt, dass der Politische Leiter der russischen Dienststelle, nachdem sich die Denunziation der Frau herausgestellt hatte, in seiner und der anderen Betroffenen Gegenwart erklärt habe: „‚Die Frau sollte für ihre falschen Angaben aufgehängt werden'. Wenn sie nicht ein 2 1/2h jähriges Kind gehabt hätte, das sonst unversorgt gewesen wäre, ‚wäre sie auch nicht ungerupft davongekommen'", heißt es.[517] Der Fall wirft ein grelles Licht auf ein Konfliktpotential: Wenn jemand in der Waffen-SS diente, ungeachtet dessen, ob er freiwillig oder zwangsrekrutiert war (denn zu dieser Zeit gab es kaum eine Einsicht, dass dies ein Unterschied war) oder mit dem Volksbund zu tun hatte, konnte er – sogar wie im obigen Fall, auch aus persönlicher Motivation – angezeigt werden und musste sich ggf. rechtfertigen, was wohl kaum ohne Schädigung seines Ansehens geschehen konnte. Darüber hinaus wirkte es unter Umständen, als hätte er dadurch dazu beigetragen, die Gründe der Kollektivbestrafung herbeizuführen.

Abschließend dieses Kapitels kann aufgrund der analysierten Briefinhalte gesagt werden, dass innerhalb der ungarndeutschen Vertriebenengruppe, die mit einem Stempel des ‚kollektiven Verrufenseins' leben musste, Verhaltensweisen an den Tag gelegt wurden, die dazu führten, dass Sündenböcke gesucht und oft genug auch gefunden wurden. Die geschilderten Momente verweisen auf eine zusätzliche, über die materielle Notlage hinaus bestehende innere soziale Destabilisierung, die mit einer Desorientierung einherging. Diese ging Hand in Hand mit einer Verfestigung der Überzeugung einer schuldhaften Vergangenheit und ggf. eines negativen Selbstbildes und – mit Blick auf eine (und zeitweise in Erwartung einer) möglichen Rückkehr nach Ungarn – konservierte Konfliktherde, anstatt sie aufzulösen. Dabei ist der Bezug zu Ungarn nicht gleichzusetzen mit dem Bezug zur Sprache – an der sich manchmal Konlikte entzündeten – die Sprache scheint ihrer Eigendynamik gefolgt zu sein.

Dafür, dass die ungarische Sprache und die ungarndeutsche Identität auch später in der Außenwahrnehmung eng verbunden waren, sei ein Beispiel aus dem Jahr 1966 angeführt. Anton Reppmann, ehemaliger Kreisvorsitzender der ungarndeutschen Landsmannschaft, wohnhaft in Schwäbisch Gmünd, wurde in eine Lesebriefdebatte mit der Leiterin der

[517] Ebd. Blatt Nr. 16, 2.

Schwäbisch Gmünder Volkshochschulle verwickelt, als diese nach einer Studienfahrt der VHS nach Wien und Budapest bemängelte, dass Deutsche aus Ungarn zwar von einem „ungarndeutschen Volksbewußtsein" sprächen, aber untereinander ungarisch redeten: „Bei diesem ausgeprägten Volksbewußtsein erstaunt es mich aber noch mehr als vorher, daß viele Ihrer Landsleute, insbesondere Frauen vom Land, sich nicht ihrer Muttersprache, sondern der ungarischen Sprache bedienen, wenn sie untereinander einen Plausch halten, wie man es in den Gmünder Straßen des öfteren mit anhören kann."[518]. Daraufhin sah sich Reppmann genötigt, seine Landsfrauen zu verteidigen und zu erklären:

> „Ich bedauere sehr, aus der Feder der Leiterin der Volkshochschule diesen Satz erfahren zu müssen. Er zeigt mir a) wie wenig Sie die Ungarndeutschen des Kreises (mit denen Sie bereits 20 Jahre zusammenleben) und im allgemeinen kennen und über ihr Volkstumsschicksal wissen, b) Daß Sie von der Existenz einer ganz erklecklichen Zahl madjaren in unserem Kreis nichts wissen, die untereinander (sicher auch mit Ungarndeutschen, soweit diese ungarisch verstehen!) selbstverständlich in ihrer Muttersprache unterhalten c) von einer gewissen Unduldsamkeit."[519]

Die identitäre Spaltung innerhalb der Heimatgemeinschaft zeigt sich bei den Deutschen aus Ungarn auf eine einmalige Art: in ihrem Verhältnis zur ungarischen Sprache. Verbundenheit mit der oder Distanz zur alten Heimat kann durch die Loyalität zur (oder Ablehnung der) Sprache stets situationsbedingt ausgedrückt werden. Die Briefschreibenden Nr. 1 und Nr. 2 verwenden in Privatsituationen (z. B. eben beim Schreiben an Bonomi) sehr wohl die ungarische Sprache, deren Gebrauch sie aber auf einer Massenveranstaltung als demonstratives (frei nach Bock) ‚Zurschaustellen' deuten – als „Aufschaukelung des Sprachlichen" (nach Tolksdorf). Abschließend soll noch einmal betont werden, dass in den hier behandelten Briefen differenzierte Ansichten, Meinungen und Einstellungen zutage treten, die zwar nur für eine begrenzte Zeit Gültigkeit haben, für die Ankunftsjahre aber wie kaum eine andere Quelle unterschiedliche Gesinnungen, Reaktionen und Attitüden der Vertriebenen aus Ungarn nachweisen.

3.4.8 *„Das Heimweh hat in algemeinen nachgelassen "* Übergangszeit und Loslösung von der alten Heimat

[518] Kern, Isolde: Nochmals. Budapestfahrt der VHS [Der Leser schreibt], Gmünder Tagespost, 22.10.1966.
[519] Reppmann, Anton: Erwiderung in Sachen „Studienreise" der VHS nach Ungarn [Leser schreiben an die Zeitung], Gmünder Tagespost, 26.10.1966.

„Das Heimweh hat in algemeinen nachgelassen bei unseren Leuten, wo man hin komt ist in algemeinen von Möbel kaufen die rede und von Hausbauen“, berichtet die Briefschreiberin Nr. 1 zum Ende des Jahres 1950. Die Stelle zeigt, welche Veränderungen sich zum Anbruch des neuen Jahrzehnts anbahnen: Man widmet sich im wörtlichen wie im übertragenen Sinn der Einrichtung in der neuen Heimat. Doch klare Absichtserklärungen, sich in Deutschland niederlassen zu wollen u.ä., sucht man in den Briefen vergeblich. Dazu reicht es, sich noch einmal den Titelartikel von *Értesítő* an Weihnachten 1952 zu vergegenwärtigen („1952. Karácsonyára. A hetedik karácsonyt ünnepeljük hontalanságunkban [Zu Weihnachten 1952. Wir feiern das siebte Weihnachten in der Heimatlosigkeit]“).[520] Und viele Briefpassagen führen eine weiterhin bestehende Erwartungshaltung vor Augen. Wenn klarere Aussagen erfolgen, dann meistens im Rahmen eines Vergleiches zwischen den Verhältnissen der alten und der neuen Heimat. Insgesamt ist ein schleichender Prozess einer mal fließenden, mal stockenden Umpolung zu beobachten – die in Korrelation mit dem immer negativer werdenden Nachrichtenstrom aus Ungarn steht. Dieses abschließende analytische Kapitel über die Briefe vom Zeitraum bis zur Mitte der 1950er Jahre widmet sich der Frage, wie sich die Schreibenden auf die neue Heimat allmählich eingelassen und unterdessen den Heimkehrwunsch aufgegeben haben. Dabei werden Momente dieser Entscheidungsfindung ein Stück weit nachgezeichnet.

Im Brief eines Schreibenden aus Solymár wird deutlich, dass eine Planung vier Jahre nach der Ankunft dem beruflich flexiblen, geschickten und relativ erfolgreichen Landsmann kaum möglich erscheint. Der Handwerker, der sich zu einem angesehenen Fachmann hochgearbeitet hat, möchte ein Haus bauen, steckt aber nach wie vor im Rückkehrdilemma:

(277)
Und das hausbauen kan ih nicht
und vill auh noh niht, den ih glaube
es mus ja doh etvas komen das man
vieder mit geschvister und freunde
zusamen komen kan, und sei das vo imer
den so sind vier hier veit getrent zerisen
Und könen niht einmal im jar einander
sehen, Und vas am 2april durh Radio komen
ist, darüber denk ih nur eins, Mier sintschon
so oft betrogen vorden dasman schon gans kalt
viert fon allen“
[03.04.1950 = 2/1/375]

[520] Értesítő, 5. Jg. 23–24., Titelseite.

Ein Motiv der Briefe ist nach wie vor die Verunsicherung, die durch Nachrichten verschiedener Provenienz oft nicht beseitigt, sondern geschürt wird. Sie kommt insbesondere auch auf, wenn aus offizieller Quelle, z. B. im Radio, „von nachhaus kommen“ berichtet wird. Man lässt die Information zeitnah prüfen:

(278)
Eine Fam
von hier hat kleich nachhause geschrieben
weil das ihn Radio kam, von nachhaus
kommen, und haben ja auh schon eine
Antwort bekommen, in dem es hies es sol
ihnen ja nicht einfalen das nachhause
kommen den Sie soln‘ froch sein das in
Deutschland sind […].
[18.04.1950 = 2/1/259]

Was die soziale Lage der Familie der Briefschreiberin Nr. 1 anbelangt, so ist in den Briefen nach wie vor immer wieder von einer Arbeitslosigkeit des Familienoberhauptes die Rede, und die Briefschreiberin geht weiterhin saisonalen Beschäftigungen nach:

(279)
„Da mus ich halt die Ge-
sunde sein und gehe noh fest schaffen nicht stän
dig aber öfters sowi Binden, Heften Kartofel zusammen
lesen habe meine Eier fertint und unsere Kartoffel
fürs ganze Jahr nun gehe ich Hagenbutten rupfen
fürs pfund bekommen wir 11 pf. nicht viel aber es
ist etwas und man hokt nicht daheim.“
[20.09.1953 = 2/1/278]

Auf der anderen Seite, bezogen auf die alte Heimat, vermitteln die Briefe der 1950er Jahre ebenfalls viel Leid und Ungerechtigkeit (vgl. die Beispiele in Kap. 2.2.4.5). Dabei geht es um erneuerte, wiederholte Entrechtungsaktionen des neuen diktatorischen Regimes. In der folgenden Passage wird von der Briefschreiberin Nr. 1 mit einer an Teilnahmslosigkeit grenzenden Sachlichkeit nacherzählt, welche ungünstigen Entwicklungen vonstattengehen:

(280)
Partos Gastwirt einen seiner Weinberge zurück
bekam, und hatte auh eine schöne Weinernte
gehabt 33 Hkl, hatte ehr geerntet dafon muste
Ehr 10 Hkl. für den Pacht 20 für die Steuer,
[Seite 2]
abgeben da blieben ihn noch 3 zum Leben.
[…] hatte sein Haus zurück kaufen
dürfen neben […] auh für Wein, dan
nehmen sie es ihn wieder wek und wen
wieder die Ernte da ist kan Ehr es wieder
zurück kaufen da bleibt auh nicht viel zum
Leben, ich habe ja schon wieder das meiste

fergessen. Was erzelt wurde.
[…] schreibt auh schon das was Ehr vertint
zum Leben aufgeht.
[06.01.1952 = 2/1/269]

Es wird auch über eine unzuverlässige und instabile Lage berichtet:

(281)
„Von […] bekammen wir
auh nachricht aus Budapest das er und seine
Frau Arbeiten gehn und eines Tages haben in
ganz ausgeraubt, die semtliche Wäsche habens
ihm aus dem Schrank gestohlen jetzt kan er gesto[h]len [nachtr. Selbstkorr.]
wieder Arbeiten bis er etwas zum anziehen
hat so geht es noch immer zu in Ungarn.“
[21.12.1953 = 2/1/274]

Im direkten Vergleich heißt es bei der Briefschreiberin: „da geht es uns doch/ besser nicht wahr, wir werden schon so langsam zufrieden, wen man immer solhe sachen hört“ [06.01.1952 = 2/1/269]. 1954 erzählt die Briefschreiberin Nr 1 zum letzten Mal durch die Linse eines entfernten Verwandten („einen/ Spätheimkerer ihr Cusen“) über die Verhältnisse im Heimatort, dabei klingt ihr Schlusssatz am Ende der Schilderungen der Verwüstung wie ein Abschied:

(282)
„der wahr einige Wohen
in Budaörs er sakt man mus sich nicht mehr
ferstecken man kan frei herum laufen. Gasthaus
gibt es nuhr mer eins das ist das Caffé Haszám[521]
aber kein Tisch oder stul trin ganz leer, es ist
kein Hof mehr eingefangen, nirgenz mehr ein
Zaun in die schönen Häuser wond man und
die alten stehen leer, ohne Fenster und Türen, wen
es bei einen Telepes hinein Regnet, dan schmeist er [Siedler]
einen anderen hinaus und ziht dort ein wo es niht
hinein Regnet. Die Weinkeller sind bis auf eini-
ge, gans Kaput ohne Tach und Fenster und einrich-
tung die Wände stehen noch. […] spilt noch auf
der Orgel in der Kirhe wo nuhr die alte Budaör-
scher hin gehen. Das Ofner Gebirge wollen sie mit
junge Pfirsiche anlegen den die alten Bäume sind
mehr sehr wenige. Armes unfergesliches Budaörs.“
[28.03.1954 = 2/1/270]

Gleicherweise fasst ein Briefschreiber aus Solymár in seinem letzten an Bonomi geschriebenen Brief in knappen, interpretierenden Sätzen das aus Ungarn Gehörte zusammen:

[521] Das Kaffehaus Hazám [hier stimmlos geschrieben] war ein beliebtes Lokal, das auch in weiteren Briefen der Budaörser erwähnt wird.

(283)
„Und mit einen Wort Solymár is jetz
nicht das was es zu einer zeit war
von der gemarkung is das meiste zu
golhosz eingeteilt, die obst und Wein- [Kolchoz]
garten sind ganz vernachläsigt, die
parr Leute wonoch zuhause sind
dene get es nicht mer Rosik, Und die
(Telepesek) die tun ja möglich- [(Siedler)]
[Seite 3]
nur auf Schaden arbeiten, nicht auf
Nutzen, Nämlich sie kenen kein
Blühendes Wirtschaft leben, und benut-
zen heute noh imer den grosen Wütigen
Schwabenhass! Mann hört ser fil fon die
gefangenen die jetz Komen aus Ungarn
Wie arm dort die Menschheit noch lebt!“
[29.11.1953 = 2/1/377]

In die lang anhaltende Situation der Rückkehrerwartung brachte das am 1. September 1952 in Kraft tretende Lastenausgleichgesetz neue Dynamik. Ungeachtet der Tatsache, dass es in den Briefen nur in Nebensätzen zu finden ist, kann vermutet werden, dass diese größte Fördermaßnahme und Kraftanstrengung der Volkswirtschaft in der Nachkriegszeit einen großen Einfluss auf die Entscheidung der Vertriebenen gehabt haben muss. In den Briefen der 1950er Jahre tauchen neben dem des Lastenausgleichs auch Begriffe, die sich an vorangehende Fördermaßnahmen anknüpfen („Unterhaltshilfe“ (ab 1949), „Hausratshilfe“ (ab 1951) sowie „Hausratsentschädigung“, die ‚Hauptentschädigung des kleinen Mannes‘). Zur Durchführung wurde eine bedeutende Infrastruktur eingesetzt: Gesteuert von einem Ministerium ähnlichen Bundesausgleichsamt, wurden in den Bundesländern Landesausgleichsämter, in den Landkreisen Ausgleichsämter[522] sowie 34 Heimatauskunftsstellen eingerichtet. Letztere hatten die Funktion, bei nicht nachweisbaren Vermögen bei der Schadensfeststellung behilflich zu sein. An die entlastenden Gesetze dürften sich große Hoffnungen geknüpft haben, was u. a. daran zu erkennen ist, dass in der Heimatpresse im Vorfeld berichtet wird (z. B. *Értesítő*: „A képviselőház előtt a teherkiegyenlítési javaslat“[523]). Auch in den Briefen werden die mit dem Gesetz verknüpften

[522] Die beeindruckende Arbeit des Lastenausgleichs können einige Zahlen veranschaulichen: In der Hauptphase der Durchsetzung des Gesetzes, in den 1950er und 1960er Jahren, arbeiteten rund 600 Ausgleichsämter mit 25.000 Beschäftigten. Insgesamt wurden 9,6 Mio. Anträge auf Hausratsentschädigung gestellt. Davon wurde die Hälfte im Zeitraum von 1954 bis 1959 bearbeitet. Für die 9,6 Mio. Anträge wurden 10 Milliarden DM ausgezahlt.
[523] *Értesítő* 4. Jg. Nr. 4., 8 (1. Feb. 1951). Dies dürfte nicht die einzige Berichterstattung sein, allerdings stehen mir nur einige ausgewählten Nummer der Zeitung zur Verfügung.

Erwartungen zum Ausdruck gebracht („Ja bei uns sind auh viele die auf/den Lastenausgleich warten“ [20.03.1951 = 2/1/305].

Neben der materiellen Hilfe dürfte für die Vertriebenen vor allem der Geist des Gesetzes, d. h. die Anerkennung der in der alten Heimat erfahrenen Schädigungen, von Bedeutung gewesen sein. Doch dieser Geist herrschte im Alltagsleben offenbar nicht überall vor, was in den Briefen stellenweise sehr deutlich zum Ausdruck kommt. Die Briefschreiberin Nr. 1 skizziert mit klarer Sachlichkeit einen unerfreulichen Vorfall in der Kirche, der jene Solidarität, die von dem Lastenausgleich ausging, in den Augen der Empfänger zunichtegemacht haben dürfte (Brief wurde bereits zitiert: (172)):

(284)
„Dan wahr in
[…] ein Einkertag- Missionstag in der Kirhe
Da sakte der Pretiger u.d.a. Das das Lastenausgleich
Gesetz, das aller ungerechteste Gesetz ist von allen Gesetzen.
Zeigte herunter mitt dem Finger und Schrie du
Flüchtling trinkst Schnaps, du kauft dir Modorrad
und unsere Armebauern müssen sich so plagen
und müssen für Euch so viel bezahlen. Den anderen
Tag blib die Kirhe leer wahren keine Flüchtling mehr
dort. Die hätten sagen soln aber der Bauer ist auh noh
nicht ärmer geworden der kauft sich Buldogs.“
[01.04.1953 = 2/1/271]

Die Briefstelle weist nach, dass ein einheimischer Geistlicher die Vertriebenen und Flüchtlinge samt dem neuen Lastenausgleichgesetz von der Kanzel herab offen als Belastung bezeichnen und die Flüchtlinge kollektiv der Trunkenheit bezichtigen konnte. Der schonungslose Angriff ist muss hoch emotionalisiert („Zeigte herunter mitt dem Finger und Schrie“) gewesen sein. Da die Briefschreiberin abgesehen von der leergebliebenen Kirche nichts Weiteres berichtet, ist schwer einzuschätzen, wie viel Schaden dieser Vorfall verursachte in Bezug auf das Vertrauen in die Kirche. Im Licht dieses Ereignisses sind die in manchen Briefen geäußerten Ausbrüche des Briefschreibers Nr. 2 jedenfalls besser nachzuvollziehen.

In der Zeit nach dem Lastenausgleichgesetz ist dennoch eine Annäherung an die neue Heimat zu spüren. Bei manchen wird die Hoffnung auf Rückkehr aufgegeben, so bei der Solymárer Briefschreiberin zum Ende des Jahres 1953:

(285)

Ja. jezt deng,	[Ja, jetzt denke
Ih Schon, niht merr auf die Rükkehr. In. die,	ich shon nicht mehr an die Rückkehr in die

[Seite 2]
Heimat. Jezt glaube ich Schon auf hir,
zu bleiben. So wie mein mann.
So wirt es halt werden, das eine wirt,
da begraben, das andere dort, so get es
halt im jezigen leben.
[Erwerb, 19.12.1953 = 2/1/213]

Heimat. Jetzt glaube ich schon an das Hierbleiben. So wie bei meinem Mann,
so wird es halt werden. Der eine wird
da begraben, der andere dort, so geht es
halt im jetzigen Leben.]

Die Briefschreiberin Nr. 1 berichtet, dass manche ihren Verbleib finden („bei uns wurden schon mehrere Familien/umgesiedelt"), und man nimmt auf einmal den Wiederaufbau in Angriff: „Es wurde auh eine Große, Moderne Schule gebaut wo bis Frühjahr fertig wird", und sie fügt hinzu: „sonst gibt es bei uns nichtz Neues. Aus Ungarn bekommen wir auh keine Nachricht" [02.01.1953 = 2/1/314]. Und 1953 ist zum ersten Mal von einem positiven Selbstbild zu lesen, von einem Stolz über die erreichten Leistungen: „Hier sind die Flüchtlinge aus Budaörs die ersten in der Schule, am Fussbalplatz auh und bei einer jeden Feierlichkeit und forträg, beim forbeten in der Kirhe überal in der bezihung, müssen wir uns nicht schämen" [01.04.53 = 2/1/271]. Zum Ende des Jahres 1953 liest man bei ihr zum ersten Mal eine positive Jahresbilanz; dazu dürften die heimatgemeinschaftlichen Treffen ebenso beigetragen haben wie der Besuch beim Fest des lokalen Turnvereins und das beginnende Wirtschaftswunder:

(286)
„Bei uns war es schon schön dieses Jahr. Der hisige
Turnferein hatte sein 50 Jubileum das wahr ein
schönesfest. Dan hatten wir Flühtlingstreffen auf un-
ser Bergkirh, und die viele Walfarten […]
Nun wird noch unser Schule
eingeweid eine große Moderne mit Dampfheitzung."
[20.09.1953 = 2/1/278]

In einem Brief des Folgejahres 1954 informiert die Briefschreiberin Nr. 1 über viele gemeinschaftliche Treffen in der neuen Heimat; dabei dürfte einer Wallfahrt vor Ort im Rahmen des Marianischen Jahres besondere Bedeutung zugekommen sein. Diese weltweite Jahrhundertfeier der Katholiken im Zeichen der Marianischen Frömmigkeit förderte zugleich das Zusammentreffen der Flüchtlingsgemeinschaft:

(287)
„wir haben einen Wahlfartzort,
und im Marianischen Jahr wird
auh dieser Ord gut besucht, letzten
Sonntag waren 1200 Frauen hier aus dem
Badischen nechsten Sontag kommen die
Männer. Da gibt es auh viele bekante
darunter die man schon über 8 Jah-
re nicht gesehen hat."

[29.06.1954 = 2/1/277]

Man kann davon ausgehen, dass ein solches Großereignis in der Zeit der sozialen und gesellschaftlichen Umbrüche bestätigende Orientierung bieten konnte; in der 1954 aus diesem Anlass herausgegebenen Enzyklika des Papstes wurde angeordnet, dass das sittliche Leben der Christen am Vorbild Marias ausrichten sollte. Die Botschaft des Marianischen Jahres dürfte auch die katholischen Vertriebenen aus Ungarn angesprochen haben; möglicherweise sind die Zeilen der Briefschreiberin Nr. 1 am ehesten in diesem Zusammenhang zu verstehen, aus denen hervorgeht, dass sie nach einer Zeit des Abstands wieder zu ihrem Glauben zurückfinden möchte:

(288)
„Wir haben 3 Jahre unseren Glauben vernachläsigt
[…] und haben erst hier wieder
zurück gefunden zu Gott."
[21.12.1953 = 2/1/274]

Welche Bedeutung die Tatsache hatte, dass das Marianische Jahr zugleich dem Ablassgewinn gewidmet wurde, bleibt in diesen Briefen im Dunkeln. Nach einem Gesamteindruck der Briefe jedoch, nach dem immer wieder schuldhaftes Denken zutage tritt (Mitschuld am Krieg, Schuldbewusstsein wegen Volksbundmitgliedschaft und infolge dessen Mitschuld an der Vertreibung derjenigen, die keine Mitglieder waren usw.), ist es nicht auszuschließen, dass bei den Wallfahrten dieser empfohlene Weg der Sühne und Buße bei manchen durchaus eine Rolle gespielt haben mag.

Nimmt man nun den gesamten Kommunikationsprozess in den Blick, so zeichnet sich ab – wie bereits durch die Abb. 10 veranschaulicht –, dass der Briefwechsel der Vertriebenen mit Bonomi insgesamt dem Stillstand zusteuert: Während z. B. die Briefschreiberin Nr. 1 im Jahre 1947 noch elf Briefe und 1949 noch sechs Briefe pro Jahr geschrieben hatte, schrieb sie 1952 nur noch einen und 1954–1955 je zwei Briefe pro Jahr. Sie ist auch diejenige, die mit am längsten schreibt und am spätesten aufhört: Im Jahr 1956, das bei ihr der Anfang einer siebenjährigen Kommunikationspause sein wird, schreibt sie noch einmal drei Briefe. In dem zweiten, am 23.10.1956 entstandenen Brief berichtet sie vom Besuch einer ehemaligen Landsfrau, die zu ihren im Westen lebenden Geschwistern ausreiste. Zum ersten Mal ist hier von einer aus Ungarn ankommenden Besucherin die Rede. Dabei ist man erstaunt, was reisetechnisch möglich war: „Um ½ 7 Uhr ist Sie in Budapest mitt dem Orient-Expres wek gefaren und am 11 Nachtz war Sie schon/in Stuttgart. Die Fart hat ihr 480 Forint gekostet 120

Marck hin u. her“. Sie lässt die Besucherin zu Wort kommen, wenn diese mit Bewunderung auf die neue Heimat blickt: „Der gefält es ganz gut die möchte/kleich dableiben“:

(289)
„Die ist so
arm angezogen gekommen aber die Gesch-
wister haben sie neu ausstafirt von
Kopf bis zu den Füssen. Die hat gestaunt
wie es hier überral aufgebaut ist u. die
viele Autos in Ungarn sied man alle
Halbe Stund einen, sakt sie.
Die sakt nuhr wir möchten nichtmer
in Ungarn bleiben so sied es aus,
ihr seid jezt schon was besseres gewont
sakt sie.“
[23.10.1956 = 2/1/324]

Auch wird in diesem Brief von einem neuen, bemüht ‚schwabenfreundlichen‘ politischen Klima in Ungarn berichtet: „Manhmal sied man große Plakaten auf denen es heist. Die Schwaben sind/ein Reinliches, Fleisiges u. Sparsames Volk. Die Schwaben müssen für die Deutsche – schulen nichtz bezahlen“ [23.10.1956 = 2/1/324]. Die Verhältnisse in der alten Heimat werden hinsichtlich Lohn und Kosten beschrieben: „Bekommen dut man alles nuhr mitt/so einen preis das es ein Arbeiter nicht/bezahlen kann“. Und die Lebenshaltungskosten werden konkret nachgerechnet, wieder einmal am Beispiel von Fleisch und Fett: „1.200 hat ein Arbeiter Lohn/30 Forint kostet ein kilo Fleisch u. auch das/Fett u. alles ist halt sehr teuer“. Letztendlich bringt die Besucherin aber ihre Überraschung zum Ausdruck: „Die staunt nuhr/wie nobel das die Leute hier eingerichtet/sind u. wie schön u. gut gekleidet“. (Erwähnt werden soll hier, was die Besucherin aus der alten Heimat mitbrachte: „Trauben hat sie auch zum versuchen mitt gebracht und Wein u. Schnaps“.) Im selben Brief wird von einer Exilfamilie berichtet, die sich an den Kämpfen des Aufstandes beteiligte und wahrscheinlich durch die geöffneten Landesgrenzen aus Ungarn floh. Es wird deutlich, dass die Briefschreiberin Nr. 1 über die Ereignisse im Oktober 1956 (z. B. Umsturz der Stalin-Statue) Bescheid weiß:

(290)
„Bei uns in […] ist eine
Fam. aus Ungarn, die wonten am
Stalintér und haben geholfen den [Stalinplatz]
Stalin umwerfen[524] zwei Söhne felen
noch eine Mädel habens dabei.
Die wollen nicht mehr zurück die

[524] Sie haben sich an einem der ersten und zugleich symbolischsten Ereignisse der Revolution, am Niederstrecken des spektakulären Skulptur-Riesen, der auf einer 15 m hohen, bei den Massenveranstaltungen für die Parteielite dienenden Tribüne stand und zum Symbol der stalinistischen Diktatur wurde, beteiligt.

Großeltern sind hier unsere Nachbarn
die haben auch einander 10 Jahr
nicht gesehen. Haben viel durchgemacht
bis sie hier wahren.“
[21.12.1956 = 2/1/299]

Diesem Brief zufolge konnten die hier erwähnten neuen Flüchtlinge aus Ungarn bei den vor zehn Jahren vertriebenen Großeltern Zuflucht finden. Ein besseres Bild könnte für die Wandlung der Positionierung der einstigen Flüchtlinge kaum zu finden sein. Waren die Großeltern unfreiwillig aus ihrer Heimat nach Deutschland ausgewiesen worden, so fanden die Enkel zehn Jahre später nach freiwilliger Ausreise aus ihrem Heimatland Zuflucht in der Bundesrepublik. Die Ereignisse des Ungarnaufstandes geben dem (zu dieser Zeit für die Vertriebenen nicht mehr verwendeten) Ausdruck *(Ungarn-)Flüchtling* von nun an eine neue Bedeutung. Durch diese erneute Welle der Fluchtbewegung von Ungarn wurden die einstigen Flüchtlinge in einem nicht zu unterschätzenden Maße neu positioniert: ihr Flüchtlingsstatus ist ‚nachträglich legitimiert‘ worden. Die vorherrschende Unfreiheit und die Unzufriedenheit der im einstigen Rückkehrwunschland Lebenden wurde vor den Augen ganz Europas offenbart.

Durch den Ungarnaufstand änderte sich im Westen Europas die Wahrnehmung Ungarns: das Bild wandelt sich vom ehemaligen Vertreibungsland zu einem neuen Ungarn, welches das stalinistisch-kommunistische System abzuschütteln versuchte. Dies schuf Raum dafür, der alten Heimat Mitgefühl und Solidarität entgegenzubringen – aus einer neuen Position heraus. Eine Gewährsfrau aus Solymár erkundigt sich zutiefst besorgt nach Bonomis Angehörigen („was weden, diese Schon ales. Mitgemaht haben, oh die Armen haben Sie, vieleiht Schon Eine, Nahrieht bekomen, Von Inere. Angehörigen, u. Mutter ??“). Die betagte Bauersfrau bringt in der folgenden Briefpassage – obwohl ihr offensichtlich kaum schriftsprachliche Mittel zur Verfügung stehen – selbst mithilfe von minimalen Sätzen vieles aus ihrem Seelenleben zum Ausdruck. Ihre Anteilnahme für die Opfer ist spürbar, und es gehört schon menschliche Größe dazu, zehn Jahre nach Vertreibung „für die Armen. in Ungarn“ täglich zu beten:

(291)

„ih gehe jeden tag in die Kirhe.	[Ich gehe jeden Tag zur Kirche
u. dun, den Rosengranz.	und tue den Rosenkranz
aufopfern, für die Armen.	opfern für die Armen
In Ungarn u. um, den Frieden.	in Ungarn, und um den Frieden.
Nur Kont der, So Schwer,	Nur kommt der so schwer,
Oh was, wirt das, noh werden.“	Oh, was wird das noch werden.]

[12.12.1956 = 2/1/210]

Ein aus Békásmegyer/Krottendorf vertriebener Mann hat Geld für die „frei[heits]kämpfer“ nach Ungarn geschickt. Er empfindet als Strafe Gottes, dass diejenigen, die seinerzeit die Schwaben beschimpft hatten, jetzt fliehen müssen, und dabei wechselt er zum ersten (und zum letzten) Mal ins Ungarische:

(292)

„auh füle flühtlinge komen. herraus.	[es kommen auch viele Flüchtlinge kommen heraus.
jäst komen die Herraus. die geschrien haben. a Magyarnak genjereht, is a.	Jetzt kommen die heraus, die geschrien haben Für die Ungarn Brot und für die Schwaben
Svabok nak götelet[525]. ist ein Schtraffe Gotes. ih habe auh Schon 20 Tll. nah Ungarn geschigt. führ die freikämpffer. war alles umsonst. das obfer.“	das Seil]. Es ist eine Strafe Gottes. Ich habe auch schon 20 DM nach Ungarn geschickt für die Freiheitskämpfer, Es war alles umsonst, das Opfer.]

[26.12.1956 = 2/1/134][526]

Der Gedanke, Buße tun zu müssen, erscheint in einem anderen Brief; hier jedoch ist vom Sühnen der nach Ungarn Fahrenden die Rede:

(293)

Ja. Ja. Herr Togtor, jezt faren viele Nah Ungarn, An die alte Heimat, aber.	[ja, ja, Herr Doktor, jetzt fahren viele nach Ungarn, in die alte Heimat, aber
ih niht, um zu Sehen wies dort ausiet, u, ob man hinein darf. ih glaube,	ich nicht. Um zu sehen, wie es dort aussieht? Und ob man hineindarf? Ich glaube,
Es wirt doh was, drum Hengen, mit, die buße, das Sie vieleiht abbauen	es wird doch was dran sein, mit der Buße, dass sie damit vielleicht etwas abbauen]

[31.01.1956 = 2/1/165]

3.4.9 „*es wird langsam ein Städthen* […] *man mus es lieb haben*“ – Zuwendung zur neuen Heimat und Stilllegung der Briefkommunikation

Wie bereits eingangs erwähnt und auch durch formale Merkmale des Kommunikationskanals gezeigt (Kap. 1.3.2 und 1.3.3), gehört die Zweiteilung der Briefkommunikation zu den prägendsten Charakteristika der hier untersuchten Briefsammlung. Ob wir nur die Schreibfrequenz und -intensität der Schreibenden aus Budaörs und aus Solymár oder ob wir die ganze Datenmenge in ihrer Gesamtheit betrachten – das Bild bleibt dasselbe: Es zeigt eindeutig die abnehmende Tendenz einer ersten Phase bis in die Mitte der 1950er Jahre und

[525] Gemeint ist der Spruch „A magyarnak kenyeret és a sváboknak kötelet“.
[526] Der Briefschreiber schreibt das Datum teilweise in verkehrter (in der ungarischen) Schreibweise: 12.26.56.

die ansteigende einer zweiten, die vom Anfang der 1960er Jahre bis zum Ende der Korrespondenz andauerte.

Die Zäsur stellt sich bei den Briefschreibenden zu unterschiedlichen Zeiten ein, und sie ist auch jeweils unterschiedlich lang. Im Gesamtbild der zweigliedrigen Kommunikationskurve hat jeder Teilnehmer an unterschiedlichen Stellen seinen Platz, ohne, dass er oder sie jdoch aus der Gesamttendenz ausscheren würde: Die Schreibenden korrespondieren entweder vor der Zäsur, nach der Zäsur oder durch die ganze Zeit hindurch, im letzteren Fall wird jedoch der Briefwechsel für die Zeit der Zäsur ausgesetzt.

Der Grund für die Zäsur lässt sich aus mehreren Perspektiven beschreiben. Als die Briefschreibenden den Rückkehrwunsch auf Dauer aufgaben und sich gleichzeitig der neuen Heimat zuwandten, änderte sich der Kommunikationsrahmen im Vergleich zur Ankunftssituation grundlegend. Die Position der Ratsuchenden, der sich Informierenden löst sich auf; die imaginäre, potentielle ‚Heimkehrer-Dorfgesellschaft' wird gesprengt und wechselt in die neue Position von Diaspora-Budaörsern. Dadurch ändert sich auch die Kommunikationsfunktion grundsätzlich. Das Kontakthalten der in der neuen Heimat in Zerstreuung Lebenden behält die alte Heimat im Blick – aber nur noch mit Herkunfts- und nicht mehr mit Zukunftsbezug. In praktischer Hinsicht hat die Sesshaftwerdung in der neuen Heimat auch viel Konzentration auf Alltagsaufgaben und Handeln erfordert, so dass das Bedürfnis nach Briefeschreiben abnahm.

In der zweiten Phase der Kommunikation suchte Bonomi die Landsleute regelmäßig auf, wodurch der Briefwechsel eine neue, begleitende Kommunikationsfunktion erhält, die unter das häufig zu lesende Motto gestellt werden kann: „und das andere Mündlich" [15.01.1963 = 2/1/307]. Da Bonomi sich jedoch, wie bereits erwähnt, nie ein Telefon zulegte und das Kontakthalten durch die schriftliche Kommunikation weiterhin intensiv praktizierte, entstand eine neue, anders geartete Phase des Briefwechsels. Diese Phase weist nicht nur hinsichtlich des Briefwechsels veränderte Funktionsmerkmale auf, sondern bildet einen völlig gewandelten Bezug zur Heimat und ein grundsätzlich verändertes Bild der Heimat selbst ab.

IV. FAZIT

Gegenstand der vorliegenden Arbeit sind Briefe von vertriebenen Deutschen aus Ungarn, die nach ihrer Vertreibung (1946) im Zeitraum 1946–1979 an den Volkskundler und Sprachforscher Eugen Bonomi (1908–1979) geschrieben worden waren und mit Bonomis Nachlass an die Vorgängerinstitution des heutigen IVDE (Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa Freiburg) gelangten, wo sie heute aufbewahrt werden und für diese Arbeit ausgewertet wurden.

Seine Korrespondenzpartnerinnen und Korrespondenzpartner, Einzelpersonen und Familien, überwiegend bäuerlicher Herkunft, lernte Bonomi in der Zwischenkriegszeit kennen, als er etwa zehn Jahre lang im Ofner Bergland Feldforschungen betrieb. Da er die von seinen ‚Gewährsleuten' erhobenen Materialien durch den Krieg bzw. auf seiner Flucht nach Deutschland (1944) größtenteils verlor, nahm er in der neuen Heimat Kontakt zu ihnen auf, zunächst mit dem Ziel, sie erneut zu befragen. Aus den ersten Befragungen erwuchs jedoch in manchen Fällen ein jahrzehntelanger Briefwechsel. Auch die Vertriebenen wandten sich mit verschiedenen Anliegen, Fragen an ihn und wollten Bonomi ihre Sorgen, Nöte und Erfahrungen mitteilen.

Den hohen Dokumentationswert der „Bauernbriefe" hatte Bonomi selbst auch erkannt; sie wurden innerhalb seiner umfangreichen Korrespondenz separiert behandelt. Er beabsichtigte, sie der Forschung zur Verfügung zu stellen (Bonomi 1961/1964, 157), doch zu der Auswertung kam er nie.

Die Briefe im Rahmen einer eigenständigen Untersuchung zu beforschen, erschien auch deshalb sinnvoll, weil die Briefe von Vertriebenen – nicht nur die der Deutschen aus Ungarn – in der Briefforschung ein Schattendasein fristen. Anders als beispielsweise den Feldpostbriefen der Weltkriege wird den Briefen aus der Zeit der von Flucht und Vertreibung, in der auch millionenfach Briefe zwischen entzwei gerissenen Gemeinschaften gewechselt wurden, keine gebührende Beachtung geschenkt (Habel 2000, 148). Dabei sind sie beachtenswerte Zeugnisse der populären Schriftlichkeit, der Kommunikation im Kalten Krieg und sie gewähren einen Einblick nicht nur in den Verlauf der Eingliederung der Vertriebenen in der neuen und der Loslösung von der alten Heimat, sondern auch in den deutschen Nachkriegsalltag.

Für die vorliegende Untersuchung wurde sowohl in räumlicher als auch in zeitlicher Hinsicht eine Fokussierung vorgenommen: Als Schwerpunkt wurden die 220 Briefe der Vertriebenen aus Budaörs ausgewählt; zum einen, weil hier die meisten Briefserien vorliegen, in denen sich aufgrund ihrer Verkettungen der Eingliederungsprozess plastisch abzeichnet, und zum anderen, weil Bonomi bei seinem Feldaufenthalt die meiste Zeit in Budaörs verbrachte (gefolgt von Solymár), die dortigen Bauernfamilien am besten kannte und zu ihnen ein besonders intensives Vertrauensverhältnis aufgebaut hatte, was als eine tragende Säule für die hier praktizierte Kommunikation betrachtet wird. Zeitlich wurde die Untersuchungszeit auf das Ankunftsjahrzehnt (1946–1956) begrenzt, weil sich danach die Briefkommunikation der sesshaft Gewordenen in einem gewandelten Rahmen abspielte und neuen und veränderten Funktionen des Briefeschreibens diente.

Damit die Rolle der Briefkommunikation der Vertriebenenbriefe möglichst umfassend gezeigt werden kann, wurde entschieden, sie in einer komplexen Zusammenschau hinsichtlich dreierlei einander bedingenden Aspekten zu untersuchen: Zum einen wurde die Brief-Gattung an sich als zeittypisches Kommunikationsmittel betrachtet (Kapitel I), zum anderen wurden die Briefe als Zeugnisse schriftlicher Zweisprachigkeit untersucht (Kapitel II), und schließlich wurden die Schriftzeugnisse durch ihre inhaltlichen Aussagen als Spiegel des Ankunfts- und Integrationsprozesses ausgewertet (Kapitel III). Entsprechend musste für die Analyse der Briefsammlung eine der dreifachen Gliederung Rechnung tragende Konzipierung mit jeweils unterschiedlichen Herangehensweisen erarbeitet werden, auf deren Ergebnisse nun einzeln eingegangen wird.

I.

Ausgehend von Knut Djupedals anhand norwegischer Auswandererbriefe erarbeiteten Brieftheorie, in der der Brief als Kommunikationsprozess und Träger eines gemeinsamen Wissens- und Erfahrungsraumes gesehen wurde („common frame of reference“, Djupedal 1989, 60), wurden auch die vorliegenden Briefe „nicht auf der Faktenebene, sondern auf der subjektiv-gedanklichen, der Erfahrungs- und Beziehungsebene“ betrachtet (Götz/Löffler/Speckle 1993a, 172). Ähnlich argumentiert auch Moritz Csáky, wenn er das Verhältnis von Brief, Sprache, Code und Kultur im Zusammenhang eines „Text[es] der Kultur“ unter Einbeziehung der kodierten Sprache sieht. Die These, dass der Brief „jenen weiten Spielraum an Bedeutungen bzw. ‚sozialer Energie‘ [aktiviert], die ihm voraus gehen

und die im ‚kulturellen Text' schon vor der Niederschrift eingebettet sind" (Csáky 2005, 22), findet in den vorliegenden Briefen auf eine essentielle Art Niederschlag: Auch wenn die Sprache gewechselt wird, bleibt der ungarndeutsche „Text der Kultur".

Für die Untersuchung der Briefe als Kommunikationskanal wurde als Erstes das zugrundeliegende und eine zentrale Rolle spielende Kontaktbedürfnis umrissen; wie aus der anfänglichen Informationsbeschaffung ein Briefwechsel mit Erfahrungsaustausch geworden ist. Es konnte gezeigt werden, dass Bonomi in vielen Fragen als „Anlaufstelle" für die BS geworden ist, deren Bekanntschaft an sich als Stütze diente und deren Rat für sie in manchen Fällen wegweisend sein konnte. Seine Antwortbriefe wurden geschätzt, erwartet, manchmal sogar eingefordert und es kamen immer wieder auch besorgte Briefe auf, die den Kontaktverlust befürchteten. Dabei wurde herausgearbeitet, dass das bereits in der alten Heimat angelegte Vertrauensverhältnis eine entscheidende Rolle spielte.

In einer gesonderten Einheit wurden Auseinandersetzungen mit ethischen Grundsätzen dargelegt, die es bei der Veröffentlichung von Briefen – heutzutage noch viel mehr als zu Bonomis Zeiten – vor Augen zu halten galt. Aus einem Dilemma der wissenschaftlich gewünschten Ertragsmaximierung und des gleichzeitigen Schutzes der personenbezogenen Daten führte die Anwendung eines strikten und konsequenten Regelwerks heraus: die Ausklammerung […] aller Briefpassagen, die die Erkennbarkeit von Personen ermöglichen.

Die Untersuchung des Briefkommunikationskanals begann mit der Beschreibung der haptischen Beschaffenheit und der Ausstattung, die deutliche Merkmale der Briefschreibekultur der Nachkriegszeit zeigte, in der es u.a. an Papier und Schreibzeug mangelte. Dabei wurde auch auf die wichtige Praxis der Vorfrankierung und Selbstadressierung von Bonomi eingegangen: Bonomi schickte in nicht wenigen Fällen Briefpapier, -umschläge und manchmal sogar Geld an seine Korrespondenzpartnerinnen und -partner, um die Schriftkommunikation anzukurbeln. Als Ergebnis der Untersuchung der auf dem Briefumschlag mittransportierten Informationen, v. a. der Notizen, konnte ein Stück weit das Nachleben des Briefes beleuchtet werden. Die Anmerkungen zeigen Bonomis Kategorisierungen (z. B. volkskundlich „wichtig", „über mich") und die Weiterverwendung der Briefe.

Bei der Analyse der mitversandten Briefbeigaben kamen verschiedene, für die Zeit typische Sendungen zur Sprache, z. B. Lebensmittelmarken, Zeitungen aus Ungarn und sogar Paprikasamen; in den Wohlstandsjahren wurden hingegen Heimatartikel (z. B. Kalender und sogar Schallplatten) verschickt. Das Zirkulieren von Sterbezetteln innerhalb der Gemeinschaft als Zeichen des heimatgemeinschaftlichen Kontakthaltens konnte in unserer Briefsammlung ebenfalls belegt werden. Es wurde gezeigt, dass es üblich war, einander Karten und von Wallfahrten ggf. Erinnerungsgegenstände (z.B. Medaille) für die nicht mitreisenden Landsleute zuzuschicken (und auch von Bonomi war dies erwartet, selbst bei seinen Kuraufenthalten und Urlaubsreisen).

Bei der Analyse des Weges des Briefes wurden die verschiedenen Modalitäten der Übermittlung untersucht sowie die Praxis der nicht selbst geschriebenen Briefe. Dabei wurde insbesondere auf die in Zirkulation gebrachten Briefe eingegangen: Wenn Briefe nicht nur an eine Person adressiert werden, sondern die Inhalte stillschweigend oder ausdrücklich zum gemeinschaftlichen Lesen/Vorlesen und Weiterverbreiten gedacht waren, weisen sie Züge von *Gemeinschaftsbriefen* (Dietsch 2004, 23) auf. Hierzu zählen nicht nur die von Bonomi, sondern auch die aus der alten Heimat ankommenden Briefe z. B. der Ordensschwester Klára Ráth oder die von Pfarrer Aubermann, deren Inhalt in der Gemeinschaft – mündlich und schriftlich – in breiten Kreisen übermittelt worden waren. Dabei wurde gezeigt, dass der Verbreitungsweg seine Eigendynamik haben konnte: Selbst gegen den Willen eines Briefschreibers wurden Briefe ggf. weitergereicht; dies war auch bei Bonomi selbst der Fall, denn er hat sich zweitweise massiv gegen die Weitergabe seiner Brief(inhalte) gewehrt. Dies führt zum wichtigen Thema der Überwachung von Briefen, deren Untersuchung bei Vertriebenenbriefen ein Novum darstellt. Es wurde gesondert auf die durch die Zensur überwachten bzw. die nicht unversehrt angekommenen Briefe eingegangen: Die BS nehmen Bezug auf die von der Zensur geöffneten Briefe. Man habe zwar „gewiß daß niht gevunden waß sie gesuht haben“ [23.02.1947 = 2/1/310], so die BS Nr. 1. Auf die Kommunikation muss die Überwachung aber durchaus eingewirkt haben. In einem Fall konnte nachgewiesen werden, dass die Vertriebenen die Zensur zu umgehen versucht haben, indem sie wohl „geheim Briefe“ [08.05.1950 = 2/1/051] nach Ungarn schrieben. Hier konnte bereits gezeigt werden, was in Kapitel III ausführlicher erörtert wird, wie in der Ost-West-Kommunikation nach der kommunistischen Machtübernahme in Ungarn immer mehr Misstrauen Raum gewinnt, bis hin, dass der Briefverkehr im Kalten Krieg buchstäblich einfriert.

Eine letzte Einheit von Kapitel I befasst sich schließlich mit der wichtigen Relation von Briefen und Briefschreibenden. Zunächst wurde herausgearbeitet, dass die Budaörser den Briefen anderer Provenienz gegenüber deutlich überwiegen und anschließend wurden die Lebensläufe der Schreibenden, ihr persönliches Verhältnis zum Adressaten sowie der ‚Schreibkontext' (die familiären Verbindungen, der Dauer und Grund für die Entstehung und Beendigung des Briefschreibens sowie die Briefschreiberattitüden) herausgearbeitet. Dabei wurde zwischen den noch vor dem Apponyischen Schulgesetz Eingeschulten (Briefschreiberin Nr. 1, Briefschreiber Nr. 2, die Briefschreiberin Nr. 6 und Nr. 7) und der jüngeren Generation (Briefschreiberin Nr. 3 und Briefschreiber Nr. 4) unterschieden. (Einen besonderen Status hat die Briefschreiberfamilie Nr. 5, die stets in kollektiver Vertretung schrieb, sowie BS. Nr. 8 als eingeheiratete Einheimische.)

Als wichtiges Forschungsergebnis hat sich bei der Analyse der Korrespondenzverläufe ein markanter Einschnitt gezeigt. Die als *Zäsur* bezeichnete Unterbrechung in der Mitte der 1950er Jahre, die zu den prägenden Merkmalen dieser Briefsammlung gehört, markiert jenen Wendepunkt in der Briefkommunikation, der sich durch die Veränderung der sozialen Situation der Schreibenden einstellte, die die Übergangsphase beendete und die Sesshaftwerdung einleitete, wodurch sich der gesamte Kommunikationsrahmen wandelte. Während vor der Zäsur die Informationsvermittlung größtenteils zur Orientierung bei der Heimatfindung diente, einschließlich Rückkehroption, wandelte sich die Funktion der Kommunikation nach der Zäsur zu einer immer mehr phatischen (kontakterhaltenden). Zur gleichen Zeit entwickelte sich die Gemeinschaft von einer Schicksals- zu einer Erinnerungsgemeinschaft.

Ein relevantes Ergebnis ergab die Untersuchung der Asymmetrien im Kommunikationssystem, indem die entgegengesetzten Schreiberattitüden deutlich wurden. Es wurden die überlegene Position von Bonomi sowie die untergeordnete und teilweise untergeordnete Haltung (Ego-Erniedrigung) der Schreibenden untersucht; hier scheint beim Briefschreiben die Schreibpraxis der Bittsteller früherer Jahrhunderte nachzuhallen. Doch zugleich zeigte sich deutlich, dass die Gewährsmann- bzw. Gewährsfraurollen nicht festgeschrieben sind: Nicht nur die Vertriebenen werden von Bonomi beraten, sondern die Ratgeberrollen können vorübergehend wechseln; auch Bonomi erfährt von seinen Korrespondenzpartnerinnen und Korrespondenzpartnern in persönlichen Belangen viel

Beistand, den er nicht nur dankbar entgegennimmt, sondern auf den er sogar stellenweise angewiesen zu sein scheint.

Hinsichtlich der Geschlechter konnte ebenfalls eine Asymmetrie in der Rollenbesetzung der Kommunikation herausgearbeitet werden. Es wurde nicht nur die höhere Anzahl der Frauenbriefe dargestellt, sondern es zeigte sich eine Zurückhaltung der Männer und es konnten auch einige schreibhabituelle Verschiedenheiten bei den Geschlechtern aufgezeigt werden, u.a., dass briefschreibende Frauen Kritik ausgesetzt sind und dass ihre Entschuldigungsgestik („das ich Sie auch noch mit meinem Brief belesdige“ [19.09.1966 = 2/1/105]) sich wie ein roter Faden durch die Frauenbriefe zieht. In dieser Hinsicht ähnelt unser Befund dem des Briefbestandes von Warneken (Warneken 1987, 17). Darüber hinaus wurden anhand der Briefe Einblicke in Frauenschicksale gewonnen, die einige geschlechtstypische Momente aus dem Leben von ungarndeutschen Vertriebenenfrauen in den Nachkriegsjahren aufzeigen: Für Mädchen und Frauen blieb der Bildungsweg versperrt, sie wurden für ein Leben vorbereitet, die Ehe, Haushalt und Pflege der Kinder und ggf. älterer Familienmitglieder zum Inhalt hatte.

II.

Das Kapitel „Brief und Sprache“ befasst sich sowohl mit den Voraussetzungen des Briefschreibens (lokale schulische Sozialisation v. a. in Budaörs und Solymár) als auch mit den in den Briefen zur Disposition stehenden Sprachen. Einführend wurden zuerst Fragen zum Spracherwerb und Sprachgebrauch in der alten Heimat erörtert, die die sprachlichen Fertigkeiten für das Briefeschreiben grundsätzlich bestimmt hatten. Es wurde herausgearbeitet, dass die quantitativ in vielen Fällen allzu geringe und qualitativ bescheidene Schulbildung unter logistisch unvorteilhaften Umständen die Menschen kaum über eine Halbalphabetisierung hinaus hatte bringen können; dabei hat die einsetzende Forcierung der Staatssprache (Magyarisierung) für die Relation der deutschen und ungarischen Unterrichtssprache in der schulischen Sozialisation – die im Falle der meisten hier Schreibenden überwiegend noch in die Zeit vor dem Apponyischen Schulgesetz fiel – ebenfalls eine gewisse Rolle gespielt.

Anschließend wurde die Perspektive gewechselt und die Sprache(n) der Vertriebenen auch aus dem Blickwinkel des Empfängerlandes, aus dem der neuen württembergischen Heimat untersucht. Hier wurden die ‚mitgebrachten Sprachen‘ analysiert und das ‚Sprachproblem‘ der

Ungarndeutschen behandelt – jene Sprachkenntnisse, die nach der ersten großen westdeutschen Vertriebenendokumentation (1956), „infolge mangelnder deutscher Schulbildung“ als „wenig entwickelt“ eingeschätzt wurde. Dieselbe Dokumentation bescheinigte ihnen zwar zugleich eine „Scheu vor einer eigenhändigen Niederschrift der eigenen Erlebnisse“ (Schieder u.a. Dokumentation, 1956, Vorbemerkung, II), gleichzeitig wurde aber auch über eine „offen zur Schau gestellte Zweisprachigkeit der ungarländischen Deutschen“ bei den Zeitgenossen (Bock 1953, 4) geklagt. Durch einen Streifzug durch die sprachbezogenen Aussagen der Vertriebenenvolkskunde wurde gezeigt, dass die Mehrsprachigkeit der Ungarndeutschen zwar am Rande wahrgenommen, zugleich aber aus dem Blickfeld verdrängt wurde, denn man war davon ausgegangen, dass Konflikte der sprachlichen Anpassung vorübergehender Art seien und sich bald von alleine lösen würden.

In der vorliegenden Arbeit wird die sprachbezogene Feststellung des bekannten Werks *Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland (1945-1990)* von Albrecht Lehmann einer Revision unterzogen. Lehmann behauptet, dass sprachliche Anpassungsleistungen, die „eine Zeitlang ein peinliches Verbergen der eigenen Identität und ein Gefühl der Unsicherheit“ bedeutet hätten, „wenig bekannt“ gewesen seien (Lehmann 1993, 74). Demgegenüber konnte die in gewissen sozialen Situation aktivierte, im Hintergrund stets präsente ungarische Sprache der wohl überwiegend zweisprachigen Ungarndeutschen nicht nur in sporadischen Belegen (z. B. auf den Seiten von *Unsere Post*) nachgewiesen werden, sondern auch durch das Fallbeispiel des ungarischsprachigen Heimatblattes *Értesítő*. In der Analyse der Bonomi-Briefsammlung wurden dann eine Reihe einschlägiger Nachweise für eine identitäre Bindung an die ungarische Sprache erbracht, die, wie es scheint, durchaus eine Krise der Identität und eine Verunsicherung im sozialen Umgang zur Folge gehabt haben.

Ziel von Kapitel II war es darüber hinaus, die – als rar einzustufenden – sprachlichen Zeugnisse eines schriftlichen Sprachwechsels in den Vertriebenenbriefen zu prüfen und die Sprachwechselstellen anhand der mithilfe der Theorie der Kode-Umschaltung von Csaba Földes (Földes 2007) erarbeiteten Kategorien nach ihren Mitteilungsabsichten zu analysieren. Dabei stand für unseren – in erster Linie nicht linguistisch orientierten – kulturwissenschaftlichen Ansatz vor allem die Beschreibung der Wahrnehmungs- und Kontaktebene zur alten und neuen Heimat im Fokus.

Einen ersten Zugang für die quantitative Analyse bietet eine eigens erarbeitete Tabelle sämtlicher Sprachwechselstellen aller untersuchten Schreibenden, die einen vergleichenden Überblick ermöglicht. Diese nach den Herkunftsorten geordnete Zusammenschau ordnet die Sprachwechselstellen nach alter und neuer Heimat (AH, NH), damit der Schwerpunkt auf den ersten Blick erkennbar wird.

Die quantitative Untersuchung der Sprachwechselpassagen der Budaörser wies sehr unterschiedliches Sprachwechselverhalten nach: Während die Briefschreiberinnen Nr. 6 und Nr. 7 nur in Ausnahmesituationen zum Sprachwechsel greifen, scheint sich der Briefschreiber Nr. 2 sehr frei zwischen den Sprachen zu bewegen. Etwa in der Mitte einer imaginären Skala befinden sich die Briefschreiberinnen Nr. 1 und Nr. 3, die aufgrund ihrer eigenen Mitteilungsbedürfnisse die Sprache wechseln. Die Sprachwechselneigung im zeitlichen Verlauf müsste – so würde man annehmen – naturgemäß eine fallende Tendenz zeigen (wie bei der Briefschreiberin Nr. 1), doch es zeigte sich, dass Sprachwechsel bei einer knapp zwanzigjährigen Korrespondenz auch bis zum letzten Brief aufrecht erhalten bleiben kann (Briefschreiber Nr. 2).

Für die Einzelanalyse der Sprachwechselstellen wurde der im Rahmen seines ungarndeutsch-bezogenen Feldforschungsprojekts ausgearbeitete kontaktlinguistische Ansatz von Csaba Földes angewandt (2007). Földes wies Kode-Umschaltungen als kulturellem Handeln vielfältige Leistungen zu und differenzierte deren Funktionen. Eine Sprachwechseltypologie zu erstellen war nötig, um die Funktionen des Wechsels in der Briefkommunikation herauszuarbeiten, um die zugrunde liegenden Mitteilungsabsichten zu entschlüsseln. Die Analyse der Sprachwechselpassagen hat ein differenziertes Bild gezeigt: Sprachwechsel tritt zwar grundsätzlich in Abhängigkeit von der Verfügbarkeit auf, d. h. die Schreibenden greifen bei nicht geläufigen oder auf Ungarisch präziseren, treffenderen oder bei (für sie) unübersetzbaren Begriffen zum Wechsel ins Ungarische. Oft ist aber mangelnde Disponibilität nur einer unter den verquickten Funktionen des Sprachwechsels, denn häufig steht er im Dienste von sozialnetzbasierten Mitteilungsabsichten, d. h. die Schreibenden beabsichtigen Briefsegmente oder auch ganze Briefe, verschiedene Zitate, Aussagen und politische Slogans, einschließlich diskriminierender Parolen aus der alten Heimat, dezidiert in der Originalsprache wiederzugeben. Hier zeigt sich zugleich wieder einmal die Informationsvermittlungsfunktion, die ein wichtiges Merkmal der Vertriebenenbriefe, das zugleich Gemeinschaftsbriefen zu eigen ist, darstellt. Sprachwechselpassagen mit

verborgenen Inhalten – beispielsweise bezogen auf die politischen Ereignisse in der alten Heimat, v. a. nach der kommunistischen Machtergreifung – zeigen das besondere Potenzial von der leserkreiseinschränkenden Funktion des Sprachwechsels im zeittypischen Kontext: in der Zeit des Kalten Krieges. Neben Sprachwechselpassagen wurden auch zeittypische hybride Wortschöpfungen des Vertriebenenvokabulars untersucht. Als Ergebnis der Untersuchung der zahlreichen Sprachwechselpassagen kann gesagt werden, dass der hier beobachtete souveräne und kreative Sprachwechsel, gelegentlich sogar spielerische Umgang mit den Varietäten nicht in Einklang mit der oben erwähnten „wenig entwickelten" Sprache (Schieder u. a.: Dokumentation, 1956, II) der Deutschen aus Ungarn steht. Ihre freilich nicht ausreichende Schulbildung hinderte die Schreibenden zwar eindeutig an der korrekten Formulierung (wohlgemerkt, nicht nur, wie z. B. von Jakob Bleyer und Eugen Bonomi beklagt, im Falle der deutschen, sondern auch in dem der ungarischen Sprache), lassen jedoch das erweiterte Reservoir eines „Text[es] der Kultur" der Bilingualen deutlich und auf eine beeindruckende Weise in Erscheinung treten.

III.

Das dritte Kapitel wurde der Inhaltsanalyse der Briefe gewidmet, bezogen auf die Eingliederung der Vertriebenen aus Ungarn und mit Schwerpunkt auf dem Ankunftsjahrzehnt. Hierfür bot Ulrich Tolksdorfs Integrationsmodell Orientierung (Tolksdorf 1990), dessen erste drei Stufen für den hier in Rede stehenden Zeitabschnitt (1946–1956) gelten; zum einen die Ankunftsphase des Kulturschocks, zum zweiten die Phase der Kontakte und zum dritten die der Konflikte: die sog. „Aufschaukelung des Heimatlichen". Als Vorarbeit wurde für die Analyse, ausgehend von der Theorie der Sequenzanalyse und v. a. durch deren Anwendung bei ost-westdeutschen Briefen (Dietsch 2004) eine eigenständige Sequenzanalyse erarbeitet, die der Spezifik des hier vorliegenden Materials Rechnung trägt. Dazu wurden die Briefsegmente der Briefe von Budaörsern mit integrationsbezogenen Inhalten erfasst. In einem ersten Schritt wurden die Deutungen, Beschreibungen, Beobachtungen und Beurteilungen bezüglich der alten und der neuen Heimat in chronologischer Ordnung identifiziert. Die daraus resultierenden Schwerpunkte der Einzelnen wurden in einem zweiten Schritt überblickend verglichen. Anschließend wurden die relevanten Themenschwerpunkte gebildet, die in der Analyse schließlich historiographisch kontextualisiert wurden.

Als Ergebnis konnten Erzählungen von selbst wahrgenommenen und durch verschiedene Kanäle vermittelten Begebenheiten und auch prozesshaften Entwicklungen der Eingliederung beschrieben werden. Dabei wurde die Anbindung an die alte und die neue Heimat und deren

Wandlungen parallel betrachtet, ab dem Schockzustand der Ankunft über die Momente der stagnierenden Sesshaftwerdung, vor allem in Verbindung mit der langewährenden Unsicherheit (Rückkehrbestrebungen nach Ungarn, Weiterwanderungsabsichten usw.) bis hin zu der Öffnung und der allmählichen Hinwendung zur neuen Heimat.

In einem ersten Abschnitt des Kapitels III „Ankunft“ wurden zunächst vier verschiedene Ankunftsattitüden vorgestellt, die sich durch die intensive Briefproduktion der ersten Jahre besonders klar herauskristallisierten: Ankunftsschilderungen können von positiven Begegnungen (Ankunft 1) über die Vermittlung von Verzweiflung und einer inneren Ablehnung (Ankunft 3) bis zum Nichtankommen-Können (Ankunft 4) reichen; darüber hinaus konnte das Ankunftsmoment als Beginn einer seelischen Heimatfindung (Ankunft 2) anhand der Briefe des Briefschreibers Nr. 2 nachgezeichnet werden. Bezogen auf den Weg zur neuen Heimat wurde als erste Einheit des Abschnitts „Wege ins neue Leben finden“ vertieft der ‚praktische Weg‘ anhand der Briefe von Briefschreiberin Nr. 1 dargelegt. In einem ersten Teil wurden die Wahrnehmungen bezüglich verschiedener Problemfelder der Existenzgründung (Hunger, Kälte, Wohnungssuche, Arbeitslosigkeit, Berufswechsel u. v. m.) analysiert, während in der folgenden Einheit einige Facetten des Konfliktfeldes *Glaubensleben* in Augenschein genommen wurden. Zu Letzterem wurden einerseits die – für die katholischen Budaörser allgemein wichtigen – Themen in Verbindung mit dem Konfessionsunterschied herausgearbeitet. Andererseits wurde die Krise des Briefschreibers Nr. 2 dargestellt. Anhand dieses konkreten Fallbeispiels konnte die tiefe Lebenskrise eines Einzelnen beschrieben, und die Rolle der Gemeinschaft (Rettung) nachgezeichnet werden. Einen letzten Abschnitt dieses Kapitels bildet die Analyse von Briefsegmenten, die auf exemplarische Lebensbereiche der Vertriebenen eingehen. Als solcher konnte der Wegfall des Weinkellers, eines v. a. für die Männer wichtigen Lebensbereiches, zugleich sozialen Kontaktbereiches, nachgezeichnet werden. Darüber hinaus wurden hier Briefstellen analysiert, die Wahrnehmungen vom Aufeinanderprallen der Kulturen der Einheimischen und Vertriebenen erkennen lassen und jenen nach Tolksdorf als „Aufschaukelung des Heimatlichen“ genannten Prozess veranschaulichen, bei dem das bewusste Vorzeigen des Eigenkulturellen, sei es in Form von „eht Budaörscherische[r]“ Musik bei großen Flüchtlingshochzeiten oder von Tanzveranstaltungen an Fasching in der Gemeinde, eine Möglichkeit der Selbstvergewisserung bot.

In einem letzten Abschnitt des Integrationskapitels, unter dem Titel „Zerrissen zwischen Deutschland und Ungarn“, wurde das Ankunftsjahrzehnt noch einmal aus dem Blickwinkel mehrfacher Spaltungen in den Fokus genommen. Zum einen ging es bei den analysierten Äußerungen, Ansichten und Wahrnehmungen um den bis etwa zum Jahr 1956 bestehenden unsicheren Status, d. h. um die Möglichkeit, doch noch in die alte Heimat zurückkehren zu müssen (oder ggf. auch zu wollen). Zum anderen wurden auch gruppeninterne Konflikte beleuchtet, die zwischen den als ‚Magyaronen‘ bezeichneten Ungarischgesinnten und den – ggf. volksbundtreuen – Deutschgesinnten bestanden. Bei diesen Gegensätzen, die sich innerhalb der ungarndeutschen Gruppe auftaten, wurde anhand der Briefe gezeigt, welche – teilweise aus der alten Heimat mitgebrachten – Spaltungen die Frage der Schuld und das Schuldbewusstsein innerhalb der Gruppe verursachte. Die Identitätskrise innerhalb der Gemeinschaft konnte anhand exemplarischer Bereiche aufgezeigt werden: einerseits in Bezug auf Einstellungen zu der *Magyar Hüség Mozgalom* genannten Treuebewegung, die man in Württemberg ins Leben zu rufen versuchte; andererseits zeigten sich Zerwürfnisse hinsichtlich des Einsatzes der ungarischen Sprache, v. a. beim Vollzug religiöser Bräuche. Hier konnte noch einmal die aktive Rolle der ungarischen Sprache in der ungarndeutschen Gemeinschaft aufgezeigt werden.

Eine zentrale Aufgabenstellung für diese Arbeit entstand aus der Frage, welche Rolle die Briefkommunikation bei den in Württemberg neubeheimateten Vertriebenen, die als Bauern kaum ans Schreiben gewöhnt waren, spielte und welche besondere Rolle dabei dem Wechsel der Sprachen (des Deutschen bzw. Ungarischen sowie der deutsch-deutschen Varietäten) zukam.

Insgesamt kann hinsichtlich der sprachlichen Heimatfindung, d. h. der Relation von Sprache(n) und Heimat(en) bei den Vertriebenen aus Ungarn im Ankunftsjahrzehnt folgendes festgehalten werden: Die hier untersuchten Briefe der Bonomi-Briefsammlung sind zunächst als geschlossene, seriell erhaltene Briefe von vertriebenen Ungarndeutschen für rare Kommunikationszeugnisse befunden worden. Sie haben insbesondere einen hohen Quellenwert, da diese Briefe – zum ersten Mal in der Forschung – den mitgebrachten Sprachzustand, dabei den aktiven Gebrauch der ungarischen Sprache und deren Erhalt nachweisen sowie die Zweisprachigkeit der Schreibenden belegen. Ein prägendes Merkmal ist das (mitgebrachte) negative Selbstbild und der Scham, nicht korrekt (deutsch) schreiben zu können. Auch die Ventil-Funktion der Briefe wurde herausgearbeitet. Dadurch, dass sich die

Schreibenden in der menschlichen Extremsituation überwinden mussten, kam es in vielen Fällen zu einer authentischen, spontanen, unmittelbar der Gefühlswelt entsprungenen, überraschend offenen und ungefilterten Kommunikation zu einem breiten Themenspektrum bezüglich alter und neuer Heimat, die in sonstigen Quellen kaum zu finden sind. Ein zentrales Dauerthema stellt im untersuchten Zeitraum eine optionale Heimkehr dar.

Die Briefe kamen zustande unter dem Druck der eingeschränkten Austauschmöglichkeiten, in Ermangelung von Reisemöglichkeiten und sonstiger Kommunikationsmittel, gleichzeitig bestand ein vakuumartiges Bedürfnis nach Austausch untereinander und auch in die alte Heimat, insbesondere in der instabilen sozialen Lage des Ankunftsjahrzehnts, sodass es hier zu einer – den Kriegsbriefen ähnlichen und durch eine für das Briefschreiben benötigten ‚Bedürftigkeit' (Jappe 1969) – kam. Daher konnte die eingangs der Arbeit aufgestellte Hypothese von der ‚*erzwungenen', d. h. der historischen Ausnahmesituation geschuldeten Briefkommunikation und Schriftlichkeit* bestätigt werden.

V. LITERATUR

ADORNO, Theodor W.
1965 [Nachwort zu:] *Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen*. Ausgewählt und eingeleitet v. W. Benjamin, Frankfurt: Insel. 111–118.

AUER, Gisela
1983/84 Eugen Bonomi †. In: Südostdeutsches Archiv 26/27, 177–179.

AUER Peter, Birgit BARDEN, Beate GROSSKOPF
1993 Dialektwandel und sprachliche Anpassung bei „Übersiedlern" und „Übersiedlerinnen aus Sachsen". In: *Deutsche Sprache,* 1. 80–88.

BADE, Klaus J.
1987 Sozialhistorische Migrationsforschung und „Flüchtlingsintegration". In: *Flüchtlinge und Vertriebene in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft. Bilanzierung der Forschung und Perspektiven für die künftige Forschungsarbeit*, Hildesheim: August Lax. 126–162.

BADE, Klaus J. (Hg.)
1990 *Neue Heimat im Westen: Vertriebene, Flüchtlinge, Aussiedler*, Münster: Westfälischer Heimatbund.

BADER, Maria, geb. Oszterciel
2004 A „Pojzl" család úgy összetartott, mint a láncszemek. Die Familie „Pojzl" hielt zusammen wie die Glieder einer Kette. In: Steinhauser, Klára: *Régi budaörsi családok. Alte Budaörser Familien*. Hg. Deutsche Minderheitenselbstverwaltung, Budaörs. 10–19.

BAUSINGER, Hermann
1956 Beharrung und Einfügung. Zur Typik des Einlebens der Flüchtlinge. In: *Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen,* 2. 9–16.

BAUSINGER, Hermann – BRAUN, Markus – SCHWEDT, Herbert
1959 *Neue Siedlungen. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen des Ludwig Uhland-Instituts Tübingen,* Stuttgart: Kohlhammer.

BAUSINGER, Hermann
1986 Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte. In: J. Kelter (Hrsg.): Die Ohnmacht der Gefühle. Heimat zwischen Wunsch und Wirklichkeit, Weingarten 1986. [URI [1990]:
http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-67525
http://hdl.handle.net/10900/47994

BEDNÁRIK János
2016 Mint jó pásztor nyája mellett... Egyház és papság a front idején a Buda környéki falvakban (1944–1945). In: *Szabadegyetemi előadások a Heimatmuseumban 2015/2016,* Budaörs: Bleyer Jakab Helytörténeti Gyűjtemény. 9–23.

BEDNÁRIK János
2017a A nyáj mellett virrasztó pásztor. A Buda környéki falvak 1944–1945-ös történelmének egyházi és pasztorációs vonatkozásai. In: Csikós Gábor/Kiss Réka/Ö. Kovács József (szerk.) *Váltóállítás. Diktatúrák a vidéki Magyarországon 1945-ben*, Budapest: MTA BTK – NEB. 495–530.

BEDNÁRIK, János:
2017b Tradiere Zugehörigkeiten. Generationsübergreifende Aspekte ungarndeutscher Identität in Deutschland. In: Szentiványi, Réka/Teleky, Béla (Hg.): *Brüche – Kontinuitäten – Konstruktionen. Mitteleuropa im 20. Jahrhundert*, Wien: New Academic Press. 211–244.

BEDNÁRIK, János
2017c A kitelepítettek ügyvédje. Egy magyarországi német közösség első négy évtizede Németországban Gödrösy Béla hagyatékának tükrében. In: Jakab, Albert Zsolt/Vajda, András (Hg.) *Örökség, archívum és reprezentáció*. Kolozsvár: Kriza János Néprajzi Társaság. 123–136.

BEER, Mathias
1994 *Flüchtlinge und Vertriebenen im deutschen Südwesten nach 1945. Eine Übersicht der Archivalien in den staatlichen und kommunalen Archiven des Landes Baden-Württemberg* (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, 2), Sigmaringen: Thorbecke.

BEER, Mathias (Hg.)
1994 *Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im deutschen Südwesten nach 1945. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung. Ergebnisse des Kolloquiums vom 11. und 12. November 1993 in Tübingen* (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, 3), Sigmaringen: Thorbecke.

BEER, Mathias
2004 „die helfte hir und tie helfte zuhause“. Die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn und ihre Eingliederung im geteilten Deutschland. In: Almai, Frank/ Fröschle, Ulrich: *Deutsche in Ungarn. Ungarn und Deutsche. Interdisziplinäre Zugänge*, Dresden: Thelem. 37–69.

BOCK, Gustav
1953 *Das donauschwäbische Landvolk in Vergangenheit und Gegenwart. Eine Untersuchung über die heimatvertriebenen in den nordwürtt. Kreisen Mergentheim, Aalen, Schwäbisch-Gmünd und Waiblingen*, Hohenheim: Landw. Hochschule, Diss.

BOHNENKAMP, Anne – WIETHÖLTER, Waltraud (Hg.)
2008 *Der Brief – Ereignis & Objekt, Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift, Frankfurter Goethe-Museum, 11. September bis 16. November 2008*, Frankfurt a. M./Basel: Stroemfeld.

BONOMI Jenő
1933 *Az egyházi év Budaörs német község nyelvi és szokásanyagában (tekintettel Budaörs környékére)* (Német philologiai dolgozatok, 53), Budapest.

BONOMI Jenő
1942 *Erinnerungen an Felix Milleker*, [Sonderdruck:] Deutsche Forschungen in Ungarn, 7, Heft 3-4.

BONOMI, Eugen
1955 Deutsche aus dem Ofner Bergland in neuer Heimat. In: *Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen,* 1. [66]–76.

BONOMI, Eugen
1961/64 Mein Briefwechsel mit heimatvertriebenen Deutschen aus dem Ofner Bergland. In: *Jahrbuch für Württembergische Volkskunde*. 157–187.

BONOMI, Eugen
1964 Mein Weg als Volkskundler. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde,* 8. 273–290.

BONOMI, Eugen
1968 Katholische Priester aus dem Ofner Bergland in Ungarn als Mitarbeiter des Bleyer'schen Sonntagsblattes. In: *Südostdeutsche Archiv,* 9. 203–228.

BONOMI, Eugen
1974 Meine Gewährsleute im Ofner Bergland in Ungarn. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde,* 17. 51–86

BONOMI, Eugen
1975 Von Volksärzten und Zaubersprüchen. Aus der deutschen Volksmedizin des Ofner Berglandes in Ungarn. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde,* 18. 227–261.

BONOMI, Eugen
1977 *Mein letzter Wille*. Handschrift v. 31.07.1977. 4 Seiten.

BORBÁNDI, Gyula
1985 [2006] *A magyar emigráció életrajza 1945–1985*. https://mek.oszk.hu/03400/03472/html/ [elektronische Ausgabe, unpag.]

BRADEAN-EBIGER, Nelu
1992 Soziolinguistische Untersuchung der Zweisprachigkeit und Diglossie bei den Donauschwaben in Deutschland. In: *Germanistische Mitteilungen,* 35. 115–123.

BRAUN, Hans
1978 Das Streben nach „Sicherheit" in den 50er Jahren. Soziale und politische Ursachen und Erscheinungsweisen. In: *Archiv für Sozialgeschichte,* 18. 279–306. http://library.fes.de/jportal/servlets/MCRFileNodeServlet/jportal_derivate_00021753/afs-1978-280.pdf, letzter Zugr

CSÁKY, Moritz
2005 Zwischen Oralität und Literalität. Überlegungen zum Brief aus einer kulturtheoretischen Perspektive. In: Balogh F., András/Mitterbauer, Helga: *Der*

Brief in der österreichischen und ungarischen Literatur (Budapester Beiträge zur Germanistik, 45), Budapest: ELTE Germanistisches Inst. 17–28.

CSÍKI Tamás
2017 Hogyan írjunk levelet háborúban? Útmutató „harcosok" számára. In: *Aranyhíd. Tanulmányok Keszeg Vilmos tiszteletére*. Szerk. Jakab Albert Zsolt, Vajda, András, Kriza János Néprajzi Társaság, Kolozsvár.779–787.

DEIGNER, Pál
2011 Ich bin der Kapellmeister der Budaörser Heimatkepelle. In: Steinhauser, Klára: *Régi Budaörsi családok. Alte Budaörser Familien*, III, Budaörs: Budaörsi Német Kisebbségi Önkormányzat. 28–31.

D. SZEMZŐ Piroska
1966 Kiadástörténet és irodalomtörténet. In: *Magyar Könyvszemle*, 82. évf., 1. sz., 28–38. http://epa.oszk.hu/00000/00021/00262/pdf/MKSZ_EPA00021_1966_82_01_028-038.pdf

DIETZSCH, Ina
2004 *Grenzen überschreiben? Deutsch-deutsche Briefwechsel 1948–1989*. Wien: Böhlau.

DJUPEDAL, Knut
1989 Personal Letters as Research Sources. In: *Ethnologica Scandinavica*, 19. 51–63.

EILER Ferenc
2013 Identität durch Geschichte. Die Zeitschrift „Deutsch-Ungarische Heimatblätter" (1929–1943). In: Fata, Márta (Hg.): *Migration im Gedächtnis. Auswanderung und Ansiedlung im 18. Jahrhundert in der Identitätsbildung der Donauschwaben*, Stuttgart: Steiner. 87–100.

ELISCH-DREXLER, Erzsébet
2014 *Kedves iskolám. Geschichte unserer Schule*. Solymár.

ENGEL, Ulrich
1956 Die Sprache der Heimatverwiesenen und das Schwäbische. In: *Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde*. 90–111.

ERB, Maria
2007 Wir und Sie: Ethnische Stereotype und Vorurteile bei den Tarianer Deutschen. In: Dies./Knipf-Komlósi, Elisabeth: *Tradition und Innovation. Beiträge zu neueren ungarndeutschen Forschungen* (Ungarndeutsches Archiv. Schriften zur Sprache, Literaur, Kultur und Geschichte der Deutschen in Ungar, 9), Budapest: ELTE Germanistisches Inst. 140–194.

ERDŐS Kristóf
2011 „Ma érkeztem…" magyar menekültek Salzburgban, 194 –1953. In: *Korall,* 46. 15–41.

ERMERT, Karl

1979 *Briefsorten. Untersuchungen zu Theorie und Empirie der Textklassifikation* (Germanistische Linguistik, 20), Tübingen: Niemeyer.

FATA, Márta
1999 *Rudolf Hartmann – Das Auge des Volkskundlers. Fotowanderfahrten in Ungarn im Spannungsfeld von Sprachinselforschung und Interethnik*, Tübingen: Institut für Donauschwäbische Geschichte und Landeskunde.

FENDL, Elisabeth
2015 Briefmarken. In: Scholz, Stephan/Röger, Maren/Niven, Bill: *Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung*, Paderborn: Schöningh, 52–64.

FENSKE, Michaela
2013 *Demokratie erschreiben. Bürgerbriefe und Petitionen als Medien politischer Kultur 1950–1974*, Frankfurt a. M. u. a.: Campus.

FENSKE, Michaela
2014 Schreiben als Praxis der Selbst-Beheimatung: Briefe aus der Bevölkerung an Politiker und politische Institutionen nach 1950. *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 27 (1-2), 125–138.

FOSCHEPOTH, Josef
2009 Postzensur und Telefonüberwachung in der Bundesrepublik Deutschland (1949–1968), In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 57, 389–402.

FOSCHEPOTH, Josef
2012 *Überwachtes Deutschland. Post- und Telefonüberwachung in der alten Bundesrepublik*. Göttingen: Vanderhoeck & Ruprecht.

FÖLDES, Csaba
2007 Kommunikation in einem Spagat zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Kode-Umschaltung als bilinguale sprachkommunikative Praktik. In: Erb, Maria/Knipf-Komlósi, Elisabeth: *Tradition und Innovation. Beiträge zu neueren ungarndeutschen Forschungen* (Ungarndeutsches Archiv. Schriften zur Sprache, Literaur, Kultur und Geschichte der Deutschen in Ungarn, 9), Budapest: ELTE Germanistisches Inst. 291–326.

FÜSSELBERGER, Isolde
2013 *Schreibpraxis und Beziehung. Ein Beitrag zur biographischen Briefforschung*. Unveröffentl. Magisterarbeit, Wien.

GEHL, Hans
1998 *Sprachgebrauch – Sprachanpassung. Eine Untersuchung zum heutigen Gebrauch der deutschen Sprache in Westrumänien und zur sprachlichen Anpassung der Donauschwaben* (Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Materialien, 11), Tübingen.

GERSBACH, Bernhard
1990 Nur Sprache – sonst nichts? Überlegungen zu einem vernachlässigten Aspekt der Tonbandaufnahmen in der „Tübinger Arbeitsstelle“, In: *Redeweisen: Aspekte*

gesprochener Sprache. *Festgabe für Arno Ruoff*, hg. Hermann Bausinger, Tübinger Vereinigung für Volkskunde (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts, 5). 98–106.

GIURIATO, Davide
2008 Briefpapier. In: Bohnenkamp, Anne/Wiethölter, Waltraud (Hg.): *Der Brief – Ereignis & Objekt. Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift, Frankfurter Goethe-Museum, 11. September bis 16. November 2008*, Frankfurt a. M./Basel: Stroemfeld. 1–18.

GREVERUS, Ina-Maria
1972 Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen. Frankfurt a. M.: Athenaeum.

GROSSER, Thomas
2006 *Die Integration der Heimatvertriebenen in Württemberg-Baden 1945–1961* [zugl.: Habilitationsschrift, Universität Mannheim 2002] (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, 158), Stuttgart: Kohlhammer.

GRÓSZ, András
2010 Menekülők és internáltak. Budaörs a második világháború végén – Flüchtlinge und Internierte. Budaörs am Ende des Zweiten Weltkriegs. In: Ders. (Hg.): *Jogfosztások Budaörsön – Entrechtungen in Budaörs (1944–1948)*, Budaörs: Bleyer Jakab Helytörténeti Gyűjtemény. 47–109.

GRÓSZ, András (Hg.)
2010 *Jogfosztások Budaörsön – Entrechtungen in Budaörs (1944–1948)*. Budaörs: Bleyer Jakab Helytörténeti Gyűjtemény.

GÖTTSCH-ELTEN, Silke
2001 Archivalische Quellen und die Möglichkeiten ihrer Auswertung. In: Göttsch-Elten, Silke/Lehmann, Albrecht (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der europäischen Ethnologie*, Berlin: Reimer. 15–32.

GÖTZ, Irene – LÖFFLER, Klara – SPECKLE, Birgit
1993a Briefe als Medium der Alltagskommunikation – Eine Skizze zu ihrer kontextorientierten Auswertung. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 89, H. 2, 165–183.

GÖTZ, Irene – LÖFFLER, Klara – SPECKLE, Birgit
1993b Die veröffentlichte Intimität des Privatbriefes. Bemerkungen am Rande eines Forschungsfeldes. In: Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde, 8, H. 1.

HABEL, Eva
2000a „Zu Hause kann es halt doch nie ganz sein“. Alte und neue Heimat in Briefen Vertriebener (1946–1950). In: Kalinke, Heinke M. (Hg.): *Brief, Erzählung, Tagebuch. Autobiographische Dokumente als Quellen zu Kultur und Geschichte der Deutschen in und aus dem östlichen Europa* (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts 3), Freiburg 2000. 147–172.

HABEL, Eva
2000b „Nun wissen wir wenigstens eins vom andern wo wir sind“. Briefe aus den ersten Jahren nach der Vertreibung. In: *Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde*. 87–100.

HANÁK Péter
1970 Die Volksmeinung während der letzten Kriegsjahre in Österreich-Ungarn. In: Plaschka, Richard Georg/Mack, Karlheinz: *Die Auflösung des Habsburgerreiches Zusammenbruch und Neuorientierung im Donauraum* (Schriftenreihe des österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts, 3), München: Oldenbourg. 58–66.

HANÁK Péter
1973 Népi levelek azt első világháborúból. In: *Valóság*, 16. Jg. (3). 62–87.

HÄMMERLE, Christa – SAUER, Edith
2003 *Briefkulturen und Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute* (L’Homme Schriften, 7), Wien: Böhlau.

HELBICH, Wolfgang – KAMPHOEFNER, Walter D. – SOMMER, Ulrike (Hg.)
1988 *Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neue Welt 1830-1930*, München: Beck.

HOLUBA, Judith
2000 Zwischen Identitätsbewahrung und Anpassung. *Die sprachliche Integration der Heimatvertriebenen im Raum Kaufbeuren/Neugablonz im Spannungsfeld zwischen Dialekt und Hochsprache*, München: Iudicum.

JAPPE, Georg
1969 Vorm Briefwechsel zum Schriftwechsel. In: *Merkur*, 23. 351–362.

JÄGER, Theresia
2023 Zur Geschichte der Familie Sersching-Fischer. In: *Deutscher Kalender*. 26–50.

JUNGBAUER, Gustav
1930 Staatsgrenzen und Volkskunde. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 40, N.F. 2 = 40. 196– 201.

KÁLMÁN, Ágnes
2010 Die Budaörser Vertreibung im Spiegel persönlicher Rückerinnerungen. In: András Grósz (Hg.): *Jogfosztások Budaörsön – Entrechtungen in Budaörs (1944–1948)*, Budaörs: Bleyer Jakab Helytörténeti Gyűjtemény.

KALINKE, Heinke M.
2000 *Brief, Erzählung, Tagebuch. Autobiographische Dokumente als Quellen zu Kultur und Geschichte der Deutschen in und aus dem östlichen Europa* (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 3), Freiburg.

KARACS Zsigmond
2008 *Karacs Teréz és a 19. Századi nőnevelés* [online-Veröffentlichung:] http://www.bpht.hu/historiak/102.pdf [132–147].

KATUS László
2015 A Lex Apponyi. In: *Rubicon*, https://rubicon.hu/magyar/oldalak/a_lex_apponyi, letzter Zugriff 01.08.23.

KEMÉNYFI Róbert
2010 Die Rezeption deutscher Vorstellungen von Expansion und „ethnischer Landschaft" in der ungarischen Geographie der Zwischenkriegszeit. In: Störtkuhl Beate/Stüben, Jens/Weger, Tobias (Hg.) *Aufbruch und Krise: Das östliche Europa und die Deutschen nach dem Ersten Weltkrieg*, München: Oldenbourg. 447–467.

KEMÉNYFI Róbert
2013 Volkstumsforscher in Ungarn. In: Marinka, Melinda/Keményfi, Róbert (Hg.) *Die heutige Konnotation des schwäbischen Phänomens, Ethnographica et Folkloristica Carpathica 18*, Debrecen: Debrecen University Press. 96–115.

KEMÉNYFI Róbert
2017 Hagyománylánc versus emlékezet. Elemi irka mint süteményes füzet. Táplálkozáskultúra és írásbeliség. In: *Aranyhíd. Tanulmányok Keszeg Vilmos tiszteletére*. Szerk. Jakab Albert Zsolt, Vajda, András, Kriza János Néprajzi Társaság, Kolozsvár. 743–757.

KEMÉNYFI Róbert
2020 Megőrzött küldemények. Esterházy Bernadette-levelek. *Múzeumcafé – A Múzeumok Magazinja*, 14. 114–137.

KEMÉNYFI Róbert – CSIKI, Tamás
2017 Ungarische Volkstumsforschung, In: Fahlbusch, Michael/Haar, Ingo/Pinwinkler Alexander: *Handbuch der Völkischen Wissenschaften*, 2 Forschungskonzepte – Institutionen – Organisationen – Zeitschriften. Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg. 1165–1181.

KESZEG Vilmos
1996 *Kelt levelem… Egy mezőségi parasztasszony levelezése* (A Néprajzi Látóhatár Kiskönyvtára, 6). Debrecen.

KESZEG Vilmos
2008 *Alfabetizáció, írásszokások, populáris írásbeliség*. Kolozsvár: Kriza János Néprajzi Társaság/BBTE Magyar Néprajz és Antropológia Tanszék.

KESZEG Vilmos
2001 Az írás és a beszéd konfliktusa: egy írástudó asszony „pere". *Néprajzi Látóhatár* X, (1–4). 135–148.

KISS, Rita
2018 *Ungarn-Jahrbuch. Zeitschrift für interdisziplinäre Hungarologie 34* (2018), hg. von Zsolt K. Lengyel. [Darin Link zur Presse der Emigration:]
https://pim.hu/hu/emigrans/nemetorszagi-magyar-emigrans-sajto-bibliografiaja-1945-2002
Letzter Zugriff 0108.23.

KNIPF-KOMLÓSI, Elisabeth

2020 Ein soziolinguistischer Streifzug zur Sprache der deutschen Minderheit in Ungarn. In: *Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas*, Jg. 15, H. 1. 11–22.

KOKÓ Juliánna
1999 Egy vargyasi család levelezése az első világháborúban. In: *Kriza János Néprajzi Társaság Évkönyve, 7. Írás, írott kultúra, folklór*. 240–265.

KÖVÉR György
2014 Énazonosság az ego-dokumentumokban. Napló, történetírás, levelezés. In: Uő.: *Biográfia és társadalomtörténet*, Budapest: Osiris. 99–123.

KREISS, Matthias
1952 Berufswahl daheim und hier. In: Riedl, Franz: *Budaörser Heimatbuch*. 157–159. https://www.budaorskonyvtar.hu/elektronikus/letoltes/konyvek/kv03501.pdf

KRONFUß, Wilhelm:
1974–75 Dr. Ludwig Leber (1903–1974), *Ungarn-Jahrbuch. Zeitschrift für interdisziplinäre Hungarologie*, 6, 314–315.

KRONOFF, Friede
1908 *Lebensart. Ein Wegweiser des feinen Taktes für Haus und Welt*, https://www.projekt-gutenberg.org/kronoff/lebensar/chap001.html, letzter Zugriff: 17.06.23.

LEHMANN, Albrecht
1993 *Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland (1945–1990)*, 2., durchges. Aufl., München: Beck.

LUDEWIG, Thomas
1994 *Leben in Nadwar. Eine biographische Studie zum Wandel der Lebensbedingungen und des Bewusstseins von Männern in einem deutschen Dorf in Ungarn* (Schriftenreihe der Kommission für Deutsche und Osteuropäische Volkskunde in d. DGV e.V., 67), Marburg: Elwert.

MAJER, Frieda
2004 *Zehn Briefe nach Kasachstan. Über die Integration einer Aussiedlerin*, Burau.

MACKENSEN, Lutz
1959 Die deutsche Sprache in und nach der Vertreibung. In: Lemberg, Eugen/Friedrich Edding: *Die Vertriebenen in Westdeutschland*, Bd. 3., Kiel: Hirt. 224–271.

MARCHETTI, Christian
2019 Marginalität und Kontinuität. Deutschsprachige Volkskulturen in und aus Südosteuropa vor und nach 1945. In: Eggmann, Sabine/Johler, Brigit, u.a.: *Orientieren, & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen: Wissensgeschichte der Volkskunde /Kulturwissenschaft in Europa nach 1945*. 111–124.

MARCHUT, Réka
2010 Aus- und Ansiedlungen in Budaörs (1945–1948). In: Grósz, András (Hg.): *Jogfosztások Budaörsön – Entrechtungen in Budaörs (1944–1948),*

Budaörs: Bleyer Jakab Helytörténeti Gyűjtemény. 169–234

2014 *Töréspontok. A Budapest környéki németség második világháborút követő felelősségre vonása és annak előzményei (1920-1948)*, Budapest-Budaörs: MTA Társadalomtudományi Kutatóközpont, Magyar Történelmi Társulat, Budaörsi Passió Egyesület.

MÁRKUS Éva
2003 *Deutsche Mundarten im Ofner Bergland* (Ungarndeutsches Archiv. Schriften zur Sprache, Literatur, Kultur und Geschichte der Deutschen in Ungarn, 4), Budapest: ELTE Germanistisches Inst.

MESSERSCHMIDT, Nadja
2013 Zur Humanistischen Soziologie Florian Zanieckis. Ein Rückblick auf die biographische Methode am Institut für Soziologie der Adam-Mickiewicz-Universität, Posen in der Zwischenkriegszeit (1920–1939). In: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, Jg. 26., 2. 177–199.

MEINDL, Ralf
Kommentierte Eidtion ausgewählter Zeitzeugenberichte zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa [online-Veröffentlichung]. Link: https://www.bkge.de/download/Meindl_Edition.pdf

MENSING, Hans-Peter
1999 *Konrad Adenauer im Briefwechsel mit Flüchtlingen und Vertriebenen*, Bonn: Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen.

MESENHÖLLER, Peter
1985 Der Auswandererbrief. Bedingungen und Typik schriftlicher Kommunikation im Auswanderungsprozeß. In: Assion, Peter (Hg.): *Der große Ausbruch (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, N.F., 17*), Marburg/L. 111–124.

MICHELBERGER, Elisabeth, geb. Herczog
2011 In Neckarelz wurde eine Straße nach meinem Vater benannt. In: Steinhauser, Klára: *Régi Budaörsi családok. Alte Budaörser Familien*, III, Budaörs: Budaörsi Német Kisebbségi Önkormányzat. 42–49.

MOLNÁR, Annamária
2017 *Emanzipationsprozesse ungarndeutscher Frauen vor und nach 1945. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung anhand ihrer Erzählungen*, Budapest: Andrássy Gyula Deutschsprachige Universität, Diss. https://www.andrassyuni.eu/pubfile/de-271-dissertation-molnar-doi.pdf (letzter Zugriff: 03.05.2023)

MUKA, Viktória
2020a Der Budaörser Fronleichnam-Blumenteppich als Alleinstellungsmerkmal und seine Rezeption in Unsere Post, Heimatzeitung der Deutschen aus Ungarn. In: *Jahrbuch kulturelle Kontexte des östlichen Europa. Vom Dekor der Heimatzeitschriften*, 61. 139–196.

MUKA, Viktória
2020b Die Vertreibung als Zäsur im religiös-kulturellen Leben der ungarndeutschen Gemeinde in Budaörs/Wudersch? In: Bálint, Zsuzsa/Marinka, Melinda (Hg.): *Ethnographica et Folkloristica Carpathica 22. Popular Culture and War*. 87–118.

MÜLLER, Erwin
1962 *Die Heimatvertriebenen in Baden-Württemberg* (Schriften des Vereins für Socialpolitik, N. F. Bd. 7/X), Berlin: Duncker & Humblot.

NICKISCH, Reinhard M. G.
1991 *Brief* (Sammlung Metzler, 260). Stuttgart: Metzler.

OLÁH János
Pázmány Péter a nőnevelésről. In: *Módszertani Közlemények, JGYTF Szeged*, http://acta.bibl.u-szeged.hu/28071/1/modszertani_035_005_224-228.pdf

OROSZ László
2003 Népiségkutatás a nemzeti érdekek ütközőpontjában. A két világháború közötti tudománypolitika Fritz Valjavec és Mályusz Elemér kapcsolatában. In: *Századok*, 1, 43–99.

PABLY, Saskia – SCHELL Csilla
2015 Budaörsi kitelepítettek levelei Bonomi Jenőnek. Egynéhány a levélváltás gyakoriságára vonatkozó adat elemzése. In: *Acta Ethnologica Danubiana*, 17, 223–228.

PAPP Árpád
2017 „Tudatom veletek…“ A katonalevelek információhordozó szerepe a 20. század második harmadában Pacséron. In: *Aranyhíd. Tanulmányok Keszeg Vilmos tiszteletére*. Szerk. Jakab Albert Zsolt, Vajda, András, Kriza János Néprajzi Társaság, Kolozsvár. 817–828.

PETERS, Meinolf
2018 *Das Trauma von Flucht und Vertreibung. Psychotherapie älterer Menschen und der nachfolgenden Generationen*, Stuttgart: Klett-Cotta.

PFEIFER, Wolfgang
1989 *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, erarb. unter d. Leitung v. Wolfgang Pfeifer, Koblenz.

PFUNDT, Stephan
2022 *Krieg – Not – Vertreibung: Budaörs 1944–1946. An die letzten Jahre daheim erinnert sich Stephan Pfundt*, Typoskript.

PICHLER, Meinrad
2003 „Dort ist ein armes und dahier ein reiches Land…“ Auswandererbriefe aus den USA am Beispiel eines Vorarlberger Bestandes (1850–1914). In: Hämmerle, Christa/Sauer, Edith: *Briefkulturen und Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute* (L'Homme Schriften, 7), Wien: Böhlau. 163–185.

PROSSER-SCHELL, Michael
2012 Heimatvertriebenen-Wallfahrten. Aspekte volkskundlicher Erforschung unter besonderer Berücksichtigung der Erzdiözese Freiburg und der Donauschwaben. In: Kranemann, Benedikt (Hg.): *Liturgie und Migration. Die Bedeutung von Liturgie und Frömmigkeit bei der Integration von Migranten im deutschsprachigen Raum*. 188–216.

PROSSER-SCHELL, Michael
2016 Ankunft und Integration der ungarndeutschen Vertriebenen in Südwestdeutschland 1946-1960. In: Spengler, Frank/Bauer, Bence (Hg.): *Integration oder weitere Diskriminierung? – Die Lage der Deutschen im Karpatenbecken in den 1950er Jahren*, Budapest, Konrad-Adenauer-Stiftung.

PROSSER-Schell
2018 Ethnographie der Ungarndeutschen: Kronprinzenwerk und Jakob Bleyers Minderheitenvolkskunde (mit einem Schwerpunkt auf der musikalischen Kultur). In: Ethnographica et Folkloristica Carpathica, 20, 9–33.

PUTTKAMER, Joachim von
2003 *Schulalltag und nationale Integration in Ungarn. Slowaken, Rumänen und Siebenbürger Sachsen in der Auseinandersetzung mit der ungarischen Staatsidee 1867–1914* (Südosteuropäische Arbeiten, 115), München: Oldenbourg.

REBHAN-Glück, Ines
o. J. Überwachte Post – die Briefzensur. In: *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie – virtuelle Ausstellung zur Geschichte des Krieges von 1914–1918 in Österreich* [online-Veröffentlichung]: https://ww1.habsburger.net/de/kapitel/uberwachte-post-die-briefzensur Letzter Zugriff: 19.06.23.

RETTERATH, Hans-Werner – SCHÄTZLE, Teresa
2007 Eugen von Bonomi und sein wissenschaftlicher Nachlass im Johannes-Künzig-Institut, Freiburg im Breisgau. In: *Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde*, 49, 194–207.

RETTERATH, Hans-Werner
2011 Die vertriebenen Budaörser und ihre Fronleichnamsprozession. Eine Brauchtranslozierung und ihre Wirkungen. In: Prosser-Schell, Michael (Hg.): *Szenische Gestaltungen christlicher Feste. Beiträge aus dem Karpatenbecken und aus Deutschland* (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 13), Münster: Waxmann. 79–111.

RIEDL, Franz
1952 *Budaörser Heimatbuch*, Stuttgart 1952.

RIEDL, Franz
2016 [Zweisprachige Neuausgabe:] *Budaörser Heimatbuch – Szülőföldünk Budaörs. A mai Budaörs*. Budaörs: Bleyer Jakab Helytörténeti Gyűjtemény, 2., unveränd. Ausgabe.

RITTER, György

2022 *„Oh, Vaterland, warum Ließt Du es geschehen. Az észak-dunántúli németek alávetettsége (1940-1970)”*. Diss. Pécs.

SALGA Kristóf
2019 „Egészen csinosan vagyunk már.. “ „Kitelepített németek levelei 1948-ból. In: *Archivnet*, 19. évf., 4. sz. [Online-Veröffentlichung] http://archivnet.hu/egeszen-csinosan-vagyunk-mar-kitelepitett-nemetek-levelei-1948-bol, Letzter Zugriff 01.08.23

SAUER, Paul
Strölin, Karl Emil Julius. In: *Baden-Württembergische Biographien* 2 (1999), 449–450. https://www.leo-bw.de/web/guest/detail/-/Detail/details/PERSON/kgl_biographien/119252015/biografie, letzter Zugriff 01.08.2023.

SCHÄFFER, Michael
1952 Vom Gesundheitswesen in der Heimatgemeinde. In: Riedl, Franz (Hg.): *Budaörser Heimatbuch*, Stuttgart, 124–127.

SCHELL, Csilla
2001 „Die tätet’s ehrlich g’sagt das letschte gäbe“. Kontakte der Vertriebenen aus Nemesnádudvar/Nadwar zur ehemaligen Heimat. In: *Ortsbezüge. Deutsche in und aus dem mittleren Donauraum* (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 5), Freiburg. 97–113.

SCHELL, Csilla
2008 Das Fest des St. Stephan als überdachendes Identitätsangebot. Mythen, Fakten, Bilder zur Historie des Fest3es am 20. August. In: Schell, C./Prosser, M.: *Fest, Brauch, identität – Ünnep, szokás, identitás. Ungarisch-deutsche Kontaktfelder* (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 9), Freiburg. 15–85.

SCHELL Csilla
2016a „…aber wen[n] man sich Deutsch beken[n]t darf man nicht mehr nachhause wen[n] es einmal soweit kom[m]t“. Adatok egy Württembergbe kiűzött budaörsi család integrációjához magánleveleik tükrében. In: *Pro Minoritate. Német kitelepítések 70 éve*, 2016 Nyár. 19–46.

SCHELL, Csilla
2016b „Ja das ist sehr ri[c]htig. Itt se kellünk[,] ott se kellünk“ – Sprachwechsel /Kode-Umschaltung in Briefen einer heimatvertriebenen Frau aus Ungarn in den Jahren 1947–1953. In: Philipp, Hannes Niclas/ Ströbel, Andrea Maria: *Deutsch in Mittel-, Ost und Südosteuropa. Geschichtliche Grundlage und aktuelle Einbettung* (Forschungen zur deutschen Sprache in Mittel, Ost und Südosteuropa, FzDiMoS, 5), Regensburg. 162–188.

SCHELL Csilla
2016c Eugen Bonomis Briefwechsel mit Heimatvertriebenen. Zur geographischen Zuordnung der Briefe und zur Bedeutung der Korrespondenz. In: Radek, Tünde/Szilágyi-Kósa, Anikó (Hg.): *Wandel durch Migration. Mit den Konferenzbeiträgen vom 25.–26. September 2014, gehalten in Veszprém/Ungarn unter dem Titel: „Gesellschaftliche, sprachliche und kulturelle Wandlungen im*

Zuge von Migrationsprozessen". Veszprém: Komitatsarchiv Veszprém des Ungarischen Nationalarchivs. 75–86.

SCHELL Csilla
2017 „Egy magyarul megfogalmazott levél vétele töltött el csodálkozással..." A Budai hegyvidékröl kitelepítettek levelezésnyelvének választásához. In: *Acta Ethnologica Danubiana*, 18/19. 45–54.

SCHELL Csilla
2018 Zur Wahl der Sprache in Privatbriefen von Heimatvertriebenen aus dem Ofner Bergland. Vorarbeiten zu einer Dokumentation. In: Marinka, Melinda/Keményfi, Robert (Hg.): *Ethnographica et Folkloristica Carpathica 22. Popular Culture and War. Formen, Orte und Diskurse. Vielfalt und Diversität der kulturellen Phänomene der Deutschen im mittleren Europa*. 51–67.

SCHELL, Csilla
2019 „Mein Mann fragt mich Täglich ob ich den Brief schon beantwortet habe". Kitelepített magyarországi német asszonyok levelei, In: Frauhammer, Krisztina/Pajor, Katalin (Hg.): *Emlékek, szövegek, történetek. Női folklór szövegek*, Budapest: Magyar Néprajzi Társaság. 165–181.

SCHELL, Csilla
2020 Zur Schriftlichkeit der „unteren Bevölkerungsschichten" um die Jahrhundertwende. Briefe im Ersten Weltkrieg. In: Bálint, Zsuzsa/Marinka, Melinda (Hg.): *Ethnographica et Folkloristica Carpathica 22. Popular Culture and War*. 37–50.

SCHLAU, Wilfried
1955 *Heimatvertriebenes ostdeutsches Landvolk. Ergebnisse einer Untersuchung im Kreise Mergentheim* (Schriften des Institutes für Kultur- und Sozialforschung e. V. in München, 5), Marburg: Elwert.

SCHIEDER, Theodor, u. a. (Bearb.)
1956 *Das Schicksal der Deutschen in Ungarn* (Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, 2), [Bonn]: Bundesministerium für Vertriebene.

SCHIKORSKY, Isa
1990 *Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens „kleiner Leute"* (Reihe Germanistische Germanistik, 107), Tübingen: Niemeyer.

SCHMIDT, Matthias
2002 *Építem a hidat. Beilleszkedés és megbékélés – Ich baue die Brücke. Integration und Versöhnung* (Regélő múlt, 2), Budaörs.

SCHRAUT, Sylvia
1994 Zwischen Assimilationsdiktat und Fürsorgeverpflichtung. Die amerikanische Besatzungsmacht und die Flüchtlinge. In: Beer: *Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im deutschen Südwesten nach 1945. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung. Ergebnisse des Kolloquiums vom 11. und 12. November 1993 in Tübingen*, Sigmaringen: Thorbecke, 77–94.

SCHRAUT, Sylvia
1995 *Flüchtlingsaufnahme in Württemberg-Baden 1945–1949. Amerikanische Besatzungszone und demokratischer Wiederaufbau im Konflikt*, München: Oldenbourg.

SCHULZE, Winfried (Hg.)
1996 *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte* (Selbstzeugnisse der Neuzeit, 2), Berlin: Akad.-Verl.

SCHULZE – Rainer; BRELIE-LEWIEN, Doris von der – GREBING, Helga (Hg.)
1987 *Flüchtlinge und Vertriebene in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft. Bilanzierung der Forschung und Perspektiven für die künftige Forschungsarbeit*, Hildesheim: August Lax.

SLACHTA Krisztina
2020a *„Rokonlátogatók". A magyarországi németek kapcsolatainak állambiztonsági Ellenőrzése. Egy ellenségkép története*, Pécs-Budapest: Kronosz.

SLACHTA Krisztina
2020b A magyarországi kitelepített németek kapcsolatai és állambiztonsági ellenőrzésük az 1960-as években. In: Tóth, Ágnes/Eiler, Ferenc: *A magyarországi németek elmúlt 100 éve. Nemzetiségpolitika és helyi közösségek*, Budapest: Argumentum. 247–271.

SEEWANN, Gerhard
2012 *Geschichte der Deutschen in Ungarn*. Band 2: 1860 bis 2006, Marburg: Herder-Institut.

SERES, István
[2007] Adalékok és emlékiratok Solymár nagyközség történetéhez.[Online-Veröffentl.:] http://solymar.hu/file/adalekok_emlekiratok_solymar_tortenetehez/01_tartalom.htm

SOMLAI, Péter
2020 Identität im Spannungsfeld von Zwangsmigration und Heimkehr. Ungarndeutsche Vertriebene und die Remigration. In: *A magyarországi németek elmúlt 100 éve. Nemzetiségpolitika és helyi közösségek*, Budapest, Társadalomtudományi Kutatóközpont: Argumentum, 126–142.

SPARWASSER, Sebastian
2016 *Identität im Spannungsfeld von Zwangsmigration und Heimkehr. Ungarndeutsche Vertriebene und die Remigration*, Budapest: Andrássy Universität Budapest, Diss.

STEINHAUSER Klára
2011 *Régi Budaörsi Családok – Alte Budaörser Familien*, III, Budaörs: Budaörsi Német Kisebbségi Önkormányzat.

SZENCZI MOLNÁR Albert
1621 *Keresztyén Imádságos könyvecske*, Heidelberg.

SZILI, Ferenc
2001 *Vidd el a levelem szép magyar hazámba! Somogyi kivándorlók „amerikás“ levelei 1900–1950*. Kaposvár: Kráter.

TAFFERNER, Anton
1959/60 Donauschwäbische Wissenschaft. In: *Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen*, 5, 9–62.

TAFFERNER, Anton
1980 Dr. Eugen von Bonomi (1908-1979), zum Gedächtnis. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde*, 23 [Mit Bibliographie: 297–302].

TOLKSDORF, Ulrich
1990 Phasen der kulturellen Integration bei Vertriebenen und Aussiedlern. In: Bade, Klaus J. (Hg.): *Neue Heimat im Westen: Vertriebene, Flüchtlinge, Aussiedler*, Münster: Westfälischer Heimatbund. 106–127.

TÓTH, Ágnes
2008 *Hazatértek. A németországi kitelepítésből visszatért magyarországi németek megpróbáltatásainak emlékezete*, Budapest: Gondolat.

TÓTH, Ágnes (Hg.)
2018 *Dokumentumok a magyarországi németek történetéhez 1944–1953. Quellen zur Geschichte der Detuschen in Ungarn*, hg. v. Ágnes Tóth, Budapest: Argumentum.

TÓTH, Ágnes/EILER, Ferenc
2020 *A magyarországi németek elmúlt 100 éve. Nemzetiségpolitika és helyi közösségek*, Budapest, Társadalom tudományi Kutatóközpont: Argumentum.

TREIER, Marie
2012 *Mein langer Weg ins Taubertal. Lebenserinnerungen*, Selbstverlag, 2. Auflage.

UKA, Walter
2004 Brief. In: Faulstich, Werner (Hg.): *Grundwissen Medien*, 5. Aufl., Paderborn. 110–128.

[VAJDA János]
1861 *Hölgyek titkára, vagyis legújabb levelezökönyv. Nök számára minden elöforduló alkalmakra való fogalmazási mintákkal, mindenféle társasági, családi, bizalmas és szerelmes levelekkel, alapos utmutatással a levélírás szabályait illetöleg, emlékkönyvbe válogatott versekkel, a keleti virágnyelv magyarázataival* […], Pest: Heckenast.

VÁMOS Miklós
2003 *Sánta kutya*, Budapest: Ab Ovo.

VASS, Erika
2018 Egy Németországba kitelepített soroksári család levelezése (1946–1949): In: *Kisebbségkutatás*, 27. évf., 1. sz. 52–85.

WARNEKEN, Bernd-Jürgen

1985 *Populäre Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung* (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen, 61), Tübingen.

WARNEKEN, Bernd-Jürgen
1987 *Populare Schreibkultur. Texte und Analysen* (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen, 70), Tübinger Vereinigung für Volkskunde, Tübingen.

WEBER-KELLERMANN, Ingeborg
1959 Zur Frage der interethnischen Beziehungen in der „Sprachinselvolkskunde". In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde,* 62. 19–47.

WEBER-KELLERMANN, Ingeborg
1967 Probleme interethnischer Forschungen in Südosteuropa. Eine methodische Betrachtung. In: *Ethnologia Europaea,* 1, Nr. 3, 218–231.

WEIDLEIN, Johann
1979 Dr. Eugen Bonomi †. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter 28, Folge 3, 200f.

WEINTRITT, Ingrid
1966 Die Schriftsprache bei den Deutschen in Ungarn. Untersuchungen zu der Sprache der ungarndeutschen Publizistik 1954–1964. In: *Acta Linguistica Academiae Scientiarium Hungaricae,* 16 (3-4). 309–335

ZIEMANN Benjamin
2003 Geschlechterbeziehungen in deutschen Feldpostbriefen des Ersten Weltkrieges. In: In: Hämmerle, Christa/Sauer, Edith: *Briefkulturen und Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute* (L'Homme Schriften, 7), Wien: Böhlau. 261–282.

ZIMMERMANN, Harm-Peer
1982 Stimmen aus dem Volk. Bürgerbriefe an Helmut Schmidt anlässlich des Konstruktiven Misstrauensvotums, Vokus.

VI. ANHANG

6.1 Tabellarischer Erfassung der Sprachwechselstellen in den Briefen von Vertriebenen aus Budaörs

Briefschreiberin Nr. 1

Inventarnummer	**Datum**	**Sprachwechsel im Kontext**	**Alte Heimat / neue Heimat** AH NH
2/1/311	27.05.1946		
2/1/264	02.02.1947		
2/1/310	23.02.1947		
2/1/300	06.03.1947		
2/1/325	29.03.1947 E		
2/1/313	14.04.1947		
2/1/262	24.04.1947	Wie man hört sind schon ville zuhaus gekommen die in Volksbund waren die bekommen keinen Grund die niht waren bekommen in Grund zurück. Also denen bleibt dann nihtz anderes übrig als zu den Telepesen[527] in die Arbeid gehn. Abber da dint mann doh lieber hir. […] Von Son Anton wiesen Sie noh nihtz. Wir senden Ihnen noh den Witz von Ludasch[528]. Dann langt es vür heute.	AH
2/1/268	09.05.1947	Am Ende müssen wir vileiht noh einen Krig mit mahen wir hätten abber schon genuk davon. Ja das ist sehr rihtig. Itt se kellünk ott se kellünk.[529] Wenn Ich oft auf der Gasse gehe da Glotzens einen so an als wens uns schon was geben hätten. Da klotzt man halt zu-	AH NH

[527] [Siedler]
[528] Gemeint ist die satirische Zeitschrift *Ludas Matyi.*
[529] [Hier braucht man uns nicht, da brauch man uns nicht.]

		rück. Jezt hat mann schon so manches gewond. Nun Schlus vür heute.	
2/1/ 256	26.05.1947		
2/1/ 272	10.06.1947		
2/1/ 301	10.08.1947	Wir sind jezt durh unsere gute Lantsleute in eine kritische Lage gekommen. Es werden nemlih Budaörscher Komunista part egy iteni segitségevel [530] lebendig. Mein Mann und ich wir sind allein keine verwánten u. bekan ten. Der Hass gegen uns komt fon den her dás Sie nicht jede Woche Bezugschein bekommen. […] Das Rathaus hat seiner Zeit meinen Mann gewelt, der Bürgermeister sagte ehr zeigt am meisten ferstentnis tazu. Mein Mann sagte ehr kann és nicht annémen da Er doch mit seiner Frau auh etwás zum Leben brauht. Der Bürger- meister reichte ein um eine Unterstüzung für Ihn und für mih. Wir bekammen 59 Mark monátlich dafan wird noch die Miete ab- gezogen. Also das dut Denen so weche Er hat 265 Flüchtlinge Wonung besorgt und eingerichtet mit ten Notwentigsten sachen wo man brauht zum kochen zum Schlafen u.s.w. dan um Licht und Holz és hátte fille mühe gekostet und fille Nächte in ansbruch genommen. Und jezt komt der Lohn Sie zeig- ten in beim Landrat an und am Arbeits Amt, das Er die Understüzung um sonst beziht Er ist Arbeits fehig und macht den gansen Tag nichts. Wenn Er gesund ist macht es uhm nichts aus Er hat ja immer geárbeitet. Die Unterstüzung wurde enzogen. [Seite 3] Er ist jezt das trite Monád in Kranken- sdant. Und hat auh zulage Er hat es mit sei- nen […] wieder zudún. Er solte liegen und solte heise umschlege beko- men, bei der Hitze und noch dazu in einen Raum wo man kocht. […] [Am unteren Rand der Seite 3, verkehrt geschrieben:] Lieber Herr Bonomi wen Sie zurük schreiben wollen können Sie ruhig schreiben das sied nimand und wird gleih fernichtet. Ich hab mih halt müssen aus glagen. [Seite 4] Ja und dan sagen Sie noch das Er ein Geferliher Bundtista[531] wár und da wollen ihn anzeigen. Das Er ein Jahr eine Leitente Stelle gefürt hat wo Er nicht hät Dürfen also so eine ferleumdung. Wár nicht einmal ein- geschrieben, und wenn Ehr gewesen währe könten Die ihm auh nichts anhaben. Das möchte da auh so fort géhn genau so wie Zuhause. Jezt sehen Sie schon langsam ein	NH

[530] [die kommunistische Partei von Budaörsch mit hiesiger Hilfe wird lebendig]
[531] Der hybride Ausdruck *Bundtista* bezieht sich auf die Mitgliedschaft im Volksbund.

		das mit den nachaus noch nichts los Ist jetzt suchen Sie schon weiter. Jezt sind wieder einige fon Ungarn gekommen die wa- ren in der Russischen gefangeschaft und ein Monad in Budaörs. Die erzélen von der Budaörscher schönheid. Es gibt schon Einen Kuh Halter, Schwein und Zigen Halter (Hirt) Und die Telepesek[532] sind die Weinhüter und der last alle bei den Schwaben stélen wens im 15 Florin geben und oft geht es reht zu „Pfuij Schwáb le a Schwabokal ki welük“[533] for der Ernde wieder. Nun sind Sie mir nicht böse das ich Sie wieder mit meinen geschreibsel belästige Seien Sie Herzlich Gegrüst	AH AH
2/1/ 258	05.09.1947	[Seite 2] Ferner das wir um H. Stefanstag in unser Bergkirhe, aus Greglingen ein Walfart gehabt haben. Es kammen ville aus Greglings umgebung. Und unsere von ganzen Ort die flüchtlinge waren auh oben. Die Prozesion leitete Lorenz Ritter Pfarer. Ja und da wurde es Ungarisch Gebetet, gesungen, und Gebretigt was sagen Sie dazu. Mir kam es so for wie wenn schon alle spinen möchten. In Ungarn wa- ren Sie Deutsche, und hier sind Sie Ungarisch der Ritter sagt es hat einer zu Ihn gesagt Er soll alles Ungarisch machen, Und welher von Euh ist dagegen. Miért gyülöljük a Magyart?[534] Wo wir so lange und so gud gelebt haben. Es war schön es gehd Ihm gud aus in der Ungarischen sprache.	NH
2/1/ 296	28.01.1948	Auf dem Kuvert: „Telepes“ [S. 1] Ehr schreibt das sein Haus und noh 24 andere am Berg der Erde gleih sind, ja Ehr schreibt sogar die Steiner sind wek So dun die Derék emberek[535] aufbauen. Das Holz ist heitz Material ob es Möbel ~~ist~~ sind oder Tachstul oder Haustüren oder Fenster. […] [S. 2] Nach Budaörs hat Ehr Sih garnicht getraut beim Tag, den Ehr sagt, die Telepesek[536] kennen einen ja nicht, nur die Eigenen Leute die laufen gleih an zeigen. Und dan gibt es gleih Rassia. Dord beim Teih Lágymányos war Er bei einen Herrn der hatte zwei Häuser das eine links das andere Rehtz und hat nur in einen ge- wond in den anderen war Er nur so fil das jemand drin war. Sehr wenik Brod haben die, Mehl auh wenik das Gedreide wurde nicht abgemacht, weil die wolen nur Fressen Arbeiden kann	AH

[532] [Siedler]
[533] [„Pfuj, Schwabe, nieder mit den Schwaben, raus mit ihnen“]
[534] [Warum sollen wir das Ungarische [ggf. die Ungarn] hassen?]
[535] [Die braven Leute], Hervorh. im Orig.
[536] [Siedler]

		wer will. So ein Sváb[537] wird niht in die Arbeid [Seite 3] aufgenommen. Da ist eine gewisse Familie […] denen Ihr Sohn ist in Amerika schon lange vor den ersten Weld Grik den haben Sie ein Haus ge- kauft, und dord dürfen Sie bleiben aber gans lehr ist das Haus das wahr früher die Csendör Laktanya[538] dort drausen am dofen- de auf der Haupt Strasse. [Seite 4] Die übrigen müssen angeblich in Luko- bery Marienthal zihen dort gibt es aber auh keine Täher mehr. Dort hoken die auh gud. Ja und 3 Kirhen sind in Ord. Die alle hat angeblih gar kein werd mehr der Pfarrer auh kein Reht mehr. Dan ist eine auf der Gänsewiesen in Müllerischen Haus das ist die Evangelische, und eine in der Eisenbahn gasse das ist die O Katolikus[539] Kirhe ge- nuk nur die Besuher werden velen.	
2/1/ 294	17.04.1948		
2/1/ 254	18.07.1948	[Seite 4] Schreiben bekammen wir von Zuhause aber nihts besonderes neues, nur fil Arbeitz lose gibt es, und ein neuer Gruss ist in Schule. Nincs Isten die andword ist Még nem is volt.[540] Wie weit das Die es noch bringe werden.	AH
2/1/ 266	26.07.1948		
2/1/ 251	18.12.1948	[Seite 3] Die gute kleine Stube [Straßenname] u. 4 und die fillen freund- lichen Gesichter und jezt? Dort währen wir doch wieder beisamen. Da haben wir an so etwas noch nicht gedacht. Und wie fille solhe Weihnachten werden wir noch feiern mein solhe arme? Mein Mann sein Bruder schrieb in die Zeitung. Nem sokára ~~da bleib[..?] zum~~ tallálkozunk [541], ich weis nicht will Ehr kommen oder meint Ehr wir kommen, das soll Ehrsich aus den Kopf schlagen, das wird nicht mehr wahr.	AH NH
2/1/ 292	16.01.1949	Ehr hatte uns das selbe ge- sagt was Sie uns geschrieben haben wie es dort zu gehd. Bei seine Eltern haben die auh alles auf- genommen sogar das eingedünste, die Tomaten und Gurken alles, von die ~~d~~ Schwaben haben die Telepes-	AH

[537] [Schwabe]
[538] [Gendarmen-Kaserne]
[539] [katholisch], Hervorh. im Orig.
[540] [Es gibt keinen Gott, es hat nie einen gegeben.]
[541] [Bald treffen wir uns]

		sek[542] in (Kukurutz) Mais verkauft und in Wein verkaufens auh das bis Frühjahr niht einmal mehr ein Tropfen bleibt [Seite 2] Ehr sagt auh das wir froh sein sollen das wir hier sind da haben wir doh unser Ruhe. Und das wollen ville niht Glauben. Da sind Sie in die Weinlese gefaren haben einen Schrank auf den Wagen, da hat Ehr sich denkt was wird den jezt, da haben Sie die Weintrauben hinein geschmissen, und wenn~~n~~ ehr vol wahr sind wieder heim geffaren, die Beeren haben Sie niht zussamen geglaubt die haben Sie liegen lassen. Die Bäume haben Sie schon fille heraus zum verbrennen jezt kommen schon die Weinstöke zun verbrenen dran. die Wein keller unsern Männer Ihr Stolz die sind auh schon die helfte verbrant. Ez a Kultura.[543] die Leute sagen halt schon fille Sie sind Komunisten damit Sie eine Ruhe haben	AH
2/1/261	05.02.1949		
2/1/295	06.04.1949		
2/1/255	10.08.1949		
2/1/298	28.09.1949 E		
2/1/257	13.10.1949		
2/1/260	31.03.1950 E		
2/1/259	18.04.1950	[Seite 1] Und die Telepesek[544] sagen untereinander, Jönnenk a svábok, de csak ugy ha akarnak és ha viszza kapják a vagyonukat csak jöjenek.[545] Das Erst kürzlich wieder einigen das Vermögen weckgenomen haben. Einer Fam. […], […] und […]. Und die Telepesek[546] bekommen viele die Végzés[547] in die Hände weil sie nichtz mehr Arbeiten wolten, von Grund u. Haus. […] [Seite 3] Eine hat heraus geschrieben das kein Fleisch bekommen, nuhr manhes mal Rindfleisch und da müssen sie sich ansteln. Kaufläden gibt es keine mehr wo man etwas bekomt zum kaufen, nuhr ein Szövetkeszet[548], das Brot müssen Sie in der Stadt hollen. Holz, und Kohle hatten Sie sehr wenig, auf einen Tag haben sie 3 klgr. ferbrenen dürfen in Winter mehr	AH

[542] [Siedler]
[543] [Das ist die Kultur.]
[544] [Siedler]
[545] [Die Schwaben kommen, aber nur, wenn sie wollen und ihr Vermögen zurückbekommen, lass sie nur kommen.]
[546] [Siedler]
[547] [Beschluss]
[548] [Genossenschaft]

		nicht.	
2/1/ 303	29.06.1950	[Auf dem Kuvert:] Verunglimpfungen Deutscher durch die Telepesek!, nachrichten aus Budaörs	
2/1/ 302	21.09.1950 E	[Seite 2] Wir bekammen von H. Szakály Schul Direktor einen Brief in dem Ehr uns mitteilte, Das seinen Sohn der Gántor wahr, und Lehrer. Áthelyezték Feleségível együt egy Tanyára. […] Ferje egy Népboltban segéd.[549] Früher hatten die Jungen ein eigenes Geschäft gehabt. In […] und seine Frau habenz in der Nacht fortgenomen, von 3 Kinder, weil maneinige Kiló Fett und Zucker gefunden hat, das weis bis heut noch nimand wo die sind, und die arme Kinder alein. An der Sparkasse ist ein Wasserhane von dort holn alle das Wasser Autobus Verker in der Früch und Abends alle 5 Minuten untern Tag alle halbe Stund. Lieber Herr Professor bei uns wurde am Rathaus angeschla gen ausgans August, das die Ungarn heim können wen Sie sich für würdig befinden dan haben Sie auh das M.Állam bolgárság[550] nicht verloren, es meldete sich nimand.	AH NH
2/1/ 265	21.12.1950	Meine Tante schrieb mihr, das ein Törökbaliter auf Süssen kam, der ist aus Ungarn geflüchtet, erst dies Monat. Der wahr vorarbeiter da ferlangten sie jeden Tag mehr Arbeit da sakte Ehr das geht nicht mehr und hat die Arbeit stehn lassen, den anderen Tag muste ehr schon auf die Andrasiut, dort bekam ehr seins, und hätte jeden Tag soln wieder kommen. [Seite 2] Da glükte es Ihm das Ehr heraus kam. Ehr fur überal hin wo Törökbálinter sind, und erzelte es. Die 18 Jährigen müssen alle einrüken. Ein Budaörscher […], […] Jahre alt wolte zu seinen Großeltern die sind in […], dem habens erwischt auf der östereichische Grenze dem habens eingespert. Meiner Tante ihrn jezi gen Mann seine Tochter, ist in Amerika geboren hatte ein gutgehentes Wirtzhaus am Telep Törökb. Die sind auh dies Monat, hinausgeflogen, alles habens müssen trin lassen. Und dan von was Leben. Ich habe so angst von Háború[551] Wie geht es Ihnen Gesundheitlich?	AH NH
2/1/ 305	20.03.1951	[Seite 3] Lieber Herr Professor! Da haben Sie von Ihrer Mutter seid Weihnachten noch keine nachricht ist sie bei Jemanden oder ist sie alleine. das mus Ihnen auh Sorgen machen. Von Budaörs hört man das der Pfarer hat auh einrücken müssen, und die Schwestern werden Fertehtigt das sie geheim Komuniziren, werden immer ferfolkt, die armen haben auh keine Ruhe. Die noch Zuhause sind schreiben das sie alle einrücken müssen. (Nem baj ha svábok is)[552] alle müssen gehen. Mein Schwager schreibt aus Budapest das	AH

[549] [Er wurde zusammen mit seiner Frau auf ein Einzelgehöft [tanya] versetzt. Der Mann von […] ist Gehilfe in einem Laden.]
[550] [die ungarische Staatsangehörigkeit]
[551] [Krieg]
[552] [Es macht nichts, wenn sie auch Schwaben sind]

		es ihn gut geht, das ehr in eine Müanyag- gyárban Presmunkás[553] ist, bekomt 500 Forint auf ein Monat Arbeitet nuhr 8 Stunden, aber keine Wohnung kan man bekommen ehr wont noch immer bei Báró Kohners Bu- dakeszi ut, seine Frau mus dafür arbeiten.	
2/1/ 297	19.06.1951	Unser […] schreibt aus B.pest das es ihn sehr gut geht und viele müssen einrücken, und B.pest ist so schön das wir uns nicht mehr auskenen möchten. Vor allen die Generalwiese (Vérmezö) ist mit Bäumen ganz fol gesetzt es ist halt alles schön u. gut, und vertint viel. Ich schrieb Ihn neulich ob das nichtz ausmaht das ehr ein Deutsche abstamunck ist schreibt ehr nein csak asz Ember jó munkás legyen.[554] L. Herr Professor Sie müssen halt schaun wie Sie mit den Lessen zurecht kommen es geht halt nicht mehr anderst, bei uns alte Leute.	AH
2/1/ 293	14.11.1951	[Seite 2] Mehr braucht man doch nicht mehr auser noch Gesundheit, fileiht komt auf uns auh die reie, aber wir sind halt alt. Man hört von zuhause ganz wenik, auser dem was Schwager […] schreibt. Das Baron Koners Haus auf zwei aufgeteilt ist worden eins ist Budafoki ut u. eins Hárshegyi ut. und das Ehr sehr nerwös ist immer bei der Nacht Arbeiten mus dan schreibt Ehr noch nincsen „Frötcs nincsen Salona“[555] zum ersten mal der hat immer nur gut Geschrieben	AH
2/1/ 269	06.01.1952		
2/1/ 314	02.01.1953		
2/1/ 271	01.04.1953		
2/1/ 278	20.09.1953		
2/1/ 274	21.12.1953		
2/1/ 270	28.03.1954		
2/1/ 277	29.06.1954		
2/1/ 284	10.01.1955		
2/1/ 291	23.12.1955 E	[Seite 3] Neues bei uns ist das wir eine Intus- triessiedlung und eine Nebenerwerbssied- lung bekommen 8 Häuser werden neben der Fabrick gebaut lauter Ungarn, wie der Platz genant wird weis ich schon Heute „Zigány Telep“[556] das ist aber nebensa- he Hauptsache das es gute schöne Häuser werden.	NH

[553] [Pressarbeiter in einer Plastikfabrik]
[554] [nur, dass man ein guter Arbeiter ist]
[555] [Es gibt kein Gespritztes, es gibt keinen Speck]
[556] [Zigeuner-Siedlung]

2/1/276	18.03.1956	[ZÄSUR]	
2/1/324	23.10.1956		
2/1/253	21.12.1956		
2/1/299	23.12.1959	[S. 1] Bei uns in […] ist eine Fam. aus Ungarn, die wonten am Stalintér[557] und haben geholfen den Stalin umwerfen zwei Söhne felen noch eine Mädel habens dabei.	AH
2/1/307	15.01.1963		
2/1/304	27.03.1964		
2/1/290	13.04.1965		
2/1/289	22.11.1965		
2/1/281	23.12.1965		
2/1/287	20.12.1966		
2/1/288	23.03.1967		
2/1/285	20.12.1967 E		
2/1/283	08.04.1968 E		
2/1/312	17.08.1968		
2/1/286	08.01.1969		
2/1/306	30.03.1969		
2/1/280	17.12.1969		
2/1/279	25.03.1970 E		
2/1/273	21.12.1970		
2/1/252	12.03.1971		
2/1/275	05.10.1971		
2/1/282	16.12.1971 E		
2/1/308	28.03.1972 E		
2/1/267	17.12.1972		
2/1/371	11.03.1974		
2/1/436	16.10.1974		
2/1/370	16.12.1974		
2/1/249	27.03.1975 E		

[557] [Stalin-Platz]

2/1/250	24.04.1975		
2/1/320	29.06.1975		
2/1/321	02.07.1975		
2/1/361	25.07.1975		
2/1/322	22.09.1975		
2/1/316	25.09.1975		
2/1/323	16.10.1975		
2/1/319	22.12.1975 E		
2/1/318	10.03.1976		
2/1/317	08.06.1976		
2/1/368	28.10.1976		
2/1/315	16.12.1976 E		
2/1/360	07.04.1977 E		
2/1/363	08.10.1977 E		
2/1/362	19.12.1977 E		
2/1/367	20.03.1978 E		
2/1/364	20.07.1978		
2/1/366	01.10.1978		
2/1/365	12.02.1979 E		
2/1/309	o. D.		
2/1/369	o. D.		
2/1/501	o. D.		

Briefschreiber Nr. 2

Inventar Nummer	**Datum**	**Sprachwechsel im Kontext**	**Alte/neue Heimat**
2/1/068	21.06.1946	[S.1] Die arme […] Schwester ist das zweite grosse Opfer was ich fast ertragen kann, weil sie in Ungárn alleine im Spitál liegt. Dr. Riedl Dr. Leber haben auch geschrieben, Dr. Krum ist hier unlängst verunglückt u. ist dabei gestorben. […] Wir sind von Budaörs hinaus geworfen worden am 2. Febr. vor Mária Licht- mes u. sind am 3. Febr. abgefahren. Wir sind gefahren ohne	AH

		Schirrigkeiten u. sind am 8 Febr. in Künzelsau in Lager untergebracht worden. […] Herr Bonomi ihre lieben ./. [Seite 2] Eltern noch gut zuhause, ~~trotz~~ trotzdem Sie nicht allein sind in der Wohnung ~~sind~~ weil ein junges Ehepáár dort wohnt. […] L. Herr Bonomi Ich bin sehr aufgeregt so das ich fast garnicht schreiben kann. Die Fehler dürfen sie ausbessern oder ist es auch so zu lesen hoffentlich? Mein Bruder […] ist bei Öhringen irgendwo der […] ist angeblich in Rußland.	NH AH
2/1/ 034	27.07.1946	[Seite 2] Ein Gesang- buch von Laci bácsi ist bei uns vor- handen unsw. ein altes u. neues. […] [Seite 4] Mein freund […] war jetzt zu Hause in Ungárn u. ist zurückgekommen. Der Arme ist zum Sterben so haben Sie Ihn geschlagen.	AH
2/1/ 043	07.08.1946	[S.1] Lieber unvergeslicher Herr Bonomi! Vielleicht ist es Ihnen ein kleiner Trost wenn Sie wissen, dasz wir alle fassungslos dem grau- samen Schicksal gegenüberstehen, und dasz ein grosser Kreis dem Heimgang Ihres lieben Va- ter auf das tiefste betraut.	
2/1/ 069	20.09.1946 E	[Seite 1] Auf Ihre liebe Karte habe ich nicht richtig Antwort gegeben, da Sie fragte$_n$, ob ich ein gutes Bett u. gute Kost habe. Das Bett ist ein Stuhl (Nyugágy[558]) auf dem ich jetzt fast 2 Jahre immer Schluf. […] [Seite 2] Nur aber eines bitte ich Sie wenn Sie hilfe brauhen wenden Sie sich an dem Pfarrer Hermann Wéber Marlach der ein Schutz-Engel ist der auf guten Wege einen begleiten wollte. […] [2. Briefsegment] Ich kenne in der umgebung schon mehr Pfarrers aber wie Wéber von Marlach ist keiner mehr im Reich das ist bestimt.	NH
2/1/ 067	09.10.1946	[Seite 1] Dan sind Sie Herr Bonomi schon heute zu uns eingeladen, um mit mir u. meine Schwester Familie eine Flasche echten Ingel-	

[558] [Liege], gemeint ist eine Art provisorisches Bett.

		fingen Gold ! auf ~~das~~ Ihr Speciel- les zu leeren.	NH
2/1/ 071	21.10.1946	[Seite 1] […] Kati- bäsl ist wo der Dr. Schäffer ist [Herausgeschnittener Zettel, Vorderseite:] Ich gehe fleissig in die Evangelische Kirche da die Katholische sehr weit ist. Remélem az ég ellen nem vétkezem?[559] Ich bete für Sie viel Herr Bonomi u. denke oft an die vielen Zettel die jeden Sonntag vor Ihnen liegen u. darauf fleissig alles auf notieren u. zuhause darüber nachforschen[?] müsten. Hol itt az igazság?[560] [Umseitiger Text] Von Herr […] sind hier Lands- Leute unsere Herr […] aus Verbász (új oder o Verbász das weiss ich nicht genau) das ist in Ru- menien oder Serbien? Bácskában annyit tudok. Künzelsauban van egy orvos szintén[561] oda valosi Dr. […] pesten végzett, […] familie kennt den Herr Schloßer.	NH AH NH
2/1/ 070	19.03.1947 E	[Seite 1-2. fehlen] 3. Lieber Herr Bonomi! Ich weis es wohl dass, ich in Briefe schreiben noch immer nicht die nötige Kraft besitze, darum dürfen Sie Herr Bonomi meine (Sajtóhibákat[562]) nicht so genau nehmen und vieleicht ist auch der Ausdruck nicht ganz richtig was aber Herr Bonomi am besten gut machen werde mit einer wenige Gedult. […] Möchten Sie Herr Doktor mir folgendes auf.merken aber es ist jetzt nicht wichtig sofort da Post u. Papir kostsbielig ist. Was ein Morgen, ein Ar, ein Hektár, ein Tagwerck unsw.	NH
2/1/ 027	06.06.1947	[Seite 2] Én egyáltalán nem avatkozom bele, ahogy csinálják a kath. papok ugy élvezzék a jövőbe. Szomorú de való ez a bánás mod a menekültekkel szembe, ha igy ál a hely- zet ? de nem hiszek én mindent, mert ha a fele is igaz épp elég. Boldogult drága jó edes Anyám mindig azt mondta, hogy az 1947 év nehéz lesz ami úgy látszik bevál.[563] L.H. Bonomi! Meine Schw. […] ist jetzt wieder Krank	NH

[559] [Ich hoffe, ich sündige nicht gegen den Himmel?]
[560] [Wo ist hier die Gerechtigkeit?]
[561] [jedenfalls in der Batschka. In Künzelsau gibt es einen Arzt, ebenfalls von da, Dr. Péter Tauz, er studierte in Pest]
[562] [Druckfehler]
[563] [Ich mische mich da nicht ein, sollen die katholischen Pfarrer künftig so machen und genießen, wie sie wollen. Es ist traurig aber wahr, dieser Umgang mit den Flüchtlingen, wenn es dem wirklich so ist? Aber ich glaube nicht alles; wenn die Hälfte jedoch war ist, ist auch genug. Meine teure Mutter, selig, sagte, dass Jahr das 1947 schwierig wird, was sich scheinbar bewahrheitet.]

		so das wir in die Gastwirtschaft Essen gehen müssen. Mihály Kreisz Pfarrer war in Creglingen bei Pfr. Ritter u. ist zu mir wieder nicht gekommen.	
2/1/ 048	o. D.	[Anfang des Briefes fehlt] Wir sind Jahre hindurch mitsam gewesen u. können einander gewis von dieser Seite auch schon nicht war H. Bonomi? Sie können meine Natur gewis, dass ich als ein Altruist überall gelibt wurde trotzdem es ein undankbares Erbteil ist von meine l. Eltern. (Igy se jo, ugy se jo.[564]) So habe ich nichts u. wenn ich anderst wäre hätte ich auch nichts. Als guter Politiker habe ich den Antrag Kloster gestält, hoffentlich ist es jetzt verstanden? Tue recht u. scheie niemand! Wenn ich nicht so unglücklich wäre mein einziges wäre nur das Kloster Pf. Kreis schrieb mir a (fenne aki meg eszi)[565] [Seite 2] Noch hätte ich eine Bitte, jetzt wollen Sie H. Bonomi, sich mehr schonen u. nicht soviel mehr aufrichtig Ihre Nerven dahin geben. Wenn alles stimt, aber das eine Sprichwort stimt nicht „Erliche Hand reist durchs ganze Land“ Viele gehen da zum Caritas u. nehmen die von deuschen gespendete gabe trotzdem sie es nicht notwendig haben. Igen sok visszaélés történik ezen a vonalon.[566] Ich habe keinen Caritas Pfennig noch weniger einen Bezugschein in Deuschland erhalten u. wenn mir Gott hilft, will ich auch weiterhin mich so fort plagen.	AH NH NH
2/1/ 072	21.07.1947	[Seite 2] So langsam werde ich jetzt in Ordnung kommen wenn noch meine Zähne die mir verschprochen sind fertig gemacht werden. Der hochw. Herr Lenzi Ritter ist der gute Geist der noch im Clerus sein darf der mir die Summe der Zähne irgendwie auftreibt. Hogy honnan veszi nem tudom?[567] Ich habe’s nicht verlangt aber sagte so will er mich nicht mehr sehen ohne Zähne. Kreisz Pfarrer konnt nicht die Stelle annehmen die ich Ihm zusagte úgy látszik nem tetszenek a firmák akik ott vannak.[568] Hier in […] waren die v. Hernádi zusammengestelte Musikkapelle in der Festhale die ich aber leider nicht gesehen habe, weil gerade in Schönenberg war wo meine Nichte […] ist. Ich kann Ihnen H. Bonomi nicht mehr sagen wo möglich bevor Sie nach Ungárn zurückgehen, müssen Sie H. Bonomi diesen Gnadenort ansehen / Érdemes.[569] Wie ich weis ist Schorndorf von dort nicht weit?	NH NH NH
2/1/ 066	27.07.1947	Ich habe mit dem letzten Brief der von Ihnen ankam folg. 2 Briefe als Begleiter bekommen. Schw. Klára gew. Oberin in Börs u. jetzt	AH

[564] [So ist es nicht gut und anders auch nicht.]
[565] [soll ihn der Teufel holen]
[566] [In diesem Bereich gibt es überaus viel Misswirtschaft.]
[567] [Woher er das beschafft, weiß ich nicht?]
[568] [anscheindend kommen die Typen, die da sind nicht gut an.]
[569] [Es lohnt sich.]

		im Bup. Kispesti ház[570] als Assistentin wirkt [hat] folg. mitgeteilt. Nun feierten wir schon wieder das 2 mal Fronleichnam ohne den l. Budaörsern. Es war wieder nur der Kirche herum die Prozession mit reichlichen Blumen Teppich. Die schöne Lieder sang man auch in ung. Schprache. Alles war so wie früher, nur die Gesichter änderten sich. Meine Hoffnung ist fest, dass heut 1 Jahr es schon ganz anderst wird sein. Ihr. könnt zurück, Euer Gebet, Leid u. Elend wird Erhörung finden. Freilich wird so manches anderst sein u. werden, wie früher, Ihr seid aber doch am [Seite 2] ./. Heimatboden, den Euere Urgrosseltern bebaut haben. – So oft ich nach Budaörs komme, gehe ich immer in Friedhof, gehe betend neben alle Gräber herum anstatt Euch meine Liebenden. Mein Herz blutet immer wenn ich noch Euer Ferne u. Not denke. Möchte Euch so gern helfen u. geht nicht. Hier zuhause gibt's auch grosse Not. Die grosse Trockenheit bringt sehr schwache Ernte. Pfirsiche wird es viel geben, zeigen sich schön. Auch die Trauben sind bisher reichlich. Nur Gemüse, Erdepfel u. Mais ist schwach. – Most kérdem ki-e a játék?[571] Lenzi Ritter Pfarrer schrieb mir diesmal ungarisch u. lobt den Herrn D. Andre bácsi igen jolelkű vándorpap. Volt már nála is. Stuttgártban segit az egyházmegyei összekötőnek a magyar lelkipásztorkodásban. Dehát most akkor kérem H. Bonomi urat a Clérus Tyukszemére vigyázni! nem szabad rálépni, mert fel kell az egész Clérus!!! Lenzi levelét elküldem volna, de ovatosnak kell lenem és nem becsületbeli dolog, de kár. Személyesen többet egyszer. Szél ellen Pikolát nem lehet tenni.[572] Ich grüße herzlichst Ihr Dankbarer […]	AH NH
2/1/ 061	09.09.1947	Dr. Aubermann schreibt folg. Lieber Herr Dechant ich gedenke die Budaörser bis Mitte Sept. aufsuchen zu können in 10 Tagen soll meine Rundreise beendigt sein. Den Tag hat Er leider nicht bestimt. Most ~~so~~ van munka elég ha az összes kreisokba a budaörsieket kell értesiteni, mert kerületenkin akarjuk őket felkeresni.[573] D. Kruck schreibt daß viele in der Russ. Zone sind angekommen auch J. Ebner v. Biro ki azt mondta volna mikor az orosz be jött [„] itt vannak ami megmentőink."[574] Gottes Mühle mahlen langsam aber sicher! Jetzt seche ich, daß der lb. Gott die Fariseern auch gefunden hat. Menyivel ártatlanab egy […] egy […] stb. […] az Kin van[575] alle Ehre!!! [Seite 2] […] tanito és allitolag […] az két (Mamlasz) mert maskép parton nem nevezhe-	NH AH NH

[570] [Das Haus in Kispest]
[571] [Jetzt frage ich: ist das Spiel aus?]
[572] Onkel [Andre?] ist ein sehr gutmütiger Wanderpfarrer. Er war auch schon bei ihm [Ritter bei Andre oder umgekehrt?] Er hilft dem Vermittler der Diözese bei der Seelsorge der Ungarn in Stuttgart. Jetzt aber bitte ich Herrn Bonomi, beim Klerus nicht ins Fettnäpfchen zu treten, sonst wird der Klerus aufgeschreckt!!! Lenzis Brief hätte ich Ihnen gerne zugesandt, ich muss aber vorsichtig sein. Und das ist keine Ehrensache, aber schade. Mehr dazu einmal persönlich. „Gegen den Wind kann man nicht pfeifen [pinkeln]" [D. h. einen Windmühlenkampf sollte man besser vermeiden].
[573] [Jetzt gibt es genug zu tun, wenn die Budaörser in jedem Kreis benachrichtigt werden sollen, da wir sie in den Kreisen aufsuchen wollen.]
[574] [J. Ebner, ehem. (Dorf)Richter, der gesagt hätte, als der Russe reinkam, „hier sind unsere Erlöser."]
[575] [wie harmlos ist dagegen ein Hufnagel, ein [Lovas? (Lunz)?], Tölgyesy etc. Pintér ist draußen]

		tem őket vagy még talán (Júdásnak)[576] Aus Bp sollen angeblich die Familie Rutterschmiedt die in der Váczi uccába[577] ein großes Päcker Geschäft gehabt haben u. mit der Fam. Bleyer in guter verbindung gewesen sein? Aubermann azt irta a múltkor, hogy Sik úrnak rosszul megy a boltja mert nem fizetnek kultus adot a tele- pesek hanem azt mondják ki evvel a csuhással. A templom ablakai össze vannak törve és a Höfner Näni megy gyűjteni, de csak a vissza maradt Svábokhoz. De most mi lesz mikor ezek is kint vannak. Most kérem H. Bonomi urat, ha ked- ve volna és ~~w~~ valamely Kreisbe tudna megjele- ni, hogy Aubermann urat megláthassa, de ha csak lehet Stuttgártba. […]ról sokat tudnék irni de tilos tilos tilos haromszor is tilos. Imáimba minden- nap megemlékezem mindenkor és kérem K. Bonomi urat ne feletkezen meg én rolam soha.[578]	AH NH
2/1/ 053	15.09.1947	Schmied Lehrer […] Márton ([Beruf]) […] Hazám Ki álli- tolag mint elmezavaro jött ki. Ebner v. [Seite 2] biro és a hires Kreisz verekedő Banda.[579] Man hört hier, daß auch der Dr. […][?] mitgekommen sei? Von Szakály izgato úr aki oly kétszinű szintén jött [volna?] ki?[580] Über die Lage Beyer kann ich nichts sagen weil mein Bruder Toni sagt er mischt sich nicht in die Sache Er geht lieber schön jeden Tag in seine Arbeit auf die Bahn wo Er recht gut aussieht dabei weil er zufrieden ist mit Seiner Lage u. weil er genug hat von seiner Internie- rung wie meine andere Geschwister alle. Én azt hiszem ott az a bibi, hogy […] többször meglátogatja és ott sok a kommunis- ta. Babich úr haragszik rám de nem tudom miért le van sajnálva az Andréval együtt. Kupferzellbe tartotak Szt. István napot Svábokal és ami legérdekesebb magyarul. Prédikacio mise és stb. az mint magyarul ment. Was sagen Sie dazu? És ami még szintén megemlitendő magyar imákat [Seite 3] és énekes könyveket osztanak ki. Most arra kérem Bonomi urat de nem sürgős azonnal, csak ha nekem irni méltaztatin, hogy ez a levél nem-e-ment fekete kezek allatt át. Mir kann jeder sagen was er will es ist auch	NH NH NH NH

[576] [Lehrer […] und angeblich […] die zwei Trottel, Pardon, ich kann sie nicht anders bezeichnen, vielleicht noch (Judas)].
[577] [in der Váczi Straße]
[578] [Aubermann schrieb voriges Mal, dass das Geschäft von Herrn Sik schlecht liefe, weil die Siedler kein Kitchensteuer zahlen würden, sondern stattdessen sagen, „raus mit dem Pfaffen“. Die Fenster der Kirche seien zerbrochen und die [Höfner?] Näni geht sammeln, aber nur zu den zurück gebliebenen Schwaben. Was wird aber dann passieren, wenn auch diese draußen sind. Jetzt bitte ich Herrn Bonomi, falls Sie Lust haben, und in einem der Kreise erscheinen könnten, um Herrn Aubermann zu sehen, aber wenn möglich nach Stuttgart. Über D. Andre könnte ich viel schreiben, es ist aber verboten, dreimal sogar. [Wort unleserlich] In meinem Gebet gedenke ich jeden Tag und jeder Zeit und ich bitte Sie L. Herrn Bonomi, mich niemals zu vergessen.]
[579] [der angeblich zum Verstören herauskam. Ehem. Richter Ebner und die verrufene Schlägerbande Kreisz.]
[580] [Herr Direktor-Hetzer Szakály, der so doppelgesichtig ist, wäre auch rausgekommen?]

		so wie ich sage. Akkor lesz elég ha a F. rendőrség azt mondja hagyjuk már őket.[581] […] [Seite 4] ./. war. Milyen jok a [sein Familienname] ilyenkor. A jo időbe nem jutott eszükbe mikor még jo sorsuk volt a […] nővéreknek.[582] Ich weis daß Ihre lb. Mutter u. Schwester eine große Sorge ist, wie auch die meinige Armen… Ich will von Ungarn nichts mehr wenn ich hier mir etwas bekommen kann. Hier in […] in der Nachbarsgemeinde hat ein Heimatsloser von unsere Börser einen Bogen oder Liste ich habe es nicht gesehen nur wie der Ritter es mir sagte, daß man sie dort aufmerken kann lassen die sich hier ansiedeln wollen? Der Lenzi mein Neffe járja a Kálváriát[583] Der Arme musste jetzt nach […] wo Er wegen dem Abitur hin musste weil Er mit dem Englischen nicht bekannt ist u schreibt, daß er Hunger hat wir wollen Brot. Äpfel schicken womöglich.	AH NH
2/1/028	26.10.1947	Dr. Aubermann grüßt Sie Herr Bonomi u. ~~W~~ wünscht Ihnen eine Besserung. Die Reise war wunderbar u daß verschprechen, was der Herr Aubermann den Budaörser schprach ist auch nicht schlecht, aber ist's doch nicht war. Régi nota.[584] […] [Seite 2] Bei Dr. Schäffer in Wertheim ging's uns sehr gut, so auch in Creglingen bei Herr Ritter. In Rappach war es am schlimmsten da wir Beide fast in einem Bett schlafen mussten. Nem baj ez a Missosnak sorsa![585] In Wertheim habe ich die Frau […] die […] bäsl getroffen die sehr gut untergebracht ist. In Hasmersheim habe ich die Fam […] getroffen die ausgezeichnet schön wohnen. Leider sind wir die einzigen die so Unglücklich sind wie wir sind. Trotzdem wir so arm Wohnen müssen wir jetzt ohne Ursache ausziehen wo wir mit der Wohnung zufrieden waren. Persze senki nincs se tanács se lakás csak egyedül a Jo Isten.[586]	NH NH NH

[581] [Ich glaube, das Problem ist, dass […] ihn öfters besuchte und da viele Kommunisten sind. Herr Babich ist böse auf mich, ich weiß aber nicht, warum, aber ich kümmere mich weder um ihn, noch um André. In Kupferzell wurde eine St. Stephan-Feier abgehalten mit Schwaben und was das Interessanteste ist, auf Ungarisch. Die Predigt, die Messe usw. das alles ungarisch. […] Und was auch noch zu erwähnen ist, dass ungarische Gebete und Gesangbücher verteilt werden. Jetzt bitte ich Sie Herrn Bonomi, mir mitzuteilen, es ist aber nicht dringend, ob der Brief in schwarze Hände gelangte. […] Es wir nur dann vorbei sein, wenn die S [schwarze] Polizei sagt, „lassen wir sie lieber".]

[582] [Jetzt sind auch schon die Wenzls gut. In den guten Zeiten fiel Ihnen das nicht ein, als es den Fencke-Schwestern noch gut ging.]

[583] [Mein Neffe geht durch seine Kalvarie]

[584] [Das alte Lied.]

[585] [Macht nichts, das ist ja das Schicksal des Missionars!]

[586] [Es gibt freilich niemanden, keinen Rat, keine Wohnung, nur der lieben Gott.]

2/1/ 040	01.01.1948	Aus Ungárn erhielt ich auf einmal zwei Briefe usw. einen von Herrn gew. Káplán Z. Szép der jetzt in Regnum Marianum wirkt, wo Er den Hittan[587] schreibt nem kötelezö u dass der Vomel Toni gew. Káplán in Bp. Szt János Kórház [?][588]gestorben ist. Der zweite Brief war von Szakály izgato ur jung u alt die Beide jokat hazudnak, mert azt írják, hogy minden a rendes kerék- vágásba megy és a telepesek igen de- rék emberek, csak mellékelve volt még az is, hogy a tyukot az összeset elopták úgy hogy karácsonykor nem volt [Seite 2] ./. 2. Hünersuppe. Éljen ez kell ezeknek és csak éljenek ebbe a kerékvágásba tovább.[589] Herr Szép wollte, dass ich von Herrn Vomel etwas schreiben soll denn Sie wollten seinen Lebenslauf eingeben. Ich kann leider jetzt schwer netes machen trotzdem ich den Herrn Vomel sehr lieb hatte. Ich sage folgendes von Ihm „non omnis moriar“[590] oder „in memoria eternum nont justi“[591]. Sehr geehrter Herr Bonomi! Zum Schluß bitte ich Sie um Verzei- hung, daß ich so frei war Ihnen das [?] herzog [?] was mir sehr auf die Nerven gegangen ist u. zuvor darum, mert elegem van a Ittunk ettünk még cigány huzt rá stb. De ez volt a legjobb benne Mária ország Isten ország és a végén nem tudja azt, hogy nagy Nyilas és kommunista is volt.[592] Unter uns [Seite 3] 3. Ich habe den Herzog vorher schon geschrieben bevor Sie Herr Bonomi die Geschichte zurück geschickt haben u zwar. folgendes. Herr Bonomi kann mir Gratulieren u. freut sich das wir auch solche Leute mit uns haben. Ich glaube eine Notlüge ist keine Sünde? Ich hätte ruhig mitteilen können hogy időmilliomos de miért ne örüljön ő is.[593] Der junge Herzog ist	AH AH NH NH

[587] [Religionslehre]
[588] [St. Johann Krankenhaus]
[589] [Vom Direktor/Volksverhetzer [unübersetzbares Wortspiel] Szakály […] die beiden lügen ganz schön, weil sie schreiben, dass alles in alten Bahnen sei und dass die Siedler ganz tüchtige Leute seien hinzugefügt wurde allerdings, dass alle Hühner gestohlen wurden, sodass es zu Weihnachten keine […] gegeben habe. Hoch lebe es, gut so für die, weiter so in diesen Bahnen.]
[590] „Non omnis moriar“ = „Ich werde nicht sterben“ (Horaz).
[591] „in memoria eternum nont justi“. Wahrscheinlich gemeint: „In memoria aeterna erit iustus, ab auditione mala non timebit“ = In ewigem Gedenken wird der Gerechte sein. Vor Verleumdung wird er sich nicht fürchten.“ Text stammt aus Liturgie der Totenmesse (Graduale).
[592] [Ich habe genug vom Essen und Trinken und vom Spiel, Zigeuner, usw. Aber das Beste war dabei, das Land Marias, das Land Gottes, dabei wissen sie nicht, dass er auch ein großer Pfeilkreuzler und Kommunist war.]
[593] [dass er ein Zeit-Millionär ist; aber warum soll er keine Freude haben.]

		ein gutes Kind, aber ist Er auf dem unrechten Wege einst gegangen.	
2/1/ 054	17.04.1948	Herr Bonomi ist mir etwas böse?, aber bin ich diesmal ganz unschuldig, weil ich von Ihnen nach Ungarn nichts geschrieben haben, weder der Schw. Klára noch dem Laci bácsi, auch weniger dem kétszinű[594] Szakály. Laci bácsi hat von sich selbst ohne, daß ich geschrieben hätte den Gruß mittgeteilt als vorsorge, wenn Sie vielleicht in meiner nähe sein sollten? Ich habe dem Lacibácsi zurück geschrieben, aber von Ihnen Herr Bonomi kein Wort! Schw. Klára habe ich von Ihnen auch nicht geschrieben. [Seite 2] ./. A múltkor utaztam a Kupferzelli Plébános urral de miket mondott a magyar paprol, elég. de szomorú is. Itt nálunk vannak a környéken legények igazi vad-magyarok amik otthon csak nyilasok és gazemterek lehettek és itt. nem más. Wir sind wegen denen die ungarische Zigeuner, de jogos mert a mienk között is vannak ilyenek pld. […] […] stb.[595] [Bemerkung 2. Seite links, senkrecht:] Niemand etwas erwähnen von Babich, mert veszélyes![596] Nach Heidelberg gehe ich, weil dort Spezialisten sind, die für die Nerven etwas verstehen sollen? Ich wollte nach Mergentheim ins Caritas Krankenhaus, wo man mir eine leichte Stelle geben wollte, damit ich in die Hände wäre der Ärzte, wenn mir was ist, aber nem kellek a kutyának se úgy látszik.[597] ein Neffe Lorenz liegt in […] auf erholung, was mir ein ujverbászi orvos megcsinált.[598] Ich danke Ihnen vielmals für alles u bete für Sie immer. Ihr aufrichtiger	AH AH NH NH NH NH
2/1/ 060	07.05.1948	[Sete 2] Jetzt wird viel gesprochen, dass der Csik András egyetemista[599] der jetzt hereingekommen ist u. von der Russ.-Zone hier im Kr. T. Bischofsheim ist u. in Tübingen weiter studieren will beim Horty Miklós bácsi[600] war der Ihm gesagt hätte, daß wenn dieses Jahr nicht aber 1949 ist's ganz sicher? Ich glaube, daß am besten wäre's wenn der gew. Reichsverweser sich mehr für das ewige Reich sich vorbereiten möchte wo Er das werden kann wie wir	NH

[594] [doppelgesichtig]
[595] [Unlängst war ich mit dem Pfarrer von Kupferzell unterwegs, aber was er über den ungarischen Pfarrer erzählt hat, das reicht schon. Es ist aber auch ziemlich traurig.
Hier in unserer Gegend wohnen echte Wild-Ungarn, die zu Hause nur Pfeilkreuzler sein konnten. […], das ist aber gerecht, da es solche auch unter den Unseren gibt, z. B. […] usw.]
[596] [weil es gefährlich ist!]
[597] [aber mich braucht anscheinend keine Sau.]
[598] [ein Arzt aus Újverbász erledigt hat.]
[599] [Student]
[600] [„Onkel" Miklós Horthy]

		alle. Csik András der so ein grosser Ungar war hätte sollen dort Ordnung machen wo Er war in der Heimat wo wir als Gäste waren 300 Jahre~~n~~. […] [Seite 3] Aus Ungárn schreibt Schw. Klára, aber nicht schön, scheinst ist's nicht am besten mit der Sache. Winkler János S.J. der Fromme ist Apostolált u. gleich dazu Fam. Vater geworden, was nicht ohne Ursache ist.	AH
2/1/031	08.06.1948	Sehr geehrter Herr Dr. Bonomi! Dieser Brief ist jetzt (soron kívüli)[601], aber der Wichtigste. […] Jetzt frage ich Herr Bonomi was hat mein Alter, die Rente u. mein Zustand mit der Geldentwertung zu tun? Weil ich die Rente, erhielt, die ich nicht verlangte, war ich um 2 Jahre jünger, wo aber sie niemand keine enwendung machte, damals wie jetzt. Jetzt wollen Sie es so machen wie's mit meine armen […] getan wurde (semmi baja nincs és egy néhány napra rá Weinsbergbe[602] kelletett őt szállitani) Automatisch! – kivégeznek bennünket[603] Mich wollen sie jetzt nach Heidelberg schicken auf eine kurze Zeit, ott megállapitják, hogy a Kreiswohlfahrtsamt tőlem nem [várhat?] semmit és igy vagy öreg/házába [?] vagy talán mindjárt Weinsbergbe, engem is. Ebből nem esznek! Én azt mondtam, ha egészségesnek mondanak azonnal titkosrendőrnek jelentkezem, de akkor sok titkos dolog találja a rendőszoba ajtaját. persze ettől mindenki fél mert tudják hogy én mindent tudok. [Seite 3] 3. Most arra kérem H. Bonomi Urat mihöz tartsam magamat? Ha ők tisztába volnának , miért nem kell ezt komolyan megcsinálni? Ha én azt mondom, hogy megyek boldogok, de én pénzre nem megyek![604] Ich werde nicht jünger u. auch nicht gesünder, was mein Glück wäre. Dr. Aubermann irt igen szép levelet ugy látszik észhez tért. Már [?] áttért amikor állás nélkül volt eljött hozzám és többször megkináltam ahogy az illik is, mind régi jó emberem és őszintén szerettem és	NH NH NH NH NH

[601] [(außer der Reihe)]
[602] In Weinsberg befand sich – und befindet sich bis heute – ein psychiatrisches Klinikum.
[603] [Ihm felhlte nichts und einige Tage später musste er nach Weinsberg gebracht werden […] – sie wollen uns beseitigen.]
[604] […], da werden sie feststellen, dass das Kreiswohlfahrtsamt von mir nichts erwarten kann und so schicken sie mich entweder ins [Altenheim?] oder gar auch gleich nach Heinsberg. Daraus wird aber nichts! Ich habe gesagt, wenn ich gesund geschrieben werde, melde ich mich zur Geheimpolizei, dann trifft aber viel Geheimes die Tür des Polizeireviers. Davor hat aber jeder Angst, weil sie wissen, dass ich alles weiß.
Jetzt frage ich Herrn Bonomi, was sollte ich machen?
Wenn sie wüssten, warum das nicht wirklich gemacht werden soll? Wenn ich etwa sage, ich gehe gerne dahin, aber nicht wegen des Geldes.

		mikor együtt voltunk Bp. Igen szépen leveleztünk egymásnak addig még álláshoz jutott, mert persze, hogy elért, oda se nekem. Képzelje el K. Bonomi úr a napokban kapok egy igen szép levelet ettől az úrtól, ki eddig választ se adott de olyan szépet, ~~de~~ amellett azt is, hogy állását vesztette el, ami most rövidesen történhetett. A jó Isten megtalálja azokat, kik úgy csinálják őszinte embereikkel.[605] Ich bin genug am verzweifeln, weil ich zu keiner richtigen Heimat kommen darf. Die Schulbrüder in Illertissen lassen mich ganz ohne weiteres, trotzdem der Provinciál von Österreich mithilft. Jetzt kommen sie so langsam, weil ich geschrieben habe, daß ich ewangelisch werde! jó fogás.[606] [Seite 4] Sie müssen mir es verzeihen wenn mit meiner aufgeregte Schrift Ihnen Herr Bonomi viel Zeit geraubt wird, aber sucht man Hilfe überall. Ich werde jetzt mit Lajos persönlich sprechen u. hoffe die aufrichtigste Hilfe von Ihm [oder Ihnen?] Ich danke Ihnen für alles Gute was Sie mir Herr Bonomi schon getan haben. Mein armer Neffe kár [unleserlich] lenni. Ihnen bis auf das Wiedersehen verbleibe ich der dankbarste	AH NH NH
2/1/ 059	25.08.1948	Sollten wir uns einmal richtig treffen was nicht ganz unmöglich ist, dann lassen Sie mich Herr Bonomi nicht vergessen von meine Haare wie die jetzt von meinem Kopf heruntergekommen sind ohne ein Pfennig Geld, weil ich so arm bin. (Igen érdekes eset.)[607] Ich bin ganz am Rande des Abgrundes u. habe mich ganz entschlossen bald den Vorhang der Welt- bühne herunterfallen zu lassen, weil ich ein unglücklicher Mensch bin u. in einem schlechten Zeichen auf die Welt gekommen bin ~~u~~. wo ich nur von Feinde tag täglich verfolgt werde. Ein Arzt der für mich felsenfest steht ist noch meine einzige Hoffnung, aber leider ist Er ein Flüchtling u. dazu Kath. ami sajnos itt is számít.[608] Er der Herr Doktor versuchte alles um in das Caritaskrankenhaus hineinzukommen, aber ist jetzt kein Platz, weil die von der Gefangenschaft den Platz nötig haben. […] S. 2 Dr. Meyer ist der Schäf in Mergentheim Krankenhaus (Caritas) igen jó ember az is.[609] Mein Neffe Lorenz ist wieder bei uns, wo wir in einem Zimmer alle zusammen sind, was wirklich ein trauriges Bild ist. […] Ein guter Trick. Wenn ich für die Rente zu jung bin, wie kann ich fürs Altersheim die entschprechende Rechte haben? Wenn Sie Herr Bonomi das sehen wo das ist, möchten Sie sagen (én se megyek). Ami jó kath. papunk a legnagyobb ellenség a	NH NH NH NH

[605] [Dr. Aubermann hat mir einen sehr schönen Brief geschrieben, anscheinend hat er sich eines Besseren besonnen. Er hat es bereits gemacht, als er keine Stelle hatte, er hat mich besucht und ich habe ihn bewirtet, wie es sich gehört, wie einen alten Freund von mir, und als wir zusammen in Budapest waren [Satz abgebrochen?] Wir haben schöne Briefe gewechselt, bis er eine Stelle erhielt, weil er mich natürlich erreichen konnte, er schrieb mir an die Adresse. Stellen Sie sich vor, Herr Bonomi, in den vergangenen Tagen erhielt ich von diesem Herrn, der mir bisher gar nicht geantwortet hat, einen ganz schönen Brief, außerdem schrieb er, dass er seine Stelle verloren hat, was wahrscheinlich unlängst geschah. Der liebe Gott findet diejenigen, die ihre treuen Leute so behandeln.]
[606] [Ein guter Trick.]
[607] [Ein ziemlich interessanter Fall.]
[608] […, was leider auch hier zählt.]
[609] […, der ist auch ein sehr guter Mensch.]

		Flüchtlingeknek. Most kérem hová tovább?[610] Die Caritas kisasszony [611]habe ich gebeten, daß Sie mich bei Lajos in Stuttgárt mit einigen Zeilen vormerkt oder soll Sie mir eine Briefmarke geben damit ich Ihnen alles mitteilen kann. Leider war das Fräulein [nur] sehr freundlich zu mir, aber konnte Sie mir nicht helfen, weil die Mitarbeiterin vereist ist, die das Haupt ist hier in Künzelsau Kreis. Jetzt bin ich fest gespannt, daß diese Vermitt- lung den Nagel richtig trifft. Heissenberger boldog Burgenlandba még a bútort is el tudták hozni Békásmegyerről. Kié a világ?[612] Ihr dankbarer […] grüßt Sie von Herzen Gott befohlen	AH NH
2/1/ 037	02.09.1948	[S. 2] Ich habe aus Ungarn 3 Stück Zeitungen bekommen von Franz [Frank?] B. davon sind 2 Stück kath. Az Ember[613] gewe- sen u. die ich für Pf. Ritter mit jemand schickte, weil von A. Vomel kooperator in der Aproirdetés[614] war; wer von Vomel was weis soll es an die Pfarrei Budaörs zu Herrn Dr. Schick, der einst eine Jud.…· zsido[615] war (unter uns) Ich werde Ihnen persönlich von den Herrn mehr erzählen was ich leider dem Papier nicht anver- trauen kann. […] Pf Ritter hat auch ein schreckliches Pech was aber Er selbst schuld ist, weil Er sie von die Budaörser nicht trennen läst die Ihn immer verführenen zu. Das sind die Budaörser (szomorú) saját hazájába senkise Profeta![616] In memoria aeterna erunt justi. (Non omnis moriar) mit dem habe ich für Ihn meine Pflicht getan. Aus der Kath. Zeitung az Ember kivettem hogy nem sokára elég lesz és az Inquisitio várható.[617] Nochmals mein Herzmigsten [?] Dank für Ihre lb. Spende der lb Gott segne Sie dafür.…] [...] . Der Oberleitnant der voriges Jahr bei mir war geht jetzt in die Schweiz u. hat viel versprochen / hiszi a piszi?[618] [S. 4] Der Junge der aus der Russe Gefangenschaft entlassen wurde u. jetzt in Ungarn auf einer Tanya tätig ist, wo Ihn meine Schwester in Gyula untergebracht hat, bis Er zu seine Eltern gehen kann, was auch	AH NH AH AH AH

[610] [[…] (ich gehe auch nicht dahin). Unser guter kath. Pfarrer ist der größte Feind der Flüchtlinge. Wie soll es jetzt bitte weitergehen?]
[611] [„Fräulein“ Caritas]
[612] [Heissenberger ist glücklich in Burgendland, sie konnten sogar die Möbel aus Békásmegyer/Krottendorf mitbringen. Wem gehört diese Welt?]
[613] Es handelt sich um die kathoische Zeitschrift „Az Ember“-
[614] [Announce]
[615] [Jude]
[616] [Es ist traurig, aber in der eigenen Heimat kann keiner zum Propheten werden!]
[617] [Der katholischen Zeitung „Az Ember“ habe ich entnommen, dass es bald genug sein wird und die Inquisitio ist zu erwarten.]
[618] Unübersetzbare Redewendung [„Einer soll es glauben“]

		wichtig wäre; Den Fluchen (Káromkodni) a Tanyán[619] zu lernen ist nicht notwendig. [Zweites Blatt, Seite 5] Der Arzt der eine hat die Flüchtlinge so lieb, daß Er alle so erledigen möchte wie der Herr H. im 3 Reich es getan hat in Weinsberg (wie man es hier erzählt) Lehet hogy nem is igaz?[620] [Seite 6] 2/ Der Herr Doktor, der eine der selbst Flüchtling ist, möchte alles tun für mich, so auch der Arzt hier von Ingel- fingen, aber der Bürgermeister der es mit mir so lieb kann mitsam den Herrn Jungen Stadtpfarrer sind Todes feinde (von die solchen wie wir sind.) Legalábbis ezt a kettőt gyanúsítom ellen- ségnek (lehet hogy tévedem)[621] [Seite 7] 3/ Meine Schwester […] hat eine Foto- grafi mir geschickt, wo Sie ungezogen ganz wie eine echte Frau aussieht, aber die Gesichtszüge zeigen, daß Sie das größte Opfer gebracht hat für ganz Budaörs. Hier gibt's Gau- ner die jetzt noch Ihr schaden wollen, trotzdem diejenige die gröste Naci waren u. heute Rot. Der Mann von der […] muss verstecken spielen in Ungárn, was auch keine Kleinigkeit ist. Jaj azo- knak ~~ki~~k ezeket szerencsétlenné~~knek tettek~~ tett.[622] […] [Seite 8] 4./ […] Wie ich gehört habe soll in Schorn- dorf eine Unterhaltung werden, wo die Krämer Musikkapelle spielt u. der Lajos so wie Riedl teilnehmen werden. Sie fangen hier gerade so an, wie sie in der Zeit U.D.V. bei Herr Ex. Bleyer das alles nur mit Musik u Saufen gut gemacht werden soll (és közbe ez volt a legnagyobb hiba)[623]	NH NH AH AH AH
2/1/ 036	13.09.1948	Meine Karte hat Lajos schon erhalten u. habe jetzt am 9. d. M. seine Antwort von Ihm, was leider halb Amt- lich halb Kameradschaftlich mit Maschinschrift	

[619] [(Fluchen) auf dem Einzelgehöft]
[620] [Kann es sein, dass es gar nicht wahr ist?]
[621] [Jedenfalls die beiden halte ich für Feinde (womöglich irre ich mich)]
[622] [Wehe diesen Unglücklichen.]
[623] [(…und dabei war das der größte Fehler)]

		war, was Er bisher nicht getan hat; aber trotzdem	
		bin ich Ihm dankbar u. hoffe von Ihm die Hilfe,	
		wenn es Er auch von Ihnen Herr Bonomi erfährt	
		[Seite 2] ./.	
		wie ich verlassen bin. Pfarrer Babich war	
		auch bei mir u. hatte versprochen, daß Er in	NH
		Stuttgárt mit Lajos über meiner Angelegenheit	NH
		mittut? Nem volt egyedül itt hanem……..	
		és lehet azért kedveskedik, hogy nem láttam	
		semmit.[624]	
		[…]	
		[Seite 3]	
		was mir im Bps. ein Herr erzählte, der auch	
		mich beglücken wollte mit dieser Wahrheit [?].	
		Zweitens ist Herweth ein Frau von […]	
		der ein grosser Kommunist ist u. hatte	
		dazumal wie wir noch zuhause waren	
		was auch Ihnen Herr Bonomi erzählte,	
		daß […] unsren schönen Obst-	
		garten angezunden hat, wo Ihn der	
		[…] mein Cousin ertabte u	
		sofort der Polizei übergeben hat. Meine	
		Mutter die Gottséliege wollte es mitsamt der	
		[…] Ihm verzeihen, aber der Frank Onkel	
		hatte die Anzeige weitergemacht, wo dann	
		die […] alle Schritte dazu machen musste u.	
		[…] mit einer grosse Geldstrafe erligt	
		wurde.	
		[…]	
		[Seite 4]	
		Über […] werde ich persönlich viel einmal	AH
		erzählen. Aubermann volt legnagyobb ellensége	
		még akkor is mikor [?]-ról eljöttünk,	
		mert tudom, hogy a fülembe súgta, hogy	
		ez a gazember (gauner)[625]. Jetzt aber sind	
		die zwei ein Judas u schreiben einander	NH
		oft u. viel. Holló a hollónak nem…[626]	
		Der Knoblauch u. der Weinrauch schmecken	
		beide gut…Ich bin so überral schlecht	
		angeschrieben u dass sich niemand nicht	
		auskent weil ich mit alle freundlich u. gut	
		bin. Der Herr Apotheker ist mit mir sehr	
		gut u. hat mir schon so manches mitgeteilt.	
		Der Stadtpfarrer ew. alt und jung sind mit	
		mir sehr gut u war auch unlängst mit	
		dem Jungen abens spazieren u der alte kommt	NH
		öfters zu mir. A fiatalban nem bizok, mert ő	
		a kath. pap bácsival igen joban van. Der	
		kath. Pfarrer ist auch sehr freundlich, aber nem	
		bizok benne dacára ennek.[627] Der Bürger-	
		meister u der Herr Doktor sind überhaupt	
		freundlich, aber bete ich auch für Sie, mert az	

[624] [Er war nicht alleine hier, sondern….. und vielleicht ist er nur deshalb nett zu mir, weil ich nichts gesehen haben soll.]
[625] [Aubermann war sein größter Feind, auch noch als wir [Text weiter ungarisch, unleserlich] weggegangen sind, weil ich mich erinnern kann, dass er mir ins Ohr geflüstert hat, der sei ein Schweinehund.]
[626] … vájja ki a szemét. Ung. Sprichwort. [Etwa: Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus…]
[627] [Ich vertraue dem jungen nicht, da er sich mit dem kath. Pfarrer gut versteht. […] Aber ich vertraue ihm dennoch nicht.]

		ellenségért is imádkozom. és így tovább.[628] Ich bin bei die kath. ew. u. bei die ew. kath. u. bei die Kommunisten ein Pfaffen freund, jetzt was sagen Sie Herr Bonomi zu dem allen? Ugye milyen érdekes személy vagyok én itt a Mutterlandba. Nővérem […], dacára, hogy minden rosszul megy mindig, nagy német marad. [links am Rand]([…] nővérem mély tiszteletét küldi)[629] [Seite 6] Wenn mir das gelingt in […] im Krankenhaus eine Heimat zu bekommen dann werde ich mit niemand mehr zusammenstellen u. überhaupt mit Börser. Csak egyett sajnálok, hogy akkor nagy kath. nak kell lennem ami már nálam nehezen megy.[630] Vomel [weiter ungarisch, Schrift unleserlich] k. szüleit sajnálom, mert egyedül vannak és az apja nagy N. volt. […] megérdemli, hogy az egyház kitünteti ezzel a cimmel [weiter ungarisch, unleserlich], mert Schick [weiter ungarisch] nagy gaz… Schick úr [weiter ungarisch] volt ezek sajnos a vallásnak ruháját hordja a Júdás is.[631]	NH NH AH AH
2/1/ 035	18.10.1948	Ich könnte so manches mitteilen warum der Caritas fast ohne Geld dasteht, aber kommt es um andere ans Tageslicht, die auch etwas wissen. Mikor táplál- ják népünket az oly reményekkel ami soha nem valósul, ami most is [Seite 2] ./. volt Creglingenben, ezt ki fizeti? Inkább menjenek utána nézni ki hol lakik és velük hogy bának, többet érne mint a reggelik mulatni.[632] Wenn ich von der Kirche spreche dürfen Sie Herr Bonomi nicht glau- ben, daß ich es nicht weis, hogy a feke- te rendőrök csak ezt mondanák mi nem vesztünk sokat, azok még nem nyer- nek vele. Igen ám csakhogy én nem forgatom a köppenyt, mert meggyőző dött katholikus vagyok és szivembe hor- dozom mind azt, amit drága jó édes anyám erre tanitott. Bpesten vettem egyszer Braniknál szafaládét a nagy- bátyám a Fleischernél ~~vette~~ és azt mondta nekem, hogy Wurst ist Wurst. Körű-	NH NH

[628] [denn ich bete auch für den Feind.]
[629] [Sehen Sie, was für eine interessante Person ich hier im Mutterland bin? Meine Schwester, obwohl immer alles schlecht geht […] bleibt immer noch die große Deutsche. […] Meine Schwester […] lässt Sie ehrenvoll grüßen.]
[630] Das einie bedauere ich aber, dass ich ein Katholik sein muss, was bei mir schwer geht.
[631] [Die Eltern von K. tun mir leid, da sie alleine sind und der Vater ein großer N[azi] war. […] hat es verdient, von der Kirche mit diesem Titel ausgezeichnet zu werden. […] Herr Schick ist ein großer Gauner. Auch der Judas trägt den Mantel der Religion.]
[632] [Unseren werden Hoffnungen vorgetäuscht, die sich nie erfüllen, was letztes Mal auch in Creglingen war? Wer bezahlt dafür? Sie sollten lieber nachschauen, wer, wo wohnt und wie behandelt wird, das würde taugen, als bis Morgen feiern.]

		belű ezzel az üzlettel is így állunk. „Sajnos“.[633] Ich glaube nicht, was Herr [Seite 3] Lajos verspricht. Der Ewangelische Pfarrer hat mich eingeladen zum Mittagstisch was ich aber nicht getan habe, weil der junge Stadtpfarrer der auch in dem selben Haus wohnt es sehr freundlich kann mit mir und ist mit dem kath. Pfarrer zu dem ich gehöre (sajnos[634]) eins, besser gesagt (egy kutya.)[635] Sollte mit mir jetzt was sonderbares geschehen, was bestimmt die Ärzte es so werden erklären, daß sei ein Familiekrankheit, mert ez az orvosoknak a tudományuk és ezt hiszik legjobban és nem jár fele-lősséggel.[636] Was soll ich jetzt anfangen? In Deutschland gehe ich in keinen Krankenhaus mehr, weil ich weis daß mich automatisch verschwinden lassen wollen, wie es im drittenreich die Ärzte es getan haben u nicht der Adolf. Van Isten! Jaj ezeknek[637]	NH NH NH
2/1/ 032	30.10.1948	[Seite 2] 2/. traut ist so erziehen können, daß Sie für das Reich Gottes reif werden. Ich danke Ihnen nochmals von Her-zen für alles Gute was Sie mir Herr Bono-mi schon getan haben. Lajos hat mir einen wunderschönen Brief geschrieben, der wirklich nicht schöner geschrieben sein könnte zum Trost für mich. Ich bin in der Hoffnung, daß Er es auch tun wird? Ich habe auch im Kalen-der geschrieben, die von Lajos és Társai ausgehen, damit ich zu einem kleinen Verdienst kommen kann für einstwei-len, was per Stück für mich 30 Pfennig be-deutet. „Ha nem esik, csöppik“.[638]	NH
2/1/ 056	29.12.1948	[Seite 2] Aus Ungarn erhielt ich von Direktor (Izgató) Szakály ein Schrei-ben. Neues schreibt Er nicht, nur, daß Sie meistens in gedrückter Stimmung sind u. eine 8 tägige Mission begonnen hat in Budaörs. Daß Kardinal Mindszenty	AH

[633] […], [dass die schwarzen Polizisten nur sagen würden, wir verlieren nichts, sie gewinnen sogar dadurch. Ich hänge aber den Mantel nicht nach dem Winde, weil ich ein überzeugter Katholik bin, und trage im Herzen all das, was meine liebe Mutter mir beigebracht hat. In Budapest habe ich einmal bei [Branik?] Wurst gekauft, mein Onkel kaufte sie aber bei [Fleischer], und er sagte mir, Wurst ist Wurst. Mit diesem Geschäft sieht es auch ungefähr so aus. „Leider“.]
[634] [leider]
[635] [Einer wie der andere]
[636] [[…], denn das ist die Wissenschaft der Ärzte und das ist ihr Glauben, so müssen sie keine Verantwortung übernehmen.
[637] [Es gibt einen Gott! Wehe denen]]
[638] Veraltetes ungarisches Sprichwort. [Etwa: Wenn es nicht regnet, tröpfelt es.]

		(hier gesagt Mindschenki[639]) verhaftet ist, ist Ihnen gewiß auch nichts Neues?	
2/1/ 047	25.05.1949	[Seite 1] Aus Ungárn bekomme ich von mei- ner Schwester schon lange keine Post was mir sehr viel Sorge macht. (Úgy látszik nem tiszta a levegő)[640] Aber das die das größte Glück haben [Seite 2] ./. hier in der neue Heimat ist einmal bestimmt. Ich könnte Ihnen so manches mitteilen, aber ist es nicht notwendig da es die Hiersigen es so besser gefählt, als wenn man anstän- dig ist. Der Gerechte ist in Deutschland leider traurig, aber war „Hülye“[641] Ich hätte's nicht geglaubt, daß Lajos einen Herzog Pali höher schätzt als ein (diplomierten) so wie zum Beispiel Pfr. Lenzi Ritter ist, der wirklich Verdienste hat u kein Komm… nist ist. Bestimmt hören auch Sie Herr Bonomi in Schorndorf, daß wir Heim kommen? Ich weis, daß für manche die ~~schw~~ schwerste Stunde schlagen würde, wenn es zu Wahrheit kom- men möchte, wie ich die Böser kenne. Babich úr ist jetzt der die magyar-hűség mozgalom begleitete wie mir mittgeteilt wur- de. „Isten éltesse“ a hiába való munkáér. Ezt nevezem „Pasztorizátio“- nak.[642] Nochmals Herr Bonomi, mein einziger unverges- licher sage ich Ihnen von Herzen mein aufrichtigen Dank für alles was Sie mir schon getan haben. Ich versichere Sie Herr Bonomi, daß mein Gebet ein sichere Present sein darf was nicht verloren gehen kann u. wenn gleich die Russen kommen (sollen ami nem lesz hála Istennek.[643]	AH NH NH
2/1/ 030	10.07.1949	[Seite 2] Über Ihren ehemaligen Studiengenossen Rajk volt /Belügyminiszter/ las ich ausführlich in der Szabad Nép vom 19 Juni. Kann nur dazu sagen: „Egyik a másik után kerül sorra.“[644]	AH
2/1/ 050	18.09.1949	[Seite 1] Herr Bonomi auch für dieses Schaffensjahr Freude u. Gottes Segen. – Das Rundschreiben, „Unsere Post“ werden Sie doch wohl auch beziehen? Egynéhány budaörsi sváb egyén (akik otthon mindig – illetve csak adott helyzetekben mint hős és nagy magyarok akartak szerepelni) most ujra muto- gatják pofájukat és tátják szájukat, mindenesetre jelenleg német szinezetben. Például az utolso számban a hirhedt nagy magyar Ebner v. Börsi bironak felesége adta, den sentimentalen heimatliebenden Deutschen.“ Mikor még odahaza bevonultak az oroszok, épp ennek a fia hajtotta gazember modra a szegény svábokat az inter- nálótáborba~~n~~, sőt még a legaljasabb modon vieselkedett a szegényekkel szemben. Ennek a „suhancnak“ az apja (biro v.) pedig az orosz bevonulás után egy beszédben [Seite 2] igy nyilatkozott: Itt vannak hála Istennek a Meg-	NH AH

[639] Wortspiel aus dem Eigennamen *Mindszenty* und *senki* ('niemand').
[640] [Anscheinend ist die Luft nicht rein.]
[641] [„blöd“]
[642] [[…] die ungarische Treuebewegung […]. Gott soll ihn „belohnen“ für die vergebliche Arbeit. Das nenne ich aber Pastoration.]
[643] [was aber Gott sei Dank nicht geschehen wird.]
[644] [ehemaliger Außenminister […] Einer nach dem anderen kommt an die Reihe.]

		mentőink. A volt Volksbundistákat mind internálni kell[645] – Und diese Charakterlose Leute sind jetzt auch hier in Deutschland (Ami Zone) u. leben sich aufs beste. Bauer, der große Judas der sich auch wichtig machte mit sein Hausbau war ein großer Km.… Hol itt az igazság? Na ~~de~~[646] ja, der Herrgott wird schon mal alle finden u. die Gerechtigkeit walten lassen. [2. Brief] [7,11,49] [S. 1] […] Am Vorabend wo Sie Ihren lb. Brief mit dem Antoniusbrot sowie die Drucksache mir zugeschickt haben schickte ich zwei Briefe an Sie H. Bonomi die von Pf. Aubermann u. Pf.Heissenberger geschrieben wurden. Aubermann úr igen rossz politikus evvel meg van mondva minden. Heissenberger úr máskép gondolkozik. Sein Brief war ausgeschnitten das heist achtung ~~még~~ fenn vannak még az urak!!![647]. Leider kann ich jetzt nicht mehr mitteilen da meine Schwester bettlägerisch ist seit einige Tagen. Ich bin jetzt doppelt gestraft besonders wenn ich die Soforthilfe nicht bekomme. Ich habe zu kämpfen genug so dass [Seite 2] ./. ich oft fast verzweifle. Lajos hat mir viel versprochen u. hoffe daß die helfte doch zu wahrheit kommen wird? […] hat voriges Jahr eine 160 kg. Schweine geschlachtet, was nicht ein jeder hat. Deigner ist bestimmt nicht bekannt. A Hazám kávéház mellett volt a háza, de a temető utcába volt a bejárat) Bayer famíliának oly szép lakásuk van és oly jo megy nekik, hogy otthon se volt jobb. Öcsém […] most ügynökösködik, de igérve van Hilfs Kotschikat [?] in Kocsi [?] [648]irgendwo Ich habe Ihm schon längst Buchhandlung anempfohlen, aber wohin wenn ich keine finde.	AH NH NH AH NH
2/1/ 073	14.11.1949	[S. 1] Über die in letzten Briefe von Ihnen mir anvertraute Wahrheit, werde ich Ihnen Herr Bonomi später noch was schöneres mitteilen. H. Aub. soll sich einen anderen […] suchen der seine spitzfinige u. hinterlistige Pläne verbreitet. Eine Frau aus Börs. hat's Ihm gut gesagt als wir zusammen in Hasmersheim waren. […] [Seite 2]	

[645] [Einige Budaörser deutsche Personen (die zu Hause immer – bzw. in gewissen Situationen sich als Helden und große Ungarn darstellen wollten) zeigen jetzt wieder ihre Fratze, diesmal aber in deutschen Farben. In der letzten Nummer [von *Unsere Post*] stellte sich z. B. die Frau des Richters Ebner, der ein berühmte große „Ungar" war, als sentimentale heimatliebende Deutsche dar. Als damals noch zu Hause die Russen einmarschierten, [?] ihr Sohn trieb die armen Schwaben auf gemeine Weise ins Internierungslager, und noch dazu war er mit den Armen am gemeinsten. Der Vater dieses „Gassenjungen" (früher Dorfrichter) äußerte sich in einer Rede folgendermaßen: Hier sind Gott sei Dank unsere Retter. Die ehemaligen Volksbundmitglieder sollen interniert werden.]

[646] [Wo bleit hier die Wahrheit? Aber doch…]

[647] [Herr Aubermann ist ein ziemlich schlechter Politiker, damit ist alles gesagt. [Heissenberger?] meint es aber anders. […] die Herren sin dnoch wach!!! [?]]

[648] [Sein Haus stand neben dem Caféhaus Hazám, der Eingang war aber in der Temető-Straße) Die Familie Bayer hat eine sehr schöne Wohnung und es geht ihnen so gut, dass es zu Hause auch nicht besser ging. Mein Bruder Lenzi arbeitet jetzt als Agent, ihm wurde aber Hilfs Katischet versprochen in einen Kreis irgendwo]

		manchmal gibt, habe ich schnell alles fertig gebracht. Heute ist es mit mir wieder soweit, daß ich vor Aufregung am ganzen Körper zittere u. dabei noch anstatt meiner Schwester die im Bett liegt, alles gewissenhaft verrichte (für meine Feinte). Auch [ach?] meine arme Schwester hier. Die Evi Schwester war das erste Opfer, ich das zweite u. meine Schwester hier wird es zum […?] der Tod. Ich habe Ihnen einmal mitgeteilt, daß ich die Kath. Kirche nicht mehr anerkennen will, wegen ihre äuserliche Bräuche mit die man schauspielen kann. Der kath. Pfarrer hat mich zum Vesper geladen, was ich auch angenommen habe, aber tut es mir leid, daß ich nicht alles aufgedekt habe von die jo madarak[649]. Nochmals danke ich vielmals von Herzen! Im Gebet stehe ich jeden Tag für Sie! Bis zu Weihnachten bin ich vielleicht nicht mehr hier Szakály hat geschrieben, aber ich gebe keine Antwort. Warum, weil Er damals gesagt hat, bárcsak már mennétek, hogy nekünk már akkor jobb lenne. (Legyen meg neki a szent béke a Paradicsomban)[650] [Ende des Briefes]	NH AH
2/1/062	22.12.1949	Onkel […] wird das ebenfalls beigelegte Blatt von der Hüség mozgalom Herrn Pfarrer Dr. Aubermann zugeben lassen. Reméljük, hogy okulására fog szolgálni. Egy ilyen ember inkább foglalkoznék többet a másvilággal. De valószínűleg a plébános úrnak jobban fáj [Seite 2] a foga a birtokára mint a magyar hazára. – Sajnálatos tény, de a valóságnak megfelel, hogy a magyarországi svábság egyik a legszerencsétlenebb népe az emberiségnek.[651] Nachrichten kommen aus Ungarn in letzter Zeit nur ganz selten u. diese sind nur von keiner außerordentlichen [?] Natur. […] A legújabb [hir?] még az öreg év végén!![652] Onkel […] ist in der letzten Zeit von einer kuriosen u. sensationellen Idee begnadet worden. Und zwar wäre Er bereit, einen Orden zu gründen, der mit dem Namen getauft würde: „Lebensfrohe Junggesellen unter einem Hut.“ Sie, Herr Bonomi würde Er als Generaloberen vorschlagen, Onkel […] würde z. B. die Rolle eines Kochs u. Föt.[653] Michael Kreisz würde als Spiritual fungieren können. Es müßte da zu-erst ein Haus erstanden werden. Onkel […] hat bereits 10 in Frage kommende Heimatlose u. berufstätige Junggesellen auf einer Liste angeführt. Ordens…[?] würde das bisherige Ziel [gleich?] bleiben. Onkel meint, hogy ez a szervezet még a kommunizmus alatt is életképes lenne és többet ér mint az úgynevezett Hülyeség, pardon Hűség mozgalom.	NH AH NH NH

[649] Redewendung in der Bedeutung „die Gauner“.
[650] [… würdet ich bloß schon gehen, dann hätten wir es besser. (Soll er doch den heiligen Frieden finden im Paradies)]
[651] [Möge es seiner Belehrung dienen. Ein solcher Mensch sollte sich besser mit dem Jenseits beschäftigen. Der Herr Pfarrer begehrt aber wahrscheinlich vielmehr sein Gut als die ungarische Heimat. – Es ist traurig, aber wahr, dass das Ungarndeutschtum eines der unglücklichsten Völker der Menschheit ist.]
[652] [Die neueste Nachricht noch am Ende des alten Jahres!!]
[653] [Hochw.]

		Épp most futott be egy levél Dr. Aubermanntól.[654] Ich lege ihn hier bei. [Ende des Briefes]	NH
2/1/055	17.04.1950	[Seite 1] Aus Ungárn erhielt ich einen Brief von meiner Schwester, aber nicht besonderes, als ein (Apáca levél, ami máskép nem is képzelhető mint csak beten und wieder nur beten). Klára nővér igen rosszul néz ki.[655] Jetzt kommt das wichtigste was ich Ihnen alleine nur mitteile! Babics L. Amerikába készül, was schon jetzt zu spät ist, da der Sommer auf dem Boden liegt. Csak el ne kése a vonatot!!! Dr. Aubermann igen szomorú levelet irt.[656] Mein lb. Freund [Name des BS]! Schreiben Sie mir öfters den ich bin ganz verlassen u. möchte am liebsten sterben. Natürlich kommt Herr Aubermann mit dem alten Lied wieder, daß wir Heim können. Ich habe kurz folgendes an Ihn geschrieben. Wenn Sie daran glauben Hochwürden wäre es ein gutes Beispiel, wenn Sie heute schon nach Gödölö fahren möchten, da Sie doch viel nä- [hster?] haben, als wir alle hier in Württemberg. Sie sind auch damals schon als erster abgefahren was gut gelungen ist u. was auch jetzt Ihnen gelingen kann? Wir kommen erst dann nach, wie die Schafe nachdem dem Hirte die es auch so tun. Én azt hiszem meg fog várni a határon![657] [Seite 2] Dr. Leber hat mir sehr schön geschrieben zu Ostern, was mir wirklich eine Freude war. Ich bin für jede Zeit zu Ihm eingeladen u. das Reisegeld wird mir von Ihm erledigt. Jetzt schrieb ich einen Briefe an Ihn, aber nicht nach Stuttgart, sondern in Seine Wohnung, damit die strenge Zensur (Zsámbék) mit mir nichts zu tun haben soll. Pfarrer Ritter schreibt mir jetzt wieder „Deutsch“, was auch das wichtigste hier ist. (Kreisz Pfr. is irt magyarul) […] doktor úr heist nicht mehr so, sondern […] „ez helyes“!!![658] Faludy ist hier in Württemberg zur Zeit. […] schickte mir eine Aufnahme vor einem Keller „Ruine“ mit einige Telepesen, wo sie in der Mitte ein ganz kleines Faß haben, was auch nicht anderst sein kann. Auf dem Bild ist auch […] u. […] darauf, was auch den größten Wert für mich zum aufbewahren bedeutet! Többet most nem tudok, de személyesen többet![659] Bitte diesen Brief sofort ins Purgatorium u dann erst in die Hölle, damit mir alles verzeiht wird. […]	AH NH NH NH NH

[654] […, dass diese Organisation auch noch in der kommunistischen Ära lebensfähig wäre und mehr Wert ist, als Treuebewegung [unübersetzbares Wortspiel aus *hülyeség* 'Blödsinn' und *hűség* 'Treue'] Eben jetzt erhielt ich einen Brief von Dr. Aubermann.]

[655] [(Ein Nonnenbrief, der nicht anders vorstellbar ist, als nur beten und wieder beten) Schwester Klara sieht ziemlich schlecht aus.]

[656] [Babics L. will nach Amerika, […] Möge er den Zug ja nicht verpassen! Dr. Aubermann schrieb einen sehr traurigen Brief.]

[657] [Ich glaube, er wird an der Grenze auf uns warten!]

[658] [(Pfr. Kreisz hat auch auf Ungarisch geschrieben) […] Sehr richtig!!!]

[659] [Jetzt kann ich nicht mehr [schreiben], mehr persönlich!]

		Ich bitte Sie Herr Bonomi bleiben Sie mir immer treu!!! Ihren Namen geben Sie niergens hin (akár mit is ír, mert nem hálás dolog)[660] Nochmals grüße ich Sie Ehr- furchtsvoll u. verbleibe Ihnen immer dankbarer [Ende des Briefes]	NH
2/1/ 051	08.05.1950 + 16.05.1950+ 06.06.1950	08.V.50 [Seite 1] Mit mein Neffe […] der noch zu Hause ist (később írom[661]. Es ist ŧTraurig was hier unsre Leute treiben die beinander sitzen u. Kartenspielen u. geheim Briefe schreiben nach Ungarn. Mi lesz eb- ből még?[662] Ich bin im Käfig u. muß jetzt so lange es geht aushalten. 16.V.50 Vor allem Grüße ich Sie ehrfurchtvoll u. teile zugleich mit, daß H. Aubermann Pfarrer wieder mir seinen Briefe zurückschickte, denn ich leider diesmal nicht mit schicken darf, aber trotzdem werde ich es einmal persönlich mit Ihnen ~~vom dem~~ den Inhalt des Briefes ausmachen. H. Pf. Aubermann bessert sich, oder ist Er schon vielleicht aufmerksam gemacht worden, wie ich es vernehme aus dem Briefe. Wie ist die Stim- mung bei Euch? Fragt H. Aub. (Briefe aus Ungarn war- nen vor einer Rückkehr.) Von Mindszenty weiss man so viel, wie amerikanische Blätter schreiben, daß man nichts weiss. Nicht einmal seine Mutter läßt man zu ihm sprechen eine ½ Stunde. Man glaubt, daß er auch gar nicht mehr am Leben ist. Aber Tod wä- re für ihm eine Erlösung. Wie H. Aub. hörte aus Ungarn von jemand, daß man nur zuhause ganz we- nig Fett-Fleisch bekommt u. Butter fast gar keinen, so daß alles verschwindet auf dem Markt. Etwas ist nicht in Ordnung. Ezt írja F. Aub. úr.[663] Auch schreibt H. Aub. daß viele zurückwandern u. angeblich bekommt ~~je~~ ein jeder Rückkehrer in Wien ein Packet von 50 kg. (Lebensmittel u. Klei- dung) von der ung. Regierung. (Aus einer Zeitung über diese Angelegenheit lege ich bei.) Auch ich will dasselbe beilegen, damit Sie H. Bonomi es vielleicht den H. Dr. Leber ~~m~~ zurückschicken können wenn es notwendig ist? […] Mit dem […] (Neffe) in Ungarn ist mir noch immer nicht etwas aufrichtiges mitgeteilt worden. Meine arme Schwester u. […] haben noch was zu erwarten. Ezt mind a budaörsieknek köszönhetjük, de meg kapják egyszer ők is.[664] [Seite 2] […] F. Ritter lapja ép most futott be. Édesanya	AH NH AH NH

[660] [Was auch immer der schreibt, denn das ist keine lohnende Sache]
[661] [Ich schreibe später darüber]
[662] [Was wird noch daraus werden?]
[663] [Das schreibt Herr Aub.]
[664] [All das können wir den den Budaörsern verdanken, sie werden es aber einmal zurückbekommen.]

		nagyon beteg. B[?] úr Amerikába megy, azt hiszem már meg irtam? Ezeket írja föt. Ritter most ma- gyarúl, mert lapot irt, amit én is helyeslem (mert több titkos dolgot irt.) Az én […] naprol napra veszedelmesebb lesz, amit mar alig birom. Szegény nővérem itt és a többiek [valahova?][665] Keine Antwort jetzt, sonst sind Sie nur gehindert mit Ihr Arbeit, ich bin auch so zufrieden. Alles lassen Sie auf die Großen Ferien Monate. Hier wird gesprochen, daß zwei ~~u~~Ungárn zu hause sind u. wurden von den Telepesen[666] freundlich empfan- gen u. bekommen gutes Essen u. Trinken u. auch ein gutes Bett u. zum Schluß bei der Nacht tüchtige Schläge. Ezt nem mondom tovább, mert a buda- örsiek hazudnak sokat és utána mulatnak. Ha igaz nagyon ~~He~~ helyes!!![667] 6.VI.50 Fary Toni v. Örsi káplán Csolnoki plébános és most esperesnek neve- zték ki. Das proletár ist am Tron (sajnos) Békás Toni ist in Süttő Pfarrer geworden gew. káplán in Örs aus Üröm der zuvor Bauer hies. Ertl Pista gew. káplán in Örs. denn auch Sie Herr Bonomi gekannt haben der aus Bp. stammt und sehr fromm war, aber innerlich gut deutsch ist apostoliert [?], das heist ungarisch „Észhez tért“.[668] Diese Ge- gend tut mir Leid, daß Sie es nicht schon können besonders jetzt im Monat Juni. In Maria makk (bei B.keszi) ist das Kloster modern aufgebaut (was sagen Sie dazu?) Sie dürfen mir jetzt aber nicht schrei- ben trotzdem ich in zwischen Ihnen öfters neues mitteilen werde; also vor der grosse Ferien nicht mir Schreiben. Ich bin ohnehin bei Ihnen im Geist [Seite 2] Nochmals ein schönen Dank für alles Gute was Sie mir schon getan haben. In besonders diesen Monaten bin ich im Gebet zum hl. Herzen [János?], das meine Bitte für Sie erhören wird u. Sie in der beste Gesundheit erhalten hilft für immer!!! Gott mit uns Ihr aufrichtiger immer u. dankbarer Heimgekehrter im Mutter- land	AH NH AH AH

[665] [Die Karte von F. Ritter ist gerade bei mir eingetroffen. Seine Mutter ist sehr krank. Herr B[?] geht nach Amerika, das habe ich schon geschrieben? Diese hat Oberpfarrer Ritter geschrieben, diesmal auf ungarisch, weil er eine Karte schickte, was ich auch sehr richtig finde (denn er hat mehrere geheime Sachen geschrieben.)
Mein Schwager wird von Tag zu Tag gefährlicher, was ich kaum mehr ertragen kann. Meine arme Schwester ist hier, die anderen irgendwo [?]]

[666] [Siedler]

[667] [Das erzähle ich nicht weiter, weil die Budaörser oft lügen und dann [feiern?] Wenn das alles stimmt, ist es richtig so!]

[668] [Er besann sich des Besseren]

		[…] Fary úr mindig németül ír (ezt nevezem)!!![669]	NH
2/1/ 041	17.06.1950? E	-	
2/1/ 033	28.06.1950 + 06.07.1950	Aus Paris erhielt ich eine Karte die eine Schwester die Professorin ist u. zur Zeit der Goldene [Jahren] meine Spiel- kameradin gewesen ist, daß wir sollen alle bleiben, wo wir sind u den Mut nicht sinken lassen. In Ungárn geht's (auch) über Leben u. Tod! Abwarten Gottes Stunde, sie wird schlagen vielleicht eher als wir er warten! Ja es ist in Ungárn traurig was auch Sie Herr Bonomi im Radio schon gehört haben dürfen? Meine armen zwei guten Schwestern u. beide Neffen […] u. Seppi geben mir zu den- ken, trotzdem ich in der Hoffnung lebe der baldige Erlösung? Hier sollen die Budaörser unsern Herrgott danken, daß sie da sein dürfen u. nicht immer Schimpfen. Was werden die (papok) jetzt in Ungárn sagen die damals gesagt haben (bárcsak az orosz jönne?)[670] Ich hätte Ihnen gerne einen Brief beigelegt von Herrn L. Ritter, was Sie Herr Bonomi bestimmt interessieren [möchte], aber ist es eine Verantwortung u. darum werde ich dieselbe Mitteilung aufbewahren u. einmal vielleicht bei Gelegenheit zeigen zu können. (Szomorú de való, hogy a papság között nincs békesség)[671] Nun jetzt geht es wieder hinter meinem Rücken mit [H.] Aubermann der an- geblich hieher beste[l]lt ist ohne, daß derjenige mir es verraten [Seite 2] möchte da er bei mir die Anschrift verlangte. Engem az egész ügy nem érdekel és tudom is honnét fúj a szél.[672] Das es nicht gut ausfallt ist einmal sicher. Wenn ich Aubermann wäre möchte ich jetzt nicht als solcher an der ganzen Sache teilnehmen. Von dem, Herr Bono- mi, soll niemand etwas wissen (elég okos Aubermann úr ehhez).[673] Herr Aubermann kennt den Mann garnicht, der das große Kirchweihfest (St. Stefan feier) in Schöntal veranstalten will. A fő, hogy én tudom, ki biztatja az illetőt.[674] Dr. Leber ist scheinbar auf mich böse wie ich es empfinde ohne Ursache, aber bestimmt ist Er von dem nicht überze~~i~~[u]gt, daß ich zu Ihm aufrichtig bin wie immer zuvor. Aus der Heimat bekomme ich keine Nachricht was mir nicht ganz richtig scheint. […] schweigt auch jetzt trotzdem es jetzt viel neues gibt in Örs. Apácák, szegények már civilbe járnak és privát házakban élnek jó embereknél, ahogy beszélik itt. Mi lesz még ebből? Talán kiföl a tészta…[675] […] [Notizen am Rand von Wenzl. Mit Bleistift geschrieben]: Éppen most futott be Aubermann úr hosszú levele.[676] Er wartet auf meine Einladung da Er den Bauer nicht kennt der in Schöntal ein St. István feier mit 2-3 ovo[677] Börser	AH NH NH NH NH AH NH

[669] [Herr [Fery] schreibt immer auf Deutsch (das nenne ich aber […])!!!
[670] [(Wären die Russen bloß schon da)]
[671] [es ist traurig, aber wahr, dass es unter den Pfarrern kein Frieden herrscht.]
[672] [Mich interessiert die Angelegenheit gar nicht, und ich sehe auch, woher der Wind weht.]
[673] (Herr Aubermann ist klug genug dafür.)
[674] [Hauptsache, ich weiß, von wem die Person ermutigt wird.]
[675] [Die armen Nonnen kleiden sich jetzt in Zivil und wohnen in Privathäusern bei guten Menschen, wie es sich hier herumspricht. Was wird noch daraus? Vielleicht werden die Nudeln gar…]
[676] [Gerade jetzt traf der lange Brief von Herrn Aubermann ein.]
[677] Gemein ist ab ovo Budaörser, also (die ursprünglichen Dorfbewohner)

		versprochen hat. Igen sürgősen várja a választ, mert a […?] [megszervezésére?] már ke- vés az idő. Aubermann úr[678] soll beten, daß die lb. Schwestern in Bad-Ischl verbleiben dür- fen. Én nem törő- döm az egész ünnepséggel.[679] Ich hab genug zu denken mit meine lb. daheim die jetzt hinaus- geschmißen werden in […] [2. Brief] 6.7.50 Sehr geehrter Herr Bonomi! Mein Brief ist bestimmt in zwischen bei Ihnen eingetroffen? Leider darf ich jetzt nicht viel mitteilen trotzdem wieder genug neues gibt. Meine Nerven!!! Kein Wunder meine armen daheim. Vergeltes Gott Ihnen alles was Sie mir hier in der neue Heimat getan haben. Die Gegenwart u. Zukunft noch weniger Briefe von Ihnen gehen aus meiner Hand nicht weiter. Von H. Aubermann u. St. Stefansfeier werde ich später schreiben. [Seite 2] Jobban tenné Aubermann úr ha otthon imádkozna St. Istvánhoz, amiért mindig oly jol ment neki országába.[680] H. Aubermann wartet auf meine Ein- ladung (úgy látszik nem bizik az ismeretlen magy [oder nagy?] rende- zőbe ki azt ígéri, hogy 2-3000 Börsi jön össze Schön- tálba.[681] Dr. Lajos Leber ist nach Creglingen eingeladen zur St. Stefanfeier, wo auch Aubermann sein wird (ezt irja neki Herzog Pali, most mi igaz? Én Auber úrnak nem irok semmit [682](die ganze Sache geht mich nichts an. Kreisz hat mir geschrieben) /nem sajnálja a papokat kik otthon igen örültek az O….nak/.[683]	NH NH NH

[678] [Er erwartet dringend die Antwort, weil es wenig Zeit für die Organisation gibt. Herr Aubermann …]
[679] [Ich kümmere mich um die ganze Feierlichkeiten nicht.]
[680] [Er wäre gut beraten, lieber zu Hause zu St. Stephan zu beten, weil es ihm in seinem Land immer so gut ging.]
[681] [Anscheinend vertraut er dem ungarischen [oder: großen?] unbekannten Veranstalter nicht, der versprochen hat, dass 2-3000 Budaörser nach Schöntal zusammenkommen würden.
[682] [(das schreibt ihm Pali Herzog, was ist jetzt aber wahr?) […] Ich schreibe Herrn Auber[mann] nichts.]
[683] [Ihm tun die Pfarrer nicht leid, die sich zu Hause auf die R[ussen] freuten.]

			AH
2/1/ 029	29.04.1951	Meine Schwester so wie Ihr Mann sind zu […] am [Ort], um Ihre Gebäcke u. Sie selbst abzuhollen. (heute abgereist). […] wird keine Nonne, trotzdem Sie sehr zurückgehalten wird. (Nagyon helyesen cselekszik)[684] Für die Nonnen- herschaft hat die Fam. [Name des BS] schon so manches Opfer gebracht. […] wird hier bei uns zu Hause in der Berufskleiderfabrik ihr [1. Seite, links, quer:] Mit den Nerven hatte ich einige Tage viel zu schaffen gehabt. Mi lesz még ebből?[685] [Seite 2] Brot auf ehrlichen Weg wieder weiter finden. Lenzi ist Ameri… katona.[686] Ein disziplin schadet ein wenig nicht, aber die „Korea“ gefahr wird etwas zu fürchten sein? Dr. Lajos und Dr. Gündisch úr folg [unlesb.] holló a hollónak nem vája ki a szemét.[687]	NH NH NH
2/1/ 039	04.02.1952	[Seite 1] Lajost sajnálom, ha […] hagya magát berántani, amiböl csak [huncutság?] lesz a vége. Emlékszik Bonomi úr még ~~ram~~ arra,[688] als wir zusammen bei der J. Rosibäsl waren, ~~als~~ wie ihr Engelkind, […] hineingeschrien hat, laßt Euch nicht anlügen von der alte? „Dr. Aubermannnak elege volt vele.“[689] Schweitzer P. pap[690] schreibt mir (ex oriente lux)[691] Ich habe Schwei- tzer ganz kurz auf einer Karte eine Antwort geschrieben. Vigyázz Pistikém hogy a forró napsütés meg ne ártson idővel.[692] Für die Stiffel gibt es ein wichs, aber für die Dummheit gibt es nichts (Krieger Miklos Spr.[?]) [Ende des Briefes – Brief bricht hier ab]	NH AH AH
2/1/ 058	14.07.1953	-	
2/1/ 063	23.08.1953	Bemerkung, 1. Seite links:] Mein Neffe ist mit 30 Kindern in einer Waldhütte nicht weit von Stuttgart „Ez is jó vakáció“[693] Die Kinder sind 10-14 Jahre alt. [Seite 2] Die Sachsen Szász sind noch soweit mir lieb, weil Sie ein reinen Kopf haben u. gute Kaufleute sind. Die Sudeten-	NH

[684] [Sie handelt sehr richtig.]
[685] [Was wird noch daraus?]
[686] [Ameri[kanischer] Soldat.]
[687] [Herr Doktor Gündisch [unlesb.]. Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus.]
[688] [Lajos tut mir leid, dass er sich von […] in die Sache hineinziehen lässt, was nur Büberei ergeben kann. Können Sie sich, Herr Bonomi, noch daran erinnern, …]
[689] [„Herr Aubermann hatte genug Probleme mit ihm.“]
[690] [Pfarrer]
[691] Lat. Schlagwort „Aus dem Osten (kommt) das Licht.“
[692] [Pass auf, Steffl, dass der heiße Sonnenschein dir nicht schadet mit der Zeit.]
[693] [„Das sind auch schöne Ferien.“]

		deutsche wäre mir am liebsten, wenn ich sie nicht kennen möchte. „In dem Volk ist schon viel „Csechisches“ Blut u. viel von den Österreicher, die mir auch nicht am besten gefallen, besonders die Wiener, das „Freche“	
2/1/ 057	13.10.1953	[Seite 1] Bestimmt war es auch für mich eine außerordentliche Große Freude nach anderthalb Jahr wieder von den mei- nigen etwas erhalten zu dürfen, schon deshalb, weil ich immer in der Meinung war, daß Ihnen wieder et- was Böses zugestanden ist, wie die Beiden Pechvogel sind, wie keine zweite es gibt. Am besten ist es wie es der fekete rendőr „[Varga?]“[694] macht, weil die kommen durch die Welt, ohne zu leiden…… […] In der Siedlung bei Künzelsau, wo die meisten Leányvárer eigenes Haus besitzen, „gehen nicht mehr heim“. Unsere Post nem vigasztalja a szép igéretekkel ami embereinket.[695] Die Hoch ist jetzt was ernstes geworden, weil auch Dr. Lajos seinen Namen hingegeben hat.	NH NH
2/1/ 049	04.11.1953	Ismét röntgen alá kerülök[696] 4. Nov. XI/53. […] Über hl. Kreuz muste ich ins Lager /bei/ Künzelsau, wo ich aber sehr wenig erfahren konnte, weil meine lieben Alten budaörser die im Altersheim waren abgestorben ~~sind~~, die sehr gut gewesen sind für solche Fragen. Kastner [?], Rotmeyer (~~der~~ Rotmeyer hat 30 Jahre bei meinem Großvater auf der Insel (bei) „Tököl“ als „Vinzelér“[697] geschaft), u. durch andre Alten die bei der Auflösung des Lagers verteilt wurden in weitere Alters- heime, sind mir nicht mehr zu haben. [Seite 2] Wenn Herr Bonomi es so haben will, so kann auch ich an Herrn Klotz schreiben? (Wie ich weis ist der schon [Vince?] in. Hl. Kreuz Házfőnök és Theologia tanár[698] bei den Salesianer? Sehr geehrter Herr Doktor! Sie haben von mein letzten Briefe erwenung gemacht, in dem ich mich bedankte für die vorher mir zugeschickte „Broschüre“ u. für das Beigelegte „Geld“ Hoffe, daß der- selbe bei Ihnen eingetroffen ist, trotzdem ich den Briefe Abends in dem Postwagen hineingeworfen habe, „was auch vergessen werden kann, herauszunehmen“. Remélem nem úgy van?[699] Von zuhause keine Post. Hier spricht man, daß bei der Entlassung der Gefangenen die ins Reich heraus durften, in den Zug hineingeschoßen wurde, so daß 5 Tote u. viele Verwundete sein sollen? (Ezt nevezem megegyezésnek) „Unsere Post“ erről nem ír.[700]	NH AH NH NH NH

[694] [der schwarze Polizist [„Varga?“] []
[695] [Unsere Post] tröstet unsere Leute nicht mehr mit schönen Versprechen.]
[696] [Komme wieder in die Röhre]
[697] [„Winzer“]
[698] [Hausoberhaupt und Theologielehrer.]
[699] Hoffentlich ist es nicht so geschehen?
[700] [(Das nenne ich aber Verständigung) „Unsere Post“ schreibt über diesen Vorfall nicht.]

2/1/ 044	27.11.1953	Prohászka[701] hat in Diosd bei der alte Kapelle eine Rede gehalten, daß St. Gelért die letzte Messe dort in Diosd dort ließ. Ein Franziskaner P. erzählte mir, daß aber am Kamerwald, wo die Ruine Sabina heute noch sichbar ist (vom Kloster,) soll St. Gellért die letzte Messe zelebriert haben. Als ich Dr. Aubermann erzählte, daß die Jesuiten „die Er, so wie ich, sehr schätzten“ dieser Kapelle Oberhaupt sind, sofort hört Er mich an u. versuchte mit den Budaörser [Seite 2] eine Prozession selbst begleiten, dazu aber sind sehr wenig Frauen erschienen, so daß Aubermann alles fallen ließ u. sagte, oda többé nem megyek, ha igy mutatkoznak.[702] Die Budaörser haben für dieses kleine Kirchlein, das mir so lieb war, keine Interesse, auch die nicht, die ein (Weingarten oder Ackerland) neben hatten. [Familienname] zu denen wir viel gekom- men sind, haben ebenfals einen Weingarten neben der Kapelle zrk 100 meter. […] Die Budaörser wissen hier fast alle Wahlfartsorte Schönenberg, Weingarten, Altötting stb. „aber meine arme Schwester kommt auch hier nicht zurzeit [zurecht?], die ~~zu~~ alle kennen lernen, weil Sie immer sehr viel zu tun hat~~te~~. A hegyi asszonyok eljárnak minden- hová[703] „aber auch zu jeder Unterhaltung“ Bei denen im Lager habe ich so manche angetroffen, jetzt u. vorher kommt auf einen „Scheslon“ liegen, neben der „Radio“ („aber templom nem kell nekik.“) Plébánosunk igen elkeseritett és jelentést tesz a Püspöknél. Ich verstehe nicht, daß wa- rum die kommunistisch gesinnt sind, wo Sie alles ha- ben, sogar manche eigenes Haus, Schweine u. Geflügel és még mellék fogás [lopás?], ha tiszta a le- vegő.[704] Wieder komme ich auf die Kapelle zurück. Dr. Aubermann sagte mir, daß dort hat Gellért die letzte Messe gelesen Petersbergben. Von dem Kreuz neben der [Seite 3] Kapelle, hat man uns Herr Doktor damals in Örs noch so manches erzählt, aber leider weiß ich es nicht mehr was? Daß die Jesuiten die Kapelle erhalten ist falsch, weil es die „Pálosok Gellérthegyen“ versehen musten „Pastoratio“ Diese Kapelle hat bestimmt sein richtigen Platz gefunden, trotzdem nicht den „Wahl- fahren Versuch“ es nicht gelungen ist; aber wurde die Gegend so rasch verbaut, daß es bald eine Pfarreir notwendig haben muss, was auch schon so bestimt war. Schweitzer Pista pappal sokat jártunk oda a szt. Sekrestyéshez érdeklődni, mert Pista szinte akart ott háztelket venni, többet. Pista nagy zsidó (~~volt~~) és reverenda allatt nem pap,	AH NH NH NH NH AH AH

[701] Prohászka, Ottokár (1858-1927), einflussreicher Bischof, Schriftsteller und Philosoph, sein offener Antisemitismus übte einen Enfluss auf die mittleren bürgerlichen Schichten in der Zwischenkriegszeit.
[702] [Ich gehe nicht mehr dahin, wenn sie sich so anstellen.]
[703] [Die Frauen von dem Berg gehen überall hin, […] („aber die Kirche brauchen sie nicht.) Unser Pfarrer ist sehr verzweifelt und erstattet bei dem Bischof einen Bericht.]
[704] [Als zweiter Gang auch noch Diebstahl, wenn die Luft rein ist.]

		hanem egy igazi örmény volt elbujva.[705] Der Sekrestyés[706] hat so ziemlich alles so erzählt, wie es Herr Doktor mir zukommen ließ im „Durchschlag“ […] Sind wir Herr Doktor mitsam nicht einmal bei den Herrn Egyházfi[707] persönlich auch gewesen?	
2/1/ 038	30.11.1953	Nicht weit von uns 4. km wohnte eine alte F. (mehr altes Ehepaar Kastner) die in Lückenberg wohnten u. sehr begabt u. religiös waren, welche ich sehr oft besuchte, weil die Beiden ein sehr offenen Kopf hatten u. alles 100% anehmen konnte, was für Sie jetzt Herr Doktor, so wie für mich ein sehr großer Verlust ist. Isten nyugasa őket R.I.P.[708] […] Die Frau mit ihr („laut-schallende Stimme“) höre ich oft heute noch, wenn ich so alleine sitze im Zimmer u. freu mich an sie zu denken, weil Sie eine [immerzu?] auf- richtige religiöse Frau war, wie man heute keine mehr aus Bf, Börs u. B.tétény finden kann. Gott schenke ihr den Himmel R.I.P. Sie war eine brauchbare Person für Ihre Arbeit u. hat es auch verstanden, nicht wie der Alte „Kőhegyen“ Präcker der uns mit einer „Semmel“ in Aufregung brachte, was so dumm ausgefallen ist, von diesem Alten, mit dem unser Hergott auch nur sein Pech haben kann, wann er dort ist? „Nem volt rosz ember csak egy kissé szemtelen“[709] Sehr geehrter Herr Doktor! Samstag gestern 29. haben wir von Seppi aus Gyula ein Schreiben er- halten über die „Russ. Zone“. Der Seppi verlangte die „Helyrajzi számokat“[710] von ihren Besitz in Örs. was das be- deutet ist mir ein Rätsel? Auch schreibt Er, daß es für Ihn schlimmer werden kann, wenn Er sich melden möchte hiher zu kommen, so daß Er keine Arbeit bekommen würde. Auch teilte Er es mit, daß wir uns bald wieder- sehen „itt vagy ott“[711] Was können die Armen alles schöne u. Trostvolles hören, daß Sie so sich freuen ist staunend. Ich glaube, itt élnünk halnunk kell és nem ott, ahol ezt úgy tanultuk[712]. Igen sok vigasz szavakat hallhatnak szegények, ami pedig nem válik valóra.	AH AH AH NH
2/1/ 326	06.07.1960 + 30.03.1965 + o. D.	Der Beichtvater von der Mutter, der Joseph főherzeg[713], war der Fritzenkalb [?] Pfarrer, der zu mir weit- läufig verwandt war D. Pf Frank war öfters in Alcsúth, mit dem Fritzenkalb [?], bei der große Familie,	AH

[705] [Mit Pfarrer Pista Schweitzer waren wir oft da, um uns bei Messmer zu erkundigen, weil Pista dort beinahe Grundstück kaufen wollte, mehrere sogar. Pista [ist/~~war~~] ein großer Jude, und unter dem Priesterrock verbarg sich kein Pfarrer, sondern ein echter Armenier.]
[706] [Messmer]
[707] Womöglich höhnische Bezeichnung für einen Pfarrer. [Wortwörtlich: Kirchenmann]
[708] Zuerst ungarisch, dann latein: Mögen sie in Frieden ruhen.
[709] „Er war kein schlechter Mensch, nur ein wenig frech.“
[710] [Grundbucheintragungen]
[711] [„hier oder da“]
[712] Eine höhnische Anspielung auf ein Zitat: […], hier müssen wir leben und sterben und nicht dort, wo wir das so gelernt haben. [Die Anspielung gilt für das Gedicht „Szózat“ von Mihály Vörösmarty, das als „zweite Hymne“ von Ungarn gilt, in dem es heißt: „Mag die Hand des Schicksals dich segnen oder schlagen – hier musst du leben und sterben.“]
[713] [Erzherzog Joseph]

		was mir mein Vetter Dr. Frank Pfarrer so öfters erzähl- te. Ich war einmal nach 15 Jahren, wo ich in Alcsut war, um die ungarische Sprache zu erlernen, auf Besuch u. in der Kastély[714], wo es so streng war für Fremde, führte mich der Kammerdiener herum als wäre ich ein Attache [Attacke ?], aus einen fremden Land gewesen. […] D. Pfarrer Kreiß hat keine Anschrift, da Er jede Woche wo anderst zellebriert, hust [?] mellett a rokonoknál.[715] Luckenberg hatte keine Gassen Namen aber als der Dr. Knebel in Örs. als Vikar war habe ich beim Kuba wo wir eingeladen waren dem Namen gegeben Máriental. Knebel hat das Haus wo wir waren Bagolyvár[716] genannt u. darauf habe ich den Namen für den neuen [?] Namen Luckenberg [Ödvashegy in Budaörs?] da doch die Kapelle zu ehren der Gottsmutter steht ausgerufen ezentul ezt Máriavölgynek (Márientalnak) mondjuk ami később hivatalosan is el lett ismerve.[717] beim ersten Haus ein (neues) wurde eine m. Statue in die (Niese) Wand ein- gestellt darunter geschrieben folgendes ./. [links am Rand] ./. Dieses Haus steht in Gottes Hand Máriental wird es ~~ernannt~~ genannt dies ist mein Andenken in Örs. [Forsetzung 2. Seite links:] außerdem ist der „Vinzenzverein“ auch durch meine Beratung en-standen u. D. Knebel wollte danach in Kath. Sonntagsblatt darüber schreiben, aber ich wollte es nicht. D. Knebel igen jo volt hozzám sokat tanultam tőle[718*] [Seite 2] 2). [Satzanfang fehlt] darüber zu handeln ausgesprochen sind. Jetzt, wenn ich fragen darf, was haben Sie Herr Doktor in der große Ferien vor? Was glauben Sie Herr Bonomi soll ich es tun dem alten József főherzeg zu schreiben der im Schloß garten auf der Bank saß u. sagte zu der Klosterfrau als Sie mich vorstellte (einzeigte) Bist du in Toni Wenzl sein Enkelkind? Dieser Mann sei im ganzen Kreiß als der größte Wohltäter bekannt sagte der József főh.[719] zu der Nonne. Ich habe ein schönes Gebetbuch in Haus Seine Tochter Elisabeth war die im gleichen alter war mit meiner Schwester […] Lehrerin die bei Sei- nen Verwalter war um die Ungarische Sprache zu erlernen. Ich glaub lejjebb szállt[720], die „Kaste“ u. als gleich betroffene sich doch freuen würde, wenn ein Budaörser der u. alle von unserem Hause in Alcsút waren an Ihn denken.	AH AH AH

[714] [Schloss]
[715] [bei den Verwandten]
[716] Wörtlich: Eulenburg. Spöttischer Ausdruck für etwas aufwändig aber unschön Erbautes.
[717] [wir haben es Mariental genannt, was später auch offiziell anerkannt wurde]
[718] [Dr. Knebel war sehr gut zu mir, ich habe viel von ihm gelernt]
[719] [Erzherzog József]
[720] [abgestiegen]

30 III / 65

[Seite 2]

Vorher Samstag, hat die Ziegeineren ober
uns so arg mich geergert, daß ich glau-
bte, der Plafon kommt herunter und so
können Sie Herr Doktor es jetzt verstehen,
was mein Leiden, Samstag darauf, erschwer-
te. Nichts dauert ewig und auch ich
werde bald zu Ruhe kommen dürfen,
denn, wenn man bald die [Jahresangabe] am Rücken
hat, da geht`s Heimzu und darf sich
nicht mehr ärgen. AH

Dr. Tölgyesi, tanito volt B.Jenőn Pf. Kreiß
fatornyos hazájában, de azelőtt nem Tölgyesi-
nek hivták, hanem Telmann úgy tudom
és pesten születet. Ez az úr minden hájal
kent pesti talpraesett és ezért szerettem
Őt és Ő engem. Igaz mindenhova nem

[Seite 3]

3).
mehetett és így Kreiß papot sem látogatta
meg. A fő, hogy Tölgyesi esp. barátom először AH
a hiveit látogatta meg, mert igy előbb
sikerült neki egy Autóhoz juttni, amit
én szivből kivántam [neki]. Utovégre, én már
papra nem várok, nem is keresem őket,
mert ezeknek pénzes emberekre van szük
ségük és tőlem nem kaphatnak semmit.
Egy pap, kivel Künzelsauban ismerkedtem
meg, oly szép levelet irt nekem és igen
megkért, hogy írjak már egyszer neki,
mert nagy gondot okoz, ~~neki~~ az én hallga-
tásom,. Dieser Herr ist ein, wie man hört
hier sehr reicher Herr, de ezt nem tőle
hallottam, hanem egy Inspektor úrtol, ki Őt
Künzelsauba, szintén megismerte.
Riedl Könyve nem kell, nem érdekel
egy csöppet sem. Úgy irnak akkárcsak már
1? dob. [doboz] volna fölösleges, de én tudom 15 doboz [?]
nem reskiroznak a budaörsiek és nem
igen fog elkelni, de ez nem fontos van
pénz a Caritasnak.[721]

[…]

[Bemerkung 3. Seite links:] Andris Freund Hptm. Mártin ist z.Zt. in Hamburg NH
auf einem Lehrgang u. wie ich weiß wird Er [unlesb.?]

[721] Dr. Tölgyesi, der Lehrer in Budajenő, mit seinem Haus mit Holzturm, von Pf. Kreiß, der hieß aber früher nicht Tölgyesi, sondern Tellmann, soviel ich weiß und er wurde in Budapest geboren. Dieser Herr ist ein mit allen Salben geschmierter, schlagfertiger Budapester und deshalb habe ich ihn gemocht und er mich auch. Er konnte jedoch nicht überall hingehen und so besuchte er auch Pfarrer Kreiß nicht. Die Hauptsache ist, dass mein Freund Dekan Tölgyesi zuerst seine Gläubigen besucht hat, da er so früher ein Auto ergattern konnte, was ich ihm von ganzem Herzen gegönnt habe. Letztendlich warte ich auf keinen Pfarrer mehr, ich suche keinen Kontakt mehr zu ihnen, weil sie wohlhabende Leute brauchen, und von mir können sie nichts bekommen. Ein Pfarrer, den ich in Künzelsau kennen lernte, hat mir einen sehr schönen Brief geschrieben, und hat mich gebeten, ihm zu schreiben, weil ihm mein Schweigen Sorgen bereitet. […], das habe ich aber nicht von ihm gehört, sondern von einem Inspektor, der ihn ebenfalls in Künzelsau kennen lernte. Ich brauche Riedls Buch nicht, es interessiert mich überhaupt nicht. Sie schreiben, als ob nur eine Kiste Bücher übrig wären, aber ich weiß, das sind 15 Kisten; die Budaörser gehen kein Risiko ein und es wird nicht verkauft, das zählt aber nicht, die Caritas hat Geld genug.

2/1/ 327	08.02.1965	Noch hat es ein solches ähnliches Wegel gegeben, vom [unlesb.?]-Hof das hinaus ging bis in die Notárgasse Notárigosn. Noch war ein so enges Gäsle, zwischen dem Schof- stal (Schofstohl), wo auch wir öfters durchge- gangen sind, wenn wir zur Hév[722] gegangen sind.	AH
2/1/ 042	02.06.1965	[Seite 3] […] Törökbálint: Dr. Grimm war Arzt in dieser Gemeinde viele Jahren hindurch. In welchen Jahr Dr. Grimm starb weiß am besten Dr. Lajos da Er doch bei der Beerdigung ein schönes Andenken hinterlassen hat für Ihn und allen die bei der Beerdigung teilgenommen haben da auch die csendőrök[723] in zwischen treten mußten oder sind sie unverhoft damals in Friedhof gekommen. […] Dr. Grimm war ein lustiger spaß macher und so [Seite 4] mußte es zum Schluß auch beim Heimgang lustig sein. Dr. Grimm Gasse hat es gegeben in Törökbálint aber welche es war ist mir nicht mehr bekannt. […] Es ist mir Glück, daß man alles bekommt und so bin ich doch nicht für den hunger Tod ausgesetzt. Igaz enni olyat amit szabad nem ünnepies.[724]	AH AH
2/1/ 046	02.07.1965	Hoffe, daß [nun?] Sie Herr Doktor, in [Seite 2] der Nachbarstraße noch nicht beinflußt hat, gegen mich, die es sehr treiben, wie es einer mir sagte, bei der Beerdi- gung meines Bruders, in […]. Natür- lich, bat mich dieser aufrichtige, gute Herr dafür, um Schweigen zu wollen. Dieser Herr gab mir den Rat, távol maradni ezek- től, mert ezeknek túl jó megy.[725] Vielleicht wird es bei denen auch einmal noch finster u. trüb. Mein Freund Hauptmann, der jetzt Major wird u. Stabsoffizier, im inenministerium ist in Bonn, schreibt, lieber [Name des BS] ich bin Dir treu bis zum Grab. […] schweigt, vielleicht schämt Er sich,	NH NH

[722] [Lokalbahn]
[723] [die Gendarmen]
[724] [Jedoch essen, was man darf, ist nicht feierlich.]
[725] [[…], von denen fernzubleiben, weil es ihnen viel zu gut geht.]

		oder ist Er Kom…..nist geworden, „se baj“[726]	
2/1/ 045	20.09.1965	-	
2/1/ 065	09.11.1965	Ich gehe niergens hin und schreibe niemand, bloß Ihnen Herr Doktor, dem Pf. Ritter u. Dr. Kreiß und den meinigen u. so werden meine Verfolgungen, zu Ende gehen. Egy nő, árgus szemmel figyeli a Nachbarstraßeban az urakat és mindenfelé eljár, úgy két hónapig otthon is volt, ami nem jot szül…. köztünk szólva[727] In größter Ehrfurcht grüßt Ihr immer dankbarer Hanzi, und Schwester. Egy paptol hallottam egy igen veszélyes eljárást amit 100% elhiszem, de papnak, nem lépnek a tyúkszemére és az egész Klerus mellette áll….[728] Ilyenkor [Satz abgebrochen]	NH NH
2/1/ 064	24.11.1965	[Seite 2] Vor einigen Tagen kam Abends um 8 Uhr, ein starker Mann, stock Ungár gebürtig aus Győr u. sagte, daß P. Szőke ihn zu mir schickte um seine ungarische Schriften, auf deutsch zu übersetzen. Der Mann war ein und ein und ein halbes Jahr verheiratet und ist jetzt geschieden, und will zu seinem Vater nach Amerika hinaus, der dort Staatsbürger ist. Also P. Szőke ist noch im Stgt., ami nekem igen gyanús és hogy még otthagya a szent hivatását, kitelik Tőle, mert igen csinos szép pap, ami nem oly egyszerű, ha nőket lát. Lehet, hogy tévedem, de hogy még itt van nem stimmel.[729] Daß man Ihre Eltern selig noch aus dem Grabe herausgeholt hat ist nicht so einfach und ist mit Kosten verbinden. Meine Eltern in Örs werden im alten Friedhof bleiben müssen, wo man vielleicht eine „Schweinemasterei“ darauf bauen will. Szomorú, de sok helyen így van. Dr. Bleyer szintén költözött, más hova.[730] [Seite 3] Hogy Stgt. Nachbarstraßeban nagy változások lesznek, már rég érzem, de szegény Lajos issza meg a levét. Szegény Lajos sokat fáradozott és hiába volt, amit már ő bizonyára is már úgy érezheti, maga is[731]	AH NH AH NH

[726] [„kein Problem“]
[727] [Eine Frau in der Nachbarstraße beobachtet die Herren mit Argusaugen und geht überall hin, ungefähr zwei Monate lang war sie gar nicht zu Hause, was kein gutes Zeichen ist, unter uns gesagt]
[728] [Von einem Pfarrer habe ich von einem ganz gefährlichen Verfahren gehört, was ich zu 100% glauben kann, aber einem Pfarrer wird nicht auf den Schlips getreten, weil der ganze Klerus an seiner Seite steht…]
[729] [[…], was mir verdächtig erscheint und noch dazu dass er sein Amt verlassen hat, kann ich auch glauben, weil er ein sehr hübscher Pfarrer ist, was nicht einfach sein kann, wenn er Frauen sieht. Vielleicht irre ich mich, aber da stimmt etwas nicht, dass er noch hier ist.]
[730] [Traurig, aber es geschieht in vielen Orten so. Dr. Bleyer ist auch anderswo umgezogen.]
[731] Ich spüre schon seit langem, dass in der Nachbarstraße Veränderungen zu erwarten sind, aber der arme Lajos wird es übel bekommen. Er hat sich bemüht, aber vergebens, was er wahrscheinlich auch schon selbst spürt.

2/1/ 052	ohne Datum	Nagys. Dr. Bonomi Jenő E. Tanár úrnak[732] Budapest XI. ker. Horthys U. u. 86. 9.	

Briefschreiberin Nr. 3

Inventarnummer	Datum	Sprachwechsel im Kontext	Alte/neue Heimat
2/1/ 007	08.10.1946		
2/1/ 012	03.11.1946		
2/1/ 006	30.12.1946		
2/1/ 010	13.01.1947		
2/1/ 263	29.01.1947		
2/1/ 004	27.02.1947		
2/1/ 005	20.03.1947	[Zeilen Insg.] [S. , Z..] Können Sie sich die Károly Laktanya[733] auf der Budaörsi ut[734]. vorstellen? Dort habens alle hinein. So wie Sie früher mit Soldaten voll war so wahr Sie jetzt zuletzt mit [Seite 2] Männer u. Frauen. In […] sein Bruder und Schwester waren auch drin Unterdem Trümern lagen Sie bei Nahts den die Kasserne hatte auch etliche ein- schüße, und Essen hat man nur mit Kle- der Ihnen bringen können den Sie sag- ten: „Schwáboknak nem kell.“[735] Mit Röcke haben niht in die Nähe dürfen.	AH AH

[732] [An Herrn [Universtitäts]Lehrer]
[733] [Károly Kaserne]
[734] [Budaörser Straße]
[735] [„Die Schwaben brauchen keins“].

		[Seite 3] Von Herrn Hauser noch keinen Thon. der ist zuhaus. „mint Ös Magyar magnak.“[736] Sie schreiben das die Schule Ihnen viel Arbeit maht. Und oft Müde ins Bette sinken, das glaub ich Ihnen, Aber ich täts so machen „Ahogy Ök velünk bánnak Ugy hasonlo kippen vissza.“[737]	AH NH
2/1/ 002	26.02.1948	[Seite 2] Von Ungarn habe ich ein Brief bekomen die schreiben das von Budaörs- Vörösörs getauft wird ´s svábmentes Kőszséget akarnak csinálni[738] Also die müssen alle hinaus [Seite 3] Die wo noch zurück sind haben keine ruh Tag u Naht, Sie schreiben wens noch so fort geht dan sind bald alle Häuser ohne Tach. Der Szakály Füszeres Wir sagten Bolond Jozsi[739] Der hatte mihr ein bäkchen Pakrika sahmen geschikt zum anbauen, als alte Bekan- te, jetzt wird ich in Kisthen geben damit Sie reht bald zum pflanzen sind. Familie […] luden mich ein ich soll komen u zum weissen Sontag soll ich mihr wein holen Er schenkt 10.-l Isten tartsa jó szokását.[740] Die Mutter wahr dort Sie besuchen am Dinstag ging Sie weg u am Samstag kam Sie Heim Sie schrieb mihr das eine kleine ähnlich- keit wahr wie zuhaus Sie haben auch ge- tanzt, Könen Sie es Ihnen vorstellen, da wur- de der alte Humer wieder versuht ob Sie noch gut zusamen Stimmen. Anton Franck als Wein u snabs erzeuger, da gab auch wieder ein herzliches lachen. Und nun kom ich jetzt zum Ende den sonst langt mein babier nicht [Seite 4] das nägste mahl geths weiter bis dort hin gibts sicher mehr neuigkeit, den jetzt fahre ich am Fekete pia[c?]ra[741] dort sind 400.- beinander die wissen schon wieder mehr neues.	AH AH NH NH
2/1/ 008	09.08.1948	[Seite 1] Es währ ja niht viel verloren gegangen wen es niht gelungen hätt wän ich meine zwei Kinder niht währn gewesen. Den um die Männer nus man heutzutage niht sorge tragen. Mert a Férfi talál igy is meg anugy is.[742]	NH

[736] [„als ur-ungarischer Spross“]. Sarkastische Anspielung auf die Loyalität zu den Ungarn.
[737] [„Wie sie uns behandeln, so ähnlich würde ich sie auch behandeln.“]
[738] [Rot-Budaörs]. Gmeint ist ein politisch linkes Budaörs. […] [siw wollen eine schwabenfreie Gemeinde machen].
[739] [Gemüsehändler … der Verrückte Sepp]
[740] [Gott möge diese gute Gewohnheit von ihnen erhalten.]
[741] [Auf den Schwarzmarkt]
[742] [Denn der Mann findet, so oder so.] Hervorh. Im Original.

		[S.1, Z.15-16] Hier schick ich ein kleines päckchen das ganze niht viel aber ich hab gehört das an Seife fählt hab auch igebon[743] die weiche Seife beigeben, die ist sehr gut zum waschen u ein wenig puding ich weis aber niht ob man Ihn gern ist oder niht. Kosten tuht es nihts. Wen es lehr ist, dan schreiben Sie mihr	NH ?
2/1/ 011	11.10.1948	Wir haben niht zum klagen, den wir theilen uns es halt ein dan geht es schon wieder. Az a Fö hogy mégis szabadok vagyunk.[744] Den wie Sie jetzt wieder heraus schreiben geht es Ihnen mistig jetzt sinds wieder Punktiert worden, also I. klasse die darf bleiben [Seite 2] II. Die müßen heraus die ist noch der Rest von uns III. kl. Die werden attelepitve de hová? ezt még nem dudják.[745] IV. kl. Die können Zuhaus bleiben, den die brauchen doch Taglöhner Ihre Wirtschaft was besitzen müßen Sie abgeben. Es ist so nihts, für Die, wo noch dort sind.	NH **AH**
2/1/ 003	04.12.1948	[Seite 1] Mit Familie […] war ich noch nicht im Briefferkehr. Aber ich hba gehört, hogy van szép malacunk váljék egészégűk- ve. ha volna nekem alyan helyen akkor nem csak egyet hanem tőbbet biszlalnék de sajnos nincs.[746] Ich hatte einem besuch, meine Mutter, Sie wahr aber nur zwei Tage bei mihr leida verging die Zeit zu schnell. Ihr [Krankheitsbeschreibung]. Sie schreiben von dem Torbágyer das verstehen Sie nicht gut. Ja das glaub ich schon da handelt Sie sich um die Männer niht wahr? Gott sei Danck keine Verwandschaft. Sie glauben mit […] Jahren ist man noch würzig. Ja die antwort bleibe ich schuldig. Den da woadma bis ma a so oát weán. Nämlich er hat auch eine hübsche Frau nur keine enge Röck u. dies maht viel aus bei Ihm er hat zwei Söhne beide scho Ferheiratet. Die sagen Der hört von alleinig auf. [Seite 2] Dies ist eine Einheimische Frau die nütztn aus wo Sie Ihm nur kann. Jól teszi ha dudja csinálni.[747] Sie hat vier Kinder angeblich zwei von Ihrem Mann die andere von gute Leut. Sie ist […] – Jahre alt, bis 50 ist, wird's doch genuck haben, bis dort hin kans von jedem Landtheil haben, den jetzt komt man mit verschiedene zusamen nicht wahr? Az őreg azt mandja hogy olyan szerelmes még életébe nem volt.[748] Ich glaub das muß von die vielen Kartoffel sein. es währ gar nihts zum sagen wen er nur seiner erste Frau wenigstens so viel tät geben das damit Leben könt, den das wird wieder anderst. Wir sind noch soweit gesund. was ich auch von Ihnen hoffe, Den jetzt koment wieder Weinahten es ist der tritte u. wier werden ich glaub so lang wir Leben hir verbleiben.	NH NH NH

[743] Womöglich Ungarisch, aber nicht zu deuten.
[744] [Hauptsache, wir sind doch frei.] Hervorh. Im Orig.
[745] [übersiedelt, aber wohin? Das wissen sie noch nicht.]
[746] [dass sie ein schönes Ferkel haben, wohl bekommt es ihnen. Wenn ich einen solchen Platz hätte, würde nicht nur eins mästen, sondern mehrere, aber ich habe keinen.]
[747] [soll sie es doch machen, wenn sie kann.]
[748] [Der Alte sagt, so verliebt war er nie in seinem Leben.]

		Ich habe jetzt wider so ein ganz anderes Gefühl als wie was mit uns geschehen tät. Lesz ahogy lesz[749]. Nur einmahl möht ich noch gerne so beinander sein wie Früher. Aber ich glaub kaum. Nun will ich für heute schließen. Und ich Bitte égesse el a Levelet ne hogy valaki lássa, mert azt hisszik hogy meg bolandultam mert olyasmit irok.[750] Ich grüsse Sie herzlich	NH
2/1/ 014	15.01.1949	Da ist der […] wieder zu seiner Frau gekomen Der wahr jetzt zwei Jahr zuhause u. lebte mit einer Telepes[751] Die hatte auch ein Kind von Ihm aber das bald. Der Bader Beck der wohnte auch dort oben bei uns. Der hatte bech. Disznot vágott és jo Szomszédja volt össze tartotak csak egy harmadik látta és föl jelentette őket 50 kg szalonát talátak nála a másik- nál nem dudom, 2- honapot kapott.[752] Ich sagte nur zurück mihr sicht Nimand mehr Nun muß ich schließen den mein papir zu klein ist. Es Grüßt Sie herczlich. Familie Weisskopf [rechts am Rand] Folytatás majd következik.[753]	AH AH NH
2/1/ 013	23.12.1949		
2/1/ 009	23.12.1968		
2/1/ 001	20.12.1977		

Briefschreiber Nr. 4

2/1/ 096	14.05 .1947	Sehr geehrter, unersetzlicher Herr Dr Bonomi! Ihre lieben Zeilen und die beigelegten, von feinster künstlerischen Ausarbeitung sprechende Ansichtskarten haben mich auf's freudigste überrascht. Mögen Sie bitte dafür ein von Herzen kommendes Ver- geltsgott empfangen. Ich bin glücklich /darüber/ und freue mich mit Ihnen, daß der liebe Gott auch auf diesen Gebiet Ihnen ein ausseror- dentliches Talent geschenkt hat. Auch will ich den himmlischen Vater bitten, Er möge Ihnen einen würdigen „Maecenas" senden damit Sie Ihre Gaben für Ihr und der Anderen Wohl leichter entfalten	

[749] [Es mag kommen wie es kommen mag.]
[750] [verbrennen Sie den Brief, denn man könnte glauben, ich sei verrückt, dass ich so etwas schreibe.]
[751] [Siedler]
[752] [Er hat ein Schwein geschlachtet und hatte einen guten Nachbarn, sie hielten zusammen, aber ein Dritter hat sie gesehen und hat sie angezeigt, 50 Kg Speck wurde bei ihm gefunden, bei dem anderen weiß ich nicht wie viel, 2 Monate hat er gekriegt.]
[753] [Fortsetzung folgt.]

		können. Es ist von mir, Herr Doktor, sehr unhöflich, daß meine Antwort auf Ihren l. Brief erst jetzt erfolgt. Ich bitte darum vertrauensvoll um Entschuldigung und nehme mir fest vor, in Zukunft dieser Pflicht besser nachzukommen. – Über mein derzeitiges Befinden kann ich nur Gutes sagen und hoffe, daß sich Ihre Lage auch voon Zeit zu Zeit günstiger gestalten wid. – Mein Studium bewegt sich jetzt, wie ich Ihnen schon mitteilte, auf einer gemütlicheren Art und wenn sich meine Gedanken manchmal um Ehingen herumschweifen lasse, so „kriege“ ich allmählich die sogenannte „Kainshasat“ Ungefähr zur gleichen Zeit als ich Ihren l. Brief erhielt, konnte ich auch von der gewesenen Schw. Oberin Klára zu Budaörs ein Schreiben erhalten aus Budapest. Unter anderem schreibt Sie auch folgendes: Nemrég temették Szakály igazgató úr (← volt) fiát a Józsit. (Tüdőbajban halt meg.) A nyár folyamán meghalt a jó Wéber Résí néni (die große Resl, wie immer die Szakálys nannte) Szép lassacskán megyünk mindannyian át. Úgy hallottam, hogy Kramer [?] bácsi lett a templomatya. (Apám helyett, akit a Doktor Úr valószínüleg ismert, hiszen a kis mackó ember [?] Hanzi bácsim nevezte így el, és ahogyan mondani szokta.) Hét-hét után egymaga pusztította el irgalmatlanul a hízott libákat és hízott ludakat és úgy állt mindig a pipával a szájában mint az egri bíró a kanászok előtt. u dann schrieb Sie noch: sokat imádkozom az én drága budaörsieimért, az Úr kiválaszottjaiért, hogy Isten Szent akaratán megmaradva viseljék az élet keresztjét. E sok fájdalom és szenvedés jutalma csak hitben boldog jövő lehet a régi otthonban. Reménnyel és bizalommal karolják át az isteni keresztet, mely sújtva is áld Erős a meggyőződésem, hogy híveink visszajönnek.[754] Der liebe Gott möge über unser Volk so walten, wie Er es mit Seiner unendlichen göttlichen Weisheit auf’s beste für uns meint. Mit den herzlichsten Grüssen verbleibe ich Ihr dankbarer	

Briefschreiberin Nr. 6

2/1/ 075	26.04.1970	Sehr geehrter lieber Herr Dr. Bonomi! verzeihen Sie das ich Sie störe, ich danke für Ihr liebes schreiben. vor Ostern. wie geht es Ihnen Gesundheitlich? mir geht es jezt shon edwas besser, war in den Feiertägen gans allein. Resi hatten Gäste und konten erst vorihen Sontag mich besuchen, leider lag ich im Bet, als ich von der warmen dampf Heizung von Mergentheim kam, war mein Zimer nach 3 wochen ausgefroren, habe mich erkältet. lorenz brachte mich gleich nach Elwangen auf den Shönenberg dort war auch dampfheizung hatte ein Zimmer, mir brachten sie das	

[754] [Unlängst wurde
der Sohn von Direktor Szakály beerdigt, Józsi. (Er starb an Lungenkrankheit.)
Im Sommer starb auch die gute Frau Weber […]
Schön langsam gehen wir alle hinüber.
Ich habe gehört, dass Onkel Kramer Kirchenvater geworden sei. (Anstatt meines Vaters, den
Herr Doktor wahrscheinlich kannte, denn der kleine Bärenmann, mein Onkel pflegte ihn so zu nennen). Er vertilgte Woche zu Woche gnadenlos alleine die fetten Gänse und stand, immer mit seiner Pfeife im Mund, wie der Richter von Eger vor den Schweinehirten. […] ich bete viel
für meine teuren Budaörser, für die Auserwählten des Herrn, damit sie im Gottes heiligen Willen erhalten das Kreuz des Lebens tragen. Der Lohn für diese vielen Schmerzen und Leiden
kann nur eine glaubensreiche Zukunft in der alten Heimat sein. Mit Hoffnung
und Zuversicht sollen sie das göttliche Kreuz umarmen, das auch unter Schlägen Segen bringt. Es ist meine feste Überzeung, dass unsere Gläubigen zurückkehren werden.]

		Essen hinein mir ging es hir so gut wie noch nie im leben. 8 Täge 119. M. es war mir nicht leid ich fülte mich gans gesu- nd einen tag war es auch herausn warm u Sonnenshein doch wie Er mich heimbrachte bis hir wieder warm war Lorenz traute sich nicht sagen gehts daweil hinauf zu uns dort ist warm, sinds nur froh Herr Dr. Bonomi das nicht verheirad sind énn ladom hogy nagyon fél[755] um des lieben Frieden macht Er alles fürchtet alles u leitet alles geduldig nur ich muste ins Bett. Hatte Fieber musten in Arzt hollen hatte im gansen Körber shmerzen. Lieber Herr Dr. Bonomi Ewibasl meine Schwester shrieb ich soll es Ihnen shon jezt shreiben wens jezt auf besuh komen möchte Sie Ihnen doch gerne sehn nicht auf der lezten minute soll ichs erst [Seite 2] shreiben ja Lörinz shrieb Ihnen es währe Ihm lieber wens später kämen doch kam die Antwort wir sollen gleich die sachen eingeben weil Josef hat so um 25 Mai herum Urlaub den nach einige wochen muß Er wieder auf seiner Arbeit es komen die Nyaralok[756] zurück. shrieb ewibasl dan hat Sepi wieder viel arbeit. Was meinen Sie Herr dr. bonomi Sie werden ja einige Sontag hir bleiben shreiben Sie an einen Sontag könten Sie vielleicht komen an welchen Sie können ja shon zu mitag Essen das die Zeit nicht so kurz ist ich freue mich shon wen ich nicht für michallein kochen muß in Ingelfingen habens sich alle immer so gut gefült gebe es Gott das auch hir sich gut füllen diese zwei armen sind ja so zu bedauern wen ich Ihnen nur gutes thun kann dan ist mein Wunsh in erfülung nun in der Hoffnung das wir auch Sie Herr Dr. Bonomi erw- arten können und mit vielen herzlichen grüssen verbleibe ich Ihre dankbare [Rand unten] wen Sie shreiben Herr D Bonomi ja nichts von dem ladom hogy nagyon fel[757] den Brief gleich im Ofen weil wen Sie mir shreiben möchte doh Lorenz sehn mert [unl.] es minden Post látya amit kapok. a Ngysaga[758]	

Briefschreiberin Nr. 7

2/1/ 001	29.12?.197 3	1973. XII 29. Sergéerter Herr Dr Bonomi! Iehren Brief mit grosser freidé erhálten és ist	

[755] [Ich sehe, dass er/sie große Angst hat]
[756] [Urlauber]
[757] [Ich sehe, dass er/sie große Angst hat]
[758] Mert [unlesbar] es minden postát lát, amit kapok, a Nagysága = [weil [unlesbar] sie sieht die ganze Post, die ich bekomme, die Gnädige Frau]

		immer für mich eine freidé wen fon békánde wás hören kánn, ich habé és mir nicht so forgéstélt das nach meiner Swéster ihren tot és so wird sein nicht wár ich war in [Ortsname] meiné swester […] und swéster Léondin háb ich jaré láng beité gébflégt meiné swéster wár herz kránk sw. Leondin war sond 89 jáhr alt und tabei gáns unbéholfen sihát ichre rehté ágsl gébrohen und turch dás hatsi sinicht einmál khemen könen, wen ich bevor ich sláfen kink bin ich immer hinein gégánken und hábsi géfrágt tetszenek még walamit kerni dás háb ich immer zuándwort béko- men, még kerni hizon de aneg a koudolalainkat is fingyelet enyire kizolkals benimket, minten nap imadkozunk erdet ha te is megörekzet es apolasra szorulsz hogy a jó Isten atja ezt neket viza amit nekünk adtat[759] wi ich noch in Gyula war und o álleinik, háb ich sooft auf disé wörter gédéngt aber jést sbür ich dás daskébét wirglich eine wirgung hát und és zurük békomt wénnmán wás kutés tut ich bin jést ser glüklich ser zufriden bei der Rézi sind si zumir her gézoken so dás wir zu trit im kánsen haus sint und sint so kut zumir wi wen ich ichré Mutter were ich hété es nicht géklaubt dás és mir noh so kut wird einmal sein. Sehgéerter Herr Dr. Bonomi [Seite 2] ich hábé állés durh gésuht wegen meinen lim Bruder János seiné Foto ich siké inen mer weil ich nicht weis welhé kut wird sein, und in St Nyitrabajna Kèlernt das weis ich sicher und tás er immer Prister hátvoln wern áber wégen sein herz und nerfen Kránkheit ist es im nicht gélunegn sokar wi unser kuter Táter géstorben ist hát er és wider gesucht und ist nach Östereich zu di Schulbrüder ins gloster gékánken er wár einiké monáté tort und ist wider heim gekommen wégen seiner Kránkheit auf das er in Budafog were in di sulkékánken és kán sein nur kánich mich nicht mer erinen, áber fon táheim hab ich sein féngébes igazolvány géfunden havi bérlet[760] für zu der es gébraucht hat weis ich nicht, nach so lángé jáhren kánn mán sie swer erinen. Ich békome állés so wis meiné geschwistern békommen háben ich bin ser zufriden wén mán es eindeilt reichts wensi mal gélegenehit haben bésuhensi uns Lorens wár mein gást in allerheiliken nur seine frau wár noh nicht hier. Fille Herzliché grüsé und álés	

[759] Tetszenek még
valamit kérni?
Még kérni? Hiszen te még a kívánságainkat
is figyeled, ennyire kiszolgálsz bennünket, minnen nap
imadkozunk erted, ha te is megöregszel és ápolásra
szorulsz hogy a jó Isten atja ezt neket vissza amit
nekünk adtál.
[Haben Sie noch einen Wunsch?
Noch ein Wunsch? Du liest doch unsere Wünsche ab,
du bedienst uns derart, jeden Tag
beten wir für dich, dass, wenn auch du alt bist, und auf Pflege
angeweisen, dass der Liebe Gott dir das zurückgibst, was
du uns gegeben hattest.

[760] [Ausweis mit Bild] [Monatskarte]

		guté wünchst inen	
2/1/ 148	20.02.1974	Sehr géerter Herr Dr. Bonomi! Iehren lim Brief háben wir mit grosser freidé erhálten und soviel ich sofort béseid über di si frágen änd- worden, Meine l. Mutter hatté wol 2 brüder der eine ist sont géstorben das ich mich doh noh erinen kán wár noh klein, der 2té Bruder der ist hier in […] géstorben also der […] bácsi wär Prister und auch ferwánter aber nicht Bruder fon meiner l. Mutter, meiné altésté sw. […] min sw. namé his si […] und wár 40 jár in […] swester seid 1949 wár si di sw Oberin in 1959 ist si géstorben in merz, wissen si dás dás bei der nácht hám si di swéstern min auto ábgéholt und hábens nách Ujszász tort sintsi einiké monát inder- niert géwésen und mein bruder […] hát gelern und dás er noh di érétsegi viskát[761] turch máchté nach er mu- sté er sofort einrüken, und gurz wor kriks enté ist er in di französise géfangensaft gératten und dort ist er swer krank géworten, so tás mán sont ti géfangenne sont frei hat lásen so musté unser l. Fater auf eigene gosten heim bri- ngen lásen fon tem kontmá fil sreiben was der mit gémacht hat bis er heim gékomen ist in 1919 in 30 november ist er heim gékomen und in 1920 in 18 mai ist er gestorben er wár Leitnánt. Mein bruder […] ist géstorben […] in […] Krs Öhringen géstorben. ja wier wáren unseré […] géswister fon tenen […] lébé nur ich mer traurik aber wár. Vi gét és inen gesundheitlich? Wier hatten allé [Seite 2] trei di kripe so dás ich és án herz immer noh sbüré ám somer wen di brüfungen worüber sind dánn bésuchen si uns dás si sehen wi kut wier és jést haben inter wohnung wir fülen uns wi wen wier in unseren eigen wohung möhten wohnen, Si werden doh auch bált indi rendé oder noh nicht? wen ich wás nicht gut gésrieben hétté dánn sreibensi weil mán hát auh sont einen álten kopf. Fielé herzliche grüssé und állés gutté wüchntst iehnen	

[761] [Abitur]

6.2 Ungarndeutsche Treubewegung in Herbrechtingen e. V. (Satzung)

(Satzung)

§.1. Die Ungarndeutsche Treuebewegung / kurz U.T.B./ ist eine Vereinigung derjenigen Volksdeutschen aus Ungarn, die nach Ungarn zurückkehren und die traditionelle deutsch-ungarische Freundschaft weiterpflegen wollen.

Die Bewegung erklärt sich als Rechtsnachfolger der für dasselbe Ziel 1938 in Ungarn gegründeten Treuebewegung, die man ungarisch: „Magyar Hüség [sic] Mozgalom“ genannt haben, zu sein, und die im Bundesgebiet seit 1946 ohne gerichtliche Eintragung funktionierte.

§.2. Der Sitz der Bewegung ist Herbrechtingen/ Wrttbg. – Die Bewegung ist beim Amtsgericht in Heidenheim/Brenz in das Vereinsregister eingetragen. – Erfüllungsort du Gerichtsstand ist Heidenheim/Brenz.

§.3. Die Bewegung ist eine Landesbewegung für das gesamte deutsche Bundesgebiet und übt keinerlei wirtschaftliche oder parteipolitische Tätigkeit aus

§.4. Das Geschäftsjahr entspricht dem Kalenderjahr.

§.5. Zweck und Ziel der Bewegung:

3 Pflege und Aufrechterhaltung der volksdeutschen Kultur.

4 Pflege und Förderung der traditionellen deutsch-ungarischen Freundschaft und Kulturgemeinschaft zwischen heimatvertriebenen Ungarndeutschen und die deutschfreundliche ungarische Emigration.

5 Aufrechterhaltung der Beziehungen zur der im Bundesgebiet und ausserhalb Deutschland ansässigen ungarischen Emigration. – Vertretung der Ungarndeutschen Interessen vor die [sic] ungarische Emigration so lange, bis Ungarn vor der russisch-kommunistischen Gewaltherrschaft befreit und die Rückkehr nach Ungarn

Die Bewegung beabsichtig zur Erreichung dieser Ziele folgende Einzelmassnahmen:

a/ Gründung von Ortsvereinen im Bundesgebiet.

b/ Abhalten von Mitgliederversammlungen, öffentlichen Kulturvorträge [sic] und Heimattreffen.

c/ Vereinbarung mit der ungarischen Emigration über der Rückkehr und Vermögenszurückerstattung der heimatvertriebenen Ungarndeutschen bzw. die Aufrechterhaltung der bereits erfolgten Vereinbarungen.

d/ Gemeinsame Abwehr von Eingriffen.

§.6. Die Mitglieder der Bewegung teilen sich in ordentliche und Ehrenmitglieder auf.

a/ Ordentliches Mitglied kann der sein: wer Volksdeutscher aus Ungarn ist und die Ziele der Bewegung anerkennt: aufgrund des Befreiungsgesetzes politisch nicht belastet ist; wegen eines gemeinen Verbrechens oder staatsfeindliche Tätigkeit gegen die Bundesrepublik nicht vorbestraft ist; nicht unter Vormundschaft steht und nicht Mitglied eines athäistichen [sic] oder staatsfeindlichen Organisation ist.

Die ordentlichen Mitglieder besitzen volles Wahlrecht und sind wählbar.

b/ Als Ehrenmitglied können aufgenommen werden deutsche und ungarische Staatsbürger, die die Ziele der Bewegung anerkennen und die traditionelle Freundschaft zwischen dem deutschen und dem ungarischen Volkes pflegen und Aufrechterhalten [sic] wollen.

Die Ehrenmitglieder haben kein Stimmrecht.

§.7. Die Mitglieder werden durch die Ortsvereinen der Bewegung aufgenommen und zur Bekräftigung dem Vorstandsrat vorgelegt.

Mindestalter für die Aufnahme als ordentliches oder Ehrenmitglied ist 18 Jahre.

§.8. Die Mitgliedschaft endet: 1. durch Austritt.
2. durch Ausschluss.

In beiden Fällen ist Wiedereintritt nicht möglich.
3. durch Tod.

Beim etwaigen Ausschuss kann beim Landesvorstand innerhalb von 14 Tagen Einspruch erhoben werden. Sein Urteil ist endgültig.
§.9. Die Organe der Bewegung sind:
1. Landesvorstand
2. Der Vorstandsrat, als Exekutives und Aufsichts-organ.
3. Vizevorstand für die einzelnen Länder der Bundesrepublik.
4. Landesausschuss
5. Ortsvereinen [sic]

Ad 1./ Der Landesvorstand wird Jährlich von den Landesausschuss mit Stimenmehrheit [sic] gewählt. Mitglied der [sic] Vorstandsrates ist: der Landesvorstand, der Fahnenträger, die Vizevorstände und einberufenen Mitglieder. Die einberufenen Mitglieder des Vorstandesdürfen höchstens drei Personen sein.

Der Vorstandsrat ist beschlussfähig, wenn die Hälfte der Mitglieder anwesend sind.

Der Vorstandsrat das Exekutivorgan des Landesausschusses und Landesvorstandes, und der Aufsichtsorgan [sic] über die Ortsvereinen [sic]. Entscheidet und bekräftigt die Aufnahme und Ausschlusses [sic] der Mitglieder.

Über unvorgesehene wichtige Entscheidungen ist die Zustimmung der Landesausschuss [sic] nachträglich einzuholen.
Ad 3./ Der Vizevorstand der einzelnen Länder in der Bundesrepublik, wird durch die Ortsvereinen des betroffenen Landes jährlich mit Stimmehrheit gewählt. Der Wahl ist dem Vorstandsrat zur Bekräftigung vorzulegen. Der Vorstandsrat entscheidet mit Stimenmehrheit. Sollte die Stimenmehrheit nicht zustande kommen, hat der Vorstandsrat das Recht die Ortsvereinen [sic] zur Neuwahl anzuweisen.
Ad4./ Mitglied des Landesausschusses sind:

a/ Der Landesvorstand.
b/ Die Mitglieder des Vorstandsrates.
c/ Die Vizevorstände.
d/ Die Obmänner der Ortsvereinen. [sic]

ad 5./ Zur Gründung eines Ortsvereines gibt der Vorstandsrat Erlaubnis und bekräftigt den durch die Gründungsversammlung auf einen Jahr [sic] gewählten Obmann im seinen Wahl [sic].
Die Ehrenmitglieder können eigenen Ortsverein nicht gründen.
§.10. Der Wahl der einzelnen Organen [sic] kann durch geheime oder offene Wahl erfolgen.

Die gewählten Amtsträger der Bewegung sind ehrenamtlich.

§.11. Der Landesausschuss wird von dem Landesvorstand zusammengerufen. Sollte die Einberufung aus wirtschaftlichen Gründen nicht möglich sein, so kann der Landesausschuss seine Entschliessung [sic] auch durch schriftliche Stellungnahme zustandebringen.

Der Landesvorstand ist verpflichtet den Landesausschuss einzuberufen, wenn ein drittel [sic] der Mitglieder ds Landesausschusses es verlangen.
§.12. Die Geldmittel der Bewegung, setzen sich ausschliesslich aus freiwilligen Spenden zusammen.
[Unterschrift von 11 Personen]“

6.3 Ein Beispiel für die Schwabensatirik: „Taszajtó Nagy Gergely esete a helyes kiejtéssel“ [Der Fall von Gregor dem Riesengroßen mit der richtigen Aussprache]



Taszajtó Nagy Gergely

ESETE A HELYES KIEJTÉSSEL

— Ahogy indulok haza az este a kocsmából, aszongya a Suvasztó Peczek Andris, vigyázz, Gergely, aszongyák, hogy a Csuma-közbe lesnek rád a svábok, meg akarnak verni. Mondok, de jó, hogy szólsz, Andris, mer ellenkező irányba akartam menni s megindultam a Csuma-köz felé. Hát csakugyan, ott lesett rám három ménkűnagy svábleqény. Ahogy odaérek, az egyik elkiáltja magát, hogy megállj. Mondok, felesleges azt mondani, majd bolond lennék továbbmenni, drága máma a szórakozás, a faluba se színház, se mozi. Rámordít erre a leghosszabbik sváb, hogy ne dumájj sokat, rövid leszek, hordd el magad a falubul. Mondok, lehet, hogy maga rövid lesz, de most még hosszú, akar az égimeszelő, úgy látom, hogy nekem kell megrövidíteni magát, hajja. Erre szájon akart vágni a sváblegény, de én megfogtam a kezit. Mondok szép szeliden, ne csinyájjon mán ilyeneket, hát vóna szíve megütni egy abszolut embert? Akkor nekemestek mind a hárman, oszt elkezdtek verni. Egy darabig csak türtem csendesen, jó van, mondtam, vótam én is fiatal, kell az embernek egy kis szórakozás ebbe a nehéz világba, hanem amikor az egyik elkiáltotta magát, hogy megállj Daszajdó Naty Kerkel, akkor méregbegyüttem, oszt úgy szétütöttem köztük, hogy a géppisztolyukat is kárinétnak nézték.

— Oszt min dühödtél úgy fel, te Gergely?

— Pupillás ember vótam én világéletembe, hogyha meg akarnak verni, hát legalább tanujják meg tisztességesen a nevemet...

Ludas Matyi, 28. Februar 1947, Nr. 8, S. 3.